ISIS.

DER MENSCH UND DIE WELT.

VIERTER BAND.

HAMBURG.
OTTO MEISSNER.
1863.

Urtheile der Presse.

Natur. Mit bedeutenden Kenntnissen, wohlbewandert in Physiologie, Geschichte und Theologie, höchst gewandt in der Darstellung seines Gegenstandes, hat der Verf. in den vorliegenden zwei Bänden ein Werk gefördert, das sich unter allen Umständen gut liest, in dem Denkenden eine grosse Thätigkeit des Geistes hervorruft, durch die Fülle der geschichtlichen Uebersichten eine Masse von Kenntnissen spendet und damit selbst denjenigen anzieht, welcher nicht auf des Verf. Standpunkte stehen sollte. Wir hoffen, nach Vollendung des Ganzen noch einmal auf das bedeutende Werk zurückzukommen und empfehlen es einstweilen der vollen Aufmerksamkeit unseres Leserkreises.

Prutz Museum. In dem Ganzen herrscht ein ernster und würdiger Geist, namentlich auch in den Abschnitten betreffend die Entstehung des Christenthumes; ohne dem Radicalismus seiner Ansichten das Mindeste zu vergeben, hat er dabei doch mit glücklichem Takte alles vermieden, was einer Herausforderung Andersdenkender ähnlich sieht; eine Enthaltsamkeit, die bekanntlich in derartigen Fällen nicht eben häufig geübt wird. Somit können wir das Buch, so weit dasselbe bis jetzt vorliegt, allen empfehlen, die das Bedürfniss empfinden, an der Hand eines kundigen und gewissenhaften Führers, sich über die höchsten Fragen der Menschheit aufzuklären.

Illustrirte Zeitung. Der stattliche Band eines ungenannten Verfassers, der uns hier vorliegt, ist die geschickte und sinnreiche Durchführung eines Systemes der Anthropologie. Aus Anatomie und Physiologie des Menschen entwickelt der Verfasser den Logos, den Begriff, die Erkenntniss; die Entfaltung des geistigen Organismus führt in stufenmässigem Fortschreiten zu den Anfängen der Gottverehrung und der Historie. Das Verhältniss der Menschenseele oder vielmehr des Gedankens zur aussersinnlichen Welt in seinen verschiedenen Phasen und Aeusserungen leitet durch das gesammte Gebiet der Askese, der Magie, des Aberglaubens hinüber in die befriedigende Region der geistigen Erkenntniss und eines geläuterten Seelenlebens. Die Begriffe der Endlichkeit und Unsterblichkeit stellen sich fest, die Stufen der Seelenvorstellungen werden entwickelt. Aus den ursprünglichen Vorstellungen des Menschen von „angenehm und unangenehm,“ die er theils dem eigenen Körper, theils der unwillkürlichen Beobachtung der Thiere verdankt, erwirbt er sich die gegensätzlichen Begriffe von „böse und gut,“ welche wiederum vielfacher Deutung und Modification unterworfen sind, je nach der Entwicklung des Einzelnen und der Völkerstämme selbst. In diesem gedrängten Rahmen auferbaut sich der Inhalt des vorliegenden ersten Bandes der „Isis.“ Das Werk scheint uns die allerdings sehr geistreiche Arbeit eines Dilettanten zu sein, der folgerichtig zu denken versteht und einen Schatz von Kenntnissen gesammelt hat, ohne jedoch denselben das Gepräge des eigenen verleihen zu können. Nichtsdestoweniger, oder vielleicht gerade deshalb, liest sich das Buch sehr gut und wird Jeden fesseln, der ernste, zum Nachdenken auffordernde Lectüre liebt. Das Buch darf warm empfohlen werden; wir sehen seiner Fortsetzung mit Erwartung entgegen.

ISIS.

DER MENSCH UND DIE WELT.

VIERTER BAND.

ISIS.

DER MENSCH UND DIE WELT.

VIERTER BAND.

HAMBURG.
OTTO MEISSNER.
1863.

Inhalt des vierten Bandes.

Heranbildung der Welt.

Verhältnisse der Welt.

Glück und Unglück.

Alte und neue Welt.

Schlussfolgerungen.

Heranbildung der Welt.

§. 411.

Frühzeitig gelangte der Mensch zu der Frage, woher er stamme, auch wie seine Aussenwelt entstehe und entstanden sei; die Antworten prägten sich in minder oder mehr entwickelten Formen aus, je nach der Bildungstufe zu welcher die Völker oder Einzelnen vorgeschritten waren. Die *Forschungen nach der Entstehung der Menschheit* müssen bereits auf sehr rückständigen Stufen begonnen haben, wie die beschränkten Erklärungen erweisen, welche von Völkern des Alterthumes gehegt wurden, so wie von rückständigen Völkern der Gegenwart gegeben werden.

Die Bildung der Menschheit schritt lange fort, bevor die Vorstellung erwachte, dass der Mensch sich zu betrachten habe als die höchste Entwicklung der Erdeuwesen. So lange er die Überlegenheit der stärkeren Thiere zu fürchten hatte, stand er ihnen als niederes Wesen gegenüber (§. 33), und als er diese Übermacht gebrochen, schauete er mit Verehrung auf die Vögel als höhere Wesen, ihm an Klugheit und Fähigkeit überlegen. Diese Bescheidenheit hat den Menschen Jahrtausende lang beherrscht und noch in der Gegenwart giebt es Völker, welche besonderen Thieren die höhere Stellung einräumen und dabei im Übrigen Kenntnisse besitzen, zu deren Heranbildung im eigenen oder fremden Kreise es der Jahrtausende bedurfte. Es war die Selbstfolge jener Bescheidenheit, dass der Gläubige seinen Übermächten der Stärke oder Klugheit Jegliches beimas was günstig oder ungünstig auf ihn einwirkte, ohne von ihm selbst herbei geführt worden zu sein und dass er jeden Eindruck, den er sonstig nicht zu deuten wusste, aus dem Verhalten dieser sichtbaren Übermächte zu erklären suchte.

Die Abstammung seines Wesens führte der Mensch auf seinem eigenen Gebiete nur bis auf einen Stammvater zurück oder auf ein Stammeltern-Par und begnügte sich damit, seine eigene Abstammung und die seiner Genossen in so weit zu kennen. Sobald er darüber hinaus wollte, stellte er den Menschen mit allem Anderen gleich oder noch unter einen Theil derselben. Bei Völkern, die keine Kunde hatten von ihrer Einwanderung in das bewohnte Land, beschränkte sich die rückständige Vorstellung auf die Annahme, dass ihr Stamm in diesem Lande entstanden sei, das erste Par unter der Oberfläche vorhanden gewesen und aus derselben hervor gekommen oder empor gewachsen sei und, die Solen lösend von der Erde, als wandelnde Menschen das Leben begonnen habe. Auf höherer Stufe der Vorstellungen suchte der Mensch seinen Ursprung im Thierreiche: die Tschippewäs-Indianer nehmen an, ihr Volk stamme vom Hunde ab; die Krähen-Indianer schreiben alles Daseiende, auch die Entstehung des Menschen, der Krähe zu und andere Völker lassen die Schildkröte Urvater sein. Im westlichen Asien war dagegen die Abstammung der Menschen schon in höherer Weise erklärt durch vorherige Riesengeschlechter: die Titanen und Giganten der Hellenen gehören dahin, Götter und Menschen fallen zusammen in ihrer Entstehung. Bei den Nordländern ist es die Kuh des Riesen Ymir, welche durch Belecken eines Eisblockes den darin steckenden ersten Menschen hervorzog, von welchem Götter und Menschen abstammen. Denselben Riesen stellten sie auch in anderer Art zur Entstehung der Menschen: im Schlafe erwuchsen unter seinem linken Arme Mann und Weib und seine Füse zeugten mit einander einen Sohn, worin wiederum nur eine Umschreibung der Entstehung des Menschen aus der Erde liegt, denn aus Ymirs Leibe ward, derselben Eddasage nach, die Erde gebildet. Bei weiterer Ausbildung forschte man nach den Keimen oder Satkörnern, aus denen die Menschen erwachsen sein sollten und gerieth dabei auf die Vermuthung, dass es Steine oder Drachenzähne u. dergl. gewesen seien, wie sich andeutet in den Sagen der Hellenen.

§. 412.

In einzelnen Zügen zeigt sich schon eine höhere Stufe, wenn der Mensch seine Entstehung mit der übrigen Welt aus gleicher Quelle herleitete, wie z. B. die Krähen-Indianer sich denken, dass die Krähe, ausser

dem Menschen, auch die ganze übrige Welt hervorgebracht habe. Auf diesem Wege ergab sich späterhin, als der Mensch gesehen hatte, wie Land entstehe im Kleinen und gelernt hatte aus vorhandenem Stoffe, namentlich feuchtem Thone Gestalten nachzubilden, die weitergehende Folgerung, dass es menschenähnliche Schöpfer gewesen seien, denen das Vorhandene entstamme, indem sie durch menschenartige Handlungen irgend welcher Art Alles gemacht oder hervorgebracht hätten.

Die Mönitari erzählen: Der Herr des Lebens, der Urvater der Menschen, jetzt im Felsengebirge wohnend, habe Alles gemacht und einen grosen Vogel abgesandt, der vom Grunde des Urmeeres die Erde empor gezogen habe. Auf den Tonga-Inseln der Südsee erklärt man die Entstehung der Erde d. h. dieser Inseln daraus, dass ein höheres Wesen die Erde aus dem Meere empor geangelt habe, wobei die Schnur gerissen sei als die Spitzen empor tauchten und deshalb sei der grösere Theil des Landes unter Wasser geblieben. Die Kamschadalen lassen die Welt von ihrem Urvater Kuka erschaffen sein, dem aber die gebürende Klugheit mangelte und der nur durch die klügere Urmutter verhindert ward noch grösere Thorheiten zu begehen: wäre er verständiger gewesen, so hätte er weniger Berge und Klippen in die Welt gesetzt, auch keine reissende und seichte Ströme, würde auch nicht solche Stürme und Regenmengen senden, um derenwillen mehr Schmähungen als Gebete an ihn abgerichtet werden. Die Neuseeländer lassen ihr höchstes Wesen Mave seine beiden Söhne tödten, um aus ihren Kiefern Angelhaken zu machen, an welche er als Köder ein Stück des eigenen Ohres hängte; damit hob er, im Meere angelnd, das Land empor und als er solches drei Monate lang fortgesetzt, fing er eine Taube, legte seinen Geist hinein und liess sie mit seinem Ende der Schnur in die Wolken steigen: so zog sie Neuseeland herauf, womit der erste Mann und zugleich das Feuer empor kamen. Mave kannte das Feuer noch nicht und verbrannte sich die Hand daran, stürzte sich vor Schmerz in das Meer und hatte, als er empor tauchte, die nebenliegende Schwefelinsel auf der Schulter; darauf bildete er die erste Frau aus der Rippe des ersten Mannes. Jener heilige Geist, welcher in Form einer Taube an der Schöpfung betheiligt war und die Erschaffung des Weibes aus Mannesrippen, welche überdies als Knochen „Heve“ heissen, gemahnen stark an die biblische Beschreibung und da überdies in den Sitten jenes Volkes Vieles den alt-israelitischen gleich ist, namentlich Beschneidung,

Fasten, Reinigungsgebräuche u. a. und in ganzen Bezirken der Gesichtschnitt semitisch ist, so deutet sich in ihnen, neben Semiten und Kaffern, der dritte Zweig an, welcher einem gemeinschaftlichen Urlande in Mittel-Afrika entstammt. Weitergehend würde auch jene Rippenschaffung eine Erklärung finden müssen, denn solche Vorstellungen sind nicht schiere Erfindungen, sondern haben in irgend einer Beobachtung ihre Begründung. Die Deutung vom Verluste einer Rippe (richtiger eines Rippenpares) konnte aber nur dort entstehen, wo man aus Vergleichen jenen Verlust vermuthen konnte und die Gelegenheit hiezu findet sich in West-Afrika am Gorilla, welcher 13 Rippenpare besitzt, wogegen der Mensch nur 12 hat. Da dort Affen wie auch Menschen verspeist werden, so musste der Unterschied auffallen und solchen Völkern, welche die Verwandschaft mit Affen nicht abweisen, vielmehr sie als Waldmenschen und Urväter betrachten, lag es nahe den Verlust eines Rippenpares mit der Entstehung des höheren Menschen irgendwie in Verbindung zu bringen.

Je nachdem die Menschen ihre schöpferischen Verehrungwesen sich dachten, standen solche ihnen näher oder ferner: waren es bekannte Thiere (Krähe, Schildkröte o. a.), so hatte man sie in der Nähe; dem Indianer und Kamschadalen dagegen war der Schöpfer nur aus seinen Werken bekannt; ihnen lebte er entweder fernab im Felsengebirge oder unsichtbar in der Luft als Geist, der allerdings höre und sehe was die Menschen thun, aber unfassbar bleibe. Die höchste Vorstellung dieser Art zeigt sich im amerikanischen Stamme der Onondayas, nach welcher der grose unsichtbare Geist die Welt erschuf durch seinen Willen, darauf aus Thon zwei Menschenbilder formte, die er durch seinen Hauch belebte. Völker dieser Art entrücken ihre Vorstellung jeder sichtlichen Form, denken sich eine unbekannte Gröse, ein Unsichtbares, einen grosen Geist (x), der alle Möglichkeiten in sich trägt, aber den Menschen nur erscheinend in seinem Thun, d. h. in den Gestaltungen der Welt.

Minder erhaben sind die semitischen Vorstellungen, in der biblischen Beschreibung ausgeprägt, denn sie bezeichnen als Schöpfer der Welt dieselben Elohim, welche dem Menschen sichtbar auf Erden erscheinen, im Garten wandeln (1. Mose 3. 8), von der Erde auffahren (1. Mose 17. 22) u. s. w., auch im Traume erscheinen und reden. Es wird beschrieben, in welcher Reihenfolge die Elohim Jegliches in sechs Abtheilungen machten aus dem Urgemenge: zuerst das Licht sich ausbreitend, dann die Erde auf-

tauchend aus dem Meere; wie sie den feuchten Wolkenhimmel schieden vom Meere, die Pflanzen entstehen liessen, die Thiere, den Menschen (Adam) aus Thon geformt; wie sie ihm ein Lebenswesen einhauchten (§. 86) und aus seiner Rippe das Weib Heva machten. Im Übrigen setzt sie, wie die meisten Erklärungen, voraus, dass der Stoff bereits vorhanden gewesen sei und nur der Scheidung und Formung bedurfte, denn sie begnügt sich nicht mit dem Schöpferworte „es werde und es ward," sondern giebt eine Beschreibung der stufenweisen Anfertigung, entwickelt aber darin bereits eine höhere Erkenntniss. Der Sternenhimmel, so wie Sonne und Mond, welche anderen Völkern und auch vielen Israeliten als Verehrungwesen (Bel-Zebaoth, Adonai u. a.) galten, waren in dieser Beschreibung nur untergeordnete Gestaltungen, so dass der Verfasser ersichtlich zu den Jave- und El-Verehrern (§. 41) gehören musste. Er bezeichnet die ältesten Wesen (Elohim) als Schöpfer, die Wüstengeister, welche späterhin in ihrer Einheit als „El" vom Moses verehrt wurden, dessen Anrufung durch alle Zeiten bis auf Jesus sich erhielt (Matth. 27. 46) und noch jetzt im Kaukasus fortbesteht bei Osseten u. a. verbunden mit Opfern und Weissagung.

Von den alten Egyptern sind mehrfache und unterschiedliche Erläuterungen vorhanden, welche einen Urheber andeuten, der aus sich selbst die Welt erschuf; nur sind die stattgehabten Spaltungen der Priesterschaften, so wie die Fortbildungen und Vermischungen noch nicht genügend aufgeklärt, um zusammenhängende Übersichten zu bieten. Es wird berichtet vom Weltenschöpfer Kneph, der aus seinem Munde ein Ei hervor brachte, aus welchem Ptah (der Feuerherr) als Weltenbaumeister entstand, der die obere Hälfte der Schale zum Himmel formte, die untere zum Gegenhimmel (zur Unterwelt) und aus dem Dotter die Erde mit ihren Wesen, die er darauf 2424 Jahre hindurch beherrschte. Es findet sich aber auch in Nieder-Egypten der Wüstenherr (Amun oder Amen) als Schöpfer Himmels und der Erde, mit dem Beinamen Munk-ter, d. h. Schöpfer der Welt, und diese Vorstellung ward späterhin dahin gesteigert, dass er zum schaffenden Verstande erhoben ward, zum Schöpfergeiste, zur Weltseele. Auch der spätere Sonnenherr (Osir) ward zum Schöpfer der Welt erhoben, beschrieben als „Licht der Welt" und „Schöpfer und Wächter des Himmels und der Erde, Schöpfer des Menschengeschlechtes, das da bewohnt die verschiedenen Länder, auch aller vierfüsigen Thiere von der Maus bis zum Menschen, Herr des Thierreiches, der Bäume, Sträucher, Früchte und

Pflanzen allzumal". In der Verehrung des Volkes findet sich aber auch angedeutet, alle Wesen seien das Erzeugniss des Sonnenherrn Osir und seiner Gemalin Isis, der Erdmutter.

Zu den Vorstellungen von menschenähnlichen Schöpfern gehört auch die Beschreibung der Nordländer, welche als Ur-Dasein die Unterwelt (Nebelheim) und die heisse Welt (Muspilli) annahmen. Aus belebten Thautropfen entstand der Urriese Ymir, von dem das Geschlecht der Frostriesen herstammte. Von dem ersten Menschen, den seine Nährkuh aus einem Eisblocke hervor leckte und dessen Sohn eine Riesentochter ehelichte, stammten Odin, Wili und We. Diese tödteten den Ymir, warfen ihn in den Abgrund (Ginnagap) und bildeten aus seinem Fleische die Erde, aus seinen Knochen die Felsen, aus seinem Blute alle Gewässer und die Steine aus seinen Zähnen und Kiefern; aus seinem Hirnschädel bildeten sie den Himmel, erhoben diesen über die Erde auf vier Stützen und setzten unter jede Ecke einen Zwerg, genannt Ost, West, Nord und Süd; die Funken, aus der heissen Welt geflogen, setzten sie unter den Himmel als Sterne, die meisten fest, einige lose, nach derem Gange die Tage, Monate und Jahre berechnet wurden; aus dem Gehirne bildeten sie die Wolken. Am Strande fanden die drei Schöpfer zwei Bäume und machten daraus das Urpar der Menschen, welchem Odin das Lebenswesen gab, Wili Verstand und Bewegung und We das Antlitz und die Sinne; sie gaben ihnen auch Kleider und benannten sie Ask und Embla.

Bei den Hellenen waren, wie auch in anderen Bezügen, mehrfache Vorstellungen im Gange. In den alten Preisgesängen zum Dienste des olympischen Zeus ist die Vorstellung ausgesprochen, dass die Welt nicht mit einem Male erschaffen, sondern aus einem dunklen Vordasein stufenweise gebildet worden sei zum schönen vollendeten Kosmos, dessen jüngste Gestaltung das Reich des Zeus, mit seinen Untergöttern und der jetzigen Welt, in Himmel, Erde und Unterwelt geschieden, von denen der lichte Himmel, der Äther das Vollendetste sei. In anderen Ausführungen der Hellenen deuten sich östliche, semitische Einflüsse an: das erste Dasein war der Okeanos, das Flüssige, aus welchem die Erde sich ausschied, umgeben vom Meere, welches die Welt begrenzt, mit tiefer und gewaltiger Flut in sich selbst zurück kehrend, gleich einer Schlange als Ring liegend. Nach Hesiod dagegen war das Vor-Dasein (Chaos) dunkel und öde im tiefgähnenden Abgrunde; in diesem bildete sich die Erdscheibe, über der-

selben der Himmel (Eros) und unter derselben die Unterwelt (Tartaros). Die Erde brachte den Sternenhimmel hervor, dann die ragenden Berge und endlich das Meer, selbstgeboren durch ihren Urtrieb; auf der Erde regte sich die Liebe, schied Männliches und Weibliches und so entstand die Fülle des Vorhandenen. Bei den Orphikern gehen die Bildungen hervor aus einem Ei, was auf egyptischen Ursprung der Vorstellungen deutet und die Reihenfolge der Welterscheinungen war das Ergebniss menschenähnlicher Zeugung: Uranos (der Himmel) zeugte mit Gäa (der Erde) zuerst die Titanen, namentlich die Söhne Iapetos und Kronos, so wie die Töchter Rhea, Themis und Mnemosyne; darauf Riesen und Unholde, die er in den Mutterschos zurück warf. Gäa stachelte ihren Erstgeborenen zu Rache, welcher zurückschauderte; aber der Zweite übernahm sie, entmannte seinen Vater und entriss ihm die Herrschaft der Welt. Mit seiner Schwester Rhea zeugte er drei Söhne Zeus, Poseidon und Aïdoneus, ferner Hera als älteste Tochter. Zeus empörte sich wider seinen Vater, überwand ihn mit dem alten Geschlechte und trat die Herrschaft der Welt an, welche er mit seinen beiden Brüdern theilte und mit der Hera ein Göttergeschlecht erzeugte. Das Ganze ist augenscheinlich eine Vorstellungreihe des späteren Mischvolkes der Hellenen, worin als ursprünglich Arisches nur Zeus und Hera erscheinen, in der höchsten Stellung, welche jenem arischen Himmelsherrn und seiner Erdgattin von Alters her verblieb; Kronos dagegen ist semitisch und Uranos egyptisch; mit ihnen wurden die heimatlichen Nebengestalten und Vorstellungen heran gebracht und jener Weltgeschichte eingefügt, zum bunten Gemenge der gesammten hellenischen Götter- und Sagenwelt.

Die Entstehung der Menschen ward in verschiedenen Weisen erklärt, durchgehends jedoch dahin, dass sie von der Erde stammten, aus der Erde gewachsen seien oder durch höhere Kraft aus Erde geformt und desselben Geschlechtes wie die Götter. Die älteste Menschengattung lebte unter Kronos im goldenen Zeitalter, frei von Sorgen und Mühe, glücklich und zufrieden. Als sie ausgestorben, schuf Zeus eine silberne Gattung, welche in Wohlleben verkümmerte und deshalb von ihm vertilgt ward. Demnächst schuf er eine eherne Gattung, hart und kriegerisch, riesig und von unwiderstehlicher Körperkraft, welche im Bruderkampfe sich ausrottete. Endlich das eiserne Geschlecht, der harten Arbeit unter Mühen und Sorgen lebend, böse aber des Guten fähig und fortlebend in der Gegenwart.

Von den Etrusken ist nur die Meinung bewahrt worden, der Himmel

sei das Erste gewesen und von ihm hätten sich Erde und Meer durch Absonderung und Niederschlag gebildet.

Bei den Römern finden sich keine ausführlichen Erläuterungen und Gedanken über die Weltentstehung. Aus ihrem ältesten Götterpare Dianus (Janus) und Diana, welche sprachlich auf das arische Wurzelwort „diu" deuten (§. 42), ward Jener gedacht als der Anfang von Allem, Urheber der Zeiten, Alles bildend und regierend, die Elemente Erde, Wasser, Luft und Feuer verbunden haltend. Jupiter, eine andere Ausbildung desselben Wurzelwortes und Himmelsherr wie jener, war erst später entstanden (herangebracht); Saturn war übers Meer eingewandert und hatte unter ihm, wie unterm hellenischen Kronos, das goldene Zeitalter geherrscht. Über die Entstehung der Menschen findet sich keine ausgebildete Sage.

§. 413.

Zu höheren Stufen gelangten die Vorstellungen, als sie die Bildung der Welt aus vorhandenen Stoffen zu erklären suchten und dem unbekannten Urgrunde nachspürten, um in dem Vorhandenen die Urstoffe oder Urkräfte aufzufinden.

Es war augenscheinlich für die Erklärung der Weltentstehung nichts gewonnen, wenn man das Fehlende durch die Annahme eines Weltenschöpfers ergänzte, denn es hiess nur die eigene Unkenntniss auf ein vorgestelltes Wesen übertragen, um darauf alles Unerklärte zu verweisen. Statt zu sagen: „Ich weiss nicht wie die Welt entstand", suchte der Mensch darin eine Erklärung, dass er behauptete, eine unbekannte Macht habe sie aus Stoffen oder aus Nichts hervor gebracht und diese wisse und könne Alles was dem Menschen unerklärlich sei: er versetzte seine gefühlte Unkenntniss in die aussersinnliche Welt (§. 62) und verlieh ihr dort eine Gestalt. Die Spuren des Überganges zur stofflichen Erklärung deuten sich an in der egyptischen Gestaltung aus dem Ei, die späterhin bei Hellenen und Römern Eingang fand und wobei augenscheinlich die Himmelswölbung und deren scheinbare Umdrehung, also rund geschlossene Form zur Vorstellung von der Eischale führte, deren Dotterinhalt das Feste der Erde bildete. Die israelitische Vorstellung lässt Alles aus den unorganischen Stoffen entstehen, selbst den Menschen aus Lehm, wie es auch die Prometheus-Sage bei den Hellenen annimmt. Die Nordländer dagegen nahmen einen orga-

nischen Urstoff, einen Riesen-Leichnam zur Grundlage. Alle bildeten ihre Vorstellungen nach Vorgängen und Gestalten, welche zum Vergleiche dienlich erschienen und bildeten demgemäs ihre Ursachverhältnisse (§. 16).

Bei weiterer Fortbildung stützte der Mensch seine Erklärungen auf die nächstliegende Beobachtung der Landbildung, wie sie in den grosen Flussthälern am Nil und Euphrat am auffälligsten beobachtet werden, wo bei den jährlichen Überschwemmungen durch Wasser aus dem Oberlande, aus der schlammigen Mischung neue Erdschichten sich absetzten, auch bei vorfallenden Durchbrüchen der Dämme die hinein stürzende Flussanschwellung den Boden zerriss, aufwühlte und ein schlammiges Gemisch von Stoffen jeder Art bereitete, aus dem in der folgenden Ruhe neues Leben erblühete ohne menschliches Zuthun. Der Vorgang der Weltentstehung erschien durch Vergleich erklärlich: im Anfange möge Alles in einer Urmischung gewesen sein, Wasser, Erde, Luft und Wärme (Feuer) in einem Gemenge; daraus habe sich durch Niederschlag die Erde abgesondert und ebenso wie im Flussbette durch Anschliekung Inseln entstehen, sei die Erde allmälig aus dem Wasser empor gewachsen; das Wasser sei zurück gewichen und umschliesse jetzt das Land; die Luft habe sich ausgeschieden und die Wärme (das Feuer) habe sich, wie an jeder Flamme zu schauen, aus dem Gemenge erhoben und bildete Sonne, Mond und Sterne, wie es die Sonnenwärme hinlänglich erweise; ausserdem erhoben sich Wärme und Wasser und bildeten Wolken, wie an dampfenden Gewässern zu beobachten. Aus jenen Flussthälern mögte die biblische Beschreibung stammen (1. Mose 1): „Die Erde war wüste und leer und es war finstere Tiefe; der Geist (Hauch) schwebte über dem Wasser. Und die Elohim sprachen: es sammele sich das Wasser unter dem Himmel an besonderen Orten, dass man das Trockene sehe und es geschah also. Und die Elohim nannten das Trockene Erde und die Sammlung der Wasser das Meer“.

Eine derartige Weltbildung ist auch wie folgt ausführlich beschrieben worden vom Griechen Diodor, wahrscheinlich nach egyptischer Vorstellung: In der vom Urbeginne her bestandenen Mischung der Dinge hatten Himmel und Erde einerlei Gestalt. Darauf trennten sich die Elemente von einander und die Welt empfing die jetzt noch vorhandene Anordnung dadurch dass die Luft in beständiger Bewegung war. Das feurige Element begab sich vermöge seiner Leichtigkeit nach oben und bildete Sonne und Gestirne. Der schlammige und erdige Stoff dagegen senkte sich vermöge seiner Mischung mit dem Feuchten, so

dass in der Mitte die Luft verblieb. Erst später und allmälig trennten sich durch anhaltende innere Bewegung das Feuchte und Erdige von einander, um Meer und Festland zu bilden. Durch die von der Sonne ausströmende Wärme bildeten sich Blasen auf der noch feuchten Erdmasse, in denen die Thiere erzeugt, durch nächtliche Nebel und Tageshitze der Sonne genährt und ausgebildet wurden. So gingen aus der Erde alle Arten von Thieren hervor, welche je nach dem Übergewichte der Elemente in ihrer Bildung einen verschiedenen Aufenthalt wählten. Darauf wurde die Erde durch Sonnenhitze immer mehr ausgetrocknet, so dass sie später nicht mehr grösere Thiere aus sich selbst hervorbringen konnte und die schon vorhandenen Arten durch Zeugung sich fortpflanzen mussten.

Unter den Denkern der Hellenen findet sich diese Richtung der Erklärung in verschiedener Weise ausgebildet:

Thales (6. Jahrh. vor Chr. G.) lehrte, nach den dürftigen Überlieferungen zu schliessen, das Wasser sei der Grundstoff, die aus dem Wasser entstandene Erde befinde sich auf demselben und jedes Vorhandene sei nur verschieden umgebildetes Wasser. Diese Annahme ward wesentlich gestützt durch die Beobachtung, dass Pflanzen und Thiere zum gösten Theile aus Wasser bestehen, indem sie gedörrt verhältnissmäsig leicht sind und Pflanzen unter heftigem Drucke das Wasser unmittelbar abgeben; ferner durch die Beobachtung, dass Wasser in der Luft schwebe, aus der es als Regen herabfalle; dass auch in der Erde Wasser anzutreffen sei, aus der es als Quellen hervorbreche; endlich auch durch die von Schiffern erlangte Kenntniss, dass die bekannten Länder vom Meere umgeben seien und an derem äussersten Ende das Indische Meer einerseits und das Atlantische andererseits sich ausdehnen, ohne jenseitige Ufer. Thales konnte sich deshalb denken, die Erde sei rund umher vom unendlichen Meere eingeschlossen, auf ihrer Oberfläche wie im Inneren vom Wasser durchzogen und über sich die feuchte Luft, also Wasser an allen Orten herrschend und Wasser die allesvermögende Grundlage, da ohnedem Nichts entstehe und alles Vorhandene verdorren müsste.

Anaximander, sein Zeitgenosse, nahm einen Urstoff an, dünner als Wasser aber dicker als Luft, aus welchem, vermöge der ihm innewohnenden unaufhörlichen Bewegung, die Bestandtheile und Zustände des Bestehenden sich sonderten: zuerst das Kalte und Warme, darauf das Trockene und Feuchte; die Erde gebar demnächst lebende Wesen aus Wasserblasen,

die zuerst mit einer dornigen Rinde umgeben gewesen seien, welche hinterher sprang; der Mensch habe sich hervorgebildet aus dem Thierreiche, bewohnte anfangs in Fischgestalt das Wasser, ging dann auf das Trockene und reifte zur menschlichen Gestalt.

Anaximenes (um 550 vor Chr. G.) dachte sich die Luft als Urwesen aller Dinge, aus welcher durch Verdichtung und Verdünnung, Zusammenziehung und Nachlassung Alles hervorgehe. „Wie unsere Seele, Luft seiend, uns zusammen hält, so umfassen Hauch und Luft die ganze Welt.“ Die Luft sei in beständiger Umwandlung und werde verdünnt zu Feuer, verdichtet zu Wasser, Erde, Stein. Sein Schüler Diogenes führte diese Lehre darin weiter aus, dass er die Luft als das Feinste, Alles Durchdringende sich dachte, als Luftgeist mit Verstand begabt, der Alles ordne und regiere, so dass sie, nach dem vom Lehrer aufgestellten Vergleiche mit der Seele, vom Schüler zur Weltseele erhoben ward.

Heraklit (5. Jahrh. vor Chr. G.) betrachtete das Feuer als Grundwesen der Welt; es werde in unausgesetzter Umwandlung zu Stoffen oder löse solche in sich auf, in der Art, dass diese Bewegung, durch stufenweises Erlöschen des Feuers absteigend, Luft, Wasser und Erde schaffe oder aufsteigend diese Stoffe wiederum in Feuer auflöse. Er sagte: „die Welt ist niemals von Göttern oder Menschen erschaffen, sondern sie war immer und wird immer sein ein ewig lebendes Feuer, das in abwechselnder Folge sich entzündet und wieder erlöscht, im ewigen Kreislaufe.“ Die ganze Welt ist im Flusse, streitend und sich einigend, aus dem Verschiedenen wird der schönste Einklang, Alles durch Streit; aus dem All entsteht das Einzelne und aus dem Einzelnen das All; keine Gestaltung ist fest; das Stätige ist lediglich im Grundwesen, dem Feuer, dessen Umwandlung Jegliches ist.

Empedokles (um 440 vor Chr. G.) nahm vier Grundwesen an: Feuer, Luft, Wasser, Erde, jedoch Feuer als das Ursprüngliche, aus welchem alles jetzt Sichtbare entstand und in welches Alles sich wiederum auflösen werde. Das Entstehen der Dinge sei lediglich Einigung jener Grundwesen und der Vergang nur Trennung derselben. „Ein Werden giebt es von keiner Sache, noch ein Vergang, sondern nur Mischung und Entmischung; Werden aber nennen es die Menschen.“ Die Mischung werde erzeugt durch Liebe, die Entmischung durch Streit der Grundwesen. Ursprünglich seien alle vier vereint gewesen in der Ureinheit (Kugel), bis der

Streit eintrat, der diese Einheit schied, woraus die Fülle der vorhandenen Erscheinungen entstand. Die Liebe strebt Alles zu vereinen und wird es endlich auch zur Ureinheit wiederum zusammen führen.

Anaxagoras (500 bis 425 vor Chr. G.) deutete den Ursprung der Erscheinungen, welche Welt genannt werden, aus einem vorherigen Gemische aller Elemente, in Ureinheit aus Theilen bestehend, unendlich an Menge und Kleinheit, umfangen von Luft und Äther, die beide unendlich sind. „Alle Dinge waren beisammen, unendlich an Menge und Kleinheit.“ Diese Ureinheit, in welcher der Same aller Dinge lag, nachdem er unendliche Zeit geruht, empfing vom weltbildenden Verstande den ersten Anstos zur Bewegung, worauf die Trennung eintrat, aus der die gleichartigen Urbestandtheile sich mischten zu Stoffen und aus dem Mischen und Entmischen dieser die vorhandene Welt entstand. Jener Verstand sei das Feinste und Reinste aller Dinge, habe Kenntniss von Allem und vermöge Alles, bewirke auch jede Umwandlung. Es schied sich vom Dünnen das Dichte, vom Kalten das Warme, vom Dunklen das Helle und vom Feuchten das Trockene. Die feinen, trockenen, hellen Stoffe bildeten den Äther, die dichteren, dunklen, feuchten die Luft, aus welcher vermöge der Bewegung das Wasser sich ausschied und aus dieser die Erde. Erkaltete Erdmassen bildeten Steine und einzelne Steinmassen, durch den mächtigen Umschwung der fortdauernden Bewegung nach oben gerissen und durch denselben in Bewegung gehalten, wurden Sterne, die vom Äther durchglüht, die in der Mitte des Weltalls ruhende Erde beleuchten und erwärmen. Aus den in Luft und Äther vorhandenen Keimen gebar die Erde Pflanzen, Thiere und Menschen, welche alle vom schaffenden Verstande belebt sind in verschiedenem Mase. Jedes Ding besteht aus Gleichartigem, aber nicht allein daraus, sondern hat auch Etwas vom Übrigen. „Es ist in Jeglichem ein Theil von Allem; die Welt ist Einheit und ist in ihr nichts geschieden oder mit dem Beile abgehauen, weder das Warme vom Kalten, noch das Kalte vom Warmen; aus Allem wird und kann Jegliches werden, es kann sich selbst in das Verschiedenste und Entgegengesetzte umwandeln.“

Demokritos (5. Jahrh. vor Chr. G.) lehrte, die Welt bestehe im Grunde aus unendlich kleinen Urkörpern (Atomen), nicht verschieden in ihrer stofflichen Art, sondern lediglich in ihrer Gröse und Gestalt, so dass, je nachdem diese Verschiedenheit in Formen, Ordnung und Stellungen sich auspräge, die aus den Atomen zusammengesetzten Dinge sich unterscheiden

und je nachdem die Atome sich verbinden oder trennen, die Dinge entstehen oder vergehen. Die Atome sind unendlich viele, können dieses aber nur dadurch sein, dass ein Trennendes vorhanden, welches sie in ihrer gegenseitigen Abscheidung erhalte; dieses Trennende sei der leere Raum oder das „Dünne," so dass die Vereinigung, das Werden aus der Urneigung der Atome entstamme, dagegen das Trennen oder der Vergang der Dinge von der Leere, welche sich zwischendränge. „Das Seiende ist um nichts mehr als das Nichtseiende; das Volle (die Atome) um nichts mehr als das Leere." Diese Leere oder das Dünne ist Grund und Bedingung aller Bewegung, indem sie die gegenseitige Berührung der Atome verhindert und sie dadurch in kreisende Bewegung setzt, so dass Gleiches das Gleiche anziehend, die Körper und Wesen entstehen, je nachdem die herrschenden Ursachverhältnisse es als Nothwendigkeit bedingen.

Zeno (3. Jahrh. vor Chr. G.) und seine Nachfolger lehrten, dass nur das Körperliche in Wirklichkeit da sei, alles Dasein sei körperlich und ausserdem nichts Wirkliches. Jegliches in der Welt, die ganze Welt sei ein Stoffliches, aus zweien Grundwesen stofflicher Art zusammengesetzt, einem Urstoffe und einer Urkraft: der Urstoff sei an sich ohne Form und Eigenschaften, auch bewegunglos, aber zu jeder Gestaltung und Umwandlung geeignet. Die Urkraft dagegen durchdringt den gesammten Urstoff und giebt ihm seine Gestaltungen, verhält sich zu ihm wie das Wirkende zum Leidenden; beide stehen in untrennbarer Wechselbeziehung zu einander, sind nur zwei Seiten eines Wesens, ebenso wie Leib und Seele des Menschen; die Welt ist ein beseeltes und vernünftiges Wesen, dessen Leib der Urstoff, dessen Seele die Urkraft. Diese nannten sie Theos, erklärten sie aber stofflich als Hauch, Äther, Wärme oder künstlerisches Feuer (Begeistrung) die allesdurchdringende und bildende Wärme in ihren verschiedenen Formen, ausgerüstet mit Vernunft, Verstand, Heiligkeit, Seligkeit, Vollkommenheit, Vater des All, Vorsehung, menschenfreundlich, wohlthätig, Vergelter des Guten und Bösen u. s. w.

§. 414.

In einigen jener Ansichten nebenher erscheinend, aber in den nachfolgenden als Vorwaltendes hervor gehoben, wird der G r u n d d e r W e l t i n U r e i g e n s c h a f t e n erkannt, von denen die Gestaltung herrühre.

Pythagoras (6. Jahrh. vor. Chr. G.) und seine Schüler fassten den Urgrund alles Daseins als Verhältniss der Dinge zu einander, in Zahlen ausgedrückt: die Dinge seien Erscheinungformen der Zahl und deren Gegensätze von Geradem und Ungeradem. Die Eins sei jedes Dinges Grundlage, das masvoll geordnete Ganze der Welt (der Kosmos); ihre Verdoppelung erzeugt die Zweiheit, den Zwiespalt, die Trennung. „Aus Streitendem und Entgegengesetztem besteht das Seiende; es liegt aber der Einklang darin, denn Einklang ist des Vielgemischten Einheit und des Zwiespältigen Zusammenstimmung.“ „Da die Urgründe (das Begrenzte und Unbegrenzte) einander weder ähnlich, noch eines Stammes waren, so würde es ihnen unmöglich gewesen sein, zu einem wohlgeordneten Ganzen zu werden, wenn nicht der Einklang in sie eingegangen wäre.“ Die gerade Zahl sei das Unbegrenzte, das in Einklang Stehende, die ungerade Zahl das Begrenzte, Widerstreitende, welches alle Unterschiede, Spaltung und Gegensätze erzeuge, wie: Ruhendes und Bewegtes, Gerades und Krummes, rechts und links, Licht und Finsterniss, Gutes und Böses, Männliches und Weibliches u. s. w.

Parmenides (5. Jahrh. vor Chr. G.) lehrte, dem wechselnden und getheilten Sein, welches wir Welt nennen, liege ein wirkliches, wahres Sein zum Grunde, weder geworden noch vergänglich, ohne alles Früher oder Später, unveränderlich und unbeweglich in sich ruhend, untheilbar in sich zusammenhängend und einartig, auch Alles erfüllend ohne Lücke und Leere. Was wir als Nahes und Fernes, Zeitfolge u. s. w. erkennen, ist nur Schein. Das wirkliche Sein ist auch das Denken, denn der Gegenstand des Denkens ist das Sein, nicht was durch die Sinne erscheint. Die Welt lasse sich um der Fasslichkeit willen denken als Gegensatz des zarten und feinen Feuers oder Lichtes und des schweren, dichten und kalten Dunkels, von denen aber nur Ersteres als das wirkliche Sein anzuerkennen sei, Letzteres nur als Gegensatz angenommen werde, als Abstufung des Lichtes, denn je mehr Licht, desto mehr Sein, Leben, Bewusstsein und je mehr Kaltes und Starres, desto mehr Leblosigkeit.

Plato (428—347 vor Chr. G.) erläuterte, dass jedem Dinge der Erscheinung ein Urgedanke oder Urbild (eine Idee) zum Grunde liege, ewig und unveränderlich, frei von aller Unvollkommenheit des Daseins seiner Form, nicht sinnlich wahrnehmbar, aber dem Verstande offenbar. Es sei eine Vielheit solcher Ideen vorhanden, aber jede habe nur ihre besondere

Art der Gestaltung. Die Ideen haben verschiedene Geltung, die des Guten sei die höchste, denn das Gute sei die ursprüngliche und höchste Quelle alles Seins, aller Ideen; sie seien aber keine Gedanken-Erzeugnisse, sondern in Wirklichkeit daseiend, bildeten ein einfaches, unkörperliches und unräumliches Wesen, das bei allem Wechsel der Erscheinungen unveränderlich beharre. So sagt er: „das Schöne ist ewig, weder entstanden noch vergänglich, weder wachsend noch schwindend, nicht in der einen Beziehung schön, in der anderen hässlich, so dass es dem Einen so, dem Anderen anders erscheine. Auch kann es nicht sinnlich wahrgenommen werden wie etwa ein Gesicht oder eine Hand; ebenso wenig ist es an einer Sache, sondern an und für sich da. Jedes was wir schön nennen, nimmt an dem Schönen Theil, doch so, dass während dieses Andere entsteht und vergeht, das Schöne selbst weder mehr noch weniger wird und nicht damit leidet." Die Ideen seien die Vorbilder der Erscheinungwelt, die Einzelndinge nur ihre Nachahmungen, Abbilder oder Abschattungen und Jegliches sei das was es ist nur als eine Gestaltung der zum Grunde liegenden Idee; zu jedem bilde eine Idee die Grundlage, denn es gebe Ideen nicht nur vom Schönen und Guten, sondern auch von der Stimme, Farbe, des Tones, der Gesundheit, der Ruhe oder Bewegung, der Kugel, des Tisches, selbst des Schlechten und Schändlichen.

Aristoteles (385—322 vor Chr. G.) lehrte in ähnlicher, aber abweichender Weise, dass jedem Dinge der Erscheinung ein Urwesen oder Urbild zum Grunde liege, aber nicht eine Idee sondern die Form, welche jedoch, um ein Ding werden zu können, des Stoffes bedürfe, so dass in Wirklichkeit Jegliches aus Form und Stoff bestehe. Im Stoffe sei die Form noch nicht vorhanden, als solche unkennbar; aber er strebt und begehrt nach der Form, fügt sich in die Form und beide helfen sich gegenseitig zur Erscheinung; die daraus gewordenen Dinge stehen im Vergleiche zu einander als Abstufungen. Den Urgrund aller Bewegung und Anordnung nannte Aristoteles, in Anlehnung an den Volksglauben, den Theos, ewig, unstofflich, unveränderlich, leidenlos, unbegrenzt, unbeweglich, einheitlich, reine Form, reines Denken und Wollen, aber nicht Schaffen; in denkender Betrachtung, das höchste und seligste Dasein, also ein ewiges und bestes Wesen, dessen Leben reine Selbstbeschauung und ununterbrochene Seligkeit. Der Theos ist reine Form, ohne Beimischung von Stoff. Die Welt ist aus Form und Stoff zusammen gesetzt, aber in jedem Einzeldinge verschie-

den: je mehr der Stoff überwiegt, desto niedriger die Stufe des Daseins: je mehr die Form die trübende Art des Stoffes beherrscht, desto höher steht es; die Form will den Stoff beherrschen, vermag es aber nicht gleichmäsig, sondern nur stufenweise und alles Überflüssige, Unzweckmäsige und Misslungene ist fruchtloses und verunglücktes Bemühen. Der Mensch und zwar der Mann ist Krone und Zweck der gesammten Welt, das Vollkommenste aller Gestaltungen, denn in ihm hat die Form sich erhoben zur Vernunft. Pflanzen, Thiere und Menschen besitzen Seelen, erstere nur ernährend, die zweiten ernährend und empfindend; aber im Menschen ist sie überdies Vernunft. Seelen ohne Leib sind nicht denkbar, sie vergehen mit ihm und nur die Vernunft, das Denken lebt fort.

§. 415.

Als Einfügung der ursprünglichen Vorstellung von einem menschenähnlichen Schöpfer (§. 412) in die Vorstellung vom Grunde der Welt in Ureigenschaften (§. 414) erscheint der Glaube an einen Demiurg, der als erstes Geschöpf des Urwesens die weitere Gestaltung der Welt bewirkt habe.

Die Grundzüge dieses Glaubens, wie er vorliegt, deuten sich an als chaldäischen Ursprunges. Die Chaldäer hatten, gleich den übrigen Semiten, den Wüstenherrn verehrt (§. 37) ursprünglich in der Mehrheit (Elim, ähnlich den Elohim der Israeliten), späterhin ebenso wie sie in der Einheit den El, wie es auch der Name ihrer Hauptstadt Babel (Thor des El) bezeichnet. Nach manchen Zwischenstufen, vornehmlich der Dreiheit (Adonai, Moloch, Kaiwan) waren sie zum Herrn des Sternenhimmels vorgedrungen, demselben der bei den israelit'schen Propheten als „Herr Zebaoth" vorkommt, die erhabenste ihrer Vorstellungen, zu welcher die Sternbeobachtungen geführt hatten. Es war der Sternenhimmel, das blaue, hehre Gewölbe, an welchem anscheinend fest die unzähligen Sterne haften und welches, hoch erhaben über die Wandelsterne (Sonne, Mond, Planeten) unaufhörlich in Ruhe und Gleichförmigkeit (scheinbar) um die Erde kreist, ohne Störung, Leidenschaft, Hitze oder Kälte, unwandelbar gesetzmäsig seinen Lauf vollbringend. So erscheint er auch im egyptischen Uräos (Uro-Ra) als blaue mit goldenen Sternen bedeckte Schlange, den Kreis

darstellend, indem sie sich in den Schwanz beisst; er liegt auch im indischen Varuna und dem hellenischen Uranos.

Die Beobachtung der scheinbaren, stätigen Umdrehung des fernen Sternenhimmels, verglichen mit den verschiedenen Läufen der nahen und kleinen Wandelsterne, musste den Eindruck der erhabenen Ruhe und unwandelbaren Gesetzmäsigkeit erregen: der Sternenhimmel bewegte sich im Ganzen, Alles umfassend, ohne Hast in einfacher Ordnung; die Wandelsterne dagegen als eine Anzahl Scheiben klein und gros, die Sonne im Jahre abwechselnd hoch und niedrig am Himmel, bald stark bald schwach, der Mond abwechselnd voll, getheilt oder verschwunden, die Planeten unerklärlich regellos wandelnd, Merkur (scheinbar) am stärksten und unordentlich hin- und herlaufend; so erschienen alle Wandelsterne kleinlich, schwankend und leidenschaftlich oder launenhaft im Vergleiche zum erhabenen Sternenhimmel. Mogte man die Sonne als Befruchter der Erde verehren, den Mond als keusche, reine Jungfrau und die Planeten als Schicksalverkünder, so erschienen sie doch alle als niedrig und menschenartig im Vergleiche zum Sternenhimmel, der ohne Leidenschaft, in unwandelbarer Einfachheit und Regelmäsigkeit waltete, hoch über dem irdischen Getriebe und den Wandelsternen: der Herr des Sternenhimmels musste der Höchste sein.

Die Welt ward aber nach wie vor gedacht als erschaffen und zwar von den Elim (Mehrheit) oder dem El (Einheit) oder durch den Sonnenherrn Bel. Wenn nunmehr diesen der Herr des Sternenhimmels übergeordnet werden sollte, so war eine Ergänzung der Schöpfunggeschichte nothwendig, denn dem Höchsten konnte weder das Erschaffensein, noch das Unbetheiligtsein zugeschrieben werden, vielmehr gebürte ihm der Uranfang, die unwandelbare Ruhe, das Nichtsein, aus welcher Jegliches entstand. Es kam hinzu, dass die fortschreitende Bildung immer mehr die Mängel der Welt, das Menschenfeindliche derselben als Solches erkannte, aber sich scheuen musste, dieses Böse dem höchten Himmelsherrn beizumessen, und so vereinigten sich zwei Ursachen, um dahin zu treiben, die älteren Weltenschöpfer beizubehalten, aber dem Himmelsherrn unter zu ordnen als seine Erstgeschaffenen, denen er darauf die weitere Schöpfung überlassen habe, so dass aus ihrer minderen Vollkommenheit die Mängel der von ihnen geschaffenen Welt sich erklären lassen. Es bildete sich eine vollständige Engel- (Dämonen) Lehre aus (§. 80) deren Scharen von Engeln

in stufenweise abnehmender Vollkommenheit aus einander hervorgingen, vom Höchsten bis zum Tiefsten reichend und alle Gestaltungen der Welt mit Engeln bevölkernd, die den Elementen gemäs in Erd-, Wasser-, Luft- und Feuergeister eingetheilt wurden, oder auch, der Weltspaltung gemäs, in gute und böse, Engel und Teufel. In diesem Sinne stellt auch der biblische Schöpfungbericht den schaffenden Elohim die Schlange gegenüber, das Urbild des Bösen, des Verderbers von Anfang her, den auch die Chaldäer als Feind des Lebensbaumes kannten, welcher, wie die Weltesche der Nordländer, inmitten der Welt stehe und den Geniessenden die Unsterblichkeit verleihe, gleich dem Lebensbaume des biblischen Paradieses (1. Mose 3. 22), so dass in den Elohim und der Schlange (dem egyptischen Tinbe = Verderber) Leben und Tod sich schieden.

Der Weltenschöpfer (Demiurg) war erstes und höchstes Geschöpf des Herrn der Sternenwelt, konnte aber als Geschöpf nicht vollkommen sein, deshalb auch die Welt nur mangelhaft herstellen; er behaftete sie mit Mängeln, die um so gröser wurden, je mehr die einander folgenden Schöpfungen von seinem Wesen sich entfernten. Er ward zudem übermüthig, lehnte sich auf wider den Höchsten, ward deshalb verstosen und gedemüthigt, um in Ungnade und Qualen zu büsen. Dieser Gedankengang ging durch die ganze gebildete Semitenwelt und kam auch zu den Hellenen in der Prometheus-Sage, die augenscheinlich semitisch ist, sowol in dem Opferbetruge, der ihm zugeschrieben wird und in der Menschenschöpfung aus Thon, wie auch in dem stellvertretenden Opfer des Kentauren Cheiron. Er fand sich auch ein im Christenthume und lebt noch jetzt im Kaukasus, wo die heimische Sage einen Urgeist oder Riesen in einer Höhle angekettet denkt, dessen Kettengeklirr die Umwohner von Zeit zu Zeit hören und der auch von Hinabgestiegenen gesehen worden sei als alter Mann mit langem Barte an Felsenplatten gekettet, dem Prometheus ähnlich. Diesen gefallenen Engel, den Bösen, kennt auch das Neue Testament als Schöpfer, als den „Herrn der Welt“ und am Kaukasus, so wie im Euphrat-Thale lebt das Volk der Jessiden, die sogar den gefallenen Engel verehren, dessen Namen Scheitan sie aber nicht auszusprechen wagen, sondern ihn „König der Engel“ nennen oder „König Pfauhahn“, welcher dereinst, vom Höchsten begnadigt, der Herr der Welt sein werde. In jenen Kakasus-Sagen, so wie bei den Jessiden ist die Versöhnung noch nicht geschehen, ebenso wie bei den Altpersern, deren Lehre erst am Welt-

ende den Herrn des Bösen, den Ariman (dessen Ursitz der Albordsch, der Berg Elborus im Kaukasus) durch Läuterung eingehen lässt in das Lichtreich; in der Prometheus-Sage bei den Hellenen, war dagegen die Versöhnung bereits vollzogen durch das stellvertretende Opfer des Cheiron.

Unter den jüdischen Mystikern fand sich die Meinung, der Höchste sei das Männliche der Welt, dagegen der heilige Geist (1. Mose 1. 2) das Weibliche und deren erster Sohn sei der Weltenschöpfer geworden. Daran schliesst sich unmittelbar die im Evangelium Johannis (1. 1—14) dem Jesus beigemessene Stellung als Gottessohn und Weltenschöpfer, der schon im Anfange der Welt dagewesen sei, von dem alle Dinge gemacht worden seien und der auf Erden erschien als Verheissener. Der Demiurg in dieser Gestalt ward durch Ulfilas, dem gothischen Bibelübersetzer (4. Jahrh. nach Chr. G.) in das Christenthum eingeführt, denn er unterscheidet den ungeborenen Gott und den eingeborenen Gott (Jesus), jenen als Vater und Schöpfer Jesu und diesen als Weltbildner in der Urzeit, nennt ihn auch den zweiten Gott, der, dem Vater untergeordnet, alle Dinge erschaffen habe und dem eine Stufe tiefer der heilige Geist folge, als Jesu Diener und Austheiler seiner Gnaden, vor allen anderen Wesen von Jesus erschaffen.

Die allgemeiner gültigen Bedeutungen des Demiurgen waren jedoch die des Bösen und fielen mit dem Satan zusammen, „dem grosen Drachen, der alten Schlange, welche heisst Teufel und Sanatas, der die ganze Welt verführt“ (Offenb. Joh. 12. 8. und 20. 2) oder des „Herrn der Welt“; dieselben Bilder und Bezeichnungen finden sich auch im „Loki“ der Nordländer, so wie im „Satan“ des christlichen Mittelalters, den man vielfach dachte und darstellte als in der Hölle gefesselt und von Teufeln gepeinigt, also büsend. Aber auch als gefallener Engel und Herrn der Welt gelangte er in das Christenthum durch die Albigenser, welche lehrten: Gott habe zuerst Luzifer und seine Engel erschaffen, die aber sich empörten und aus dem Himmel gestosen wurden (Offenb. Joh. 12. 9); darauf habe er die Welt erschaffen mit Menschen und Thieren, kerkerte aber darin die verbannten Geister und unterstellte sie dem Luzifer, seinem Erstgeborenen; späterhin erbarmte er sich und sandte seinen zweiten Sohn Jesus um die Menschen zu erlösen. Diese Anschauung erweiterte sich im 13. Jahrh. bei den Stedingern in Nord-Deutschland zur Behauptung, dass Gott mit Unrecht den Luzifer verstosen und ihm die Herrschaft der Welt genommen habe, deshalb auch ihn dereinst in Gnaden wieder aufnehmen werde; demgemäs ver-

ehrten sie den Luzifer und ermordeten seine Feinde, die Priester. Die gleiche Behauptung fand sich im 14. Jahrh. bei den Lollarden in Frankreich, die noch hinzu fügten, dass bei der dereinstigen Wiedererhöhung des Luzifer, sein Überwinder Michael (Offenb. Joh. 12. 7) mit seinen Engelscharn verstosen werden solle.

In der höheren Gestalt ward der Demiurg entwickelt durch die Denker, welche ihn nicht dachten als ein menschenartig gestaltetes Wesen, sondern als das Schöpferwort, als erste Willensäusserung des Höchsten, als ersten Anstos zur Entstehung der Welt. Diese Urvernunft (Logos) ward als Geist oder hauchartige Bewegung gedacht, die (1. Mose 1. 2) über dem Urmeere schwebte. Dieser Logos ging endlich in die dritte Person der christlichen Gottheit über, und die Dreieinigkeit enthält demnach zwei Demiurgen: erstens Jesus, der (Joh. 1. 3) alle Dinge machte und ohne den nichts gemacht worden ist; zweitens den heiligen Geist, in welchen die Vorstellung von der uranfänglichen, hauchartigen Bewegung, des Schöpferwortes übergegangen ist.

§. 416.

Zur Zeit Jesu und in den ersten Jahrhunderten erschienen nirgends neue selbsterdachte Vorstellungen über den Ursprung der Welt. Die Denker vertieften sich in frühere Lehren, suchten Vermengungen durchzuführen oder in semitischer Weise durch Verzückungen oder Versenkungen Licht zu gewinnen; namentlich waren es die schwächlichen Nachläufer der ehemaligen grosen Denker der Hellenen. Wichtiger für uns Europäer sind die Schöpfung-Vorstellungen im Christenthume, welche aus den semitischen und hellenischen Lehren hergeleitet wurden, zum Heidnischen gehörig, welches so reichlich aufgenommen ward, um die Mängel des Jesuglaubens (§. 180) ergänzend, seine Lücken auszufüllen.

Der neue Glaube war hierin, wie in so vielen anderen wichtigen Beziehungen, ohne Erläuterung des Stifters geblieben. Es sind von Jesus keine Äusserungen überliefert worden, aus denen seine Ansichten über die wichtige Frage der Entstehung der Welt erkannt werden könnten; auf Grund seines durchgehends zu den israelitischen Stammschriften eingenommenen Standpunktes, muss demnach angenommen werden, er habe deren Erklärung als richtig gelten lassen und bei einer Gelegenheit (Matth. 19. 4)

bestätigt er dieses, bezüglich des ersten Menschenpares. Von seinen Nachfolgern sind nur wenige Äusserungen überliefert, aber diese hatten bereits die Vorstellung vom Demiurgen in den Glauben aufgenommen und stellten demgemäs Jesus als Weltenschöpfer dar. So heist es

Joh. 1. 1—4, 14: „Im Anfange war der Logos (das Wort) und der Logos war beim Theos (Gott) und Theos war der Logos. Dieses war im Anbeginne beim Theos; alle Dinge sind durch dasselbe gemacht und ohne dasselbe ist nichts gemacht was gemacht ist. Und der Logos ward Fleisch und wohnete unter uns und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnaden und Wahrheit."

Kolosser 1. 13—18: Der Vater „hat uns versetzt in das Reich seines lieben Sohnes, an welchem wir haben die Erlösung durch sein Blut, nämlich die Vergebung der Sünden; welcher ist das Ebenbild des unsichtbaren Theos, der erstgeborene von allen Geschöpfen. Denn durch ihn ist Alles erschaffen das im Himmel und auf Erden ist, das Sichtbare und Unsichtbare, beides die Thronen und Herrschaften, Fürstenthümer und Obrigkeiten; es ist Alles durch ihn und zu ihm erschaffen. Und er ist vor Allem und es besteht Alles in ihm. Und er ist das Haupt des Leibes, nämlich der Gemeinde, welcher ist der Anfang und der Erstenstandene von den Todten, auf dass er in allen Dingen den Vorgang habe."

Es war also nach dieser Lehre Jesus vor allen anderen Wesen erschaffen worden als Ebenbild des unsichtbaren Theos und Er habe alsdann alles Übrige erschaffen, sei auch dasselbe Logos, welches späterhin in Jesus Mensch geworden und in seiner Auferstehung von den Todten den Vorgang gehabt habe in Tilgung der Sünde, welche durch Adam in die Welt gekommen. Diese Stellen mogten im Osten genügen, um den Logos zum Haupt-Verehrungwesen zu erheben, weil er schon im Anfange der Welt als Weltenschöpfer an die Stelle des Theos getreten war, mit ihm auch gleich stand; weil ferner Jesus nur seine zeitweilige, irdische Erscheinung war, seine sterbliche Verkörperung und endlich, weil er mit dem heiligen Geiste der Weissagung, Wunderverrichtung u. a. dasselbe war. Der Logos ward im Osten Alles in Allem, während man an anderen Stellen, namentlich Griechenland und Alexandrien, den Theos an die Spitze stellte und im Westen die Verehrung Jesu übermächtig gestaltete. Es rissen Unterscheidungen ein (§. 191), die das Christenthum in drei Kirchen zu spalten droheten und auch zerrissen hätten, wenn nicht 325 und 381 nach Chr. G. der

Glaube an die Dreieinigkeit beschlossen und mittelst Gewalt herrschend geworden wäre: Logos, Theos und Jesus wurden als gleichstehend und Eines seiend verbunden, um jeder Partei es recht zu machen und doch die Einheit der Christen zu retten.

Die christlichen Vorstellungen bewegten sich unausgesetzt auf heidnischem Grunde, waren Nachklänge der verschiedenen Lehren früherer Zeiten, welche man derartig gestaltete oder umdeutete, dass sie zum neuen Glauben passten, zu demselben hinführten und ihm als die vom Anbeginne der Welt vorhanden aber verborgen gewesene Wahrheit darstellten. Die Spaltung in Judenchristen und Heidenchristen (§. 179) machte sich auch hierin geltend: Erstere begnügten sich, wie noch jetzt die meisten Christen, mit der biblischen Erklärung, dass der Höchste (Adonai, El, Theos o. a.) die Welt durch seinen Willen erschaffen habe; Letztere nahmen dagegen die heidnischen Lehren in das Christenthum auf, um die Art der Erschaffung zu erklären. Es war die Wirkung der ursprünglichen Unterscheidung zwischen Semiten und Ariern (1. Kor. 1. 22): Dem Juden genügt ein Wunder, der Arier (Grieche) will die Begründung wissen; Jener glaubt, Dieser forscht. Dieses arisch-heidnische Grundwesen wirkte in folgenden christlichen Lehrern und Kirchenvätern.

Clemens von Alexandrien (2. Jahrh. nach Chr. G.) in den ihm zugeschriebenen Homilien lehrte: die Welt sei aus dem Theos hervor gegangen, dem im Grunde nur allein das Sein zugeschrieben werden dürfe, wogegen der Stoff das Nichtseiende, Leere sei. Anfänglich war Alles im Theos, aus dem die Welt hervor ging, indem das Kalte vom Warmen sich schied, das Feuchte vom Trocknen. Als der Theos diese Grundstoffe mischte, machte er durch seine ewige, schöpferische Weisheit (den Logos) mittelst Ausdehnung und Zusammenziehung die Einheit zur Zweiheit und schied dadurch die ganze Welt in Gegensätze und stellte aus jenen vier Stoffen ein selbstthätiges, böses Wesen her, das, wiewol vom Theos erschaffen, doch den Grund seiner Bosheit im eigenen Willen habe. Dieses Böse wirkt mit zum Guten, indem es strebt die Bösen zu verderben; aber es strebt falsch, indem es das Böse vernichten will durch Verderb der Bösen statt durch ihre Erlösung. Das erstgeschaffene Ebenbild des Theos war der Adam; die nachfolgende Eva folgte ihm als Gegensatz, denn Adam war der Prophet der Wahrheit, aber Eva der Ursprung der Sünde, des Heidenthumes. Adam habe den Menschen den rechten Weg gezeigt in seinen wechselnden

Gestalten als Henoch, Noah, Abraham, Isaak, Jakob, Moses und endlich als Adam-Christos, worauf er die ewige Ruhe erlangte.

Valentinus (2. Jahrh.), in Alexandrien und Rom, nebst seinen Anhängern lehrten: von Anfang her waltete der unergründlich schweigende Urgrund, bis er in sich eine Begierde weckte, vermöge welcher die 30 Geister- (Äonen-) Welten entstanden, mannweiblich wie das Urwesen selbst. Zuerst der Gedanke (Logos) als der Vater und Grund aller Dinge und allein dem Urwesen gleichstehend, auch alleinig im Stande, dasselbe zu fassen und zu offenbaren, jedoch in der schweigenden Tiefe des Urvaters zurück gehalten, sodass die anderen Äonen vergeblich sich bemüheten, den Urgrund zu erforschen. Der letzte Äon war die Weisheit (Sophia), welche in gewaltiger Sehnsucht nach dem Ewigen sich verzehrend, hinaus stürzte aus der Geisterwelt und unter gegangen wäre, wenn nicht der Äon Horos sie zu ihrer ergänzenden männlichen Hälfte, dem Willen, zurück geführt hätte. Um die Geisterwelt zusammen zu halten, traten noch Christos und der heilige Geist helfend hinzu und die Fülle der Äonen brachte gemeinsam den Heiland oder Jesus hervor. In ihrer Verzweiflung hatte Sophia das unreife Achamoth geboren, welches zwischen Sein und Nichtsein in leerer Öde liegend, der Ursprung der stofflichen, endlichen Welt ward, deren Horos und Christos sich erbarmten, um ihr das bewusstlose Dasein zu verleihen u. s. w.

Basilides (2. Jahrh.) in Alexandrien erklärte, dass aus dem ungezeugten Wesen des Unaussprechlichen, Namenlosen, des Urgrundes von Allem, sieben Geistermächte oder Äonen hervor gingen, deren erste der Logos, als Einheit der Vernunft und des Schöpferwortes gewesen sei. Diesem ersten und höchsten Geisterreiche seien 364 andere gefolgt, stufenweise an Reinheit abnehmend. Zu den 7 Geistern der untersten Stufe gehörte der Archon, der Weltenschöpfer der Juden (der Bibel) und aus dieser Stufe empfing auch die stoffliche Welt ihre Lebenskeime. Da aber dieser Judengott die Herrschaft sich anmasen wollte über die ganze Geisterwelt: so sandte der Namenlose seinen ersten Äon, den Logos, hinab in die Welt, welcher zum Zwecke der Erlösung des Geistes vom Stoffe, in Jesu Taufe mit diesem sich verband und, nachdem er als Simon von Kyrene das Kreuz getragen, zum obersten Geisterreiche wieder zurück kehrte.

Mani (3. Jahrh.) ein Perser, entnahm dagegen seine Begründung dem persischen Heidenthume, aus dem er die Lehre der Weltspaltung ein-

führte (§. 120). Von Ewigkeit her standen Geist und Stoff sich gegenüber als Urgutes und Urböses, das in lautere Helle ausströmende Urlicht entgegen der Finsterniss und ihren rasenden Gewalten. Um den Andrang des Bösen vom Lichtreiche abzuwehren, liess der Vater des Lichtes die Grenze bewachen durch einen seiner Engel, welcher als Quelle des Lebens den himmlischen Urmenschen hervor brachte zum Kampfe wider die finsteren Gewalten. Als dieser aber unterlag und in Gefahr stand, der Finsterniss anheim zu fallen, sandte der Vater des Lichtes einen Lichtgeist, der ihn erlöse und zum Lichte zurück führe. Der Urmensch hatte jedoch einen Theil seines Lichtes verloren an den Grenzen der Finsterniss und um diesen Theil zu erlösen, schuf der Urgeist die aussermenschliche Welt, in welcher die gefangene Lichtseele stufenweise sich empor mühen soll zum heimatlichen Lichtreiche; dabei helfen ihr zwei der Äonen, Christos und der heilige Geist. Der böse Urgeist schuf als Gegensatz jenes himmlischen Menschen, den irdischen Menschen und bemühete sich diesen in Finsterniss zu halten. Aber Christos, der Sohn des Urlichtes, erschien auf Erden, im Scheinkörper des Menschen Jesus und lies in seiner Scheinkreuzigung den widerstrebenden Geist der Finsterniss kreuzigen u. s. w.

Origenes (2. Jahrh.) lehrte, von Ewigkeit her sei das unstoffliche, unbegrenzte Urwesen (Theos) dagewesen, einfach in sich selbst ruhend. Im Sohne oder Logos sei der Inbegriff seiner Gedanken, die höchste Vernunft, vorhanden, aus welcher in Ewigkeit die mit dem Theos und Logos durch den heiligen Geist verbundene, übersinnliche Welt hervor gehe. Die in derselben befindlichen Engel waren stofflos und frei in der Wahl des Guten und Bösen, welches einen Theil derselben verleitete, vom Theos sich los zu sagen. Um ihnen aber die Rückkehr möglich zu machen, schuf Theos die irdische vergängliche Welt, in welcher jene gefallenen Engel Menschengestalt annahmen. Der Logos offenbarte sich wiederholt in den Propheten und liess sich zuletzt in Jesus auf die Erde herab, zum Zwecke der Erlösung u. s. w.

Diese Vorstellungen und das Streben nach Weiterem erlahmten im Getümmel der Völkerwanderung und der folgenden Ermattung. Je mehr späterhin das Christenthum nach Nordwesten vordrang, aus dem Mittelmeerbecken zu den kühleren Teutonen, deren Heidenthum nicht die Grundlagen zur morgenländischen Fülle von Geistern, Engeln und Äonen besas, nahmen die Vorstellungen andere Gestalten an, bewegten sich ohne wesen-

hafte Formen in der aussersinnlichen Welt und mehr im Verstande als in der Einbildung.

John Scot (Johannes Scotus Erigena) im 9. Jahrh. sagte, die Welt lasse sich in vierfacher Beziehung betrachten: als Natur welche schaffe und nicht geschaffen wird; als Natur welche geschaffen wird und schafft; als Natur welche geschaffen wird und nicht schafft; als Natur welche weder geschaffen wird noch schafft. Die erste und vierte wird in Gott erkannt, die zweite und dritte in der Schöpfung. Etwas Anderes als Gott und ausser ihm giebt es nicht, denn in ihm ist Alles und ausser ihm Nichts: er ordnet und schliesst Alles zum Einklange. Gott war nicht früher als er Alles in das Dasein rief, sondern das Dasein ist ihm nichts Anderes als sein Schaffen: was da ist, ist er allein. Nicht der Zeit nach, sondern nur aus dem Grunde geht Gott dem Weltall voran.

Albert, Bischof zu Regensburg zwischen 1260 und 1280 lehrte, als Gottes ewige That sei die Welt im Augenblicke vollendet; gleichwol habe die Schöpfung als Offenbarung nur in Zeitfolgen geschehen können. Der Stoff könne nicht sein ohne Form, die Form nicht ohne Stoff; der Stoff sei nicht Ursache der Form, aber die Form Ursache des Daseins vom Stoffe und die Form unvergänglich, wenn auch das Geformte vergehe.

Johannes Duns Scotus (13. Jahrh.) erläuterte, die Schöpfung aller Dinge gehe von Gott aus, nicht durch irgend eine Nothwendigkeit des Wissens oder Willens, sondern aus reiner Freiheit, die durch Nichts ausser ihm bewegt oder bestimmt werde. Jegliches würde verschieden erschaffen, nicht durch Verschiedenheit des Stoffes, sondern durch ewige und unendliche Ideen seiner göttlichen Vernunft, in denen das Wirkliche, das Wesen jedes Dinges liege.

In jenen Meinungen und den meisten vorfallenden Streitigkeiten über das Wesen der Welt begegneten sich die semitischen Vorstellungen der Bibel und die Lehren Platos von den Grund-Ideen oder des Aristoteles von den Grund-Formen, deren Gestaltungen das Vorhandene sein solle; das semitische Genügen am Wunder durch einfache Willensäusserung des Höchsten, neben dem weiter gehenden arischen Streben nach Erläuterung der Entstehung der Welt; jenes von den Priestern gestützt durch Deutung der semitischen Lehre der Bibel, diese dagegen gefördert von Denkern, welche die Lehren der alten Hellenen in sich aufnahmen. Dieses Nebeneinandergehen des Semitenthumes und Heidenthumes, der Gläubigen und Denker

im Christenthume ward unhaltbar beim zunehmenden Aufblühen der Erforschung des hellenischen Alterthumes und so trennten sich Religion und Wissenschaft (§. 229) um fortan geschiedene Wege zu wandeln. Die Lehrer der Religion begnügten sich mit dem biblischen Berichte, setzten jedoch den Christengott an die Stelle der Wüstengeister Elohim; die Lehrer der Wissenschaft dagegen forschten unablässig weiter, um das Wie des Daseins der Welt zu ergründen.

§. 417.

Es entwickelte sich, unabhängig von der Religion, eine Folgenreihe von Ansichten der Denker und Forscher, welche theils scheinbar sich anlehnten an den Glauben, meistens aber in offener Unabhängigkeit sich entwickelten. Sie begnügten sich jedoch nicht mit der Wiederbelebung der Vorstellungen von althellenischen Denkern, sondern suchten bald auf Grund der fortschreitenden Naturwissenschaft weiter vorzudringen und wenn auch einige des Namens Gott sich bedienten, so wollten sie doch keinen von der Welt unabhängigen Schöpfer damit bezeichnen.

Cardanus (16. Jahrh.) in Pavia lehrte: das Eine ist das Gute und Vollendete, welches Alles in sich trägt und dem Alles zustrebt, das ewige Sein, in welchem allein das Werden der Dinge möglich ist und das die einzige und ewige Grundlage jeglicher Besonderheit ist. Dieses Eine ist Gott und die Welt ist die fortwährende Entfaltung seines Lebens. Der Stoff ist überall, aber nirgends ohne Form und ebenso überall in der Verbindung Beider die bewegende und ordnende Thätigkeit der Seele, die den Stoff gestaltet und durch ihn als Leben sich darstellt. Ihr Organ ist die das All verbindende und erfüllende Wärme, die überall neubildend wirkt, so dass im Weltall ein fortwährendes Umwandeln des Lebens vor sich geht.

Tilesius (16. Jahrh.) in Padua und Neapel suchte Alles zu erklären aus zweien Grundkräften der Wärme und Kälte, welche den Stoff in der Art durchwebten, dass kein Theil lediglich Stoff oder Kraft sei, sondern selbst im kleinsten Theile Beides vorhanden sein müsse. Der an sich leere Raum wird durch die Körper ausgefüllt. Der Stoff an sich ist in allen Dingen gleich und wird nur verschieden gestaltet durch die Kraft welche ihn durchwebt; er kann weder gemehrt noch gemindert werden, aber Wärme und Kälte dehnen ihn aus oder ziehen ihn zusammen und durch

sie wird jedes Dasein hervor gebracht, im unausgesetzten Kampfe und Streite. Das eigentliche Leben in allen lebenden Wesen liegt aber im unsichtbar ätherischen Lebensgeiste, den die Wärme aus dem Samen entwickelt und der in den Nerven, besonders im Gehirne, seinen Sitz hat.

Giordano Bruno (16. Jahrh.) lehrte: Gott ist der Urgrund, Ursache aller Ursachen, Grund und Ziel alles Strebens, der Ordner aller Elemente, das Sein in allem Dasein, die allgemeine Wesenheit und Grundlage, aller Wesen Quell, innerste schöpferische Natur aller Dinge. So ist Gott die im Ganzen und in allen Theilen waltende Weltseele, der in Allem allgegenwärtig wirkende Künstler. Ursache und Gestaltung sind dasselbe in dem Daseienden; die Form ist der wirkende Verstand selber als bildender und belebender Urgrund. Der Urgrund enthält zugleich den Stoff in sich und ist Alles was sein kann, Kraft und Wollen, Möglichkeit und Wirklichkeit in Einem. Die Welt ist Gottes lebendes Bild und Beides ist das Selbe: Die Welt das Werdende, Gott das Seiende, Alles Eines, unendlich, unbeweglich, Stoff oder Leib, Form oder Seele, Keines für sich allein, sondern Alles seiend, unermesslich und unvergleichlich, auch unendlich.

Vanini (17. Jahrh.) dachte Gott und Welt als das Selbe, den Stoff als unvergänglich, ohne gemehrt oder gemindert werden zu können; auch er kann nicht ohne Gestaltung sein, aber seine Gestalten wechseln. In der ewigen Natur liegt das Gesetz der Erhaltung und Zeugung; die Seele ist als Nervengeist in jedem Körpertheile ganz und die im Samen gegenwärtige, schöpferische Form des Lebens im Stoffe. Der Mensch ist die Welt im Kleinen und hat deshalb die Kräfte von Steinen, Pflanzen und Thieren.

Es war die Erforschung der sichtbaren Dinge, welche vom Anbeginne den Menschen geleitet hatte zu seinen Vorstellungen von der Entstehung oder dem Wesen der Welt; sie führte Südsee-Insulaner wie Nordländer zu ganz verschiedenen Vorstellungen, prägte sich aus in der 6tägigen Folge der biblischen Beschreibung und zeigt sich in den Erläuterungen der Hellenen, welche die Scheidung des Starren und Flüssigen, Warmen und Kalten, Liebe und Hass als Ursache dachten, je nach den sichtbaren Ergebnissen solcher Scheidungen in der Aussenwelt. Derselbe Ausgangspunkt ward auch im Mittelalter festgehalten und hat in der Folgezeit nur die Gestalten gewechselt, je nachdem neue Stoffverhältnisse oder Kräfte (Bewegung-Erscheinungen) entdeckt wurden, in denen man glaubte den Urgrund zu

finden, der Art, dass jede eingreifende Entdeckung ganze Reihenfolgen vorheriger Vorstellungen umwarf, um neue an ihre Stelle zu setzen.

Agrippina von Nettesheim (1487—1535) lehrte, dass alle Elemente zur Erzeugung eines Dinges zusammen wirkten, jedes Ding aber vorwaltend einem der vier Elemente (Feuer, Luft, Wasser, Erde) gehöre; auch die Sterne und Geister unterschieden sich demgemäs; ihrer Mischung entspringe jede Kraft und Eigenschaft. Durch die Weltseele lasse Gott geheime Kräfte in die Dinge strömen, unter Mitwirkung der Geister und Gestirne. Geist und Körper seien durch den allgemeinen Lebenshauch (Äther) oder Weltgeist verbunden, in welchem aller Dinge Zeugungkraft und Samen liege. Alle Dinge ziehen einander an oder stosen einander ab; Alles ist in Allem und wirkt auf Alles. Als Ausdruck der ewigen Wesenheit ist die Welt unermesslich, ewig, unvergänglich, voll des Lebens und der Tod nur ein leerer Name, nur Trennung und unwandelbare Wiedergeburt.

Theophrast von Hohenheim (1493—1541) ging über die Elemente hinaus zu den Stoffen. Er sagte: der Grund aller Dinge ist Gott, das Licht aller Geister. Alles ist lebendig und der Tod nur eine Umwandlung, Veränderung der Kräfte und Fähigkeiten; alles Sterben ist Wiedergeburt. Jegliches ist beseelt, denn jeder Körper hat seinen Lebensgeist, dessen Wirken im Stoffe waltet. Drei Grundstoffe bilden das grose Geheimniss aller Dinge: Salz als Grundwesen alles Festen, Schwefel das Grundwesen alles Feurigen, Quecksilber das Wesen alles Flüssigen. Ebenso werfen drei Welten ihre Stralen in den Menschen: das Himmelreich, die Gestirne und die Elemente. Die geheime Kraft aber, die jedes Einzelne zur Vollendung bringt, ist der Naturgeist Adech oder Archäus, der Alles bereitet und umwandelt.

Francis Bacon (1561—1626) wirkte nur mittelbar zu diesem Zwecke, indem er stärker als je zuvor die Erforschung des Vorhandenen jeder anderen Anwendung des Verstandes voran stellte und an die Stelle der Vorausschlüsse der Einbildung, das geordnete Vorschreiten der Forschung lehrte. Wenn auch die Erklärung mancher Denker in den vorhergegangenen Zeiten auf diesem Wege wandelte, selbst den jetzt albern scheinenden Aufstellungen wirkliche Beobachtungen und Erforschungen der sinnlichen Aussenwelt zum Grunde lagen, so hatten sie doch bei der geringen Kenntniss damaliger Zeit, um so mehr durch Einbildung das Fehlende ergänzt und waren dadurch mehr und mehr in die sogenannte geheime Wissenschaft (Magie,

Alchemie und Astrologie) gerathen, wo sie der ruhigen Betrachtung der Sinnenwelt nahezu fremd wurden. Die Forschungen hatten niemals geruht, allein sie waren nur ein unsicheres und wildes Umhertappen gewesen, weil das Gebiet dunkel und die Wege der Erforschung wenig bekannt waren. Bacon hatte das Verdienst, seinen Zeitgenossen eine Übersicht der Kenntnisse seiner Zeit zu geben und das Weiterforschen zu ordnen, zu zeigen wie Irrthümer zu meiden seien und anscheinend langsamer, aber um so sicherer zu Ergebnissen gelangt werden könne. Die grosen Männer seiner Zeit befanden sich bereits auf diesem Wege, schufen auch mehr als er, aber sein Einfluss half diese Zeitströmung fester und wirkungreicher zu machen.

Vom Anfange des 17. Jahrh. vollzog sich allmälig in diesem Kreise eine Abscheidung der eigentlichen Forscher von den Denkern, der Physiker u. a. von den Philosophen: Erstere beflissen, die Zustände und Änderungen des Vorhandenen zu erkennen, um daraus Ursachverhältnisse, Gesetze und Begriffe zu ermitteln; Letztere bemüht, von einem allgemeinen Vordersatze aus die Welt in ihrem Zusammenhange wie auch in ihren Einzeln-Gestaltungen zu erkennen; jene vom Einzelnen zum Gemeinsamen, vom Umkreise zum Mittelpunkte vordringend, Diese dagegen von einem gewählten Mittelpunkte nach allen Seiten hinaus strebend. Die Philosophen benutzten allerdings die Ergebnisse der Naturforscher, aber nur beiläufig, denn ihre Arbeit war vorwaltend ein Schaffen der Welt aus ihrem Inneren, von dem Mittelpunkte aus, den ihr eigener Grundgedanke bildete; ihre Hauptleistung bestand demgemäs in der Feststellung von Gottesvorstellungen und Gottesbegriffen (§. 57), aus denen sie alsdann die Verschiedenheiten ihrer Aussenwelt andeutungsweise erklärten.

§. 418.

Von den rückständigsten Zeiten her hatten die Denkenden nicht damit sich begnügt, zu erkennen, dass die Welt gemacht sei, sondern hatten auch zu ermitteln gesucht, in welcher Form dieses habe geschehen können, und nach Überwindung der Beschränkung, welche die nächste Umgebung, die eigene Insel oder das absehbare Land als die Erde betrachtet (§. 412), waren Vorstellungen entstanden über die G e s t a l t d e r W e l t.

Als nächstliegende Vorstellung ergab sich aus dem Augenscheine die bei mehreren Völkern des Alterthumes herrschende Ansicht, dass die Erde

eine Scheibe sei, auf welcher der Himmel als Halbkugel-Schale ruhe. Im gemäsigten Erdstriche ward dieser Himmel anfänglich nur als Wolkenhimmel betrachtet, welcher Regen und Gewitter sende, übermächtig in seinen Eindrücken im Vergleiche zu dem darüber befindlichen wirkunglosen Sternenhimmel. Im heissen Erdgürtel, namentlich in den Wüsten, trat diese Erscheinungform (der Wolkenhimmel) minder hervor, als die von oben herabströmende Hitze, die beiden gröseren Gestalten der Sonne und des Mondes und endlich, bei zunehmender Bildung und Empfänglichkeit, der prangende und kühlende nächtliche Sternenhimmel. Je nach diesen örtlichen Verschiedenheiten gestalteten sich die Vorstellungen von dem auf der Erde ruhenden Himmel.

Bei Ausbreitung des Verkehres gelangten die Landbewohner an das Meer und auf dasselbe. Es erweiterten sich die Vorstellungen dahin, dass die Landscheibe vom Meere begrenzt sei, und als die Seefahrt-Völker im Indischen und Atlantischen Meere gelernt hatten, dass nach allen Seiten das Land vom Meere umschlossen werde und jene Meere unabsehbar sich erstreckten, indem auf keiner Reise ihr jenseitiges Ufer erblickt werde, da bildete sich die Vorstellung, die Erdscheibe werde rundumher vom unendlichen Meere umschlossen und das Himmelsgewölbe müsse also allenthalben zum Meere herabreichen. Dass ein festes Gewölbe nicht auf dem schwankenden Meere ruhen könne, erschien einleuchtend, und deshalb nahm man an, es werde von Stützen getragen und zwar von vier Stützen, zwischen denen die vier Himmelsrichtungen lägen. Diese Vorstellung liegt der sinnbildlichen Darstellung auf den Sonnenwagen der Chaldäer, Perser und Israeliten (im Adonaitempel 1. Kön. 7) zum Grunde: der Himmel ward dargestellt als Halbkugel-Schale (Kessel) auf vier Stützen stehend; dieselbe Vorstellung gab die Beschreibung der Nordländer, welche die Stützen als vier Zwerge, Ost, West, Süd, Nord bezeichnete. Da aber das anscheinende Gewölbe an seiner Grundlage einen vollen Kreis bildet, dagegen die Binnengrenzen des Meeres längs den Küsten, eine gewundene Linie von Ein- und Ausbuchten bildet: so dachte man sich zwischen dem Lande und dem grosen endlosen Meere einen schlangenförmig gewundenen Strom, der in sich selbst zurückkehrend das Land umfliesse. Der Anfang dieser Vorstellung erscheint in Nieder-Egypten, wo Tiube (der Widersacher) Meeresherr ward (§. 47) und sein Bildwesen, die Schlange, unmittelbar angewendet werden konnte auf das längs den Küsten sich windende Meer: der

Name dieser Meeresschlange Okkam oder Ogan findet sich wieder im babelonischen Ogannes, im indischen Ganesa und im hellenischen Okeanos, von dem das römische und noch jetzt gebräuchliche Ocean stammt. Die Nordländer dagegen nannten es die Midgardschlange (Midgard = Erdscheibe).

Bei den Egyptern findet sich die Weltform weiter entwickelt in dem Bilde des Eies, dessen sie sich bedienten in ihrer Schöpfungsage: das sich spaltende Ur-Ei ward aus seinem Dotter die Erde und das Meer; die obere Schalenhälfte ward das Himmelsgewölbe und die untere die Unterwelt, der Abgrund Tartaroth. Dieser Abgrund ward aber unterschieden von der Unterwelt unter unseren Füsen, dem Amenthes, denn Letzterer reichte bis an die Oberfläche herauf, auf der die Menschen wandeln, war das dunkle Erdinnere, zu welchem schon die Gräber mit ihren Bewohnern gehörten und zu dem man durch Hölen hinabstieg. In der Unterwelt, dem Erdinnern, dachte man sich die Seelen der Verstorbenen, ein Schlummerleben führend, wie es die Semiten und die von ihnen belehrten älteren Hellenen annahmen, oder auch die Seelen dort dem Richterspruche des Herrn der Unterwelt (Ra-Amenthes = Nacht-Osir) unterstellt, der sie zum Aufenthalte der Seligen oder zur Seelenwanderung weiter sende. Tief unter diesem Erdinnern war der dunkle Abgrund, der Tartaroth der Egypter, Tartaros der späteren Hellenen, die finstere Tiefe der Israeliten (1. Mose 1. 2), der Urabgrund (Ginnagap) der Nordländer, völlig geschieden von der Unterwelt, ebenso weit wie seine Gegenhälfte, der Himmel, von der Erde.

In diesem Bilde des Eies waren die beiden Schalenhälften feste Begrenzungen der Welt, die umschliessende Hülle derselben, innerhalb der die Veränderungen und Bewegungen auf der Erde so wie unter dem Himmelsgewölbe geschahen. Aus den Beobachtungen ward geschlossen, dass die Sonne bei Tage über der Erdscheibe kreise, während der Nacht unter derselben; aber ebenso wie der Sonnenherr das höchste Gewölbe nicht berühre, so gelange er auch nicht in die unterste Welt, den Abgrund. Desgleichen die Wandelsterne gelangten nur zur Unterwelt, wo der Sonnenherr als Todtenrichter wirkte und sie waren dort seine Gehülfen. Weiter gehende Beobachtungen lehrten jedoch, dass das Sternengewölbe nicht feststehend sei, sondern in stätig wiederholter Umdrehung und daraus bildeten die Egypter eine Vorstellung, nach welcher die Erdscheibe inmitten des Meeres feststehe, um dieselbe in nahen Abständen die Wandelsterne kreisend und hoch über diesen bewege sich das ferne Himmelsgewölbe mit seinen festen

Sternen; diese Vorstellung ward allmälig bei den Bildungvölkern herrschend. Hoch über dem Sonnenherrn und der Mondherrin bewegte sich eine Macht, erhaben in höchster Gesetzmäsigkeit waltend, ruhig und prächtig, frei von Leidenschaft und Schwankung, das Höchste, welches der Mensch sich denken konnte, aber weit entfernt in Raum und Zeit und von Allem was menschenähnlich war: der Uräos der Egypter, wie der Varuna der Inder, der Uranos der Hellenen wie der chaldäische Bel Zebaoth, den die Propheten der Israeliten preisen, ist dieser prangende Sternenhimmel, als Weltbeherrscher gedacht.

Bei dieser Vorstellung dachte man sich die Erde inmitten der Welt und vom Wasser nicht allein umgeben, sondern auch vom Urmeere durchzogen und in demselben befindlich: bei Beschreibung der Sündflut (1. Mose 7) sind es auch die „Brunnen der Tiefe", welche aufbrechend die Erde überschwemmen und in welche nachher die Flut zurückströmt; ebenso bei den Nordländern, in Beschreibung des Weltunterganges, versinkt die alte Welt in das Meer, aus dem hernach eine neue Welt im Frühlingschmucke empor taucht. Die ungemessene Tiefe des Meeres wird diese Vorstellungen vom Wasserabgrunde geschaffen haben, der nur bei Seefahrtvölkern entstehen konnte.

Diese Grundeintheilungen verblieben die Unterlage der weitergehenden Erklärungen der Denker und Dichter, sowol bei den Hellenen und Römern, wie auch im christlichen Europa bis zum 16. Jahrh. Bei den Hellenen entwickelten

Pythagoras (6. Jahrh. vor Chr. G.) und seine Schüler die Vorstellungen dahin, dass sie die Erde und Unterwelt von einander trennten, als Erde und Gegenerde, welche sich dreheten um ein Weltfeuer im Mittelpunkte der Welt befindlich und um welches auch die Wandelsterne (Mond, Sonne, Merkur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn) kreisten, so wie das Himmelsgewölbe mit seinen festen Sternen, zusammen die vollkommenste Zahl 10 ausmachend. Am weitesten vom Mittelfeuer entfernt sei die Fixstern-Sphäre, dieser folgten Saturn, Jupiter, Mars, Venus, Merkur, die Sonne, der Mond, die Erde und am nächsten dem Feuer die Gegenerde. Jeder dieser Körper erzeuge durch seine Bewegung einen Ton und die 10 Töne bildeten zusammen den Einklang, eine Sphären-Musik, die wir nicht hören könnten, weil unser Ohr daran gewöhnt sei.

Die frühere Vorstellung hatte nur das Himmelsgewölbe in Umdrehung ge-

setzt; Jene gaben ihr die wesentliche Erweiterung, dass auch die Erde aus ihrem Ruhestande zu einem Umlaufe geführt ward, allerdings nicht um die Sonne, sondern um ein Centralfeuer kreisend. Späterhin kam auch die Umdrehung der Erde hinzu, denn

Hiketas von Syrakus und Ekphantus, ein Pythagoräer, lehrten die Umdrehung der Erde um sich selbst und

Aristarch (3. Jahrh. vor Chr. G.) führte diese Vorstellung weiter, indem er nicht allein die Umdrehung der Erde lehrte, sondern auch ihren Umlauf um die Sonne, welches späterhin von

Seleukus näher begründet ward.

Plato (4. Jahrh. vor Chr. G.) stand der älteren Vorstellung näher, indem er annahm, die Erde ruhe im Mittelpunkte der Welt und die übrigen Weltkörper kreisten um die Erde: Mond, Sonne, 5 Planeten und der Sternenhimmel. Erst späterhin soll er sich dazu bekehrt haben, das Mittelfeuer des Pythagoras anzunehmen und auch die Erde darum kreisen zu lassen.

Aristoteles (4. Jahrh. vor Chr. G.) erläuterte auf derselben Grundlage, dass die äusserste Grenze der Welt der Fixsternhimmel sei, eine Kugelschale mit einer Unzahl von kugelförmigen Sternen daran befestigt; dieser sei der vollkommenste Theil der Welt, dem Urbeweger am nächsten und zuerst bewegt worden, aus feinstem Stoffe (Äther) bestehend und unveränderlich in sich. Die Sterne desselben seien leidenlose, nicht alternde Wesen, im seligsten Leben, mühelos thätig und höherer Art als die Menschen. Innerhalb dieses Gewölbes bewegten sich die Planeten um die inmitten der Welt ruhende Erdkugel; die Bahnen derselben seien aber nicht vollkommene Kreise wie die des Sternenhimmels, sondern schiefe Bahnen, unregelmäsig zusammen gesetzt, unvollkommen weil dem Beweger ferner stehend und deshalb auch verwickelter. Die Erde inmitten der Welt sei am weitesten vom Beweger entfernt und deshalb der unvollkommenste Theil: sie sei in beständiger Umwandlung, wogegen der vollkommene Sternenhimmel in unabänderlicher Ruhe sich befinde.

Am einflussreichsten ward die Lehre des

Ptolemäus (70—150 nach Chr. G.), welche durch die Araber (im Almagest bearbeitet) über Spanien zu den christlichen Europäern gelangte und, gleich den Lehren des Aristoteles über die Gestaltung und die Wesen der Erdenwelt (§. 414) so grose Geltung erlangte, dass ein Zweifel an jene Lehren der heidnischen Hellenen, von dem christlichen Priesterverbande

als eine ebenso grose Ketzerei angesehen und bestraft ward, wie ein Zweifel an die Richtigkeit der Glaubenslehren der Kirche; denn man fand in jenen heidnischen Lehren die wissenschaftliche Begründung der biblischen Eingebungen des heiligen Geistes und hielt sie deshalb für unzweifelhaft und unentbehrlich. Eudoxus hatte schon früher gelehrt, dass jeder Planet einzeln an eine Kugelschale befestigt sei, ebenso wie die äussersten Fixsterne insgesammt, dass also der Raum zwischen der Erde und dem Fixsternhimmel von einer Anzahl durchsichtiger Kugelschalen erfüllt sei, die in einander steckten wie die Schalen einer Zwiebel und alle sich bewegten um die im Mittelpunkte der Welt ruhende Erde. Um aber die besonderen Bewegung-Erscheinungen der Sterne zu erklären, gab er Sonne und Mond jeder 3 Schalen, jedem Planeten 4, so dass 26 Schalen in einander steckten, jede mit besonderer Umdrehung. Ptolemäus Erläuterungen vereinfachten diese Erklärungweise und seine Lehre, dass die Erde inmitten der Welt ruhe, um welche Mond, Merkur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter und Saturn sich dreheten, ward und blieb herrschend in der Christenheit bis in das 16. Jahrh. wenn auch bei einigen Lehrern mit der Änderung, dass Merkur und Venus als Ausnahmen um die Sonne kreisten, weil sonst ihr stetes Verweilen in der Nähe der Sonne unerklärlich erschien und dieses abgeänderte System nannte man das Egyptische.

Auf Grund der alten Schriften der Hellenen, so weit sie im Laufe der Zeit verbreitet wurden, erhob sich die Frage, ob die andere Seite der Erde bewohnt sein könne, die Frage nach den Gegenfüslern. Dass die christliche Hölle unter der Erdoberfläche sei blieb anerkannt, aber die jenseitige Erdfläche mogte dennoch gestaltet und bewohnt sein wie die diesseitige. Der christliche Priesterverband lehnte sich auf wider diese neue Lehre (§. 235): der Bischof Vergilius ward auf Anstiften des heil. Bonifaz vom Papste gezwungen solche ketzerische Lehre abzulegen; auch Columbus ward von den Gelehrten die seine Entdeckungpläne begutachten sollten, verlacht und verworfen, weil er zu den Gegenfüslern fahren wolle: eine unrichtige Berechnung half ihm durch und sicherte die Unternehmung.

Die Lehren der heidnischen Denker Aristoteles und Ptolemäus konnten durch den christlichen Priesterverband aufrecht erhalten werden bis

Kopernikus (Köpernik) zu Thorn die Lehren der alten Hellenen Hiketas und Aristarch wieder aufnahm, untersuchte und sie ausführlich begründend erwies, dass die Sonne den Mittelpunkt eines besonderen Sternensystemes

bilde, in welchem die Erde und übrigen bekannten Planeten um die Sonne kreisen, der Mond aber um die Erde, welche nur durch Umdrehung um sich selbst den Anschein gebe, als ob die ganze Welt um die Erde kreise. Obgleich er diese Entdeckung schon 1517 machte, dauerte es mit seiner Ausarbeitung bis 1530 und die Veröffentlichung verschob er bis 1543, aus Furcht vor den Priesterverfolgungen.

Tycho Brahe, der gleichzeitig lebende gröste Sternforscher, trat dawider auf und lehrte, die Erde stehe fest inmitten der Welt; um sie kreiseten Mond und Sonne und um Letztere die 5 Planeten. Diese Vorstellung ward von der kopernikanischen überwunden, half aber die bisherige Allgewalt der ptolemäischen Lehre zu brechen, deren Mängel auch Tycho nachwies und dadurch die Gegner des Kopernikus veranlasste, die alte Lehre aufzugeben und aus derselben auf seinen Boden über zu treten, der bald darauf verloren ging.

Galilei (1564—1642), welcher die neue Lehre unter grosen Gefahren in Italien verbreitete (§. 235) fand bei Beobachtung der Sterne durch die von ihm hergestellten Fernröhre, dass die Planeten Venus und Merkur, gleich dem Erdmonde ab- und zunehmen, in der Weise dass ihre erleuchtete Seite jederzeit der Sonne zugekehrt sei; er entdeckte die Monde des Jupiters, die Ähnlichkeit des Mondes mit der Erde, die Flecken der Sonne und ihre Umdrehung. Es war nunmehr ausser Zweifel gestellt, dass alle Planeten um die Sonne kreiseten, dass auch die Sonne nicht feststehe; nur der Priesterverband, jeder Vorstellung feindlich die seine angemaste Unfehlbarkeit und reichen Einnahmen bedrohete, hielt noch lange fest an der altheidnischen Erklärung.

Seitdem ist die neuere Vorstellung herrschend geblieben: es ward gemessen, dass die Sonne in je 25 Tagen 10 Stunden ihre Umdrehung vollende und zu den im 16. Jahrh. bekannten 6 Planeten (Merkur, Venus, Erde, Mars, Jupiter und Saturn) ward 1781 der Uranus entdeckt, dann im 19. Jahrh. eine anwachsende Zahl kleiner Planeten zwischen Mars und Jupiter befindlich und zuletzt der Neptun, jenseit des Uranus. Mittlerweile waren auch die Monde jener Planeten entdeckt, von denen mit dem Erdmonde 20 bekannt sind (Jupiter 4, Saturn 6, Uranus 8, Neptun 1). Das Sonnensystem besteht, soweit die jetzige Erkenntniss reicht, ausser der Sonne, aus mehr als 80 Planeten, 20 Monden und einer Anzahl Kometen, die in kürzeren oder länger gestreckten Bahnen um die Sonne wandeln. Es

ist auch ermittelt worden, dass die sogen. festen Sterne (Fixsterne) nicht unbeweglich seien, sondern frei schwebende Sonnen; die Entfernungen und Bahnen mehrerer sind erkannt und roh berechnet worden, auch eine grose Zahl von Doppelsternen d. h. Sonnen, die gegenseitig sich umkreisen. Dabei hat sich erwiesen, dass auch unsere Sonne nicht feststehe, sondern in der Richtung nach Westen sich fortbewege, mit einer Geschwindigkeit von etwa 834.000 Meilen täglich. Während das blose Auge nur 7000 Sterne zählt, berechnet sich deren Gesammtzahl, nach dem Verhältnisse zum Gesichtsfelde des grösten Fernrohres, auf 500,000 Millionen.

§. 419.

Neben dem Streben nach Erkenntniss der Gestaltung der Welt, beschäftigten sich die Denker und Forscher nach wie vor mit der Frage nach dem Grunde der vorgehenden Veränderungen. Es genügte ihnen nicht die Folge und Art derselben zu erkennen, sondern es sollte auch das Bewegende der Welt ermittelt werden.

Die leichteste Beantwortung der Frage war von jeher gegeben worden in der Hinweisung auf Wesen, welche die Welt gemacht haben sollten, sei es ein jederzeit sichtbares Wesen wie die Krähe der Indianer (§. 412) oder nur zeitweilig sichtbare Wesen wie die Elohim der Semiten, oder auch stets unsichtbare, wie die grosen Geister der Südsee-Insulaner, Kamschadalen, Indianer, Alt-Egypter u. a. Durch diese Beantwortung war aber augenscheinlich kein Aufschluss erlangt, denn der Mensch übertrug seine Unkenntniss auf ein fremdes Wesen der sinnlichen oder aussersinnlichen Welt, belegte das Gefragte mit einem fremden Namen und verzichtete auf eine Erklärung. Alle dachten sich allerdings den Schöpfer nicht als den Hervorbringer aus Nichts, sondern nur als Macher der Welt, die er entweder aus dem Meere heraufholte oder aus dem vorhandenen Stoffe formte; auch die Bibel beschreibt eine Hervorbringung der Welt aus der vorhandenen Urmischung, indem sie in Tagewerken die stufenweise Abscheidung, Formung und Belebung der Urstoffe aufzählt.

Auf höheren Stufen erweiterte sich die Bedeutung des schaffenden Wesens, indem die Denker es empor hoben zu einem allgemein verbreiteten Wirken. Bei den Egyptern fanden sich späterhin dahin gehende Vorstellungen, sowol in der Isis wie im Ptah, in beiden Fällen das örtlich

geltende höchste Verehrungwesen (Erdmutter oder Feuerherr) zum All erweitert. Am Isistempel zu Sais stand: „Ich bin Alles was war, ist und sein wird; meinen Schleier hat kein Sterblicher jemals gelüftet". Ebenso war der Ptah, ehemals Feuerherr, späterhin Demiurg (§. 415) zuletzt zum Allseienden erhoben, zur schaffenden und belebenden Wärme alles Daseins. Bei den Hellenen ward der Himmelsherr Zeus zu dieser Stellung erhoben, wie in einem orphischen Hymnus sich erweist; anderwärts ward Pan zum All der Welt erweitert (wahrscheinlich der egyptische Ptah) und dargestellt das Haupt mit Sonnenstralen und Mondhörnern, das Antlitz roth und den Leib mit einem gefleckten (Reh-) Felle bedeckt, welches den Sternenhimmel andeuten sollte, wogegen die Beharung seiner Haut als Thiere und Pflanzen gedeutet ward.

Die Denker der Hellenen strebten tiefer einzudringen in das Vorhandene und bei ihnen lassen sich drei Stufen der Erforschung erkennen: bei den älteren Ionern das Streben nach Erkenntniss des Wesens, des Grundstoffes; bei den Pythagoräern das Streben nach Erkenntniss der Verhältnisse der Dinge zu einander; bei den Eleaten das Streben nach Erkenntniss des wahren Seins, des Unveränderlichen in der steten Flucht der Umgestaltungen. Diese einander folgenden Bestrebungen (§. 413) waren alle auf das gleiche Ziel gerichtet, auf das Ursprüngliche, die Grundlage zu Allem: ihre Ergebnisse waren aber sehr verschieden: den Grundstoff suchte man im Wasser, in der Luft und zuletzt im Feuer, d. h. der Wärme; die Verhältnisse wurden in den Zahlen gefunden; das wahre Sein dagegen ward im Aussersinnlichen gesucht.

Im nachfolgenden Christenthume der Europäer kam die Rückbildung zur Geltung und herrschte bisher allgemein bei den Gläubigen aller Abtheilungen. Die Erzählung der Bibel, dass die Elohim die Welt geformt hätten aus der vorhandenen Urmischung, ward dahin umgedeutet, dass das Verehrungwesen der Christen (Theos, Deus, Gott, Bog o. a.) die Welt aus dem Nichts hervor gebracht habe, in wunderbarer, unerklärlicher Weise, so dass jede Erforschung unnütz und frevelhaft sei, wenn sie die Lehren der Heiden Aristoteles und Ptolemäus übertreffen wolle. Im 15. Jahrh. begann ein neues Leben der Forscher und Denker, ein gewaltiges Aufblühen des Verstandeslebens der Europäer: gezeitigt durch die Übersiedlung griechischer Gelehrten nach Italien, nachdem die Türken 1453 in Konstantinopel herrschend geworden waren; gefördert durch den 1436 neu erfundenen

Buchdruck: ungemessen erweitert durch die Auffindung des Seeweges nach Ostindien und die Entdeckung Amerikas (1490—1500); wesentlich erleichtert durch die Herrschaft der lateinischen Sprache auf allen Hochschulen, wie auch im Verkehre der Gelehrten und Gebildeten aller europäischen Völker. Es trafen günstige Verhältnisse zusammen wie nie zuvor und die Folgen waren überraschend reich; es ergoss sich ein neues Denken und Schaffen durch Europa, ein beschleunigter Fortschritt, der die dumpfe Rückbildung früherer Jahrhunderte bleibend zurück drängte.

§. 420.

Die Denker strebten vorerst auf den Grundlagen der Hellenen weiter (§ 417) und kamen wenig hinaus über deren Gebiet. Um so mehr gelang es den Naturforschern nicht allein fortzuschreiten, sondern auch mit jenen neuen Hülfmitteln das Entdeckte zur allgemeinen Anerkennung zu bringen. Die Forscher schafften, durch Erweiterung der Erkenntniss des Besonderen, den Denkern neuen Stoff zu weiteren allgemeinen Schlüssen, begnügten sich selbst aber meistens mit den Ergebnissen auf dem beschränkten Gebiete ihres Wirkens; sie verwendeten alle ihre Kraft in ihrer besonderen Richtung und liessen das ausserhalb Liegende im gewohnten Gange, beschafften aber Groses, indem sie Umgestaltungen in ihrem Bereiche erwirkten, denen die anderen Gebiete der Wissenschaft folgen mussten.

Von einflussreichster Wirkung war die Entdeckung des

Kopernikus (1517) dass die Erde in jeden 24 Stunden sich umdrehe und, gefolgt von ihrem Monde, in etwa 365 Tagen einen Rundlauf um die Sonne vollbringe, um welche auch die übrigen Planeten kreisen.

Kepler (1571—1630) erweiterte und begründete die neue Lehre, indem er erwies, dass die Planeten nicht in kreisrunden, sondern länglich runden Bahnen um die Sonne sich bewegen und dass die Verhältnisse der Planeten-Umläufe in folgende einfache Sätze zu fassen seien:

a) jeder Planet beschreibt in seiner Bahn eine Ellipse, in derem einen Mittelpunkte die Sonne sich befindet;

b) der Halbmesser von diesem Mittelpunkte bis zum Umfange beschreibt in gleicher Zeit gleiche Flächenräume, d. h. je mehr der Planet in seinem Umlaufe der Sonne sich nähert, desto rascher wird

seine Bewegung und zwar im gleichen Verhältnisse wie die Entfernung sich mindert;

c) die Quadrate der Umlaufzeiten verhalten sich zu einander wie die Kuben der mittleren Abstände von der Sonne.

Galilei (§. 235), ein Zeitgenosse, erweiterte und stärkte die neuen Lehren durch seine Sternbeobachtungen mittelst Fernrohr und bereicherte die Kenntniss durch Ableitung des Gesetzes der Fallgeschwindigkeiten aus beobachteten Pendelschwingungen: er erwies, dass frei fallende Körper nach dem Mittelpunkte (Schwerpunkte) der Erde mit zunehmender Geschwindigkeit sich bewegen und dass ein frei schwebender Körper, wenn er am Fallen gehindert werde, um seinen Haltpunkt schwinge.

Robert Hooke entwickelte 1666 in einer Abhandlung die Meinung, dass die Anziehung (Schwere) die Verhältnisse der Planeten zur Sonne beherrsche und späterhin versuchte

Newton (1642—1727) die Anwendung des Gesetzes der Fallgeschwindigkeit auf den Mond, fand es bestätigt in den Beziehungen des Mondes zur Erde und schuf alsdann auf Grund desselben das Gesetz der Anziehung, welches dahin lautet: die gegenseitige Anziehung der Weltkörper verhält sich wie das einfache Verhältniss der Gewichte (Masse) und das umgekehrte Verhältniss des Quadrates der Entfernung.

Die Bewegungen der Weltkörper wurden demgemäs erklärt aus der gegenseitigen Anziehung (Centripetalkraft) und der jedem innewohnenden Flugbewegung (Centrifugalkraft), deren Zusammenwirken am einfachsten verdeutlicht werden kann an einer Bleikugel, die am Faden hängend von der haltenden Hand im Kreise geschwungen wird. Die Kugel strebt fort zu fliegen und würde, wenn der Faden risse, in derjenigen Richtung fortfliegen, nach welcher sie strebte im Augenblicke des Zerreissens; der Faden hält sie davon zurück, wie die Anziehung der Sonne die Erde oder der Erde den Mond; die eigene Flugbewegung der Bleikugel hält sie dabei in der grösten Entfernung vom Haltpunkte, welche der Faden erlaubt, ähnlich wie es bei den angezogenen Weltkörpern geschieht. Wenn z. B. die Sonne plötzlich aufhörte die Planeten anzuziehen, so würden diese in ihrer eigenen Flugbewegung, gleich der losgerissenen Bleikugel, in den Weltenraum hinaus fliegen, jeder nach der Richtung in welcher er strebte im Augenblicke als die Anziehung aufhörte. Wenn dagegen die Eigenbewegung der Planeten, ihr Flug, plötzlich aufhörte, so würde die Anziehung der

Sonne allein herrschend und die Planeten mit ihren Monden müssten mit zunehmender Geschwindigkeit zur Sonne fallen und in dieser ihr Ende finden. Die Anziehung kommt jedem Weltkörper zu im Verhältnisse seines Gewichtes und sie findet ihre gegenseitige Anwendung je nach dem Gesetze, seien die Körper gros oder klein; die Flugbewegung kommt ebenfalls jedem dieser Körper zu, der demgemäs in geringer oder groser Geschwindigkeit sich fortbewegt, so lange bis die übermächtige Anziehung eines anderen Körpers seine Eigenbewegung aufhebt, ihn an sich reisst. Diese Flugbewegung hatte Newton nicht zu erklären vermocht und deshalb aufgefasst als einem Uranstose des Schöpfers entstanden.

Die Entdeckungen wurden im Einzelnen bereichert, namentlich aber erforscht und erwiesen, dass die Anziehung nach demselben Gesetze über alle Körper sich erstrecke:

Mascelyne und Hutton ermittelten 1772 durch Lothungen zu beiden Seiten eines Berges in Schottland, wie stark die Anziehung des Berges die angewendeten Bleilothe aus der Richtung der Schwere ableuke und wie schwer also der Berg sein müsse im Verhältnisse zum Gewichte der Erde. Dieselbe Ermittelung ward späterhin durch Cavendish mittelst der Drehwage versucht, wodurch aus der Anziehung schwebender Kugeln durch grösere Körper das Gesetz bestimmt ward. Das durch fortgehende Versuche ermittelte Gewicht der Erde ward der Anschaulichkeit halber im Vergleiche zum Wasser bestimmt und zwar je nach den Versuchen erkannt, dass die Erde $5,_{42}$ bis $5,_{68}$ mal schwerer sei als ein gleicher Rauminhalt von Wasser.

Nachdem dieses erlangt, konnte auch das Gewicht der übrigen Weltkörper ermittelt werden und fanden sich an den Sternen unseres Sonnensystemes weite Abstufungen von $0,_{72}$ des Saturn bis $6,_{70}$ des Merkur und die Sonne nur $1,_{38}$, so dass Saturn ($0,_{72}$) und Uranus ($0,_{92}$) leichter sind als Wasser ($1,_{00}$), dagegen Jupiter ($1,_{25}$), Venus ($5,_{00}$) und Mars ($5,_{30}$) schwerer; Letztere der Erde ($5,_{42}$—$5,_{68}$) nahe kommend, aber Merkur ($6,_{70}$) die Erde übertreffend. Die Dichtigkeit der Erde als Einheit ($1,_{00}$) angenommen, ergab sich, dass nur Merkur ($1,_{223}$) dichter sei als die Erde, Venus dagegen $0,_{908}$, Mars $0,_{972}$, die Sonne $0,_{252}$, also nur $^1/_4$ so dicht, Jupiter $0,_{227}$, Saturn $0,_{131}$ und Uranus $0,_{167}$: dass also unser Sonnensystem am Mittelpunkte und am Rande die geringste Körperdichte besitze.

Eine weitere Ausbildung erlangte die Lehre von der Schwere und dem

Fliehen (der Eigenbewegung im Weltenraume) durch die ermittelte Abplattung der Erde, welche Newton bereits gefolgert hatte aus der geringeren Geschwindigkeit der Erdumdrehung an den Polen, also stärkeren Anziehung, welche dort die Erde auf ihre Bestandtheile ausübe. Indem die Erde sich umdreht wird jeder Gegenstand am Gleicher 5400 Meilen in 24 Stunden fortbewegt, also in einer Geschwindigkeit von $^1/_{16}$ Meile in der Sekunde, wodurch die Anziehung, welche auf ihn die Erde ausübt gemindert wird; dagegen dreht ein auf dem Pole stehender Gegenstand in 24 Stunden nur einmal um sich selbst und die Anziehung der Erde wirkt ungemindert auf ihn. Zwischen dem Gleicher und den Polen herrschen die Übergänge: je näher dem Gleicher desto gröser die Fliehgeschwindigkeit und kleiner die Anziehung, dagegen umgekehrt je näher den Polen; an den Polen drängt die ungeminderte Anziehung die Theile am stärksten zusammen, dagegen am Gleicher am wenigsten und dadurch musste die Kugelform sich abplatten, in der Weise, dass der Durchmesser am Gleicher 1720 Meilen beträgt, durch die Pole gemessen nur 1714. Das Mas dieser Abplattung ward aber erst später ermittelt durch Gradmessungen. Schon im Alterthume hatten hellenische Forscher Gradmessungen versucht, um daraus die Gröse der Erde zu berechnen; auch im 17. Jahrh. hatte solches stattgefunden und war es eine Messung von Picard, welche Newton in den Stand setzte, das Gesetz der Anziehung an dem Monde zu erproben. Der Beweis der Erdabplattung konnte jedoch erst später gefolgert werden durch Vergleichung verschiedener Gradmessungen, die an entlegenen Stellen der Erdoberfläche geschahen: in West-Europa, Süd-Amerika, Lappland, Ostindien u. a. aus denen die Abplattung auf nahezu $^1/_{300}$ sich ergab. Das gleiche Verhältniss stellten auch spätere Pendelversuche heraus, jedoch zeigte sich die Abplattung nicht regelmäsig, sondern sowol nach Nord und Süd wie auch Ost und West abweichend von den berechneten Masen.

Kant (1724—1804) in Königsberg entwickelte 1755 in seiner „Naturgeschichte und Theorie des Himmels“ und ausführlicher 1763 in seinem „Einzig möglichen Beweisgrund des Daseins Gottes“ die Ansicht, dass die ganze Sternenwelt aus dem Urstoffe durch Verdichtung gebildet worden sei, welche sie zu einzelnen Sternkörpern formte. Die Lehre ward von Lambert in seine „Lettres cosmologiques“ aufgenommen und verbreitet, aber erst 1796 durch

Laplace (1749—1827) zu Paris in seiner „Exposition du système du

monde" schlagend und durch Berechnungen begründet, ausführlich dargelegt in Bezug auf die Planetenwelt. Er ging darauf zurück, dass die jetzigen Bestandtheile der Sonne mit allen ihren Begleitsternen ursprünglich eine Dunstkugel bildeten, welche allmälig durch Umdrehung zu einer Linse abplattete, deren Achse ihr kleinster Durchmesser bildete und in deren Mitte die jetzige Sonne entstand durch allmälige Verdichtung der angezogenen Stoffe. Aus der Linse hätten sich im Laufe der Zeit Ringe abgesondert, welche die Umkreisung der gemeinsamen Achse fortsetzten, aber allmälig sich verdichteten zu Planeten und Monden und da schon in der Linsengestalt die Stoffe sich sondern konnten und mussten nach ihrer verschiedenen Schwere: so erkläre sich, wie die äusseren Planeten (Jupiter, Saturn und Uranus) so viel leichter seien als die inneren (Merkur, Venus, Erde, Mars).

Diese Erklärung des Bewegenden der Welt führte die Entstehung der Erde auf Zeiten zurück, für deren Entlegenheit jede Schätzung fehlt und gegen welche unsere Jahrtausende verschwindend klein sind. Sie ist aber die zur Zeit herrschende und die Entdeckungen, welche seitdem in Erforschung der Erdrinde gemacht worden sind, geben zudem schon für die nächstliegenden Erdbildungen Zeiträume von solcher Länge, dass der menschliche Verstand sich daran gewöhnt, die nach Millionen oder Billionen Jahren zu schätzenden Zeiträume der Entstehung ebenso zu ertragen, wie die Millionen und Billionen Meilen, auf welche die Entfernungen im Weltenraume sich berechnen.

§. 421.

Im 18. Jahrh. ward die Kenntniss der Erdrinde in solchem Mase gefördert, dass die Forscher Grundlagen gewannen, die Zeitfolgen und Zeiträume der Entstehung mancher der erschlossenen Lagen der Erdrinde annähernd zu bestimmen.

Werner (1750—1817) in Deutschland hatte, nach den Schichtenfolgen der von ihm untersuchten Gegenden und nach den ihm zugänglichen Kunden, eine Folgenreihe der Gesteinbildungen aufgestellt, wobei er das Wasser als das Umbildende betrachtete, die Gesteine und Schichtungen als erhärtete Niederschläge aus dem Wasser erklärte, in ähnlicher Weise wie noch jetzt Niederschlagsschichten entstehen: die ältesten Niederschläge

seien in Folge der gröseren Belastung die härtesten, die obersten und neuesten die Übergänge. Ausgenommen seien ersichtlich die Auswürflinge der Feuerberge.

Hutton (um 1780) in Schottland folgerte dagegen aus den ihm zugänglichen Thatsachen, dass die wesentlichsten und ursprünglichsten Gestaltungen durch Feuer hervorgebracht worden seien und das Wasser nur nächstdem gewirkt habe und wirke, indem es die Feuergebilde vielfach zerstörte und aus den fortgeschwemmten Trümmern Niederschlagsschichten auf der Oberfläche absetzte.

Jede der beiden Lehren hatte zahlreiche Anhänger, welche sich gegenüber standen als Neptunisten und Vulkanisten und um so schärfer sich getrieben fühlten zur Erweiterung und Vertiefung der Forschungen, um daraus Beweise zur Widerlegung der Gegner zu gewinnen, in einem Kampfe der ohne Blut und Elend zu den schönsten Ergebnissen führte, aber nicht zum Siege der einen oder anderen Seite, denn noch jetzt gelten Feuer und Wasser neben einander und die Gegner erobern und verlieren wechselsweise Theile ihrer Gebiete.

Den Vulkanisten erwuchs eine mächtige Stütze, als die Wärme-Beobachtungen ergaben, dass die Erdrinde um so wärmer sei je tiefer man eindringe: es fand sich z. B. in Bergwerken, dass auf jede 30 mètres Tiefe die Wärme um einen Grad zunehme, so dass der Siedepunkt des Wassers (100 Grad) in weniger als einer halben Meile Tiefe zu erwarten sei und nach diesem Verhältnisse in 6 Meilen Tiefe schon alle Gesteine geschmolzen sein müssten, in 15 Meilen Tiefe sogar das am schwierigsten schmelzbare Platina nicht mehr fest sein könne. Verglichen mit dem Halbmesser der Erde (859 Meilen) wäre also unsere Erdrinde nur eine dünne Kruste, welche den geschmolzenen Erdkern umschliesse wie die Eischale das Dotter, aber verhältnissmässig noch viel dünner sei. Die Bildung der Erde aus einem vorherigen feurigflüssigen Zustande erschien damit vollständig erwiesen; es erklärte sich auch die abgeplattete Gestalt der Erde, welche im flüssigen Zustande am leichtesten sich bilden konnte, indem die Stoffe zum Gleicher drängten; die Bildung der Kruste erklärte sich durch die stattgefundene Abkülung der Kugel im Weltenraume, dessen Wärmezustand nach Versuchen auf mindestens 80 Grad unter dem Gefrierpunkte zu schätzen ist; auch die augenscheinlichen Durchbrüche der Gebirge fanden ihre Erklärung, denn sie mussten im erwärmten, teigigen Zustande

der Stoffe durch Empordringen von unten geschehen sein, erschienen also als Aufsteigungen des feurig flüssigen Erdinneren. Es ergab sich auch eine Erläuterung der unverkennbaren, gewaltsamen Umänderungen der Erdoberfläche, denn bei der allmäligen Abkülung der Erdrinde hatte deren Zusammenziehung einen Druck auf den flüssigen Kern ausgeübt, dessen Widerstreben die Rinde sprengte, so dass die zertrümmerten Stücke der Schale gleich Eisschollen auf dem Feurigflüssigen schwammen, bis die fortschreitende Abkülnng sie aufs Nene zusammen kittete, unregelmäsig zwar aber zusammenhängend; das gespannte Erdinnere habe aber die Zerbrechung wiederholt und aus den Spalten empor quellend die Gebirge aufgeworfen, deren verschiedenes Alter erweise, dass diese Gegenstöse des Erdinneren mehrmals stattgefunden haben müssten nach langen Zwischenzeiten.

Das vorhandene Wasser konnte wegen der Hitze sich nicht sammeln auf der Erdoberfläche, sondern schwebte als Dampfhülle um die Erde, külte oben ab am Weltenraume, stürzte herab als Regen, stieg aber sofort von der heissen Rinde wieder empor als Dampf und erst als die Erdrinde abgekült worden war unter den Siedepunkt des Wassers, konnten Wasser-Ansammlungen beginnen in den Becken der gerunzelten Oberfläche. Das bisher von der Dampfhülle verschleierte Sonnenlicht konnte nunmehr hindurch dringen; Licht und feuchte Hitze begannen die Verwitterung der trockenen Steinrinde, um ein für Pflanzen und Thiere geeignetes Land zu schaffen und diese seien entstanden, sobald die Lebenserfordernisse bereitet waren. Bezüglich der vorher gegangenen Zeiträume ward nach Versuchen mit glühenden Basaltkugeln berechnet, dass es mindestens 353 Millionen Jahre bedurft habe, um jene glühende Erdkugel bis zum jetzigen Zustande abzukülen. Wie grose Zeiträume erfordert wurden, um den starren Fels zu verwittern und Schichten daraus zu bilden, ergiebt sich aus Schieferlagen, die bekanntlich aus Blättern bestehen, welche als Niederschläge aus dem Wasser sich auf einander lagerten und durch den Druck der auf ihnen ruhenden Schichten erhärteten. Es giebt solche Lager deren Niederschlag 180,000 Jahre bedurfte, wenn der Verlauf nach der jetzigen Bildung solcher Absätze berechnet wird. In gleicher Weise sind die, augenscheinlich aus Pflanzenresten gebildeten Steinkohlenschichten untersucht und berechnet worden, wobei sich ergab, nach der Anhäufung des Pflanzenabfalles in den jetzigen Wäldern, dass manche Steinkohlen-Schichtungen mehrere Hunderttausende von Jahren zu ihrer Bildung bedurften.

Je nach den Zuständen der auf einander liegenden Erdschichten theilte man sie ab: zu oberst die auf der Oberfläche liegenden Aufschwemmungen (Alluvium und Diluvium) von denen man, in Anlehnung an die biblische Sündflutsage, Ersteren als nachher und Letzteren als vorher entstanden deutete: Beide bestehen aus losen Körnern und Blättern, wie sie noch jetzt als Sand und Thonerde durch Verwitterung der Gesteine gebildet und von den Gewässern hinab geschwemmt werden nach den Tiefländern und in das Meer. Unter dieser losen Decke finden sich Schichten nahezu wagerecht liegend oder beckenförmig nach den Rändern aufsteigend, gleich in einander liegende flache Schalen: sie bilden feste Gesteine, Sandstein, Kalkstein o. a. Zu unterst finden sich erstarrte Gesteine, Granit, Quarz, Porphyr, Basalt u. a. aus Kristallen gleicher oder verschiedener Art zusammen gesetzt; sie unterliegen jenen Schichtengesteinen, haben aber auch an verschiedenen Stellen dieselben durchbrochen, um in den Längspalten empor zu quellen, wobei sie die Schichtensteine deckelartig aufrichteten oder gar überkanteten, wie sich der Vorgang durch Augenschein vergegenwärtigt. Es fand sich bei manchen Gebirgen, dass nach diesem Durchbruche wiederum neue Schichten am Fuse des Gebirges gebildet worden waren, indem sie ungestört an die Trümmer der chemals durchbrochenen Schichten sich fügten. Dadurch liess sich das vergleichsweise Alter der Gebirge ermitteln, sofern man annahm, dass auf der Erde die gleichen Schichtengesteine zu gleicher Zeit sich gebildet hätten, denn je tiefer die ungestörten Schichten lagen, desto entlegener musste die Zeit des Durchbruches sein. So ergab sich, dass die höchsten Gebirge der Erde (Cordilleras in Amerika, Himelaja in Asien u. a.) zu den jüngsten gehören, dagegen viele der niedrigen z. B. der Harz, der Tentoburger Wald u. a. zu den ältesten, dass also deren geringere Höhe zum grösten Theile der in der Zwischenzeit von Millionen Jahren wirksam gewesenen Verwitterung zugeschrieben werden dürfe.

Die aus der Gestaltung hergeleitete scharfe Unterscheidung der Schichtgesteine von den Urgesteinen und Erläuterung der ersteren durch Niederschlag aus Meer- und Flusswasser, so wie der letzteren durch Erstarrung aus vorher gegangener Schmelzung, ward späterhin erschüttert durch die Entdeckung von umgebildeten Gesteinen, d. h. solchen, die augenscheinlich durch Berührung mit glühend empor gequollenem Urgesteine in den Kristallzustand übergeführt worden sind; eine Beobachtung die noch ergänzt ward

durch Versuche, welche gewöhnlichen Kalkstein durch grose Hitze unter starkem Drucke in Marmor umwandelten, also aus dem Zustande der Schichtengesteine in den der Kristalle überführten. Es war damit die Möglichkeit erwiesen, dass ursprünglich auch die Urgesteine aus dem Wasser abgesetzt sein konnten, wenn sie nur späterhin unter einem starken Drucke erhitzt worden waren, genugsam zum Kristallisiren. Da überdies die Kristallgesteine (Granit, Basalt, Quarz u. a.) in empor gequollenen Felskörpern vorhanden sind, so wäre es ebenfalls möglich, dass diese unter Druck und Hitze an die Oberfläche gedrückten Theile der unterliegenden Urgesteine, erst bei dieser gewaltsamen Empordrängung kristallinisch geworden seien und das in der Tiefe unbewegt gebliebene Muttergestein als bekanntes Schichtgestein lagere, da jene Kristallgesteine aus denselben einfachen Stoffen (Thonerde, Kieselerde, Kalk u. a.) bestehen wie die Schichtgesteine. Dadurch verwischte sich die scharfe Unterscheidung, welche zwischen beiden Arten aufgestellt worden war und ward den Neptunisten ein groses Gebiet erobert, während ihnen an anderer Stelle wiederum ein Theil verloren ging, indem sich erwies, wie die verschiedenen Auswürflinge der Feuerberge in ihrer stofflichen Zusammensetzung ganz gleich sein können, obgleich sie in den Gestaltungen der glasharten Lava, des löcherigen Bimmsteines und der leichten Asche zu Tage treten, dass diese Formverschiedenheiten aus den Zeiträumen der Abkühlung entstehen, und endlich sich heraus stellte, dass solche Asche aus Feuerbergen geworfen (wie beim Untergange von Pompeji u. a. 70 nach Chr. G.) mächtige Erd- und Gesteinschichten gebildet haben, die nicht aus dem Wasser niedergeschlagen wurden.

Die Vorstellung vom feurig flüssigen Erdinneren ist in neuerer Zeit erschüttert worden durch die Beobachtung, dass die Schmelzpunkte der festen Körper wandelbar seien, je nach dem Drucke unter welchem der Körper steht während die Wärme wirkt. Es leitete dazu die Beobachtung, dass der Siedepunkt des Wassers verschieden sei je nach dem Luftdrucke welcher auf demselben ruhe, so dass auf hohen Bergen eine geringere Wärmemenge ausreiche, um Wasser zum Sieden zu bringen. Diese Abnahme der Wärmegrade des Siedepunktes zeigte sich so regelmäsig, dass man vermöge des Koch-Thermometers die Höhe der bestiegenen Berge misst: je niedriger die Grade des Siedepunktes, desto geringer ist der am Orte vorhandene Luftdruck, desto gröser also die Höhe dieses Ortes (Berges-

spitze) über dem Meere. Auf jede 294 mètres Höhe nimmt der Siedepunkt des Wassers um 1 Grad C. ab und ebenso steigt derselbe um 1 Grad C. sobald der Luftdruck um $^1/_{20}$ Atmosphäre vermehrt wird, so dass also im Inneren der Erde, je nach der Tiefe ein um so höherer Wärmegrad erfordert würde, um Wasser zum Sieden zu bringen, bei doppeltem Luftdrucke z. B. 120 Grad C, während auf der Erdoberfläche bei einfachem Luftdrucke 100 Grad C genügen. Das gleiche Verhältniss findet seine Anwendung auf die Schmelzpunkte der Metalle und Gesteine: je stärker der Druck, unter dem sie sich befinden, desto höher ist der zu ihrer Schmelzung erforderliche Wärmegrad und da mit ihrer tieferen Lage in der Erdrinde die auf ihnen ruhenden Erdschichten um so gröseren Druck ausüben, indem z. B. eine Steinschicht von 600 mètres Dicke mit mehr als 100 Atmosphären Druck das Unterliegende belastet: so ist es denkbar, dass die tiefliegenden Gesteine weit über den uns bekannten Schmelzpunkt erhitzt sein können ohne zu schmelzen. Die Wärmezunahme der Erdrinde je nach der Tiefe bedingt also nicht die Annahme eines feurig flüssigen Erdinneren, sondern ist vereinbar mit dem festen Zustande der Stoffe unter hohem Drucke. Dagegen aber ist anzunehmen, dass wenn diese durch Druck erhitzten Schichten plötzlich zur Oberfläche empor gehoben oder gedrängt werden, sie, bei Aufhebung des die Schmelzung verhindernden Druckes und durch die im Drängen mittelst Reibung erzeugte Wärme, sofort in den Zustand übergehen, den ihre Wärme unter gemindertem Drucke bedingt, dass sie also schmelzen oder erweichen. Würden sie dagegen langsam empor gehoben, so könnte solches nicht geschehen, denn mit allmäliger Abnahme des Druckes dehnten sie sich demgemäs aus und bänden dadurch die vordem mittheilbare Wärme, verblieben also im festen Zustande. Dass aber Körper, seien sie gasig, flüssig oder fest, unter Druck warm werden, ist eine bekannte Erfahrung und lässt sich am leichtesten an der Luft erweisen, sobald sie durch Druckpumpen gepresst wird: je stärker der Druck, desto wärmer wird sie. Man bedient sich zur Erklärung der desfallsigen Vorgänge, des Unterschiedes zwischen mittheilbarer (latenter) Wärme und der gebundenen (specifischen) Wärme: erstere fühlbar und durch Wärmemesser (Thermometer) messbar; letztere dagegen versteckt und zur vorliegenden Gestaltung des Gegenstandes gehörig, so dass sie erst dann zur Erscheinung kommt, wann der Gegenstand in eine festere Gestaltung übergeht. Wenn z. B. eingeschlossene Luft zusammen gepresst wird, steigert

sich ihre mittheilbare Wärme, weil ihre gebundene Wärme sich mindert; wird sie dagegen ausgedehnt, so mindert sich ihre mittheilbare Wärme, weil ihre gebundene Wärme zunimmt. Die Luft kann durch plötzlichen Druck so viel mittheilbare Wärme äussern, d. h. erhitzt werden, dass sie (in ehemals gebräuchlichen Feuerzeugen) zubereiteten Schwamm entzündete; umgekehrt durch rasche Ausdehnung so sehr ihre gebundene Wärme mehren, dass ihre fühlbare Wärme unter den Gefrierpunkt sinkt und sie Wasser durch Entziehung seiner mittheilbaren Wärme zum Gefrieren bringt. Die im Inneren der Erde befindliche Luft untersteht bei zunehmender Tiefe grösserem Drucke in ihrer eigenen Säule und äussert dieses durch zunehmende fühlbare Wärme, jedoch mehr als ihre eigene Belastung bedingt: sie empfängt also Wärme mitgetheilt von den umgebenden Gesteinen, von denen auch das Wasser erwärmt wird, welches die Erdschichten durchzieht und als heisse Quellen an die Oberfläche tritt. Die Schichten selbst mögen aber durch Druck noch so sehr erwärmt werden, ihre Schmelzung wird durch denselben Druck verhindert und der Erdkern festbleiben, auch bei einer Erhitzung die weit über die Schmelzpunkte hinausgeht, welche an der Erdoberfläche gelten.

Dadurch wird aber keineswegs ausgeschlossen das Walten der Entzündung tiefliegender Schichten, wie es sich offenbart in den Ausbrüchen der Feuerberge, denn zur Erklärung derselben bedarf es nicht der Annahme eines feurig flüssigen Erdkernes, sondern es reichen dazu bekannte Umsetzungen von Stoffverbindungen aus, welche erfahrungmässig unter so starker Wärmeentwicklung vor sich gehen, dass Feuererscheinungen folgen. Es giebt z. B. am Kaspisee, bei Baku, Feuerquellen, d. h. Gasentweichungen durch die Erdrinde, welche entzündet brennen und wenn irgend etwas ihre Ansammlung unter der Erde bedingen würde, wie etwa Hölungen, könnten sie ohne Zweifel bei eintretender Entzündung die über ihnen liegende Erde sprengen, gleich einem Feuerberge. An anderen Orten sind Steinkolen-Schichten schon seit vielen Jahren im Brande, schwälen durch Selbstentzündung, wie solche auch bei feuchten Steinkolen-Lägern über der Erde eintritt; es bedürfte also bei Schichten brennbarer Stoffe nur eines reichlichen Wasserzutrittes und Hölungen zur Sammlung und Anspannung der Dämpfe oder der Kolenwasserstoff-Gase, um Sprengungen der heftigsten Art, mit Feuerentwicklung und Schlammauswürfen hervor zu bringen. Wo der reichliche Wasserzufluss zur Dampferzeugung und die Hölungen der

Erdrinde zur Ansammlung und Anspannung fehlen, bleiben die Sprengungen aus, indem die trockene Wärme mit den Gasen durch unzählige Risse aus der Erdrinde langsam entweicht. Bei den Ausbrüchen der Feuerberge dagegen erscheint das Wasser als heftig mitwirkend und das Vorhandensein von Schwefel weist hin auf Schwefelverbindungen in den Schichten der Tiefe, so dass Umsetzungen vor sich gehen können, bei denen Wasserstoff frei wird, der mit dem Sauerstoffe der Luft angemessen verbunden, Knallgas bildet, dessen Wirkung bekanntlich die heftigsten Sprengungen und stärkste Erhitzung sind. Mehrere Schwefelverbindungen, auch Steinkolen und andere Pflanzenstoffe, gehen im feuchten Zustande zur Selbstentzündung über und da mächtige Schichten solcher Stoffe reichlich vorhanden sind, so darf es nicht überraschen, dass auf der Erde noch jetzt mehr als 200 Feuerberge thätig sind, ohne dass es der Annahme eines feurig flüssigen Erdkernes bedürfte, um ihr Vorhandensein und ihre Ausbrüche zu erklären.

Die Folge der fortschreitenden Forschungen ist überdies gewesen, dass die Denker sich gewöhnt haben, die Bildung der Erde und Erdoberfläche nicht als das Werk plötzlich wirkender unermesslicher Gewalten zu betrachten, sondern als Erzeugniss der selben unablässig wirkenden Umgestaltungen, die noch jetzt die Erdoberfläche verändern; der Art dass die unermessliche Menge der sichtbar vorhandenen Änderungen nicht dem zeitweiligen Hervorbrechen unbekannter Kräfte zugeschrieben zu werden brauchten, sondern in dem allmäligen Wirken der bekannten Kräfte während unermesslicher Zeiträume ihre ausreichende Erklärung finden konnten. Man hat sich gemüssigt gesehen, das Alter einzelner (Schiefer- oder Kolen-) Schichtenbildungen, welche unverkennbar in bekannten Weisen entstanden sind, nach Hunderttausenden von Jahren zu berechnen und dadurch das Alter der oberen Schichtenfolgen der Erdrinde nach Millionen Jahren. Darin ward der Übergang gegeben, um aus der allmäligen Verwitterung bekannter Gesteine das Vorhandensein und die Lagerung der Schichten durch Zeitlängen zu erklären, während welcher Luft und Wasser in derselben Weise mitwirkten wie noch jetzt. In Folge dessen hat das frühere Übergewicht der Vulkanisten wiederum abgenommen: die Vorstellungen sind küler geworden, denn der gluhende Erdkern schwand, auch die übermächtige Geltung des Feuers und überdies beginnt man gegenwärtig dem

Wasser Kristallisationen zuzuschreiben, welche man früher dem Wirken des Feuers beimas.

§. 422.

Die Erforschung der Erdrinde hat nebenher eine wachsende Zahl von Überresten vorweltlicher Pflanzen und Thiere zu Tage gefördert, aus denen, durch Vergleichung mit den jetzt lebenden, Vorstellungen gebildet werden konnten über die Beschaffenheit und Lebensumstände der ehemaligen Bildungen auf der Erde.

Jahrhunderte hindurch wurden nur die auffälligsten der gefundenen Knochen aufbewahrt als vermeintliche Riesenknochen der Urzeit; alles Andere ward verworfen und auf Pflanzentheile selten Rücksicht genommen, so dass nur Weniges der gefundenen Überbleibsel gerettet und erhalten worden ist und auch noch jetzt das Meiste durch Unkenntniss der Finder verloren geht. Das verhältnissmäsig Wenige was gefunden und auch gesammelt ward, gab Anlass zur Ordnung der Theile je nach dem Alter der Erdschichten in denen sie gefunden waren und so entstand eine Übersicht der Zeitfolge in welcher die Wesen auf Erden gelebt hatten. In neuerer Zeit sind die in geringerer Tiefe liegenden Menschenknochen, Waffen und Geräte so wie sonstige Spuren des Menschenlebens (Pfahlbauten u. a.) in zunehmender Menge hervor gesucht worden, so dass auch über das Erscheinen des Menschengeschlechtes auf Erden und dessen Vorleben stufenweise Vorstellungen gebildet werden konnten.

Die bei zunehmendem Eifer in der Auffindung anwachsenden Sammlungen wurden geordnet nach den gemuthmasten Zeitfolgen der Schichten und dabei angenommen, dass die gleichen Schichten verschiedener Orte auch zeitlich gleich gewesen seien, d. h. dass über die ganze Erde, so weit man die Schichten kennt, eine im Allgemeinen gleichartige Schichtenfolge zu gleichen Zeiten sich gebildet habe, dass also diejenigen Thiere oder Pflanzen, welche in entfernt von einander liegenden gleichartigen Schichten gefunden worden seien, auch zu gleichen Zeiten auf Erden lebten. Wenn auch diese Annahme starken Zweifeln unterliegt, so ist sie doch der Anordnung und Übersicht sehr dienlich gewesen und gestattet auch unbehindert die bei zunehmender Erkenntniss eintretenden Veränderungen einzuschalten, so bald sich überzeugend erweisen wird, dass die Schichten

örtliche Bildungen sind, die zu ganz verschiedenen Zeiten gleichartig entstehen konnten, je nachdem die örtlichen Verhältnisse wie Luftwärme, Wassermenge, Gefälle der Landabdachung, Richtung der Meeresströmungen, Bestandtheile und Art der verwitternden Gesteine u. s. w. es bedingten. Es kommt überdies wesentlich in Betracht, dass die Schichtenuntersuchungen verhältnissmäsig sehr lückenhaft sind, indem sie den grösten Theil der Erdoberfläche bisher unberührt lassen mussten, auch in Europa nur das Wenige durchforschen konnten, was in Bergwerken, Klüften, Hölen, Gebirgswerfungen, Steinbrüchen, Klippenreihen, Durchstichen u. a. entdeckt und gesammelt ward; dass ferner die wenigsten Arten der Pflanzen und auch diese nur zufälliger Weise erhalten bleiben konnten, gleichfalls die meisten Thiere um ihrer Weichheit und Zerbrechlichkeit willen gar nicht durch Einschlüsse in Erdschichten verbleiben konnten, demnach die gesammelten Reste nur einen geringen Theil des ehemaligen Lebens darstellen.

Die Eintheilung der Überreste ward ursprünglich nach der vorausgesetzten Altersfolge der Schichten getroffen; späterhin liess man die dadurch erlangte Ordnungfolge der Überreste zurück wirken auf die Eintheilung der Erdschichten und gewann auf beiden Wegen eine stufenweise Anordnung, welche erwies, dass die Pflanzen und Thiere um so rückständiger in ihrer Bildung waren, je weiter die Zeit ihres Daseins entfernt liegt von der Gegenwart und dass, je mehr die Schichten der Oberfläche sich nähern, also jünger sind, desto mehr die Pflanzen und Thiere, auf deren Wesen die darin eingeschlossenen Überreste deuten, an Zahl, Entwicklung und Mannigfaltigkeit zunahmen. Im Urgebirge, Granit, Gneis, Quarz und anderen Kristallgesteinen haben sich bisher keinerlei Überreste angefunden, woraus allerdings nicht folgt, dass zur Zeit ihrer Bildung kein Leben auf Erden vorhanden war, denn etwaige Überreste wären jedenfalls bei der Erhitzung im Emporquellen zerstört worden, oder sie würden, wenn jene Gesteine aus dem Wasser kristallisirten, davon ausgeschlossen sein, weil das Wasser nur gelöste Erdstoffe enthalten konnte. Im aufliegenden Gebirge aus Thonschiefer, Grauwacke, Steinkolen, Sandsteine, Zechstein u. a. fanden sich die ältesten Überreste von Pflanzen und Thieren: zu unterst sämmtlich Meeresbewohner, woraus geschlossen ward, dass die früheste Entwicklung des Lebens auf Erden im Meere stattgefunden habe; aus dem Pflanzenreiche fanden sich nur Meeralgen, zu den rückständigsten Gestaltungen gehörig; aus dem Thierreiche nur wirbellose Thiere, aus den drei Ord-

nungen der Stralthiere, Weichthiere und Gliederthiere, alle den untersten Reihen angehörig, wogegen die obere Reihe der Wirbelthiere gänzlich fehlte. Erst in den höheren Schichten der Grauwacke u. a. kommen Fische vor, aber ohne Rückgrat, sogenannte Knorpelfische mit einem Rückenstrange und ungleicher Gabelung der Schwanzflosse, gleich den Stören der Jetztzeit; ferner Panzerfische mit Platten bedeckt statt der Schuppen. In den oberen Schichten erscheinen zuerst Landpflanzen, namentlich Farnen und spärliche Reste von Nadelhölzern. In den Steinkolen-Schichten sind die Gewächsarten am reichlichsten, weil sie fast gänzlich aus Pflanzenresten bestehen: es finden sich einige Arten von Palmen in Gegenden, die jetzt nicht zum Palmenwuchse geeignet sind, neben einer grosen Zahl von strauch- und baumartigen Pflanzen, deren Verwandte noch jetzt am Orte wachsen. In der Steinkolen-Zeit erscheinen auch die ersten luftathmenden Thiere: Landschnecken, Schaben, Heuschrecken, Skorpione, Tausendfüse so wie land- und wasserbewohnende Reptilien. In der dritten Abtheilung, dem Flötzgebirge aus Sandstein, Kalk u. a. zeigen sich zu unterst vogelartige Fusspuren, aber nur in der höher liegenden Kreideschicht wurden Vogelknochen gefunden, auch lagen in dieser Abtheilung zuerst Überreste von landbewohnenden Säugethieren. In der vierten Abtheilung (sogen. Trias) vornehmlich aus mächtigen Thonablagerungen bestehend, finden sich reichlich Überreste von Thieren und Pflanzen, deren noch jetzt im bezüglichen Lande leben und in den darüber liegenden jüngsten Schichten, welche die gegenwärtige Oberfläche bilden, finden sich die Reste noch jetzt lebender Pflanzen und Thiere, wenn auch mit einigen Abweichungen der Gestaltung und des Ortes der Gegenwart.

Der Vergleich mit lebenden Pflanzen und Thieren stellte heraus, dass manche der vorhanden gewesenen Gattungen ausstarben, dass sie auch meistens tiefer standen, minder entwickelt waren als die jetzt lebenden; dass ferner eine allmälige Stufenfolge zu erkennen sei, der auch die jetzt Lebenden eingeordnet werden könnten, welche unzweifelhaft aus gemeinschaftlichen Grundzügen hervorgegangen seien, aber mit geringen Ausnahmen die höchsten Stufen aller Bildungen enthalten. Zu unterst finden sich nur Pflanzen und Thiere des Meeres: darauf Landbewohner rückständigster Art, erst später gefolgt von höheren Gattungen; auch die ersten Fische des Meeres gehören zu den unteren Ordnungen der Knorpel- und Panzerfische; im Pflanzenreiche zeigten sich erst spät die Landgewächse,

darunter keine hoch entwickelte Blütenpflanze. Nur in den jüngeren Schichten erscheinen die entwickelten Blütenpflanzen, auch Vögel und Säugethiere, stufenweise von rückständigen zu höheren Formen ansteigend; je jünger die Schicht desto mehr nähern sich die Gestalten den gegenwärtigen, bis die Reste in den obersten Schichten denen jetzt lebender Thiere gleich sind. Nur in den Aufschwemmungen der jetzigen Oberfläche sind bisher Menschenknochen und Geräte gefunden worden; der Mensch ist demnach das jüngste wie das höchste Gebilde der Erde.

§. 423.

Die Beurtheilung der augenscheinlich stufenweisen Fortbildung der Pflanzen und Thiere führte rückwärts verfolgt zu einer Grenze der Gestaltung, der man keine einfachere oder niedrigere zu unterstellen wusste und deshalb zur Erläuterung der Entstehung dieser einfachsten Gestalten zu der, schon bei den alten Hellenen gepflegten Vorstellung der Urzeugung zurück ging, um den Übergang aus dem unbelebten in das lebende Dasein zu erklären.

Von jeher war die erste Erscheinung mancher Thiere dem Menschen unbekannt, sei es dass ihre Gestalt anfänglich zu klein war, um gesehen zu werden, wie z. B. bei manchem Ungeziefer der Fall war, oder dass sie Umwandlungen vorheriger Gestalten waren und der Mensch den Übergang nicht bemerkte, oder auch dass sie aus einem Verstecke hervor kamen, aus fremden Ländern nächtlicher Weile einwanderten u. s. w. ohne vorher bemerkt worden zu sein. In alter Zeit waren es vornehmlich die aus dem Schlamme hervor kommenden Thiere und diejenigen, welche sich verkriechen so lange ihr Leben an der Luft behindert ist, von denen die Vorstellung hergeleitet ward, sie entstünden aus dem Schlamme oder in der Erde. Späterhin waren es auch die Ungeziefer-Thiere, welche den kranken Menschen in kurzer Zeit in unzähliger Menge befallen können, deren Entstehung aus den kranken Stoffen gedeutet ward; noch mehr aber die Eingeweide-Würmer, deren Vorhandensein in Menschen und Thieren man nicht anders zu deuten wusste als durch Urzeugung d. h. Entstehung aus sogen. verdorbenen Säften, Schleim u. a. ohne Zuthun vorhergegangener Thiere. Als man durch das Nahrohr (Mikroskop) entdeckte wie im Essig die sogen. Essigale entstehen, in gärenden Flüssigkeiten die Gärungspilze und in

faulenden Stoffen kleine Thiere verschiedener Art, ward die Vorstellung der Urzeugung um so mehr befestigt.

Harvey (1578—1657), der Entdecker des Blutumlaufes, hatte den Satz aufgestellt „alles Leben aus dem Ei"; allein die Entstehung aus dem Ei war nicht für alle Thiere nachweisbar, findet auch in den unteren Ordnungen nicht statt und deshalb hatten die Anhänger der Urzeugung Beispiele in Menge, welche sie als Beläge benutzten, ohne überzeugend widerlegt werden zu können.

Oken (1779—1851) dagegen nahm zur Entstehung lebender Wesen einen Urschleim an, dessen durch Wärme vorgehende Umgestaltung zu Wesen einfachster Art führe, aus denen alsdann die höheren Ordnungen stufenweise sich entwickelten. Er vermogte aber diesen Urschleim nirgends nachzuweisen und solcher ist auch bisher bei allen vorgenommenen Versuchen nicht entstanden.

In der Zwischenzeit von Harvey bis Oken hat die Urzeugung unausgesetzt angesehene Vertheidiger gehabt, wenngleich ihre Gestaltungen wechseln mussten, je nachdem die fortschreitende Erkenntniss zu Umbildungen nöthigte. Die Anhänger gingen stets auf eine Urform zurück, gewöhnlich Monade genannt, aus deren verschiedenartiger Menge und Zusammenbindung die vorhandenen Wesen bestehen und entstanden sein sollten. Diese Gestaltung der Frage ward wesentlich vereinfacht durch die vorgeschrittene Entdeckung, dass die Urform aller Pflanzen die Zelle sei, dass die Pflanzen jeder Art, in allen Gestaltungen und Einzelnheiten aus Zellen bestehen, kleinen Säcken mit einem Safte und Zellkerne gefüllt. Noch näher kam jener Frage die folgende Entdeckung, dass auch das Thierreich aus der Zelle sich aufbaue, einem häutigen Sacke, gefüllt mit Saft, in welcher Körnchen schwimmen und die in verschiedenen Gestaltungen im Blute und Fleische so wie in allen anderen Theilen zu erkennen sei. Es handelte sich nun nicht länger darum Urformen sich einzubilden oder auf das Ungefähr hin zu versuchen und zu deuten, sondern es genügte zu erforschen ob eine Zelle von selbst entstehen könne, d. h. unmittelbar aus unorganischen Stoffen, denn daraus liesse sich dann die ganze Mannigfaltigkeit der höheren Gestalten ableiten. Dahin gehende Versuche lieferten aber bisher ein entgegen gesetztes Ergebniss, denn selbst Pflanzen- und Thierstoffe, in denen durch Kochen etwaige Keime und Eier zerstört waren, liessen kein neues Leben entstehen, wenn die Luft ausgeschlossen ward, ebenso wenig wenn

die hinzu gelassene Luft durch Schwefelsäure geleitet worden war, um die darin enthaltenen Keime zu zerstören oder mittelst Leitung durch Baumwolle von den Keimen befreiet worden war. Nur wenn die Luft in gewöhnlicher Beschaffenheit zugeleitet ward, keimten Pflanzen und Thiere und da die Untersuchung der kleinsten lebenden Pflanzen und Thiere gelehrt hat, dass ihre Keime und Eier leicht genug sind, um von dem Luftzuge fortgeführt zu werden: so war der ausreichende Beweis geliefert, dass die Pflanzen und Thiere in faulenden Mischungen nicht durch Urzeugung entstanden waren. Das gleiche Ergebniss trat ein, wenn reines destillirtes Wasser hingestellt ward, um zu versuchen ob Leben darin entstehe: beim freien Luftzutritte erwuchsen allerdings Algen der niedrigsten Form; sobald aber die Luft künstlich gereinigt ward von jedem darin schwebenden Stäubchen, dann zeigte sich selbst nach Jahren keine Spur von entstehenden Pflanzen oder Thieren. Wie sehr aber die gewöhnliche Luft von mitgeführten Stoffen angefüllt ist, zeigt sich wenn Sonnenlicht in einen dunklen Raum fällt, sei es durch eine Spalte oder sonstige enge Öffnung: der Stral ist voll von schwebenden und wirbelnden Fädchen und Körnern, unter denen ohne Zweifel viele Thier- und Pflanzenkeime sich befinden, wie auch in neuerer Zeit in Krankensälen sogar schwebende Eiterzellen darin entdeckt worden sind.

Die Vorstellung, dass alles Leben dem Ei entstamme, hat dadurch das Übergewicht erlangt über diejenige der Urzeugung; sie ist jedoch durch andere Beobachtungen wieder eingeschränkt worden, indem sich erwiesen hat, dass es Wesen gebe, die durch Spaltung sich mehren, in der Art, dass jene Wesen niederer Art in der Mitte sich einfurchen und allmälig sich trennen durch Abschnürung, bis zwei unabhängige Thiere daraus werden. Das Thier dieser Art bildet nur eine Zelle, den häutigen Sack mit Flüssigkeit, in welcher Körnchen schwimmen: zuerst weichen die Körnchen oder Scheibchen von einander, so dass zwei Mittelpunkte entstehen und zwischen diesen vollzieht sich alsdann die Einschnürung, welche die Zelle in zwei Wesen spaltet.

§. 424.

Die Entstehung der ersten Zelle, der ursprüngliche Übergang aus dem unorganischen in das organische Dasein, ward also bisher nicht ermittelt.

Dagegen gelangten die Forscher zu weitergehenden Vorstellungen über die Fortbildung der Erdenwesen, von den rückständigsten zu den höchst entwickelten Gestalten.

Linné (1707—1778) war es, welcher seit Aristoteles zuerst eine streng abgestufte Anordnung des Pflanzen- und Thierreiches ausarbeitete, wobei er, wenn auch vorwaltend nur nach äusseren Merkmalen, so trefflich jedes Einzelne bestimmte, benannte und einordnete, dass seine Verfügungen noch in der Gegenwart gelten. Er gehörte zu denjenigen Forschern, welche genau beobachten, das Unterscheidende scharf hervor heben und demgemäs das Erkannte in Abtheilungen zu ordnen wissen.

Werner wendete das gleiche Verfahren an auf das Steinreich und

Cuvier ordnete in ähnlicher Weise das Thierreich, aber nach tiefer liegenden Merkmalen als Linné es gethan.

Ausser diesen unterscheidenden, scharfsinnigen Forschern wirkten andere Denker in fast entgegen gesetzter Richtung, indem sie das Gemeinsame und Durchgehende der Wesen ermittelten und, mit Zurückstellung des Unterscheidenden, jenes als vorwaltend hervor hoben, um daraus Grundformen für lange Bildungreihen zu ermitteln. Die oben benannten Forscher trennten und unterschieden; diese dagegen vereinten; Erstere hielten die unterscheidenden Gestaltungen strenge auseinander; Letztere dagegen verbanden sie zu gemeinsamen Grundformen, denen sie die Unterscheidungen als Nebensächliches unterordneten. Zu Letzteren gehörte zuvörderst

Lamarck (1745—1829), welcher lehrte, dass im Thierreiche ein einheitlicher Fortbildungplan ausgeprägt sei, verschieden von einem anderen, welcher dem Pflanzenreiche zum Grunde liege. Er betrachtete die jetzige Thierwelt als hervor gegangen aus der Fortbildung vorweltlicher Thiere, deren Knochengerüst ihre Gestalt und Lebensweise erkennen lässt, so wie ihre Ordnung im Thierreiche. Er erläuterte die Stufenreihe des Thierreiches von den rückständigsten und kleinsten zu den grösten und vorgeschrittensten, an deren Spitze der Mensch steht und versuchte zu zeigen wie nach Entwicklunggesetzen die niedrigsten Formen sich heranbilden konnten zu den gegenwärtigen. Er nahm dabei die Urzeugung an für die niedrigsten Formen, die aus einer belebten Schleimzelle bestehenden Wesen, welche nach seiner Ansicht noch jetzt in Gewässern und Sümpfen sich bilden könnten. Alle höheren Formen erklärte er dagegen als Fort-

bildungen jener Urwesen, welche sich verbreitet hätten über die Erde und weiter entwickelt in verschiedenen Weisen, je nach den örtlichen Lebensbedingungen, weit aus einander zur grösten Mannigfaltigkeit, aber in begünstigten Theilen ansteigend zu höheren Stufen. Die Entwicklung und Umgestaltung der Thiere deutete er als Folge der Anbequemung des Thieres an seine Umgebung und deren Einflüsse auf sein Leben, woraus sein Wesen sich allmälig fortgebildet habe, seiner Übung und Angewöhnung gemäs. Ein Weichthier konnte, indem es strebte die Gegenstände zu betasten, dahin gelangen seine Nerven und Gefäse am vorderen Ende vorzugsweise zu entwickeln und in den aufeinander folgenden Geschlechtern zu Fühlern zu verlängern. Wasserthiere empfingen Schwimmhäute zwischen den Zehen durch das Bestreben zu schimmen; Wadvögel reckten ihre Beine durch das oftmalige Emporziehen aus dem Wasser und Schlamme; die Giraffe streckte ihren Hals im Bemühen das Laub hoher Bäume zu erlangen, wie auch Vögel (Schwäne u. a.) ihren Hals reckten, um aus der Wassertiefe ihr Futter zu holen oder (Störche u. a.) weil ihre Stelzbeine sich verlängerten und demgemäs Hals und Schnabel sich reckten, um das Futter im Schlamme nach wie vor erhaschen zu können. Affenarten, welche sich an Baumästen schaukelten, verlängerten je nachdem ihre Arme oder Schwänze, welche dagegen um so kürzer blieben bei Thieren, die auf der Erde laufen; bei veränderter Lebensweise die zum Bemühen des aufrechten Ganges führte, platteten sich die Solen ihrer Hinterhände und wurden zu Füsen, zum dauernden aufrecht Stehen und Gehen: der Affe ward Mensch. Solche Übergänge nach verschiedenen Richtungen seien geschehen und geschähen noch jetzt, aber so allmälig, dass sie den Beobachtern, wegen der vergleichsweisen Kürze des Menschenlebens nicht auffallen und nur deshalb habe man irriger Weise angenommen, jedes Wesen gehöre zu einer festen und unveränderlichen Art und alle Arten hätten ein gleiches Alter von der Urzeit her.

Göthe (1749—1832) fügte zu seinen anderen unschätzbaren Verdiensten auch dasjenige der Entdeckung und Bestimmung der Umwandlung in den Pflanzengebilden (der Pflanzen-Metamorphose), indem er überzeugend darlegte, wie die Blüten oder Blumen mit allen ihren Theilen lediglich Blattentwicklungen seien. Er dehnte diese Beweisführung auch auf das Thierreich aus, indem er nachwies wie das Knochengerüst des Kopfes als Umbildung der 6 obersten Wirbelknochen zu gelten habe, von denen 3 das

Hinterhaupt nnd 3 das Vorderhaupt bildeten. Ferner schritt er vor zur Bestätigung der Behauptung, dass sämmtliche höhere Thierarten (Fische, Lurche, Vögel, Säugethiere) nach einem Urbilde geformt seien, welches nur in den Theilen seiner sehr beständigen Grundform mehr oder weniger hin und her weiche und noch täglich durch Fortpflanznng sich aus- nnd umbilde.

Geoffroy St. Hilaire (1772—1844) führte 1828 Lamarck's Ansichten weiter aus, indem er sie in ihrer Fassung beibehielt, aber bei Ermittlung der Ursachen in sofern abwich, als er den Grund der Umgestaltungen vorwaltend in Veränderungen der Lufthülle erkannte, indem die Luft nicht allein das am meisten von den Thieren genossene Erhaltungmittel bildet, sondern auch ihre anderweitige Nahrung beeinflusst, so dass jede Änderung der Luftmenge oder ihrer Zusammensetzung von eingreifendster Wirkung auf das Leben und die Gestaltung der Thiere habe sein müssen. Es habe z. B. die Änderung der Luftzustäude genügen können, um aus einem Reptil die Vogelgestalt zu entwickeln, indem sie eine Veränderung im Luftsacke bedingte, welche dieselbe zur Lunge umbildete, woraus gesteigertes Athmen entstand, also grösere Blutwärme und stärkere Stoffznfuhr nach der Haut, so dass deren Warzen zu Federn empor sprossten u. s. w. Er wiederholte später als Grundsatz, dass jede Art feststehe, so lange sie sich fortpflanze bei unveränderten Lebensbedingnngen; sobald aber diese wechseln, ändere sich die Art.

Cuvier (1769—1832) war der schärfste Gegner dieser neuen Lehre, indem er die durch seinen Scharfsinn bedingte Trennung der Thierarten als feststehende Scheidungen erklärte und für jede Art nur Änderungen innerhalb bleibender Grenzen gelten lassen wollte, so dass niemals Übergänge aus einer Art in die andere möglich seien. Den Untergang ehemaliger Arten erklärte er aus stattgehabten Umwälzungen der Erdoberfläche, bei welchen das Meer über weite Strecken der Erde geströmt sei und deren Thiere zerstört habe, mit Ausnahme derer, welche in höheren Gegenden sich befanden oder anders wohin flüchten konnten. Er nahm eine Reihenfolge von derartigen theilweisen Abschwemmungen der Oberfläche an, um den Untergang so vieler Thierarten und das Begräbniss ihrer Knochen in Schichtengesteinen zu erklären, wie auch den Wechsel des Aufenthaltes vieler Thiere (Elephant, Nashorn, Hyäne u. a.) deren Knochen in Europa gefunden werden, wogegen die jetzt lebenden nur in Afrika und

Asien sich vorfinden. Er legte besonderes Gewicht darauf, dass nirgends in den gegenwärtigen und vorweltlichen Thieren ein Übergangswesen von einer Art zur anderen zu entdecken sei, dass also zu allen Zeiten die Arten als feststehende und gegen einander scharf begrenzte sich erwiesen, ohne Vermittlung oder Verbindung.

Agassiz, noch lebend in Nord-Amerika, vertheidigt ebenfalls die Unabänderlichkeit der Arten und begründet dieses stark vermengt mit theologischen An- und Absichten. Die von den Forschern getroffenen Abtheilungen der Erdschichten und der Wesenreihen sind nach seiner Ansicht getrennte Schöpfungen Gottes, die allerdings „als Theile eines gemeinsamen Zweckes, durch Bande höherer Art mit einander verbunden sind“ aber dennoch scharf geschiedene Abtheilungen der Schöpfung bilden, jedesmal durch vollständige Unterbrechung des Lebensfadens getrennt. Er nahm eine stufenweise Entwicklung der höheren Thiere in dreien Schöpfungen an, die er nach den vorwaltenden Formen, als das Zeitalter der Fische, der Reptilien und der Säugethiere unterschied, welches letztere die Schöpfung des Menschen krönte. Die stufenweise Folge der Thiere jedes Zeitalters erläuterte er in vortrefflicher Weise, zeigte wie die früheren Formen niedriger stehen als die späteren und wie sie mit jetzt lebenden Arten sich vergleichen; ferner wie höhere Fische im unreifen Zustande Ähnlichkeiten besitzen mit niederen im reifen Leben und wie höhere Thiere frühzeitig das Leben der niederen durchmachen, aber demnächst zu höheren Stufen sich entwickeln. Er nahm an, jede der auf einander folgenden Schöpfungen sei neu vom Schöpfer hervor gebracht worden, aber die Thiere nicht in ihrer jetzt lebenden Gestalt, sondern in ihrem Lebensbeginne als Eier, welche allerdings nicht im Eierstocke und durch Befruchtung hätten erzeugt sein können, aber doch lebensfähig gewesen und in unbekannter Weise sich entwickelt hätten.

Kemp, noch lebend in England, hat in seinem Werke „Vestiges of the natural history of creation“ 1844 den Grundzug der Lehren Lamarck's beibehalten, deutet jedoch das Bewegende der Fortbildungen aus zweien Ursachen: zum Ersten aus einem innewohnenden Streben nach Entwicklung zu den höchsten Stufen der Pflanzen und Wirbelthiere, die Stufen bezeichnet durch Zwischenräume, welche die Ermittlung des Verbindenden erschweren; zum Zweiten in der innewohnenden Fähigkeit zur Aubequemung, zur Veränderung des Baues nach äusseren Verhältnissen, mögen solche

liegen in den Nahrungmitteln und sonstigen örtlichen Lebensverhältnissen oder allgemeinen Weltzuständen der Luft u. a. Die Zelle betrachtet er als unabhängiges Wesen und als Grundform zum Aufbaue aller höheren Wesen des Pflanzen- und Thierreiches. Den Ursprung der ersten Zelle deutete er aus einer chemisch-elektrischen Einwirkung auf unorganische Stoffverbindungen; die weitere Fortbildung der Zellen zu höheren Stufen erklärte er aus den allgemeinen, die ganze Welt beherrschenden Gesetzen. Er war dabei allerdings genöthigt, aus Rücksicht auf die theologische Beschränktheit seiner Landsleute, irgendwo den Gottesglauben anzufügen; allein die dem Glauben zur Grundlage dienende Vorstellung der Erschaffung der Welt fand keinen Raum in seinen Erläuterungen.

Kaiserling, ein berühmter Geologe, entwickelte 1853 die Ansicht, dass zu verschiedenen Zeiten auf der Erde ein Miasma sich ausgebreitet haben könne, welches die vorhandenen Keime umstimmte, indem es sie mit Stoffen anderer Art in Verbindung setzte und dadurch die Entstehung neuer Formen und Wesen hervorbrachte.

Darwin, noch lebend in England, erläuterte die Lehre Lamarck's von der stufenweisen Heranbildung der Erdenwesen, von den einfachsten Urgestaltungen zu den vielfachen und höchsten der Gegenwart, aus einem der Wesenreihe innewohnenden Grundzuge, dessen Walten durch Anpassung an die Lebensbedingungen in jedem Einzelnwesen zu verschiedener Gestaltung geführt habe. Jenen Grundzug erkennt er in der Erblichkeit, vermöge welcher das Gleiche auch Gleiches erzeuge und hervorbringe, so dass ein Beharren in jeder begonnenen Richtung vorwalte. Dagegen sei die Anpassung an herrschende Lebensbedingungen die Ursache der vorgegangenen Abänderungen, welche zur verschiedenen Fortbildung der Urgestaltungen und dadurch zur vorhandenen Mannigfaltigkeit der Formen geführt habe. Hätte der Grundzug, die Erblichkeit, alleinig gewaltet, so wäre die Urgestaltung in allen nachfolgenden Wesen unverändert geblieben; wäre er dagegen nicht vorhanden gewesen, so hätten die Wesenbildungen in der grösten Mannigfaltigkeit nach allen Seiten sich zerstreut. Nur das Zusammenwirken Beider konnte die vorhandenen Wesen schaffen, bei gröster Mannigfaltigkeit beharrend in gleichbleibenden Arten und in einer nachweisbaren Richtung ihrer Entwicklungbahn. Die Anpassung an herrschende Lebensbedingungen, welche sich äussert in der Ausrüstung des Wesens, noch mehr aber in seiner Fortpflanzung wirkend sei, habe die

unterschiedlichen Arten hervorgebildet; die Erblichkeit machte diese Arten fest und hielt sie innerhalb der Richtung der allgemeinen Fortbildung.

Die Anbequemung an waltende Lebensverhältnisse erwies er aus Änderungen, die nachweisbar an Pflanzen und Thieren entstehen oder willkürlich durch Versuche hervorgebracht werden können und in der Züchtung selbst nach festen Voraussetzungen zu erzielen möglich sei. Er folgert daraus, dass in dem sichtbaren Kampfe, den jede Pflanze und jedes Thier um sein Dasein führen muss, wider Luft, Licht, Landesverhältnisse und andere Wesen, dieser Kampf erleichtert oder erschwert werde durch die in der Nachfolge eintretenden Abweichungen: Änderungen, die jenem Kampfe günstig, waren der ferneren Erhaltung und dem weiteren Gedeihen förderlich; ungünstige Änderungen führten dagegen zum Untergange, zum Aussterben. Die unausgesetzt wirkenden Anbequemungen und Veränderungen mussten zu einer Auslese der Starken und günstig Fortentwickelten führen, ähnlich wie bei der Zuchtwahl der Gärtner und Viehzüchter, durch Beseitigung der Schwächlinge und Pflege der stärker und höher entwickelten Wesen, allmälige Verbesserungen erzielt, welche die auf einander folgenden Geschlechter wesentlich in Gestalt und Werth verändern und erhöhen. So mogte im Laufe der Jahrtausende jede siegreich gewordene Art sich befestigen durch Vererbung und unverändert bleiben an einem Orte, während an anderen Orten dieselbe Art durch die dort erforderliche Anbequemung gezwungen ward sich abzuändern, so konnten Feststellung und Abänderung gleichzeitig an verschiedenen Orten walten oder auch an einem Orte eine Art sich feststellen, während daneben eine andere Art durch Anbequemung sich veränderte. Als Wirkung dieser Ursachen sei die Mannigfaltigkeit der bestehenden Wesen und Arten zu betrachten.

Um auf Grund der vorliegenden und unbestreitbaren Thatsachen, die Verschiedenheiten auf Einheit zurück zu führen, dachte er sich das Thierreich von vier oder fünf Stammarten herrührend und das Pflanzenreich von ebenso vielen oder noch wenigeren. Weil aber alle lebenden Wesen Vieles mit einander gemein haben in ihrer stofflichen Zusammensetzung, ihrem Zellenbaue, ihren Wachsthumsgesetzen und der Empfindlichkeit gegen Einflüsse ihrer Aussenwelt, so war er geneigt, auch jene Stammarten auf ein Urthier und eine Urpflanze zurück zu führen und sich stützend auf die Beobachtung, dass es niedere Formen giebt (Schwämme u. a.), welche das

Eigenthümliche beider Reiche vereinen, hielt er es nicht unglaublich, dass beide Reiche in Eines zusammen fallen. Er gipfelte seine Schlüsse in folgenden Worten: „daher ich annehme, dass wahrscheinlich sämmtliche organischen Wesen, die jemals auf dieser Erde gelebt, von irgend einer Urform abstammen.“ Dass er hinzu fügte „welcher zuerst das Leben vom Schöpfer eingehaucht worden ist“ war eine örtliche Vorsicht, die aber zur Lehre nicht gehörte.

§. 425.

Die Gegenwart bietet, bezüglich der Entstehung und Fortbildung der Erdenwesen, zwei gegenüber stehende Ansichten:

die ältere, auf Cuvier u. a. sich stützend, welche annimmt, das Pflanzenreich und ebenso das Thierreich seien geschieden in eine Anzahl scharf getrennter und feststehender Arten, von denen jede nur Wesen gleicher Abkunft enthalte, auch nur innerhalb ihrer Grenze fähig sei, sich dauernd fortzupflanzen und Abarten zu erzeugen, die bleibend werden können durch Fortpflanzung und das Gleichbleiben der Anlass gebenden Lebensbedingungen. Jede Art sei aber von den anderen durch eine Kluft getrennt und deshalb müsse eine Schöpfung für jede Art besonders angenommen werden, entweder gleichzeitig oder zu verschiedenen Zeiten einander folgend, denn der Übergang aus einer Art in die andere sei unerweislich;

die neuere Lehre, von Lamarck begründet und von Darwin am weitesten ausgeführt, bestreitet die Klüftung der Arten und stützt die Vorstellung, dass alle Wesen aus einer Urform sich entwickelt haben, dass also die jetzt vorhandenen Pflanzen und Thiere die Erzeugnisse und übrig Gebliebenen seien der unzähligen Bildungen, welche in unermesslichen Zeiten einander folgten, durch ihren Kampf mit der übrigen Welt fortgebildet und gesichtet, je nachdem die äusseren Umstände und das Verhalten der Abänderungen zu denselben es bedingten.

Die ältere Lehre hat den grosen Vorsprung, dass alle vorherigen Beobachtungen und Anordnungen ausschliesslich für sie gemacht worden sind und die demgemäse Auffassung der Thatsachen und Eintheilungen sich festgesetzt haben, auch bei den meisten Fachgelehrten den ganzen Inhalt ihres Wissens ausmacht, den ganzen Bereich ihres Lebens, ihrer Fähigkeiten ausfüllt und deshalb, wie in früheren Jahrhunderten die Lehren des

Aristoteles und Ptolemäus, als die Stützen des herrschenden Glaubens geltend gemacht wird, so sehr, dass ein Abweichen davon Gefahren bietet für die amtliche oder bürgerliche Stellung und deshalb Vorsicht und Trägheit zu ihren Gunsten wirksam sind. Die neue Lehre dagegen muss einstweilen sich behelfen mit den wenigen Thatsachen, welche aus den für die ältere Lehre angesammelten zufälliger Weise auch für die neue dienlich sind und mit den wenigen, welche in der kurzen Frist seit Entstehung der neuen Lehre haben ermittelt werden können. Die ältere hat allen Grund im Besitze, die neuere soll erst ihren Grund erobern; die ältere hat ein, von tüchtigen Männern (Linné, Cuvier u. a.) ausgearbeitetes und sorgfältig ergänztes System, welches lediglich das Gegenwärtige zu ordnen braucht, wogegen die neuere nur Bruchstücke besitzt, einzelne Glieder einer unabsehbaren Kette, aus denen sie die ganze Folgenreihe unermesslicher Zeiten zusammen stellen und ableiten soll, aber, bei der verhältnissmäsigen Geringfügigkeit der Erkenntniss des vordem Gewesenen, durch Annahmen, Muthmasungen und eigene Gebilde die fehlenden Glieder der Kettenreihen und Stufenfolgen ergänzen muss. Die ältere hat ein, durch Scheidewände getrenntes Fachwerk, in welches sie Jegliches mehr oder minder bequem einordnen kann; die neuere dagegen kann und darf keine Fächer machen, weil bei ihr Alles eine Folgereihe bilden soll.

Dagegen hat die neue Lehre andere Vorzüge, welche mächtig wirken: sie regt in höherem Grade den Forschertrieb an und die Einbildung, hat also die stärksten Bethätigungen des menschlichen Verstandes für sich; sie verfährt angriffsweise, wirkt also in günstigerer Stellung als die ältere Lehre, welche nur vertheidigen kann; sie stimmt zu der in anderen Gebieten des Wissens fortschreitenden Erkenntniss, welche in den Vorstellungen von der Weltbildung alles Schroffe, Gewaltthätige, Leidenschaftliche und Menschenartige zurück drängt und aus dem Walten der noch jetzt wirkenden Kräfte während unermesslicher Zeiten, Dasjenige erklärt, was früherhin dem plötzlichen Wirken unbekannter Mächte zugeschrieben ward und deshalb eines ausserhalb befindlichen, übermächtigen Wesens zur Erklärung bedurfte. Die ältere Lehre kann den Gottesglauben nicht entbehren, wie die Erklärungen von Cuvier, Agassiz u. a. erweisen, denn es bedarf dazu eines Schöpfers, der die unvermittelten Arten in das Dasein rief, der in unerklärlicher Weise, sogenannten Wundern, die Fehler ausgleicht, welche in der Arteneintheilung der alten Lehre sichtbar werden.

In dieser Verbindung liegt ihre hauptsächliche Schwäche, denn die Wissenschaft begieht sich damit in die Knechtschaft der Theologie, des priesterlichen blinden Glaubens und legt sich die Verpflichtung auf, deren anderweitige Glaubenssätze zu vertheidigen, um ihrer Unterstützung sich würdig zu machen; die Wissenschaft wird ein Zweig der Religion, während die Religion ein Zweig der Wissenschaft sein sollte (§. 241). Die neue Lehre bedarf des knechtenden Bündnisses mit dem Glauben nicht, denn sie verweist alles Leben auf Selbsteutwicklung; sie lässt lieber die Lücken der Stufenreihe einstweilen unausgefüllt, bis fortschreitende Erkenntniss die Ergänzung beschafft, als dass sie solche durch Gebilde der aussersinnlichen Welt ausfüllt, denn auch diese wollen das zur Zeit Unerklärte nur durch ein Unerfassliches und Unerklärliches ersetzen, erwirken also ebenso wenig eine Ergänzung des Wissens. Was Kemp und Darwin in dieser Richtung erwähnten, war augenscheinlich eine Bewilligung, welche sie ihren bibelgläubigen Landsleuten machen mussten, um nicht als Atheisten geächtet zu werden; als Deutsche oder Franzosen würden sie dieser Deckung wider Gefahren sich nicht bedient haben.

Die entscheidende Spitze des Streites liegt ersichtlich in der Unterscheidung der Arten, welche die ältere Ansicht sich denkt als durch Klüfte getrennt, wogegen die neue allerdings die Unterscheidungen in ihrem sachlichen Vorhandensein anerkennt, aber nicht als Klüfte gelten lassen will, obgleich sie nicht jeden Zwischenraum auszufüllen oder zu überbrücken weiss. Sie beruft sich aber auf vorhandene Ausfüllungen von besonderer Stärke, auf Vermittlungglieder zwischen Arten und Reichen, welche selbst die Gegner als solche anerkennen, indem sie einräumen müssen, dass Kennzeichen, welche sie auf Arten beschränken, auch in anderen Arten sich vorfinden und dass überhaupt ihre Unterscheidungen und Klüfte vorwaltend auf äussere Merkmale und minder Wesentliches sich gründen, wogegen die inneren Merkmale und die Grundzüge der Wesen stärkere Beweise für die neue Lehre liefern als für die alte. Wenn z. B. die Wirbelsäule und das Gehirn zur Grundlage der Betrachtungen genommen werden, wozu sie unstreitig mehr geeignet sind als die Entwicklung der Bewegungglieder zu Flossen, Flügeln, Beinen und Armen oder die Ernährungweise durch Milch oder zerkäuete Speise oder die Hautbedeckung durch Schuppen, Federn oder Haare, so fallen sofort alle Scheidewände der alten Lehre hinweg für das ganze Reich der Wirbelthiere: es fliessen Fische, Lurche,

Vögel und Säugethiere zusammen in eine Gestaltenreihe, in welcher der anfängliche Wirbelstrang sich fortbildete zur Wirbelsäule, deren einzelne Ausästungen nach einem gemeinschaftlichen Grundplane die Glieder entwickelten, je nach äusseren Bedingungen zur Bewegung im Wasser, auf der Erde oder in der Luft. Es zeigt sich ebenso in der Fortbildung des Gehirnes, wie nicht allein alle Wirbelthiere zusammenhängen, sondern auch die wirbellosen, wie stufenweise von den rückständigsten Gestalten hinauf ein Nervensystem sich entwickelt vom einfachen Strange durch allmälige stufenweis anwachsende Verästung zum Ringe, zur Knotenbildung, zur Anschwellung im Kopfraume, Entwicklung geschiedener Hirntheile und fortschreitende Ausbildung des Mitteltheiles, bis im menschlichen Gehirne die höchste Stufe der Nervenbildung erwachsen ist. Vergleicht man mit diesen durchgehenden Entwicklungen und deren Bedentung, als Grundwesen der ganzen Folgenreihe diejenigen Merkmale nach denen man die Reiche und Arten scheidet, so erscheinen diese als verhältnissmäsig geringfügig und untergeordnet, auch keineswegs so bestimmt wie es den Anschein hat. Nimmt man z. B. das Unterscheidende der Säugethiere, so liegt es nicht darin, dass sie auf dem Lande leben, denn es giebt auch solche die stätig im Wasser leben (Wale u. a.); auch nicht darin, dass sie lebendige Junge gebären, denn dieses geschieht auch bei Fischen (der Aalmutter, dem Haie) bei Kreuzottern; Salamandern und Schnecken; auch nicht darin dass sie auf vier Beinen gehen, denn solches thun auch die Lurche; Lungenathmung findet sich auch anderwärts; also nur wegen des warmen Blutes und der Ernährung der Jungen durch Muttermilch werden die Wale zu den Säugethieren gerechnet. So die Fische: es giebt solche (Wale, Seehunde u. a.), die ihre Jungen mit Muttermilch ernähren gleich den Säugethieren und deshalb dahin gerechnet werden; andere mit Lungenathmung und solche die fliegen können; die an Land gehen auf Raub oder gar in Bäume klettern; auch sind im Grunde die Fische nicht wasser- sondern luftlebende Thiere gleich den anderen. Andererseits giebt es fliegende Säugethiere, auch solche mit Vogelschnabel; dagegen Vögel die nicht fliegen können und in dem Leben aller Thiere zahlreiche Merkmale von einem Reiche und einer Art in der anderen. Als die sichtbarsten Beweise dienen den Vertheidigern der neuen Lehre die Frösche, welche in ihrer Jugend als Kaulquappen zu den Fischen gehören, als kiemenathmende Pflanzenfresser gliederlos, mit Fischbewegung im Wasser

lebend, wogegen sie ausgewachsen zu den Lurchen gehören, weil sie alsdann durch Lungen athmen und mit vier Beinen ausgerüstet, als Insektenfresser auch auf dem Lande leben. Desgleichen die Schmetterlinge, die anfänglich im Raupenzustande als kriechende Würmer leben, darauf als fuslose Larven und endlich als fliegendes Kerbthier. Als tiefer liegende Beweise führen sie an, dass alle Thiere im unreifen Zustande vorübergehend niedere Bildungen durchmachen, die in tiefer stehenden Thieren als bleibende Formen vorkommen, dass also in jedem Wesen die zurück gelegte Bildungreihe sich andeutet; wogegen, im Falle die Arten durch Klüfte getrennt wären, jedes entstehende Wesen im allmäligen Wachsen nur die Gestaltungen seiner besonderen Art durchmachen würde. Auch zeigt sich in vielen Fällen wie Rückbildungen aus einer Art in die andere hinüber führen: Gestaltungen, die an niederen Arten nützliche Glieder bilden, finden sich bei höheren Arten als nutzlose verkümmerte Überbleibsel, die im reifen Wesen sich erhielten, statt, wie so manches andere Übergangsgebilde im unreifen Zustande, d. h. vor der Geburt wieder zu verschwinden.

Noch deutlicher liess sich im Pflanzenreiche die Willkürlichkeit der menschlichen Unterscheidungen nachweisen, weil darin am schnellsten und eingreifendsten anscheinend grose Unterscheidungen sich verwischen lassen. Es gelingt z. B. einjährige Pflanzen zu mehrjährigen umzuändern, krautartige in holzstämmige; die Blattformen und Blüten, Staubgefäse und Satkolben lassen sich beliebig ändern, ebenso Geruch, Beharung, Gröse und Form in gröster Mannigfaltigkeit, so dass hier noch weit eher angenommen werden darf, alle vorhandenen Pflanzen seien nur Umbildungen derselben Urform. Es ist dabei allerdings in Betracht zu ziehen, worauf Darwin besonderes Gewicht legte, dass die Wesen welche gegenwärtig durch starke Unterscheidungmerkmale von einander getrennt scheinen, keineswegs aus einander hervor gegangen sind, sondern von einem Pare stammen, welches die Merkmale vieler in sich vereinte und indem die Nachkommen ihre anfänglich kleinen Unterschiede durch Vererbung stufenweise fortbildeten, daraus die Verschiedenheiten so stark anwachsen konnten, wie die Gegenwart sie aufweist. Solche Stammpare hätten im Kampfe um das Dasein zu Grunde gehen müssen, weil sie minder günstig ausgerüstet waren als ihre höher gebildeten Nachkommen; dadurch sei die Verbindungbrücke zwischen den aus einander gegangenen Nachkommen, den sogenannten Arten abgebrochen und deshalb könnten die Übergänge nicht

mehr geschehen. Ein besonders günstiger Beläg hiefür liegt in dem Baue einer ausgestorbenen vorweltlichen Fischart (Cölanthinen), in welcher das Knochengerüst sämmtlicher Rückgratthiere vorgebildet ist. Desgleichen in einer ausgestorbenen Thierart der Labyrinthodoten, den ältesten aller untergegangenen Lurchen, in welcher eine Anzahl Kennzeichen sich zusammen finden, die in keinem der späteren Thiere dieser Art vereint sind, wol aber in den verschiedenen dieser Thiere vereinzelt, gleich einer unter sie vertheilten Erbschaft. Die Verbindung reicht aber auch noch weiter rückwärts, denn jene vorweltliche Thierart schliesst sich in Bezug auf Zahnbildung an die Fische und während sie Merkmale in sich vereinte, durch welche gegenwärtig die Schildkröten, Krokodile, Eidechsen, Frösche und Salamander sich unterscheiden lassen, war ihre Ausbildung rückständiger als die einer jeden dieser Arten. Es wird dadurch erklärlich, dass gegenwärtig nicht Frösche sich fortbilden könnten zu Schildkröten oder diese zu Krokodilen, denn sie müssten dann zuvor zu Labyrinthodoten sich zurück bilden, um in den ersten Nachkommen der Urform die geringe Abweichung von einander zu empfangen, deren einseitige Fortbildung zu den jetzigen Unterschieden führte. Ebenso erscheint das erste und älteste der vorweltlichen Säugethiere, das Paläotherium, in Grösen von der des Hasen bis zum Pferde, als eine Urform aller späteren Säugethiere.

Auch die in neuerer Zeit fortschreitende Erforschung der Fortbildung der Thiere im unreifen Zustande, hat überraschende Beweise für die neue Lehre gegeben, indem sie zeigte wie die ersten Ansätze bei weit verschiedenen Thierleben die grösten Ähnlichkeiten bieten; wie darauf allmälig die Fortgestaltungen in engere Grenzen sich zurück ziehen, die anfänglich mehreren weit verschiedenen Arten gemeinschaftlich sind; demnächst in solche übergehen die nahestehende Arten umfassen; endlich auf die eigene Art sich beschränken, worauf dann zuletzt die unterscheidenden Merkmale des besonderen entstehenden Wesens sich heraus bilden, die späterhin nach der Geburt noch schärfer als Eigenthümlichkeiten sich entwickeln. Es ward z. B. in der stufenweisen Heranbildung des unreifen Menschen erkannt, wie das werdende Wesen anfänglich auf eine Zelle beschränkt ist, die gleich den untersten Wesen mittelst Flimmerhaare sich fortbewegt; wie darauf durch Furchung die Vergröserung eintritt, ähnlich der Vermehrungweise der rückständigsten geschlechtslosen Wesen; wie durch Sprossung die Glieder hervor gehen, plump und unbeholfen gestaltet wie

bei niederen Thieren; wie fischartig vorüber gehend Kiemenspalten entstehen; wie das Herz zuerst die einfachste Einrichtung eines Schlauches habe wie bei tiefstehenden Thieren, dann die Stufenreihe der Kammer-Anordnung durchbilde bevor es zum Menschenherzen wird; wie die Knochen zuerst nur Knorpel sind wie bei niederen Thieren; wie die Bildung des Gehirnes und Rückenmarkes in niederer Weise beginne und stufenweise Gestaltungen durchmache, die in rückständigen Thieren bleibend sind. Es zeigen sich ferner am ausgewachsenen Menschen verkümmerte Überbleibsel von Formen, die bei niedriger stehenden Thieren nützliche Glieder oder Einrichtungen sind: z. B. in der Faltung des Augenliedes die verkümmerte Schlafhaut, mittelst welcher die Vögel ihre Augen schliessen; im Inneren der Nase zwei kleine Knorpel als Verkümmerung beweglicher Wülste, die im Pferde und auch am Wale dienen um die Nase zu schliessen; zwischen den Menschenfingern, welche nicht bis auf ihre Wurzeln getrennt worden sind, zeigen sich die Reste der Schwimmhäute, die im unreifen Menschen vorübergehend sich bildeten; im Nacken findet sich als schmale Schicht von weissen Knorpelfasern der verkümmerte Rest oder die Grundanlage des starken Muskels, der den Kopf des Weideviehes beim Grasen hält u. s. w. Diese Rückweisungen auf niedrige Stufen lassen sich nicht vereinen mit der alten Lehre der Artenschöpfung, die nicht nützliche Gebilde verkümmert zu wiederholen oder die ganze Stufenreihe niederer Gestaltungen hinauf zu klimmen brauchte, sondern den Menschen vom ersten Keime ganz in seiner Art, geschieden von jeder anderen, ausbilden müsste. Dagegen ist sie der neuen Lehre überaus anpassend, welche darin die augenscheinlichen Beweise der stufenweisen Entwicklung erkennt, welche sich sichtbar wiederholt in jedem entstehenden Leben, auch ihre verkümmerten Spuren in demselben zurücklässt.

§. 426.

Die neue Lehre hat den stärksten Widerstand erfahren, als sie die Kluft zwischen den Affen und Menschen auszufüllen suchte, um das höchste Bildungglied ihrer Kette, den Menschen, als Höherbildung des Affen zu erweisen.

Es vereinigten sich starke Rücksichten zum Widerstande: erstens die Abneigung des Menschen überhaupt, ein Wesen, welches er bis dahin als

sein Zerrbild betrachtet hatte, nunmehr als seinen Vorfahren anzuerkennen, als seinen Urahn, dem er seine Menschlichkeit verdanke; zweitens die begründete Furcht, dass durch Anerkennung solcher Verbindung der Glaube an die menschliche Seele und deren Unsterblichkeit schwinden müsse, mit Allem was daraus gefolgert worden ist; drittens dass damit der letzte Anker der Schöpfung-Vorstellung verloren gehe, die man äussersten Falles noch für die Entstehung des Menschen retten mögte, wenn man sich etwa genöthigt sähe, die Artenschöpfung der Pflanzen und Thiere aufzugeben.

Es waren jedoch viele überzeugende Beobachtungen vorhanden, welche die anscheinend unausfüllbare Kluft zu beseitigen vermogten, für Diejenigen welche sich dazu verstehen konnten, die Abneigung der Eitelkeit zu überwinden und den egyptischen Unsterblichkeitglauben, so wie sonstige theologische Bedenken aus dem Reiche der Wissenschaft in das Gebiet der aussersinnlichen Welt zu verweisen, wohin sie gehören. Das ganze Knochengerüst der höheren Affenarten ist dem des Menschen gleich bis auf geringfügige Unterschiede, jedenfalls steht das Becken der Hottentotten- und Negerweiber dem der Äffinnen näher als dem der Europäerinnen; Gang und Haltung der Menschen auf den rückständigsten Stufen stehen dem Äffischen weit näher als denen der höher gebildeten Völker; Blut- und Nervensystem der Affen sind in ihrer Anordnung und Einrichtung dem menschlichen nahezu gleich, indem sie nur in so weit abweichen, wie der aufrechte Gang es erforderte; ebenso die Einrichtungen zum Athmen, Verdauen, Zeugen, Gebären und Nähren; das Gehirn der Affen hat mit dem menschlichen Eigenthümlichkeiten gemein, durch welche Beide sich unterscheiden von den anderen Säugethieren, so dass, wenn eine Kluft gedacht werden sollte, sie nicht oberhalb sondern unterhalb der Affen vorhanden sein müsste. Am Gorilla sind die Hinterhände so sehr verändert, sichtbar verkümmert, dass sie den Übergang zum menschlichen Fuse bilden und reisende Forscher haben wiederholt über den niederbeugenden Eindruck berichtet, den Negersklaven aus den rückständigsten Völkern auf sie machten durch ihr thierisches Aussehen und Gebaren, auch durch die langen Arme, Bildung des Fuses, fleischlose Wade, die langen schmalen Hände, Hagerkeit bei hängendem aufgetriebenen Bauche, den thierischen Dunst, das vorragende Gebiss, die gedrückte Nase und niedere Stirn, alles Merkmale, welche sie den Affen ihrer Heimat weit näher stellten als den fortgebildeten Menschen. Auch die Forschungen auf den höchstentwickelten Theil des

Menschen gerichtet, führten zu gleichen Ergebnissen, denn der Negerkopf rückständigster Art zeigt zurückweichende Stirn, vorstehende Kiefer, geflachte Nase und vollen Hinterkopf, ähnlich den höheren Affen. Die Ermittelung, dass der Gesichtswinkel im Allgemeinen die menschlichen Entwickelungstufen andeute, führte zu Vergleichungen zwischen dem Affen und Menschen, wobei sich zeigte, dass der Winkel im Antlitz

des Affen	40	Grad messe
des niedrigsten Negers	65	„
des höheren Europäers bis zu	90	„

so dass der rückständigste der jetzt lebenden Menschen ungefähr die Mitte bilde zwischen dem Affen und Europäer. Auch die Ausmessungen der Schädelhöle ergiebt Ähnliches, denn der Inhalt derselben misst

beim Gorilla	24 bis 34	Zoll
„ niedrigsten Australier	62	„
„ hochgebildeten Europäer	114	„

welche Zahlen allerdings minder überzeugend sind, weil die Angaben des vergleichsweisen Alters fehlten, welches bedingend für die Gröse ist.

In Folge dessen schwindet immer mehr die Vorstellung von der weiten Kluft, die zwischen dem Menschen und dem Thierreiche, namentlich den Affen, früherhin gedacht ward. Es ist allerdings ein groser Unterschied zwischen den Hochgebildeten und den Affen, aber der Unterschied stuft sich ab, wenn die rückständigen Völker dazwischen geschoben werden. Der Vorzug des Menschen liegt lediglich in der gröseren Bildungfähigkeit seines Geschlechtes, namentlich darin, dass er auf den höheren Stufen sich befähigt, Begriffe zu bilden und seinen Verstand in einer Weise zu verwenden, die man gewohnt ist Vernunft zu nennen. Von dieser Fähigkeit zeigt sich aber bei den rückständigsten Menschen keine Spur: sie entwickelt sich erst in der Fortbildung des Menschen und wenn ihr Vorhandensein zur Grundlage genommen werden sollte, müsste die Kluft quer durch die Menschheit gezogen werden, so dass die rückständigsten Menschen mit den Affen zusammengerechnet würden. Im Übrigen zeigen sich aber unter den zahlreichen Anschlüssen an das Thierreich, manche Gestaltungen die den Menschen nicht höher, sondern theilweise noch tiefer stellen als das Thier, z. B. der Parungtrieb (§ 281), die geringere Voraussicht und Klugheit welche Menschen auf rückständigster Stufe besitzen im Vergleiche zu vielen Thieren,

die den geregelten Kampf (§. 374) so wie das Leben im Verbande (§. 321) eben so wol kennen wie der Mensch.

Die neue Lehre der stufenweisen Selbstentwicklung nimmt zu an Festigkeit und Geltung, erobert sich unausgesetzt neue Gebiete; sie ist aber noch weit entfernt davon die alte Lehre zu verdrängen, welche mit dem Glauben und den Gewohnheiten der Jetztzeit stark verwachsen ist.

§. 427.

Ein Überblick der Ergebnisse, welche die Forschung auf verschiedenen Wegen erzielte, drängt mehr und mehr dahin, die Schöpfung-Theorien ausschliessend, die Welt als Reihenfolge steigender Entwicklungen zu betrachten.

Für das unterste Glied der Kettenreihe, die Bildung der Uranfänge unseres Sonnensystemes, also auch unserer Erde, bietet die Lehre von Kant und Laplace (§. 420) die einfachste Erklärung: sie zeigt, wie durch stätiges und gleichmäsiges Wirken der Anziehung, aus den Urstoffen eine Kugelform ward, die allmälig zur Linsenform überging, aus welcher bei fortschreitender Verdichtung die Sonne als Mittelkörper sich bildete, so wie aus abscheidenden Ringen die Reihenfolge der Planeten mit ihren Monden. In dem Mase wie der Stoffanschluss die Körper vergröserte wuchs ihre Anziehung und deren Bereich, auch die Geschwindigkeit ihrer Umläufe, die Einwirkung der Sonnenwärme nahm zu und auf der Erdoberfläche begannen Umgestaltungen; Alles aus dem einfachen Wirken der Anziehung erklärlich.

Am obersten Gliede der Kettenreihe zeigt sich, als höchste der bekannten Gestaltungen, der Mensch, welcher eben so wol von den kleinsten Anfängen stufenweise sich fortbildete bis zur gegenwärtigen Gestaltung (§ 409) abgestuft von den rückständigsten Menschen und Völkern, die an den Grenzen und im Gebiete der Thierheit leben, bis zu den Höchstgebildeten der Gegenwart, die ganze Bildungreihe in ihren einzelnen Mitgliedern darstellend.

Es lassen sich deutlich die beiden entferntesten Endglieder der langen Bildungreihe erkennen, welche von den Anfängen der Entstehung der Erde bis zum höchstgebildeten Menschen der Gegenwart reicht; in der aber die Zwischenglieder von den beginnenden Umwandlungen auf der Erde bis zum

Menschen hinauf ergänzt werden müssen. In jenen beiden Endgliedern lässt sich die stufenweise aufsteigende Selbstentwicklung erkennen und beweisen nnd deshalb darf mit einer an Gewissheit grenzenden Wahrscheinlichkeit angenommen werden, dass auch in den Mittelgliedern der Kette derselbe Grundzug der stnfenweisen Fortbildung zu höheren Gestaltungen geherrscht habe.

Denkt man sich zur Versinnlichung dieser Schlussfolgerung eine Verhältnissreihe:

1. 2. 4. 8. . . . . 1024. 2048. 4096. 8192 u. s. w.

so wird kein Rechner darüber in Zweifel sein können, welche Zwischenzahlen einzufügen seien: er erkennt sofort die Verdoppelung und rechnet demgemäs. Er wird allerdings die Möglichkeit einränmen, dass von der Zahl 8 an, Vervierfachnngen hätten eintreten können, also die Ergänzungzahlen 32. 128. 512 möglich seien, wenn demnächst das kleine Verhältniss der Verdoppelung wieder eintrete; allein weun ihm mitgetheilt würde, dass die Endzahlen die höhere Entwicklung sein sollten nicht allein an Menge, sondern auch an Verhältniss: so würde er sofort die Vervierfachung verwerfen nnd die Verdoppelnng durchführen. Er würde auch einränmen, dass kleinere Verhältnisszahlen in den Mittelgliedern möglich seien z. B. $1^1/_3$ und $1^1/_2$ zusammen 12 mal angewendet; sobald ihm aber gesagt würde, dass die Mittelglieder höher stehen an Menge und Verhältniss als die tiefen, so würde er sofort auch dieses verwerfen ünd die durchgehende Verdoppelung als das gemeinte Verhältniss anerkennen. Das Einzige was sich gegen jene Versinnlichnng einwenden liesse wäre wol, dass in der Entwickelung der Welt nicht eine durchgehende Verhältnisszahl zu erkenneu sei, sondern eine Folgenreihe stufenweis steigender Verhältnisszahlen. Aber auch hieraus würde das Gleiche sich ergeben, denn eine Verhältnissreihe wie die folgende:

1. $1_{,10}$. $1_{,22}$. $1_{,37}$ . . . . $3_{,48}$. $5_{,22}$. $10_{,44}$. $31_{,32}$ u. s. w.

würde, nach der Vorbemerkung, dass die Verhältnisszahlen stufenweise fortschreiten, leicht ermitteln lassen, dass die untersten Verhältnisszahlen $1^1/_{10}$, $1^1/_9$, $1^1/_8$ seien nnd von $1^1/_7$, $1^1/_6$, $1^1/_5$ und $1^1/_4$ gefolgt würden, um dann in den höchsten Gliedern als $1^1/_2$, 2, 3 n. s. w. fortznschreiten. Die Wahrscheinlichkeit würde auch hierin an Gewissheit grenzen.

Diese Beweisführung erhebt sich allerdings nicht über eine Wahrscheinlichkeit-Berechnung hinaus und je nachdem der Beurtheiler das Rech-

nen und derartige Beweise kennt und schätzt, wird er denselben Gewicht beilegen; allein sie steht schon darin höher als jede Schöpfungvorstellung, denn diese beruht lediglich auf Annahmen und ihr geht selbst die Möglichkeit einer Wahrscheinlichkeit-Berechnung ab. Die neue Lehre hält sich überdies in dem Bereiche des Erkannten, deutet die Gestaltungen aus den vorhandenen Stoffen und Bewegungen; die Schöpfung-Gläubigen dagegen springen aus dem Vorhandenen in die aussersinnliche Welt hinaus. Wenn es also darum sich handelt, wer die den Gegner überzeugenden Beweise beibringen sollte, so sind zuerst die Gläubigen verpflichtet, ihre Behauptungen zu erweisen, denn sie sind es, welche aus der vorhandenen und erkannten Welt hinausgehen und dieses ungewöhnliche Verfahren mit triftigen Gründen belegen sollten. Weil sie solches aber nicht können, so ist die Beweisführung der neuen Lehre, trotz aller Mängel und Lücken, die vorzüglichere. Wir Menschen werden hierin niemals so gestellt sein, dass wir lediglich zwischen der Gewissheit und der augenscheinlichen Unrichtigkeit, zwischen unbedingt Wahrem und Falschem zu wählen haben, sondern alle unsere Erkenntniss beruht auf Schlussfolgerungen, nach Wahrscheinlichkeitgründen von mehr oder minderem Zutreffen und wir können unsere Entscheidungen lediglich fällen nach der grösseren oder geringeren Wahrscheinlichkeit, mit welcher wir die Richtigkeit in dem besonderen Falle voraus setzen. Wenn also die Wahl getroffen werden soll zwischen einer Schöpfung-Vorstellung, die keine Erklärung giebt und geben kann, und einer Lehre, die eine Erklärung, wenn auch eine unvollkommene darbietet, so darf Letztere geltend gemacht werden als diejenige, welche wahrscheinlich dem Sachverhalte, der Richtigkeit und Gewissheit näher kommt und annehmbarer sei. Die Anhänger der alten Lehre machen, anstatt ihre Unkenntniss zu gestehen, einen Schöpfer namhaft und glauben daran genug gethan zu haben; die Anhänger der neuen geben dagegen zu, dass sie Vieles noch nicht erkannt haben, verdecken dieses aber nicht durch ein Fremdes, sondern bemühen sich die Lücken durch Erkenntniss auszufüllen. Die Erkenntniss muss fortschreiten und alte Vorstellungen ablegen, sobald sich ergiebt, dass neue durch stärkere Gründe der Wahrscheinlichkeit gestützt werden, denn unbedingte und unübertreffliche Gewissheit für alle Folgezeit ist uns Menschen nicht möglich; sie wäre auch das Ende unserer Fortbildung.

§. 128.

Vom Gesichtspunkte der allmäligen Entwicklung lässt sich eine Übersicht der Entstehung und Fortbildung der Welt gewinnen, wenn auch nicht jedes Einzelne erkennen und einordnen. Was dargestellt werden kann, bietet jedoch eine Entwicklungreihe, welcher jedes neu Erkannte sich wird anfügen lassen und leistet also denselben wichtigen Dienst, den die ältere Lehre durch die geschlossene Arten-Eintheilung der Dinge erreicht.

Durch Rückschlüsse lässt sich für jetzt die Entstehung nicht weiter in die Urzeit zurück führen als bis zum Vorhandensein einer grosen Dunstmenge, aus welcher im Laufe der Zeit die Sterne, also auch die unseres Sonnensystemes sich gebildet haben. Für die fremden Sterne würde das Gleiche gelten können wie für unsere, denn ihre Gestalten und Bewegungen gleichen so sehr denen unseres Sonnensystemes, dass kein Grund vorliegt, um auf ein verschiedenes Walten in ihrer Entstehung zu schliessen. Die Dunstkugel, welche die Urform unseres Sonnensystemes bildete, kann nicht ausschliesslich gasförmig gewesen sein, weil diesem Körperzustande nicht die Anziehung sondern Abstosung innewohnt, das Streben nach unbegrenzter Ausdehnung, welche jede Verdichtung aus sich selbst verhindert haben würde. So weit bisher bekannt, lassen Gase sich verdichten zum tropfbar Flüssigen durch Druck und Wärme-Entziehung, selbst zum starren Körper; sobald aber diese äusseren Ursachen aufhören, kehren die festen Formen in den gasigen zurück. Dadurch wird nicht ausgeschlossen, dass Gase in jener Dunstkugel vorhanden waren, vielmehr ist anzunehmen, dass sie den Raum erfüllten; aber die Stoffe zur Bildung der Sternkörper mussten als starre Körper vorhanden sein, als feste Stoffe, die fein zertheilt umher schwebten, seien es die bekannten einfachen Stoffe, welche unsere Erdrinde bilden oder dieselben in wenigeren zur Zeit unbekannten Urstoffen.

Die Dunstkugel unseres Sonnensystemes wird einen Raum erfüllt haben, der so weit über den fernsten Planeten Neptun sich erstreckt bis sie die Grenze der Anziehung des nächsten Sonnensternes berührt und da dieser nächste Stern (61 im Schwan) nach annähernden Messungen etwa 12 Bil-

lionen Meilen entfernt ist, so ergiebt sich, wenn der Bereich gleichmäsig vertheilt wird, dass der Stoff unserer Sonne mit ihrem ganzen Gefolge ursprünglich eine Kugel bildete von 6 Billionen Meilen Halbmesser. Zur Erläuterung genügt diese Annahme, wenn auch etwa spätere Messungen die Erstreckung verändern sollten. Die Stoffmenge des Sonnensystemes ist ausreichend bekannt, um darauf hin die Dichtigkeit zu berechnen, in welcher die Stoffe jenen Raum erfüllt haben werden. Die Entfernungen und Durchmesser der Sonne und anderen Sterne sind durch Winkelmessungen von der Erde aus ermittelt; ihre Schwere konnte berechnet werden, als die Schwere der Erde mittelst Pendel und Drehwage (§. 420) ermittelt worden war und so stellte sich bisher heraus, dass deren Rauminhalt und die Dichtigkeit der Hauptsterne zur Erde sich verhalten wie folgt:

	Cubikmas in Erdkörpern	Dichte im Verhältnisse zur Erddichte
Sonne	1,415,225	$0,_{25}$
Merkur	$0,_{06}$	$1,_{225}$
Venus	$0,_{99}$	$1,_{07}$
Erde	$1,_{00}$	$1,_{00}$
Mars	$0,_{136}$	$0,_{70}$
Jupiter	1491	$0,_{24}$
Saturn	772	$0,_{13}$
Uranus	$86,_{5}$	$0,_{16}$

die Dichtigkeit der Erde wird von $5,_{42}$ bis $5,_{68}$ berechnet und wenn letztere Zahl zum Grunde gelegt wird, so ergiebt sich, dass obgenannte Sterne, unter Zurechnung der mehr als 70 kleinen Planeten zwischen Mars und Jupiter, so wie der bekannten 20 Monde und eines Zuschlages für den Neptun, im Ganzen 364,300 Erdgewichten gleich kommen oder

27,100,000,000,000,000,000,000,000,000 Tons wiegen

das heisst 27,100 Quadrillionen Tons, jeder zu 1000 Kilogramme oder 2000 Pfund.

So gros diese Zahl auch erscheinen mag, weil unsere Mase und Gewichte so klein sind, so geringe ist doch die Stoffmenge im Verhältniss zum Raume, den sie vor ihrer Zusammenballung zu Sternkörpern ausgefüllt hat. Dieses mögte zunächst anschaulich werden in nachfolgender Übersicht, welche eine Linie beschreibt, die man sich denken muss als vom Mittelpunkte der Sonne durch alle Planeten gezogen bis zur angenommenen

Grenze des Sonnensystemes (6 Billionen Meilen). Auf dieser Linie fänden sich vor:

zuerst der Sonnenhalbmesser	96,480	Meilen	
darauf folgt	7,999,200	„	Zwischenraum
dann der Durchmesser des Merkur	670	„	
	6,944,900	„	Zwischenraum
„ Durchmesser der Venus	1,714	„	
	5,728,600	„	Zwischenraum
„ Durchmesser der Erde	1,720	„	
	10,827,460	„	Zwischenraum
„ Durchmesser des Mars	882	„	
	76,080,700	„	Zwischenraum
„ Durchmesser des Jupiter	20,018	„	
	89,661,060	„	Zwischenraum
„ Durchmesser des Saturn	16,504	„	
	199,428,560	„	Zwischenraum
„ Durchmesser des Uranus	7,886	„	
	243,248,000	„	Zwischenraum
„ Durchmesser des Neptun	10,000	„	
endlich	5,999,360,000,000	„	Zwischenraum

bis zur Grenze.

Es wird aus diesen Zahlenverhältnissen augenscheinlich, wie klein diese Sternkugeln im Vergleiche zu ihren Abständen sind und der Vergleich mit dem Raume in dem sie schweben vergrössert sich billionenfach wenn erwogen wird, dass jene Linie nur an einer Stelle durch diese Sterne geht, wogegen an allen anderen Stellen vom Mittelpunkte der Sonne nur der Sonnenball sich erstreckt und die kleinen Planeten, Monde, Kometen und Weltkörperchen anzutreffen wären. Der Erd-Durchmesser ist z. B. nicht einmal der 70,000. Theil der Erdbahn; wenn also von der Sonne aus 70,000 solcher Linien in gleichen Abständen gezogen würden durch die Erdbahn, so könnte nur eine davon die Erde antreffen, die 69,999 anderen würden die leere Bahn durchziehen und wenn man solche Linien von der Sonnenmitte nach allen Seiten gezogen denkt, so würde in der Kugelschale der Erdferne unter den 5000,000,000 möglichen Linien nur eine die Erde treffen können. Jenseit des Neptun erstreckt sich allerdings ein so weiter Raum, dass dort aller Wahrscheinlichkeit nach eine Menge

Planeten vorhanden sind; die bisherigen Forschungen haben aber solche noch nicht entdecken können und wenn auch dieses bei fortgehender Verschärfung der Fernröhre und Berechnungen nicht ausbleiben wird: so lässt sich doch voraussehen, dass daraus keine beträchtliche Mehrung der Stoffmenge entstehen könne, da bei der beobachteten Zunahme der Zwischenräume bei vergrösertem Sonnenabstande, dort das Verhältniss der Sternkörper zum Raume nur sehr geringe sein wird.

Denkt man sich nun die Stoffmenge unseres Sonnensystems von 27,100 Quadrillionen Tons gleichmäsig durch den Raum von 6 Billionen Meilen Halbmesser vertheilt, um zu ermitteln in welchem Dichtigkeit-Verhältnisse der Raum uranfänglich erfüllt gewesen sei, so ergiebt sich eine so feine Zertheilung, dass etwa 150 Millionen Cubikmeilen Stoff nur ein Pfund wogen oder dass z. B. eine Menge so gros wie unsere Erde nur 20 Pfund enthielt. Es ist keineswegs anzunehmen, dass dieser Stoff den Raum in gleichmäsiger Zertheilung ausfüllte, sondern er wird entweder fein zertheilt mit ansehnlichen Zwischenräumen oder gar in grosen und kleinen Stücken, in beträchtlichen Entfernungen von einander, schwebend gewesen sein in dem Gasgemenge welches den Raum erfüllte.

Die vorhandene Anordnung macht es gewiss, dass im jetzigen Mittelpunkte oder Schwerpunkte der Sonne die Fortbildung begann, dass dort die stärkste Anziehung stattfand, so dass ein Übergewicht entstand, welches rascher als anderswo die Ballung bewirkte und damit, wenn auch ganz allmälig, den Bereich der Anziehung erweiterte; zunehmendes Gewicht erwirkte eine verstärkte und erweiterte Anziehung und diese brachte wiederum raschere Zunahme des Sonnenkörpers, so dass dessen ursprüngliches Übergewicht immer stärker anwachsen musste. Hätten die Stoffe in einem vollständig leeren Raume geschwebt, so wäre entweder keine Anziehung möglich gewesen oder wenn sie, wider Erwarten, gewirkt hätte, so wäre ein Zusammenfallen von allen Seiten nach dem gewichtigsten Körper eingetreten. Da sie aber in einem gaserfüllten Raume sich bewegten: so konnte die gegenseitige Anziehung der Körperchen nur in so weit zur Ballung führen wie sie den Widerstand des Gases überwog, durch welches der angezogene Körper sich bewegen sollte, um mit seinem Anzieher sich zu vereinen. Dass aber der Weltenraum mit einem feinen Stoffe erfüllt sei (den man unnöthiger Weise Äther benennt, da die Annahme bekannter Gase ausreicht) schliesst man daraus, dass der Komet von Pons

seit 1789 seinen Umlauf um 2 Tage verkürzt hat, welches nur aus dem Widerstande eines Stoffes solcher Art sich erklären lässt; es darf also angenommen werden, dass ein gasiger Stoff von jeher den Raum erfüllt habe. Wie dünn dieses Gas sei, lässt sich schliessen aus der Abnahme der Dichte unserer Lufthülle bei zunehmender Entfernung von der Erdoberfläche: die Erdhülle muss ihre Grenze finden dort wo die Fluggeschwindigkeit (Centrifugalkraft) der Anziehung (Centripetalkraft) gleich ist. Dieses berechnet sich in etwa 25 Meilen Höhe über der Erde und da Beobachtungen ergeben, dass die Lufthülle auf jede ³/₄ Meilen Höhe um die Hälfte dünner wird: so würde unsere Lufthülle an der äussersten Grenze etwa 8600 Millionen mal dünner sein als an der Erdoberfläche. Ungeachtet solcher und noch gröserer Verdünnung, leistet das Gas wie jeder andere Körper Widerstand, sobald es verdrängt werden soll von einem anderen Körper, Raum geben soll, damit dieser sich forbewegen könne und so konnte zu allen Zeiten die Anziehung der schwebenden Stoffe, welche unbegrenzt nach allen Seiten und über alle Stoffe sich erstreckt, nur in so weit zur Vereinigung führen wie die Gröse der Anziehung die Gröse des Widerstandes der zwischen befindlichen Gasmenge überwog. Die gegenseitige Anziehung musste in der ganzen Ausdehnung des Raumes zu Vereinigungen führen, allenthalben wo leichtere Körper in den Anziehungbereich schwererer gelangten und so bildeten sich vielleicht an Millionen Stellen Schwerpunkte steigender Anziehung, unter denen der anwachsende Sonnenball der gröste war, der seinen Anziehungbereich immer weiter erstreckte. bis er die Grenze erreichte wo die Anziehung der nächsten Sonne (61 des Schwans) in gleichem Mase entgegen wirkte. Jedes angezogene Theilchen, sobald es sich fortbewegte um mit dem Anzieher sich zu vereinen, ward durch den Widerstand des zu verdrängenden Gases in eine Eigenbewegung versetzt, eine Umdrehung wie z. B. jede Flinten- oder Kanonenkugel im Durchschneiden der Luft und da die Geschwindigkeit bei Annäherung zunahm, so musste der angezogene Körper seinem Anzieher im Augenblicke der Berührung seine Bewegung mittheilen, im Verhältnisse seines Gewichtes, seiner Endgeschwindigkeit und der Lage des Anstospunktes im Bezug zum Schwerpunkte. In dieser Weise konnten sich Millionen anwachsende Weltkörper im Bereiche unseres Sonnensystemes bilden, jeder mit einer Eigenbewegung ausgerüstet, welche sich ändern musste, sobald die fernerhin angezogenen und anschliessenden Körperchen es bedingten

und die Bewegung konnte jedesmal bei dem geringen Widerstande, den das Gas darbot, um so länger anhalten. Unter diesen selbständigen Schwerpunkten fanden jedoch Verschiedenheiten statt und diese mussten bedingend sein für die Schnelligkeit der Zunahme: die anfänglichen Unterschiede konnten genügen, um im Laufe der Zeit grose Unterschiede des Einflusses und der Geltung zu bewirken, denn jedes Übergewicht erweiterte den Bereich der Anziehung, zog also um so mehr Anschlüsse heran und stärkte damit wiederum das Übergewicht, ähnlich wie es einem reichen Manne um so leichter wird reicher zu werden. So bildeten sich gleichzeitig mit den Anfängen der Sonne eine Menge anderer Ballungen, als Kerne der jetzigen Planeten, Monde, Kometen und kleinerer Körper (Ärolithen), jeder in einer Eigenbewegung, aus der seine Umdrehung, also die Richtung seiner Achse entstand und je nach den ferneren Anschlüssen sich ändern mogte, aber ihm als selbständige Bewegung im Weltenraume verblieb. Indem die anwachsende Sonne den Bereich ihrer Anziehung, ihren Einfluss auf die anderen Körper ausdehnte, musste sie im beschleunigten Mase sich vergrösern und ihr uranfänglich vielleicht nur kleines Übergewicht konnte derartig anwachsen, dass sie jetzt 170 mal mehr wiegt als alle anderen Körper (Planeten, Monde u. a.) zusammen genommen. Sie übte ihre Anziehung aus auf alle, konnte aber nur diejenigen mit sich vereinen, deren Eigenbewegung kleiner war als das Mas der Anziehung; die anderen vermogte sie nur aus der Fortbewegung in gerader Richtung (Tangential-Bewegung) in die kreisförmige abzulenken, ein Mas der Anziehung auf sie wirken zu lassen, welches sich berechnen lässt in der Annäherung (dem Fallraume), zu welcher die Sonne jeden Planeten zwingt. Als die Sonne dergestalt den Bereich ihrer Anziehung bis an die äusserste Grenze wirksam erstreckt hatte, musste ihre Eigenbewegung, die in gleicher Art durch ihre Anschlüsse entstanden war, bedingend werden für die Umlaufbahnen der anderen Körper und darin vollendete sich die Umgestaltung der anfänglichen Dunstkugel. Die anderen Körper mogten ihre Eigenbewegung, die Richtung ihrer Achse im Weltenraume beibehalten, aber ihre Fallrichtung, ihr Umlauf um die Sonne musste sich nach dieser richten. Die anfängliche Dunstkugel hatte sich abplatten müssen in der Richtung der Sonnenachse, denn hier war die Fluggeschwindigkeit am geringsten, also die Anziehung am stärksten; der daraus entstandenen Linsenform, in deren Mitte oder Schwerpunkte die Sonne sich umdreht, ist alles Übrige gemäs, denn der

Sonnen-Gleicher liegt in der Richtung der weitesten Erstreckung der Linse und in derselben Richtung befinden sich die Bahnen der Planeten und Monde, welche um die Sonne kreisen.

Die örtlichen Schwerpunkte müssen ungleich entstanden und angewachsen sein, denn der Mond der Erde ist zum untergeordneten Sterne geworden, den die Erde mit sich zieht im gemeinschaftlichen Umlaufe um die Sonne, wogegen die viel kleineren Sterne zwischen Mars und Jupiter unabhängige Planeten geworden sind. Der Erdmond (wie die Monde bei den anderen Planeten) entstand in solcher Nähe der Erde, dass deren Anziehung übermächtig auf ihn wirken konnte. Jene kleineren Planeten hatten aber keinen übermächtigen Körper in solcher Nähe, dass er sie stärker anziehen konnte als die Sonne; diejenigen 4, welche dem mächtigen Jupiter nahe genug waren, zog er an und zwang sie seine Monde zu werden, aber die anderen 76 waren entfernt genug, um stärker von der Sonne angezogen zu werden und blieben deshalb Planeten. Dagegen haben Merkur, Venus und Mars keine Monde, obgleich z. B. Venus ebenso gros ist wie die Erde; es wird in ihrer Nähe keine Ballung entstanden sein, welche sie als Mond an sich halten konnte. Je mehr die einzelnen Sterne anwuchsen, desto gröser ward der Bereich ihres Einflusses, ihrer anziehenden Gewalt, bis sich ihre Bereiche gegenseitig abgrenzten und jeder in seinem Gebiete an sich zog was er erreichen konnte. Jeder Planet mit seinen etwaigen Monden umkreist die Sonne in einem Ringe von Stoffen und Weltkörperchen, die je nach dem Widerstande des Gases, den sie zu überwinden haben, in verschiedenen Geschwindigkeiten dem Rundlaufe folgen; in Folge dessen werden die kleineren von den gröseren ereilt und angezogen, so dass eine stätig fortschreitende Vergröserung der Hauptkörper stattfindet. Auf der Erde zeigt sich solches in den unausgesetzten Anschlüssen kleiner Weltkörper, den sogenannten Sternschnuppen, Feuerkugeln u. a. und das Gleiche wird bei allen anderen Sternen (Planeten und Monden) stattfinden, am stärksten bei der Sonne, deren Licht- und Wärme-Bewegung man in neuerer Zeit gänzlich als Erzeugniss solcher Anschlüsse der angezogenen (hinein fallenden) Weltkörperchen deutet. Man berechnet, dass ein stätiger, aber verhältnissmäsig geringer Anwachs an Stoff ausreichen würde, um die unausgesetzt strömende Licht- und Wärme-Bewegung zu erzeugen, deren Betrag sich berechnet gleich stündlich 10 Fus Kolenstoff über die gesammte Oberfläche der Sonne verbrannt in Glühhitze. Eine andere Er-

klärung, in derselben Richtung bietet, sich in der fortschreitenden Verdichtung des Sonnenkörpers, indem berechnet wird, dass wenn die Verdichtung nur um 1/10000 den Durchmesser der Sonne verkürzt, daraus für 2300 Jahre die Licht- und Wärmebewegung erhalten werden könnte, welche von ihr ausströmt.

Die Grösen- und Stoff-Zunahme der einzelnen Sterne unseres Sonnensystemes schreitet unaufhörlich fort; ihre Verhältnisse zu einander sind keineswegcs unabänderlich, sondern wandeln sich, wenn auch unmessbar, beständig um, je nach den Verhältnissen, in welchen Körperchen sich anschliessen, die mit ihnen das Sonnensystem ausmachen und die gemeinsame Sonne umkreisen.

§. 429.

Diesem Verlaufe folgend würde die Bildung der Erde sich erklären aus dem allmälig und noch unausgesetzt fortgehenden Anschlusse von Weltkörperchen, die in einem Ringe um die Sonne kreisen, dessen gröster Körper unsere Erde ist und dessen nächstgröster der Erdenmond. Ob die Streckung der Erd- und anderen Planetenbahnen (die Excentricität) herrühre von der Vertheilung der verschiedenen Körper in jedem Ringe, so dass nur der gemeinschaftliche Schwerpunkt einen regelmäsigen Kreis zieht, oder ob sie davon herrühre, dass in jedem Planeten der Schwerpunkt nicht im Mittelpunkte liege, so dass die Eigenbewegung die Stellung dieses Schwerpunktes zur Sonne in den verschiedenen Bahnstrecken derartig ändern könne, bleibt zur Zeit noch unerledigt. Gewiss ist nur, dass die Bahnen nicht reine Kreise sind, dass also die Lage der Schwerpunkte der Planeten oder der Ringe, zu denen sie gehören, demgemäs unregelmäsig sein könne.

Das Gas, welches den Weltenraum erfüllt und ohne dessen Vorhandensein weder die Anziehung wirken, noch die Licht- und Wärme-Bewegungen sich fortpflanzen könnten, leistet den darin schwebenden, sich drehenden und fortziehenden Weltkörpern einen Widerstand im Verhältnisse zu ihren Querschnitten und der Kraft ihrer Bewegung. Diese Kraft ist zusammengesetzt aus dem Gewichte des Körpers und der Geschwindigkeit seiner Fortbewegung: je gröser also das Gewicht des Körpers desto gröser ist bei gleicher Geschwindigkeit die Kraft, mit welcher er Widerstände überwin-

den kann. Wenn nun ein Körper, durch Anschlüsse anderer von ebenso dichtem Stoffe, sich vergrösert, so wachsen nicht Querschnitt und Gewicht im gleichen Mase, sondern ersterer im quadratischen und letzteres im cubischen Verhältnisse, so dass eine Kugel von 2 Fus Durchmesser bei gleicher Dichte im Verhältnisse zu einer anderen von 1 Fus, um 4 mal gröseren Querschnitt, aber um 8 mal gröseres Gewicht hat. Wenn beide neben einander mit gleicher Geschwindigkeit im Weltenraume in Bewegung gesetzt würden, erlitten sie beide Verlüste an Geschwindigkeit durch den Widerstand, den das welterfüllende Gas leistet; die grose Kugel aber nur 4 mal so viel als die kleine und übte dagegen 8 mal so viel Kraft aus in der Überwindung: ihr Verlust an Geschwindigkeit wird also im Vergleiche nur halb so viel betragen. Dasselbe findet bei den Körpern verschiedener Gröse statt, die in einem Planetenringe kreisen: die grösten, wie z. B. in unserem Ringe die Erde, bewegen sich am schnellsten und die kleinern um so langsamer, je geringer ihr Gewicht bei gröserem Querschnitte, abwärts bis zu solchen kleinen Geschwindigkeiten, dass sie dem menschlichen Auge als Stillstand erscheinen würden. Erde und Mond werden also in ihrem Rundlaufe unausgesetzt langsamer hinziehende Körperchen ihres Ringes ereilen und anziehen, von denen diejenigen herabfallen müssen, deren Eigenbewegung schwächer ist als das Mas der Anziehung; die übrigen werden ihren Rundlauf fortsetzen bis Erde oder Mond durch den unausgesetzten Anwachs ihren Anziehungbereich so weit ausdehnen, dass sie die zuvor ihnen entgangenen Körperchen erreichen.

Die Körperchen, welche auf die Erde herabfallen, sind sehr verschieden an Gröse und Gewicht: viele der aufgefundenen Steine und Metallklumpen wogen von $^1/_2$ Pfd. bis 120 Pfd. und an einzelnen Stellen der Erde liegen Eisenblöcke, von denen man annimmt, dass sie herabgefallen seien, die viele Tausende Pfunde wiegen. Bei so groser Verschiedenheit der Gröse mussten also auch Unterschiede in der Umlaufgeschwindigkeit herrschen und das Ereilen derselben durch die schneller mitlaufende Erde stattfinden. Dadurch ist allerdings nicht ausgeschlossen, dass unser Sonnensystem, indem es im Ganzen sich fortbewegt, fremde Körperchen die es etwa anträfe an sich zöge; allein solches Antreffen ist wenig wahrscheinlich und die regelmäsig im August und November eines jeden Jahres wiederkehrenden Sternschnuppenfälle deuten darauf hin, dass dieses Körperchen sind, die in unserem Sonnensysteme kreisen. In diesen Körperchen

zeigen sich überdies nur Stoffe, welche auch in den Bestandtheilen der Erde sich vorfinden, namentlich Eisen und Nickel, Kobalt, Kupfer, Phosphor, Schwefel u. a., also die Metalle, welche ebenfalls auf Erden am reichlichsten vorhanden sind. Manche Stoffe fehlen, namentlich die leichter schmelzbaren und oxydirenden Metalle wie Aluminm, Calcium, Natrium, Kalium u. a. was sich erklären lässt durch die im Durcheilen unserer Lufthülle erlittene Reibung und Erhitzung, welche jene Stoffe verflüchtigte und abtrieb, so dass nur diejenigen zur Erde gelangten, welche im Zusammenhange blieben, als schwerer schmelzbar oder enger und dichter verbunden.

Die stoffliche Gleichheit der fallenden Körperchen mit der Erde und das unausgesetzte Stattfinden der Niederfälle stützen die Voraussetzung, dass die Erde gänzlich aus solchen angezogenen Körperchen sich gebildet habe, dass sie von jeher, wie auch jetzt noch, durch die Anziehung solcher sich vergröserte. Was anscheinend dawider redet ist die vermeintliche Geringfügigkeit der jährlichen Sternschnuppenmenge; allein selbst wenn dem so wäre, könnte es nicht wider die Möglichkeit beweisen, sondern nur den Zeitraum verlängern, dessen es bedurfte, um aus angezogenen Körperchen eine Kugel von 1720 Meilen grösten Durchmesser zu bilden. Die Unterschiede der Zeitlängen sind aber in der Weltbildung von geringem Belange, denn die Erforscher der dünnen Erdrinde haben schon die Betrachtung an Millionen Jahre gewöhnt und so würden Tausende von Millionen Jahren kein Hinderniss abgeben bei Begründung jener Entstehungweise. Der Körperinhalt der Sternschnuppenfälle ist aber nicht so unbedeutend wie es den Anschein hat, denn es werden in jedem Jahre viele Tausende gezählt, welche auf die Erde fallen und wahrscheinlich bilden diese nicht den tausendsten Theil der wirklich fallenden. Die Bereiche menschlicher Beobachtung sind nämlich sehr geringe im Verhältnisse zur Erdoberfläche; die meisten fallen in das Meer, welches $^2/_3$ der Erde bedeckt, oder in Wüsten, unbewohnte Gegenden bei den nicht zählenden Völkern, die den grösten Theil der Erdflächen bewohnen; sie werden auch nur in der Nacht bemerkt, wann Wenige wachen und noch Wenigere beobachten. In neuerer Zeit werden die regelmäsig wiederkehrenden Fälle zwischen 10. und 12. August und 10—14. November auf Sternwarten beobachtet und abgeschätzt; da aber die Überschaubereiche aller Warten zusammen genommen kaum den tausendsten Theil der Erdoberfläche ausmachen: so kann auch daraus nur durch starke Vermehrung der Zahlen eine Schätzung

erlangt werden. Unter den berichteten Fällen war einer, am 12/13. Nov. 1833 in Nord-Amerika beobachtet, der stärkste unter den bekannten, denn es fielen innerhalb 9 Stunden, nach ungefährer Schätzung 240,000 Sternschnuppen. Wenn dabei erwogen wird, dass während jener 9 Stunden die Erde in ihrer Bahn 150,000 Meilen zurücklegte, so ergiebt sich, dass der Streif von Körperchen in dieser ganzen Länge sich erstreckt hat, und wenn man ausserdem beachtet, dass die Beobachtungsstelle während jener 9 Stunden, durch die Umdrehung der Erde, um $^3/_8$ des Erdumfanges jener Stelle nach Osten fortgerückt ward, so ergiebt sich dass die Schicht 600 Meilen dick sein mogte, aus welcher aber zur Zeit nur etwa 20 Meilen in dem Bereich der Beobachter lagen. Es zeigt sich, einen wie geringen Theil des gesammten Falles jene 240,000 ausgemacht haben und wie gros der Gesammtbelauf ausfallen würde, wenn auf der ganzen Erde hätte beobachtet und gezählt werden können. Nimmt man, um der Einfachheit willen an, es habe die Erde seit Anbeginn durchschnittlich jährlich eine Cubikmeile Stoff gewonnen durch Anziehung, so würde sich ergeben, dass nur 2650 Millionen Jahre erforderlich gewesen seien, um die jetzige Kugel zu bilden. Möge der Zeitraum gröser oder kleiner angenommen werden, so ist jedenfalls gewiss, dass es eines langen Zeitraumes bedurfte, bevor die Erde ihre jetzige Gestaltung erlangte, dass sie also nicht plötzlich entstanden sein könne. Wenn aber die rasche Verdichtung fehlte, dann hat auch die Vorstellung von einem ehemaligen Glutzustande keinen Grund, denn nur bei heftiger Verdichtung wäre so viel Wärme frei geworden, dass der Körper hätte glühend werden müssen; bei langsamer und allmäliger Verdichtung dagegen war die jezeitige Wärmeentwicklung, durch Übergang der gebundenen in freie Wärme, so gering, dass sie nur zu einer allmäligen Erwärmung führen konnte. Von dieser ist noch ein bedeutender Theil in der jetzigen Erdwärme enthalten, da die Körperchen vordem im Wärmezustande des gasigen Weltenraumes sich befanden, der mindestens 80 Grad unterm Gefrierpunkte ist, wahrscheinlich aber Tausende von Kältegraden misst. Die allmälige Verdichtung erhöhete nur langsam im Laufe der Millionen Jahre den Wärmezustand der Erde und war dabei dem Verluste der Wärme durch Ausstralung in den Weltraum von Anfang her vorgebeugt durch die Lufthülle, mit welcher die werdende Erde durch Aneignung eines Theiles der Weltgase sich umgab und in deren Ausdehnung die entstehende Wärme gebunden ward, so dass jederzeit an der Grenze

die Wärme gleich war mit der im Weltraume. Durch zunehmende Anziehung des wachsenden Erdkörpers mehrte sich die freiwerdende Wärme, aber auch die Lufthülle, welche sie aufnehmen und ihren Verlust verhindern konnte und so musste, vom kleinsten Anfange bis zur jetzigen Gröse der Erdkugel, ihm die durch Verdichtung langsam erzeugte Wärme verbleiben. Das Freimachen der Wärme ist ein unausgesetztes, denn jeder Zuwachs auf der Oberfläche durch fallende Körperchen steigert die Belastung der unterliegenden Schichten, macht von ihrer gebundenen Wärme einen angemessenen Theil frei, der den oberen Schichten als fühlbare Wärme sich mittheilt, die davon an die Lufthülle abgeben und einen anderen Theil in Umsetzungen der Stoffverbindung und Wesen binden. Der weitaus gröste Theil der in fortgehender Vergröserung und Verdichtung frei werdenden Wärme, ist aber zur allmäligen Steigerung der Umlauf-Geschwindigkeit verbraucht worden, zur Umsetzung der einen Bewegungart in die andere und diese Verwendung ist so bedeutend gewesen, dass man berechnet hat, die Erde, wenn sie plötzlich zum Stillstande käme, würde sich so sehr erhitzen, dass sie nicht allein schmelzen, sondern sich verflüchtigen müsste. Die ursprünglich in den Weltkörperchen gebunden gewesene Wärme ist demnach bei der fortschreitenden Verdichtung frei geworden, aber sofort in die gesteigerte Bewegung übergeführt und aufs Neue gebunden worden, woraus sie nur dann wiederum frei würde, wenn die Erde plötzlich stillstünde oder, in die Sonne fallend, aufhörte sich zu bewegen.

Die allmälige Bildung der Erde aus dem Anschlusse kleiner Körper wird auch gestützt durch Beobachtungen an den anderen Sternen des Sonnensystems. Die Kometen z. B. als eine der rückständigsten Stufen der Sternbildung, als Schwärme kleiner Körper, die aus dem Dunste fester Stoffe sich gebildet haben und auf dem Wege zum gegenseitigen Anschlusse ihren Umlauf um die Sonne vollziehen, erscheinen dem Auge nebelhaft, weil die einzelnen Körperchen zu klein sind, um im menschlichen Auge geschiedene Eindrücke zu machen und deshalb ihre Einzelnbilder zusammen fliessen (§. 3). Ihre Umrisse verändern sich, strecken sich bei Annäherung der Sonne, weil sie aus Körperchen verschiedener Gröse und Schwere bestehen, von denen die gröseren oder schwereren weniger Verlust an Geschwindigkeit durch den Widerstand des Weltgases erleiden als die kleinen oder leichteren; jene können deshalb in gröserer Geschwindigkeit der Anziehung der Sonne folgen, wogegen die kleineren mehr und mehr zurück-

bleiben müssen, ebenso wie im Worfeln des Getreides die schweren Körner voran fliegen, die leichten hinterher. Dass die Kometen ein nur geringes Gesammtgewicht erweisen, indem sie keinen messbaren Einfluss durch Anziehung auf die Planeten üben, während sie in ihrer Nähe vorüber ziehen, mögte sich erklären aus den grosen Zwischenräumen, welche die Körperchen trennen, so dass selbst die 9460 Meilen Durchmesser, in denen der Biela'sche Komet erscheint, deshalb ein geringes Gewicht enthalten kann, wenngleich die einzelnen Körperchen wahrscheinlich eben so fest sind wie die zur Erde fallenden Feuerkugeln. Dass sie trotzdem das Licht der Sterne durchlassen, erklärt sich aus den Zwischenräumen und dass sie uns als Nebel erscheinen, aus der scheinbaren Kleinheit der Körperchen. Erscheint uns doch die Milchstrase als Nebel, obgleich die Sterne, aus denen sie besteht, so gros sind wie unsere Sonne und Billionen Meilen von einander entfernt kreisen; aus gleichem Grunde auch eine vorüberziehende Wolke, die eben so wol aus einzelnen Körpern (Wasserbläschen) mit Zwischenräumen besteht. Nicht die Gröse eines Dinges bedingt seine Sichtbarkeit, sondern der Sehwinkel, den sein Bild in unserem Auge ausfüllt: die stärksten Fernröhre vermögen nicht einen Gegenstand in seiner Form erkennbar zu machen, wenn er einen kleineren Winkel als eine Bogensekunde darstellt; ist das Bild kleiner, dann wird der Gegenstand nicht gesondert erkannt, möge er nahe oder fern sein, eine Linie oder Tausende Meilen gros und wenn viele solcher Bilder neben einander sind, so erscheinen sie nur als Nebel in einander verschwimmend. Jener Sekunden-Winkel umfasst je nach der Entfernung verschiedene Maslängen: z. B. auf dem Monde in 50,000 Meilen Entfernung $^1/_4$ Meile; auf dem Kometen von 1770, welcher in 6 Mondentfernungen der Erde sich näherte, fasste er $1^1/_2$ Meilen; auf der Sonne in 20 Millionen Meilen Entfernung 100 Meilen u. s. w., und so ergiebt sich dass die einzelnen Körperchen, aus denen die Kometen bestehen, Meilen gros sein können und durch Meilen weite Entfernungen von einander getrennt, ohne anderen Eindruck auf unseren Sehnerv zu machen als den eines verschwimmenden Nebels. Aus gleichem Grunde können auch unzählige Körperchen in der Erdbahn sich bewegen, selbst zwischen der Erde und dem Monde, ohne sichtbar zu werden, denn schon in 1000 Meilen Höhe würden Stücke von einem mètre Durchmesser nur einen Seh-Winkel von $^1/_{30}$ Sekunde füllen, also zu klein für die Sichtbarkeit.

Die Entstehung aus kleinen Körpern, welche von der rückständigen

Stufe der Kometen zur höheren Stufe des Anschlusses gelangten, bietet auch eine Erklärung der Ringe des Saturn, aus solchen Körpern bestehend, die in allmälig sich verengenden Kreisen den Planeten umlaufen und entweder sich an einander schlossen, bevor ihre Spirale sie zur Oberfläche hinabbrachte oder noch jetzt in ihren Ringen aus Einzelnkörpern bestehen, deren Grösen und Entfernungen geringer sind als eine Winkelsekunde, zu der in der Saturnsferne (186 Millionen Meilen) 900 Meilen erfordert werden. Die Ringe können also aus Stücken bis zu Hunderten von Meilen bestehen, auch die Entfernungen zwischen den Stücken können bei gegenseitiger Lückendeckung noch gröser sein und dennoch die Züge uns als dichte Ringe erscheinen, wenn die Gröse des zur Unterscheidbarkeit erforderlichen Sehwinkels fehlt für die Stücke, Entfernungen und Schlagschatten. — Am Jupiter dagegen zeigen sich um den Gleicher dunkle Streifen von wechselnder Beschaffenheit und dabei die starke Anschwellung von 1/14, Beides erklärlich durch umkreisende Gürtel von Körperchen, die zeitweise ihre gegenseitigen Entfernungen ändern, so dass sie je nachdem als blasse oder dunkle Streifen und Flecke erscheinen, nur so weit von der Oberfläche des Sternes entfernt, dass sie am Rande als Anschwellung erscheinen, wogegen sie bei gröserem Abstande als Ringe erscheinen würden, wie beim Saturn. Aus dem Vorhandensein der Schwärme von Körperchen in den einzelnen Planetenbereichen möchten sich auch die kleinen Abweichungen erklären, welche in der Regelmäsigkeit der Planeten-Abstände von der Sonne sich zeigen: die Mittelpunkte der Planeten sind nicht die Schwerpunkte der Ringe, und diese halten vielleicht die genauen Entfernungen.

§. 430.

Der Augenschein lehrt, dass die **Fortbildung der Erde** weit über diesen uranfänglichen Zustand des Zusammenballens kleiner Körper hinaus gelangt ist: es finden sich nicht allein einfache Stoffe, wie sie in den zur Erde gelangenden Weltkörperchen enthalten sind, sondern auch Verbindungen dieser und anderer einfacher Stoffe zu Wasser, Erdarten, Pflanzen und Thieren.

Zuerst werden die Körperchen in dem Mase, wie sie durch Ballung an Gewicht, also Anziehung zunahmen, aus dem sie umgebenden die Welt-

erfüllenden Gase einen Theil an sich gezogen haben, so viel und so weit ihr Anziehungbereich ging, also in fortschreitender Zunahme ihres Gewichtes um so mehr, bis die jetzige Lufthülle gebildet worden war, von 25 bis 27 deutschen Meilen Höhe. In dem Mase wie die angezogene Luftmenge zunahm, wuchs die Höhe der Lufthülle, steigerte sich also der Luftdruck an der Erdoberfläche und mit der gröseren Dichte auch die Luftwärme und Lichtfähigkeit. Das gegenwärtig gewöhnliche Mas des Luftdruckes von etwa 760^{mm} ist die im Laufe der Zeit erreichte gröste Dichtigkeit, wird aber in der Vorzeit um so minder gewesen sein, je weiter die Zeit zurück liegt; die stufenweisen Verhältnisse bei minderer Höhe, Schwere und Dichtigkeit der Lufthülle, werden ähnlich denen gewesen sein, welche noch jetzt auf hohen Bergen beobachtet werden können.

Die einfachen Körper, aus denen die Erde besteht, zeigen sich in verschiedener Gestaltung und Dichtigkeit, theils gasig, theils dampfend, tropfbar-flüssig oder fest und erstarrt, aber fähig, je nach den Wärmeverhältnissen, aus einer Gestaltung und Dichtigkeit in die andere über zu gehen. In ihren Eigengewichten sind sie sehr verschieden und wenn der leichteste Stoff das

Wasserstoffgas als	1	angenommen wird, dann wiegt
die Lufthülle an der Erdoberfläche	14½	
das Wasser	12000	
die Erdkugel durchschnittlich	68000	
Platina	256000,	

so dass der schwerste Stoff 256000 mal schwerer ist als der leichteste. Ebenfalls zeigen die Stoffe ein verschiedenes Streben nach Verbindung mit einander, welches man als Wahlverwandschaft bezeichnet: manche verbinden sich unter allen bekannten Wärmeverhältnissen, andere nur bei gelinder oder starker Wärme, viele fast ohne merkliche Veränderung, andere so heftig, dass sie sich entzünden oder die stärkste Kälte erregen. Sie werden also von Anfang her, als sie zusammen ballten, ihre Wahlverwandschaft bethätigt haben, indem sie Verbindungen eingingen und Umsetzungen bewirkten, so weit es in der geringen Luft- und Wärmemenge geschehen konnte. Bei diesen Umwandlungen gingen Gase mit festen Körpern Verbindungen ein, namentlich Sauerstoff mit Kalium, Natrium, Calcium, Aluminium, Silicium u. a., so dass die bekannten Erden der Pottasche, Soda, Kalk, Thonerde, Kieselerde u. a. entstanden; ferner mit Eisen, Kupfer

und anderen Metallen, woraus die zahlreichen Oxyde hervor gingen; es verband sich auch mit einem anderen Gase, dem Wasserstoffe, zu Wasser, welches zuerst in den vorgehenden Kristallbildungen gebunden werden mogte und bei fortgehendem Anwachse, wegen der herrschenden minderen Wärme, sofort erstarrte zu Eis, so dass erst in viel späterer Zeit flüssiges Wasser sich zu sammeln begann.

Da zu den umgebildeten Stoffen stets neue derselben Grundbeschaffenheit herabfielen, in denen einfache Stoffe verschiedener Schwere sich befanden, so mogten Trennungen und Lagerungen, je nach der Schwere eintreten, aber keineswegs durchgehend, denn feste Körper von geringerer Schwere lassen sich nur in besonderen Lagen durch schwerere verdrängen, sonst schichtet sich das Feste über einander wie es sich eben fügt. Dennoch müssen sich die schweren Stoffe nach und nach der Erdmitte genähert haben, denn es findet sich, dass die Erdkugel durchschnittlich $5,_{68}$ mal schwerer ist als Wasser, während die Bestandtheile der Erdrinde, so weit diese erforscht worden ist, durchschnittlich nicht mehr als $2,_{68}$ wiegen: es müssen also im Inneren mehr schwere Stoffe, namentlich Eisen, Blei, Kupfer u. a. vorhanden sein, um das Mindergewicht der oberen Schichten auszugleichen. Das in den herabfallenden Weltkörperchen so reichlich befindliche Eisen, dessen Schwere bis zu $7,_{80}$ beträgt, würde schon einen dienlichen Überschuss liefern, Kupfer ($8,_{80}$) und Blei ($11,_{40}$) noch mehr, bis zu Gold ($18,_{00}$) und Platina ($21,_{00}$) hinauf. Ausserdem käme auch die grösere Schwere in Betracht, welche selbst die leichteren Stoffe der Erdrinde in der Tiefe durch Zusammendruck erlangen, wogegen wiederum in Abrechnung käme, dass alle Stoffe und Schichten von Holräumen (Hölen, Klüften, Rissen und Poren) durchzogen sind, in denen sich nur die sehr leichten Stoffe des Wassers und der Luft befinden. Die Ausgleichung der an der Oberfläche waltenden Mindersehwere muss im Inneren um so stärker sein in den Eigengewichten der Stoffe, als der Körperinhalt gleich dicker Kugelschalen um so geringer ist, je näher sie der Erdmitte liegen: die innerste Kugel von 100 Meilen Dicke (Halbmesser) verhält sich z. B. zur äussersten Kugelschale von 100 Meilen Dicke wie 100^3 zu $1720^3 - 1620^3$, also wie 1 zu 837; die schweren Metalle müssen demnach im Inneren reichlich vorhanden sein, es sei denn, dass man annehme, der Druck der oberen Erdschichten genüge, um in der Tiefe die Eigengewichte der leichteren Verbindungen (Gesteine) mehr als zu verdoppeln.

Mit dem Anwachsen der Erdkugel, mehrte sich ihre Lufthülle und nahm demgemäs zu an Höhe und Druck, Erwärmung und Lichtfähigkeit; auch entstand eine zunehmende Wassermenge, welche allmälig, wenn auch nur am Gleicher, aus der Erstarrung flüssig ward. Sobald dieses eintrat, konnte Leben entstehen, wahrscheinlich aber nicht Pflanzen und Thiere geschieden, oder jene zuerst und diese folgend, sondern Stammwesen zu beiden Reichen, aus denen erst später durch Spaltung der unterscheidenden Merkmale und deren einseitige Fortbildung die beiden Reiche erwuchsen. Die Schwämme u. a. zeigen noch jetzt solche Vereinigungen, in denen die Unterscheidungen der Pflanzen und Thiere verborgen liegen. Die Entstehung des Lebens konnte aber schon zu weit entlegenen Zeiten und unter rückständigen Verhältnissen stattfinden, denn es leben noch jetzt auf Erden Pflanzen und Thiere im hohen Norden, wie auch auf hohen Bergen unter Wärme-Verhältnissen, die wenig und nur zeitweilig über dem Gefrierpunkte sich befinden und unter einem Luftdrucke der nur halb so gros ist wie am Meere; andere Pflanzen (Pilze, Schwämme u. a.) wachsen und gedeihen in Schachten und Tunnels, niemals vom Sonnenlichte getroffen, Laubmose und Halbmose bedürfen nur wenig Licht und alle niederen Pflanzen bedürfen so wenig Erde, dass Flechten auf dem starren Felsen wachsen; Fische, Molche u. a. leben in finstern Hölen, wo sich auch bei ihnen kein Sehvermögen entwickelt; selbst Thiere und Menschen können unter viel geringerem Luftdrucke dauernd leben. So wachsen im Himelaja Pflanzen (in Tibet der Weizen) in der Höhe von nahezu 6000 mètres über dem Meere, wo die Luft nicht halb so schwer ist wie am Meere; Schafe weiden dort auf 4200 mètres Höhe und die Hirten mit ihren Hunden übersteigen Pässe von 5500 mètres Höhe. In den Cordilleras liegt das höchste bewohnte Dorf etwa 4000 mètres über dem Meere und in Mexiko sind volkreiche Städte die mehr als 2000 mètres hoch liegen, was erweist, dass der Mensch schon auf Erden leben konnte, längst bevor die Lufthülle ihre jetzige Höhe und Dichtigkeit hatte. Kleine Thiere leben auf den Eisfeldern des Nordens; Flechten und Mose entwickeln sich auf dem nackten Felsen, unter Schnee und Eis; die Eispflanzen des höchsten Nordens finden sich überdies weiter südlich auf hohen Bergen, vermögen also zu gedeihen bei geringer Wärme, geringem Luftdrucke und gemindertem Sonnenlichte. Das Leben konnte demnach an der Erdoberfläche beginnen längst bevor die Lufthülle halb so dicht war wie jetzt und wenn auch nicht allenthalben, so

doch an den meist begünstigten Stellen in der Nähe des Gleichers, mogten Thiere niederer Art sich ausbilden zu höheren Stufen.

Aus dieser allmäligen Fortbildung lassen auch Beobachtungen am Monde sich erklären, der im Vergleiche zur Erde in einem weit rückständigen Zustande sich befindet, wahrscheinlich ähnlich demjenigen der Erde, als sie die jetzige Mondgröse besas, 470 Meilen Durchmesser hatte, statt der gegenwärtigen 1720 und wie weit rückständig dieser Zustand sei, lässt sich daraus erkennen, dass der Mond zur Zeit nur $^1/_{88}$ der Erde wiegt. Es zeigt sich auf dem Monde keine bemerkbare Lufthülle, weil weder bei Sternenbedeckungen eine Lichtbrechung eintritt, sobald der Stern vom Mondrande bedeckt wird, noch an den Schatten auf der Mondfläche ein Dämmerungrand zu sehen ist. Die Luft kann allerdings nicht gänzlich mangeln, denn sonst würde keine Lichtbewegung sich fortpflanzen; allein auf der Mondoberfläche muss sie so geringe Dichtigkeit besitzen, dass solche weniger als $^1/_{1000}$ der Dichte unserer Lufthülle (also unter $^3/_4$ ^{mm} Quecksilbersäule) beträgt, weil jede grösere Dichte durch Lichtbrechung bemerkbar würde. Es lässt sich deshalb annehmen, dass die Lufthülle welche der Mond sich bildet, den ganzen Stern durchdringt, ebenso wie auf unserer Erde, dass sie aber viel weniger und deshalb um so dünner über die Oberfläche sich erhebt. Unsere Lufthülle ist in $7^1/_2$ Meilen Höhe schon 1024 mal dünner als an der Oberfläche und doch befinden sich dort noch 18 Meilen Luft darüber; wenn also $^1/_{1000}$ Dichte das Mas bildet, jenseit welcher die Lichtbrechung dem Menschenauge entgehen würde, so kann die Lufthülle des Mondes noch immer eine Höhe von 18 Meilen haben, ohne den Sternforschern bemerkbar zu werden. Unser Auge, die Grenze unseres Sehvermögens, ist nur das Mas für uns, aber nicht für die Welt. Ebenso lässt sich auf dem Monde keine Spur von Wasseransammlungen entdecken, was ebenfalls aus dem in der Erdentstehung Erläuterten erklärlich wird: die durch Stoffumwandlungen entstandene Wassermenge ist noch so gering, dass sie zur Kristallisation der Oxyde gebunden ist und das Übrige in den Zwischenräumen des Körpers Raum findet; wenn sonst noch Einiges vorhanden wäre, würde es bei mangelnder Luftwärme nur starr sein, Schnee- oder Eisfelder bilden, keine Meere. Die Zustände auf der Mondoberfläche liessen sich unmittelbar vergleichen mit denen auf hohen Erdbergen, wenn diese 7 bis 8 Meilen in die Lufthülle empor ragten und wir die Verhältnisse in solcher Höhe untersuchen könnten. In Ermanglung dessen müssen

die Zustände der erklimmbaren Bergeshöhen etwa $^3/_4$ Meilen über dem Meere dienen und zeigt sich schon dort, dass die Lufthülle um so viel dünner und leichter ist, dass die Luftwärme unter dem Gefrierpunkte des Wassers sich befindet und die Lichtwirkung der Sonne so viel geringer, dass die Luft dunkel und die Sonne matt erscheint. Vergleichen wir damit einerseits die Zustände an der Erdoberfläche und folgern andererseits auf die Zustände wie sie in $7^1/_2$ Meilen Höhe über dem Meere vorhanden sein werden, so lässt sich erkennen, wie auf dem Monde, wegen seiner rückständigen Bildung, weder eine dichte Lufthülle noch Wasser zu entdecken sind.

Wie der Mond auf rückständiger Stufe der Entwicklung sich befindet, so mögen andere Sterne, im Vergleiche zur Erde, auf vorgeschrittenen Stufen, viel höher als die Erde entwickelt sein. Venus und Mars, der Erde zunächst befindlich, lassen aus Anzeichen schliessen, dass manche ihrer Verhältnisse denen der Erde ähnlich seien, vor Allem auf der Venus, deren Gröse und Schwere denen der Erde am nächsten stehen. Bei den entfernteren Planeten Jupiter, Saturn, Uranus sind die Grundverhältnisse sehr verschieden von denen der Erde und wenn sie auch aus denselben Stoffen bestehen, so müssen diese doch bei der geringen Dichtigkeit jener Sterne ($^1/_4$, $^1/_8$, $^1/_6$) in anderen Verhältnissen und Lagerungen vorhanden sein: es wird eine verschiedene Lufthülle, Erwärmung und Erleuchtung dort wirken, auch die Wasserbildung mag verschieden sein. Auf der Sonne sind augenscheinlich die Verhältnisse so weit verschieden, dass zur Zeit jede Vermuthung über die Stufe ihrer Fortbildung müssig wäre. Nur lässt sich für die Gesammtheit annehmen, dass, wie auf der Erde die Gestaltungen alle Stufen der Fortbildung darstellen, so auch die Sterne und Weltkörper unseres Sonnensystemes und auch hierin der Bibelspruch Anwendung finde: „Viele sind berufen, aber wenige auserwählt.“ Welche Stufe in der Reihenfolge der Sternbildungen die Erde als Gesammtwesen einnimmt, dürfte der menschlichen Erkenntniss noch lange verschlossen bleiben. Wahrscheinlich gehört sie zu den Auserwählten.

§. 431.

Die gerunzelte Beschaffenheit der Erdoberfläche giebt Zeugniss von den Veränderungen der Erdrinde, welche im Laufe der Zeit statt-

gefunden haben und die Forschungen haben zur Erkenntniss der Verhältnisse geführt, welche so weit reichende Umgestaltungen erwirken konnten.

In früheren Zeiten hegte man vorwaltend die Überzeugung, es müssten plötzlich wirkende, ungeheure Kraftaufwendungen gewesen sein, welche so grose Veränderungen hervorbrachten: Kometen die mit der Erde zusammen gestosen seien; plötzliche Aufbrüche des feurig flüssigen Erdinneren, gewaltige Erdbeben, welche Meeresboden emporhebend, neues Land schufen und dagegen vorhandenes Land versinken liessen; eine Veränderung der Lage oder Richtung der Erdachse (Erdumdrehung), wodurch Nord- und Südpol nach anderen Stellen der Oberfläche verschoben wurden oder auch die Gleichgewichtslage der Meere sich änderte, so dass gewaltige Überflutungen die Erdoberfläche abschwemmten u. s. w. Endlich führten die Forschungen dahin zu erkennen, dass die Ursachen der jetzt noch auf der Erde vorgehenden Veränderungen zur Erklärung völlig ausreichten, wenn man sie während langer Zeiträume wirksam denke, wenn man in Zeitlängen ausdrückte was man vordem in Kraftgrösen suchte.

Von diesen Ursachen zu weitreichenden Veränderungen der Erdrinde während unermesslich langer Zeiten, kämen zunächst die Umsetzungen in Betracht, welche in der fortwährend wechselnden Verbindung der Stoffe vor sich gehen. Sauerstoff und Wasser sind unausgesetzt thätig, die Metalle zu oxydiren, wobei der leichteste aller Körper, der Wasserstoff frei wird, welcher wiederum bei anderen Gelegenheiten mit frei werdendem Sauerstoffe zu Wasser sich verbindet. Der Schwefel verbindet sich mit Metallen und macht sie zur heftigen Oxydation geeignet; er verbindet sich mit Sauerstoff zum erregenden Schwefelsäurigen, gleich wie Phosphor, Chlor u. a. durch Sauerstoff zu starklösenden Flüssigkeiten werden. Der Sauerstoff zumal hat die grösten Umsetzungen hervor gebracht, denn er ist am stärksten dazu geeignet, am reichlichsten vorhanden und als Gas allenthalben zugänglich und eindringend: mit Wasserstoff verbunden bildet er das vorhandene Wasser; mit Stickstoff gemischt bildet er die Lufthülle der Erde; mit fast allen Metallarten, mögen sie leicht oder schwer sein, bildet er verbunden die Salze und Gesteine; in Pflanzen und Thieren ist der Sauerstoff der Träger des Lebens, der Vermittler der Umsetzungen, die das Dasein des Lebenden ausmachen.

Anfänglich werden die metallischen Zustände vorgeherrscht haben, denn die Oxydation konnte nur so weit geschehen, wie Sauerstoff vorhan-

den war und dieser konnte erst durch Heranziehung und Verdichtung der Lufthülle und beim Vorhandensein des Wassers verfügbar werden. Der Sauerstoff ward auch zunächst von den Stoffen angezogen, zu denen seine Wahlverwandschaft am grösten ist, darunter am stärksten vom Kalium, Natrium, Calcium und Alumium, so dass nur vom übrig bleibenden Sauerstoffe schwere Metalle oxydirt werden konnten, so weit der Vorrath reichte. Späterhin konnten die Oxydationen der schweren Metalle zunehmen, aber es hatten sich Schichten gebildet, welche die Metalle schützten, so dass die Verbindung wenn auch nicht gehindert, so doch erschwert war; es ward auch, je mehr mit der Lufthülle der Sauerstoff zunahm, bei fortgehender Erwärmung um so mehr Sauerstoff zu Wasser verbunden. Die Oxydationen nahmen jedoch zu, bis in der Gegenwart die unverbundenen Metalle selten vorkommen, also den geringsten Theil der Erdrinde ausmachen; die Erreger (Sauerstoff und Wasser) zu den leichteren Stoffen gehörig, befinden sich oben d. h. zunächst an der Erdoberfläche und können dagegen das Innere nur so weit durchdringen und fortwährend umsetzen, wie die Zwischenräume der zusammen gedrängten schweren Stoffe es ermöglichen.

Luft und Wasser sind noch jetzt im ganzen Erdballe thätig, um Umsetzungen zu erwirken. Nicht allein die Luft kann, vermöge ihrer gasigen Beschaffenheit alle Körper durchdringen, sondern auch das Wasser vermöge seiner Flüssigkeit: es durchdringt alle Gesteine, selbst den härtesten Basalt; Gusseisenröhre durchdringt es bei 15 Atmosphären Druck, etwa 150 mètres Wassersäule und selbst Glas oder Platina vermögen dem Durchdringen des Wassers unter hohem Drucke nicht zu widerstehen. Das Wasser durchdringt sämmtliche Stoffe und Schichten, bringt unausgesetzt Oxydationen hervor, löst viele der Verbindungen und nimmt sie in sich auf, seien es Salze oder Gase; es führt solche mit sich zu anderen Metallen und Gesteinen, erregt dort Umsetzungen, tauscht seine Beimengen aus gegen andere, die es weiter führt, um neue Umsetzungen einzuleiten; es löst aus Verbindungen bindende Stoffe ohne Ersatz dafür zu geben oder giebt an anderen Stellen mitgeführte Stoffe ab, ohne Ersatz dafür zu nehmen, dort zerrüttet es, hier stärkt es. So weit der Mensch in die Erdrinde eindrang, fand er allenthalben Luft und Wasser umbildend thätig, Letzteres vielerwärts in solcher Menge vorhanden, dass es z. B. in tiefen Bergwerken zu grosen Ansammlungen hervorsickert und manche Metallläger nicht bearbeitet werden können, wegen des übermächtigen Wasserzudranges. Da

Luft und Wasser in Folge der Anziehung der Erde, gleich allen anderen Stoffen, nach dem Schwerpunkte der Erde drängen und am stärksten vermögen, alle Schichten zu durchdringen: so lässt sich annehmen, dass sie bis zur Mitte des Erdballes thätig sein werden, in unausgesetzter Mehrung der Umsetzungen. Indem das Wasser Sandläger durchdringt und die geringen Mengen mitgeführter Kieselsäure und Kalk abgiebt, schafft es Sandsteine; anderwärts kittet es die Kalkschalen unzähliger kleiner Thiere zum Kalksteine zusammen; es führt auch Schichten zur Kristallform über, indem es in den Zwischenräumen feste erstarrende Stoffe absetzt.

Auf der Oberfläche sind die Zersetzungen am stärksten und auffälligsten, denn Luft und Wasser berühren die Landfläche in vollster Erstreckung und es sind hier weitere Zwischenräume zum Eindringen und Umschliessen der Theilchen vorhanden. Sie zernagen die ganze Fläche, zersprengen im Gebirge den Felsen und lassen nicht ab bis sie ihn zu Staub gemacht haben; sie verkleinern alle Gestalten durch unaufhörliche Zersetzung der Oberflächen und führen unzählige Lösungen in das Innere der Erde, bringen dagegen verhältnissmäsig wenig zur Oberfläche zurück. Ihre Einwirkungen sind allerdings örtlich verschieden, je nachdem Luftwärme und Feuchtigkeit zusammen treffen: in heissen, regenlosen Gegenden erhalten sich Erdstoffe sehr lange, z. B. Luftziegel Jahrtausende hindurch, die im nördlichen Europa keinen Winter überdauern würden; in heissen feuchten Gegenden, an den Küsten Mittel-Amerikas und West-Afrikas, wird frei stehendes Eisenwerk in wenigen Jahren völlig zersetzt, während es in Europa bei ähnlicher Verwendung Jahrhunderte lang dauern kann und in den heissen, regenlosen Gegenden Jahrtausende hindurch. So auch mit Gesteinen: im Süden Europas können marmorne Standbilder in freier Luft sich halten, im Norden dagegen verwittern sie. Diese Zersetzung ist jedoch beim Vergleiche der Gegenden nur eine Zeitfrage, denn allenthalben auf der Erde liegen am Fuse jeder Felswand die Trümmer der Verwitterung, in welche Luft und Wasser den Fels zersetzten.

In minderer Ausdehnung, aber für die Heranbildung des Lebens von gröserer Bedeutung, sind die Umbildungen, welche das Pflanzen- und Thierreich erwirkt haben. Beide nehmen feste und flüssige, auch gasige Stoffe in sich auf, zersetzen ihre Verbindungen, um daraus ihr eigenes Wesen zu bilden, schaffen ganz neue Verbindungen und scheiden neue Stoffverbindungen wieder aus. Manche Wechselungen sind vorübergehender Art,

namentlich die vorwaltend aus Gasen gebildeten Pflanzentheile, Stärkemehl, Zucker, Fette u. a., welche wieder in ihre einfachen Stoffe oder Verbindungen zerfallen, nachdem sie vom Pflanzen- oder Thierleben getrennt wurden. Andere dagegen wie die Kole der Pflanzen, die kalkigen und kieseligen Theile der Thiere, können sich unter Umständen unabsehbare Zeiten hindurch erhalten und hieraus sind wichtige Gestaltungen der Erdrinde entstanden. So sind die zahlreichen Schichtenläger der Steinkolen, Braunkolen und Torfe, die so starken Einfluss auf das Gedeihen der Menschheit äussern, das Erzeugniss des Pflanzenreiches, gebildet aus den Überbleibseln der Pflanzen, welche in Hunderttausenden von Jahren auf der Erde wuchsen und je nach der Zeitdauer ihrer Zersetzung und der Stärke der Belastung jene Formen annahmen. Ebenso besteht, was wir fruchtbare Erde nennen, zum grosen Theile aus Pflanzenresten, denen namentlich die üppige Entfaltung des Pflanzenwuchses entstammt, welche für das Gedeihen des Menschenlebens von gröster Bedeutung gewesen ist. Von den Umwandlungen durch das niedere Pflanzen- und Thierleben rühren zumeist die mächtigen Kalk- und Kieselläger der Erdrinde her, die aus den Schalen kleiner Thiere sich anhäufen, deren Mehrung in starker Beschleunigung mächtige Läger und Klippen schafft. Auch ein groser Theil des allenthalben vorhandenen Sandes und der bekannten Feuerstein-Knollen besteht aus den Schalen und Panzern kleiner Thiere und Pflanzen, die in der Vorzeit in Meeren oder Landseen lebend, im Absterben zu Boden sanken, wo ihre haltbaren Hüllen sich aufschichteten und Läger bildeten. Die hohen Kreideschichten der Südküste Englands und an der französischen Nordküste, so wie die einzelnen Kalkberge in Lüneburg, Segeberg u. a. auf Rügen und der Insel Möen, sind Überbleibsel einer ehemals ausgedehnten Kalkschichtung, bestehend zum grösten Theile aus Hüllen des niederen Lebens. An anderen Stellen geht diese Umbildung noch jetzt vor sich durch lebende Wesen niederer Arten: so findet sich in der Lüneburger Haide ein anwachsendes Lager von groser Ausdehnung, 28 Fus dick und in den oberen Schichten noch lebend und sich mehrend; die Untersuchung ergab, dass in den Bestandtheilen die Hüllen von 14 verschiedenen Arten zu erkennen seien. In Schweden giebt es solche Läger (sogen. Bergmehl), aus denen jährlich Hunderte von Fudern entnommen werden zur Speise. Ein Lager von Polirschiefer zu Bilin in Böhmen besteht aus so kleinen Hüllen, dass 40,000 Millionen zu einem Cubikzoll Stein gehören, also etwa 70

Billionen einen Cubikfus ausmachen. Dennoch würde jedes einzelne jener kleinen Thierchen ausreichen, um innerhalb 4 Tage zu 140 Billionen sich zu mehren, also zwei Cubikfus Stein zu bilden, denn es verdoppelt seine Zahl in jeder Stunde durch Furchung und Theilung, kann es also in 4 Tagen zu einer 96 maligen Verdoppelung bringen. Die Kalkschichten haben vielerwärts eine Dicke von mehreren Hundert Fus und werden bekanntlich gebrochen, um gebrannt zu Mörtel bereitet zu werden. Die festeren Arten werden auch als Baustein bearbeitet und verwendet, am reichlichsten in Paris, dessen Häuser fast sämmtlich aus Blöcken des dort gebrochenen Grobkalkes gebaut werden, der leicht bearbeitet werden kann und hinterher erhärtet.

Nicht minder ist das Leben im Meere geschäftig die Erdrinde umzubilden: am Meeresgrunde finden sich, wie die von Senklothen heraufgebrachten Anhäugsel bewiesen, selbst in Tiefen von mehreren Tausend Metern, die Hüllen kleiner Pflanzen und Thiere; vom Meeresgrunde bauen die Korallen Berge und Rücken empor, die bewohnbare Inseln bilden oder meilenweite Riffe, gefährliche Hindernisse der Seefahrt. Solche Riffe an den Küsten Florida's sind, nach der jetzigen Aufhöhung berechnet, in Laufe mehrerer Hunderttausend Jahre aufgebaut worden, aus den Hüllen der abgestorbenen Korallen, auf denen die Nachkommen höher baueten bis an die Oberfläche des Meeres.

Genannte Umbildungen haben seit Millionen Jahren stattgefunden: Wind und Wasser, Licht und Wärme, Pflanzen und Thiere haben die Erdrinde verändert, Verbindungen gelöst und neue Verbindungen geschaffen, das Starre zertrümmert und aus der feinsten Zertheilung neue Formen gebildet, das Leben ermöglicht und das Leben verwendet um neue Gestaltungen durch Verbindung des Vorhandenen zu schaffen.

§. 132.

Zweitens ward die Fortbewegung der Stoffe durch Luft und Wasser eine der allgemeinsten Ursachen zur Umgestaltung der Erdrinde, unausgesetzt dahin wirkend, die Unebenheiten der runzlichten Oberfläche auszugleichen, indem sie die Stoffe, der Anziehung der Erde folgend, von den Höhen nach den Tiefen förderte, jene erniedrigend und diese ausfüllend.

Von den Berghängen führen Stürme, Schneestürze, Gletscher und Bäche unausgesetzt Stoffe hinab, seien es Felsblöcke, die auf Eisesrücken oder im stürzenden Bergstrome hinab geschoben werden oder Erde und Sand, die der Schneedruck fortreisst, der Regen hinab stürzt oder der Sturm fortweht: oben wird es weniger, unten mehr.

Die Felsblöcke werden im Rollen abgerieben und zerschlagen; die Brocken verschleissen zu Geröllen, zu Schotter, Sand und Staub; die Trümmer lagern sich in der Ebene, rücken aber vom Regen in die Flüsse getragen, weiter abwärts bis in das Meer, auf dessen Grunde die Theile des ehemaligen Gebirgsfelsens sich lagern, je nach ihrer vergleichsweisen Schwere und den Einflüssen der Meeresströmungen. Aber nicht alle Trümmer wandern zum Meere, sondern im Tieflande lassen Bäche und Flüsse einen Theil sinken, erhöhen damit ihr Bett und deren Umgebung in den Thälern, bilden daraus fruchtbare Marschen, welche in der Bildungsgeschichte der Menschheit die bemerkenswerthesten und einflussreichsten Stellen der Erdoberfläche bilden, aber alle aus Bestandtheilen ehemaliger Gesteine des Hochlandes aufgeschlämmt, herabgefördert durch Luft und Wasser in Bewegung. Fast die ganze Landfläche der Erde, mit Ausnahme der Berge, auch der gröste Theil des Meerbodens, sind mit Sand und Thonerde bedeckt, sämmtlich Trümmer der Gebirge: zu beiden Seiten des Uralgebirges erstrecken sich 50 Meilen breit und bis zur Höhe von 400 Fus die Gerölle und Trümmer des Gebirges; auch längs der Westseite der Cordilleras erstreckt sich ein breiter, hochliegender Wüstenstreif, aus aufgehäuften Trümmern des Gebirges bestehend; das Land der langen norddeutschen Ebene, von Nord-Frankreich bis in Russland hinein, besteht aus Trümmern der umliegenden Gebirge des Nordens und Südens, von Luft und Wasser herab geführt. Auch im Meere sind die Trümmer neuen Bewegungen und Verkleinerungen unterworfen. Die Grundströmungen schieben die Senkstoffe auf dem Boden entlang, zerreiben sie und lagern sie ab in der Tiefe; anderwärts treiben sie solche an den Küsten entlang, häufen Sandbänke auf, verflachen die Küsten und schaffen neues Land zu fruchtbaren Marschen, wogegen sie an vortretenden Stellen die Küsten angreifen und schmälern; der Wellenschlag wirft den rund geschliffenen Schotter auf die Ufer und der Wind treibt den gedörrten Sand des Strandes landeinwärts; die Flut überschwemmt das Land und setzt Niederschlag ab, wogegen die

Ebbe den Küsten und Niederungen Stoffe entnimmt und mit sich hinaus führt in das Meer.

Im Mittelmeere treibt die Strömung von Gibraltar ostwärts, längs der Südseite an Afrika entlang nach Palästina, wendet sich alsdann nördlich, um westwärts zurück zu laufen: an einigen Stellen werden die Küsten angegriffen, an anderen die mitgeführten Stoffe abgesetzt, Meerbusen ausgefüllt und Flachländer gebildet. An den englischen Küsten macht der entlang getriebene Schotter schwere Arbeiten nöthig, um die Hafeneingänge offen zu halten; an der Westküste Frankreichs wie Jütlands treibt der vorherrschende Westwind den Meeressand landeinwärts und begräbt fruchtbares Land. Der Golfstrom hatte zwischen Afrika und Europa im Laufe der Zeit eine Bucht ausgehölt, bis er zuletzt den trennenden Rücken zertrümmerte und in das Tiefbecken des Mittel-Meeres einbrach; zwischen England und Frankreich hatte er ebenso eine tiefe Bucht gebrochen, bis er endlich (§. 380) den letzten Kalkrücken zerreissend in die Nordsee einbrach und deren Inselwelt zertrümmerte; die Bestandtheile führte er mit anwachsender Rückströmung der Ebbe hinaus in das Atlantische Meer und noch im 18. Jahrhundert hat er den letzten Rücken zwischen dem Hoch- und Tieflande der Insel Helgoland zertrümmert, eine Meerfahrt von 24 Fus Tiefe gerissen, wo damals noch trockenes Land war. Der jährliche Eisstrom, welcher zwischen Grönland und Labrador nach Süden zieht, führt auf seinen Feldern und Bergen grose Stoffmengen an Gesteintrümmern mit sich, welche bei fortschreitendem Aufthauen zu Boden fallen, sei es beim Stranden auf den Felsbänken bei Newfoundland oder weiter südlich; diese Bänke, weit hinaus nach Osten sich erstreckend, deutet man als entstanden aus solchen Trümmern, von Eisbergen und Eisfeldern heran geführt. Gleichen Ursprunges sind die zahllosen Felsstücke, welche die norddeutsche Ebene bedecken, die sogenannten Findlinge: sie wurden aus dem Norden auf Eisflächen herangeführt, als jene Ebene mit der Ost-See zusammen eine Verlängerung des Eismeeres bildete.

Die gegenwärtige Umgestaltung der Erdrinde durch Fortbewegung der Stoffe mittelst Luft und Wasser ging in früheren Zeiten in denselben Weisen vor sich wie jetzt. Aber nicht allein führen Bäche, Flüsse, Meeresströmungen und Eisberge die Stoffe von der Höhe zur Tiefe, sondern auch die Winde wirken nach beiden Richtungen, treiben den Meeressand auf das Land und den Sand vom Ufer in das Meer. Von der Westküste

Afrikas wehen heftige Ostwinde den Sand der Wüsten in langen Reihen von wirbelnden Wolken in das Meer, so sehr dass zu Zeiten das Landen unmöglich ist; sie treiben den Sand 40 Meilen weit, über die vorliegenden Canarischen Inseln hinaus und wirken dahin die Küste immer mehr zu verflachen. Heftige Winde führen häufig durch die oberen Luftschichten grose Stoffmengen nach fernen Ländern: der sogenannte Passatwind führt aus Süd-Amerika und Nord-Afrika den Staub bis nach Europa und der Aschenregen von Feuerbergen ist wiederholt 50 Meilen und in Hinderindien sogar 300 Meilen fortgeweht, in solcher Menge ausgeworfen, dass 12 Meilen rund um den Feuerberg drei Tage lang völlige Finsterniss herrschte. Derartige Leistungen erscheinen für ein Mal nur geringfügig; sobald aber bedacht wird, wie oftmals sie sich wiederholen konnten in Millionen Jahren, dann berechnet sich die Gesammtleistung als eine grose, durch welche wichtige Veränderungen bewirkt werden konnten. In jeder Wüste und an jeder Sandküste giebt es herrschende Winde, welche den lockeren Boden in ihrer Richtung forttreiben und dieses alljährlich wiederholend die gesammte Oberfläche verändern. In West-Europa herrschen Westwinde vor, in Ost-Europa die Ostwinde und danach gestalten sich die Sandwehen.

Der Wind hat auch durch Fortführung von Pflanzenkeimen umgestaltend gewirkt, indem er an vielen Orten neuen Pflanzenwuchs hervor brachte, wo solcher gedieh und den vorherigen verdrängte; dem folgend wurden Thierarten heran gezogen und andere vertrieben; gleichfalls änderten sich die Verhältnisse der Wärme und Feuchtigkeit und die Oberfläche ward wesentlich verschieden von vorher. Es sind selbst in neueren Zeiten Pflanzen aus Südosten in Europa eingedrungen, deren stufenweises Vorrücken gegen Westen verfolgt werden konnte. Eine allgemeine Übersicht der Pflanzen Europas zeigt, dass sie meistens aus Asien herstammen, um so mehr je näher die bezüglichen Länder Asien liegen; dass dagegen im Westen Europas längs dem Atlantischen Meere manche Pflanzenformen nach Südwesten deuten, so dass man daraus, abgesehen von anderen Gründen, auf eine ehemalige Landverbindung mit West-Afrika und Süd-Amerika schloss.

§. 433.

Drittens hat die **Störung des Gleichgewichtes der Schichten** nachweisbar viele Veränderungen verursacht, sowol im unausgesetzten allmäligen Wirken wie in plötzlichen Erschütterungen und Erdbeben.

Die den Menschen zugängliche Erdrinde besteht aus Schichten verschiedener Art, aus den mannigfaltigen Trümmern ehemaliger Gesteine bestehend, aus Schalen kleinster Thiere der Urzeit, Überresten des Pflanzenwuchses früherer Zeiten und unzähligen Theilen und Zersetzungstoffen der ehemaligen Thierwelt; die Schichten sind theils brennbar, theils löslich in Wasser, einentheils auch erweichbar, anderentheils starr. Dieselben erstrecken sich aber nicht in gleichen Folgen über die ganze Erde, überziehen nicht ihren Kern wie die Schalen einer Zwiebel, sondern die Schichten liegen meistens in Mulden und Runzeln, geschieden durch Landrücken verschiedener Art. Wagerechte Flächen sind selten oder nirgends vorhanden, denn jede Schicht neigt sich irgend wohin, sei es nach dem Meere oder nach dem tiefsten Theile einer Mulde. Auch die Gebirge bestehen zum geringsten Theile aus ungeschichtetem Gesteine, gewöhnlich nur in einem von unten empor getriebenen Rückgrate; wie auch andere Bildungen dieser Art nur in einzelnen empor geschobenen Basaltkuppen oder von Feuerbergen ausgeflossenen Laven u. a. vorhanden sind. Die Schichtungen liegen in groser Mannigfaltigkeit über einander, zerklüftet, gerissen und theilweis verworfen, bis zu einer unbekannten Tiefe und ist man bisher nicht weiter eingedrungen als etwa 600 mètres unter Meereshöhe, vermag jedoch an einzelnen Stellen, aus der Neigung der Schichten in verschiedenen Schachten oder Bohrlöchern zu schätzen, dass Schichtungen mindestens $^1/_2$ Meile tief hinab reichen. Auf der jetzigen Oberfläche giebt es noch viele Becken und Mulden, an denen sich ersehen lässt, wie in der Vorzeit Schichtungen sich absetzen konnten, wie flache Schalen in einander liegend. Es giebt solche Becken, die noch theilweis mit Wasser gefüllt sind, wie der Bodensee, der Genfer See o. a., in denen der hindurch strömende Fluss (Rhein, Rhone o. a.) die aus dem Gebirge mitgeführten Stoffe sinken lässt und solcher Gestalt die Schichtungen am Grunde noch fortwährend zunehmen, bis dereinst das Becken gefüllt sein wird, oder die Ausflussmündung sich so weit vertieft, dass der See leer laufen kann,

sein Boden Land wird, vom Flusse durchströmt. An anderen Stellen hat sich diese Wandlung augenscheinlich längst vollzogen: im Rheinbecken zwischen Basel und Mainz, im Marchbecken bei Wien, im Theissbecken mitten in Ungarn; ganz Böhmen und ebenso in Sachsen sind Becken solcher Art, ehemalige Seen, von Bergzügen eingefasst und vom durchziehenden Flusse gefüllt, bis der Seegrund Land ward, vornehmlich in Folge allmäliger Vertiefung der Auslaufmündung. Die Hauptstädte London und Paris liegen auf Kalkbecken älterer Zeit, deren Ausfüllung aber nicht vom jetzigen Flusse herrührte, sondern von den in der Urzeit am Meeresgrunde entstandenen mächtigen Kalk- und Thonschichten, auf denen das jetzige Land mit seinen Flüssen und Städten ruht. An anderen Stellen gehen gegenwärtig die Schichtbildungen an Fluss- und Meeresufern, auch in Meeresbuchten vor sich, wie solches ebenfalls in der Vorzeit nachweisbar vielerwärts geschah und so haben sich jederzeit auf der Erdoberfläche allmälige Aufschichtungen von verschiedener Ausdehnung, Mächtigkeit, Schwere und Zusammenhang gebildet, welche auf die unterliegenden Schichten in zunehmendem Mase drückten und deren Gleichgewicht je nachdem störten.

Die Schichten der Erdrinde, seien sie auch starr und dick, sind keineswegs unverrückbar, sondern biegsam oder zerbrechlich wie dünne Blätter, wie Papier oder Glasscheiben dünnster Art, sobald nur der Druck angemessen stark ist. Die Dicke in Vergleich zu Erstreckung ist bei den meisten in demselben Verhältnisse wie bei einem Blatte Papier oder einer grosen sehr dünnen Glasscheibe und wenn sie einseitig gedrückt werden, müssen sie sich runzeln wie Papier oder wenn in ganzer Ausdehnung belastet, an allen schwachen Stellen einbrechen. Diese Änderungen ihrer Lage können beim Anwachsen der Oberlast allmälig vorgehen oder erst plötzlich eintreten, wann die Belastung diejenige Höhe erreicht, dass sie unerträglich wird: im ersteren Falle senkt sich die Oberfläche allmälig und erst im Laufe längerer Zeit bemerkbar; im zweiten Falle entstehen Erdbeben und Einstürze. In anderer Weise kann das unausgesetzte Wirken des Wassers in den Schichten grose Störungen herbei führen: Kalkschichten geben dem Wasser Lösungen um so mehr solches säurig ist, Thonschichten und lose Schieferschichten dagegen werden vom eindringenden Wasser erweicht; der Kalk verliert seine Tragfähigkeit, indem er löcherig wird und sinkt am Ende unter der Last aufliegender Schichten zusammen; der Thon dagegen ent-

weicht unter der Last irgend wohin, wenn sich Gelegenheit bietet. Wenn mit dem zusammen sinkenden Kalke auch die oberen Schichten folgen, so geht die Senknng fast unmerklich vor sich; bleiben die oberen Schichten aber hängen, dann bilden sich Holräume, über welchen sie gewölbartig schweben, bis am Ende die Unterhölung so weit sich ausdehnt, dass sich die Gewölbe nicht halten können: die oberen Schichten stürzen nach und es erfolgen weithin schallende und erschütternde Erdbeben. Die Störung des Gleichgewichtes zieht auch häufig weithin reichende Schiebungen, Erschütterungen nnd Senknngen herbei, denn feste Schichten sind starke Leiter des Schalles und der Erschütterungen, so dass weithin andere schwankende Gleichgewichtslagen zum Einstürzen gebracht werden können; das Erdbeben wird verderblicher, je nachdem die oberen Schichten in längeren Zeiträumen einander folgen im Sturze oder mit einem Male zusammensinken. Bei den aufgeweichten Schichten ist der Vorgang insofern verschieden, als sie dnrch das anfgenommene Wasser nicht allein weicher sondern auch schwerer wnrden, so dass sie Druck ausüben, nicht allein nach allen Seiten, sondern auch weit stärker als zuvor. Ist nun irgendwo ein Riss in den oberen Schichten, also eine schwache Stelle, welche dem verstärkten Drucke nicht länger zu widerstehen vermag, so drängt der Thon o. a. den Riss auseinander, indem er die Plattenränder empor hebt, während er die entgegen gesetzten Plattenende sinken lässt; das weiche Erdgemenge vorn im Risse aufsteigend, hinten durch die Plattensenknng geschoben, qnillt ans der geöffneten Spalte empor, weich und erhitzt, also im Stande einen Gebirgsgrat von starrem Gestęine zu bilden, an welches zu beiden Seiten die empor gehobenen Platten sich lehnen, in manchen Fällen übergekantet oder auch von dem aufgequollenen Gesteine überflossen. Derartige Bewegungen konnten aber nicht geschehen ohne weithin die Erdrinde zu verändern: nicht allein dass Erschütterungen und Erhitzungen die Folge waren, sondern es wurden auch die Entwässerungzüge der Oberfläche verändert, gleichfalls der Niederschlag an Regen, Thau u. a., sowie die Einflüsse des Windes, der Jahreswärme u. s. w. über weite Bereiche anders vertheilt. Häufig hatte solcher Emporbruch auf einer Längenspalte auch die Folge, dass dort wo die entgegen gesetzten Plattenende einsanken, die anstosenden Schichten ihr Gleichgewicht verloren und indem sie daneben einsanken, am entfernten Ende sich hoben, wo alsdann ein zweites Gebirge aufstieg, nahezu gleichlaufend mit dem ersten und auf entstehenden

Querspalten mit Ausläufern und Vorbergen. Grose Gebirgsstöcke konnten sich sonach bilden durch Gleichgewichtsstörungen, die das Wasser bewirkte.

Der Bestand der vorhandenen Schichtungen beruht gänzlich auf ihre Unveränderlichkeit in Schwere, Widerstand und Lage; sie wird von denselben Gesetzen des Gleichgewichtes beherrscht wie die kleinsten Dinge. Auf Wasser oder sogar auf Luft verbleiben grose Eisenstücke z. B. Kolben einer Druckpumpe ruhend, so lange jene Flüssigkeiten nicht entweichen können; bietet sich ihnen aber die geringste Öffnung, so muss das Eisen sinken, so tief und mit derselben Geschwindigkeit wie jene entweichen. Wenn dagegen in das Gefäs (den Cylinder) welches jene Flüssigkeiten enthält, noch mehr Wasser oder Luft hinein gepumpt wird, dann muss im Gegentheile der Kolben um eben so viel steigen, wie seine flüssige Unterlage an Raum zunimmt. In dieser Weise sind zahllose Landhebungen entstanden, weil die unterliegenden Schichten ihren Rauminhalt mehrten, sich ausdehnten, indem sie vom unablässig durchsickernden Wasser neue Stoffe empfingen, ohne Ersatz zu geben und dadurch allmälig ihre Zwischenräume mit Kristallen ausfüllten. So unbedeutend und langsam derartige Umbildungen auch vor sich zu gehen scheinen, so konnten sie doch, durch die ganze Dicke der Schicht gleichzeitig geschehend, im Laufe der Jahrhunderte merkliche Änderungen hervor bringen und im Laufe der Hunderttausende von Jahren grose Flächen aus dem Meeresgrunde empor heben. Andere Hebungen und Senkungen in der Nähe von Feuerbergen geschahen in Folge der Änderungen der Gleichgewichtslage, durch Verbrennungen und Auswürfe herbeigeführt, welche entweder Schichten in ihrer Dichtigkeit änderten und Zusammenhänge zerrissen, oder auch beim Emporquellen der Auswurfsmengen einerseits Holräume und Senkungen, andererseits Schichtenhebungen erzeugten.

Es giebt an vielen Stellen der Erde Steinkolen- oder Braunkolen-Schichten, die in Selbstentzündung schon Jahrtausende lang Leuchtgase, Theer oder Asphalt und Öle empor senden oder nur durch die Erwärmung des Bodens sich andeuten: so die Gasquellen bei Baku am Kaspisee, Asphaltquellung im Todten Meere, die Ölquellen in Nordamerika, alle Erzeugnisse derselben Art liefernd, wie sie in Gas-Anstalten durch trockene Destillation der Steinkolen erlangt werden. An Steinkolen-Lägern auf der Oberfläche wird häufig die Erfahrung gemacht, dass feuchte Kolen auf ein-

ander gehäuft sich erhitzen und selbst entzünden, so dass sie, je nach dem Luftzutritte, im Fortgange des Brennens zu Zinders oder Schlacken oder Asche brennen, ohne dass etwas Weiteres als Wasser und Luft mitgewirkt hätten. Derartigen Selbsteutzündungen bei Wasserzutritt sind auch Schwefelverbindungen ausgesetzt, welche stellenweis reichlich vorhanden sind und bei vielen Feuerbergen in den Dämpfen und Niederschlägen sich andeuten; ebenso die Phosphor-Verbindungen, deren Gebilde leicht- und selbstentzündlich sind, wie namentlich der Phosphor-Wasserstoff, welcher in Flammen aufgeht, sobald er mit der Luft in Berührung kommt. Es sind demnach Schichten in Menge vorhanden, um durch Verbrennungen feste Lagen in Gase, Schlacken und Asche umzusetzen, das Gleichgewicht zu stören und weithin Bodenhebungen oder Senkungen zu erwirken, sei es plötzlich durch Feuerausbrüche und Lavaergüsse oder in den Zwischenzeiten allmälig und abwechselnd. Der Grund kann je nachdem wiederholt gehoben und gesenkt werden, wie es an den Säulentrümmern eines altrömischen Serapistempels in Italien sich erweist, die am Meeresufer stehend, augenscheinlich auf festem Lande erbaut wurden, an denen aber der Meeresspiegel in verschiedenen Höhen seine Spuren zurückliess, so dass der Boden sich gesenkt und später wieder gehoben haben muss. Es ist bei allen Hebungen und Senkungen nicht zu übersehen, dass die Erdschichten allmälig sich abgesetzt haben und zwar in solchen Lagen wie es die Erdanziehung, das Gleichgewicht bedingte. Von welcher Gröse diese Schichten auch sein mögen, so kann ihr Gleichgewicht wie jedes andere gestört werden, sobald irgendwo ein Übergewicht entsteht, genügend um sie in Bewegung zu setzen; wenn jede Schale einer genauen Wage mit 1000 Pfund belastet ist, so genügt $^1/_{10}$ Pfund um jenes Gleichgewicht zu stören und ein Sinken und Steigen der Schalen zu erwirken; so kann auch ein verhältnissmäsig geringes Übergewicht genügen, um in den Schichtungen der Erdrinde grose Störungen zu erregen.

§. 434.

Viertens sind die örtlichen Unterschiede zwischen Niederschlag und Verdunstung des Wassers wirksame Mittel zur Veränderung der Erdoberfläche gewesen.

Bekanntlich findet in der Lufthülle ein Kreislauf des Wassers statt, in der Art, dass die Meere und Wasserflächen, welche zusammen zwei Drittel der Erdoberfläche bedecken, die berührende Luft mit Wasserdunst sättigen, am stärksten zu beiden Seiten des Gleichers, wo gesteigerte Wärme die Verdunstung der Meeresoberfläche beschleunigt und überdies die Luft stärker ausdehnt, also zur Aufnahme gröserer Dunstmengen geeignet macht. Die dort erwärmte und mit Dunst gesättigte Luft umkreist die Erde in der Richtung des Gleichers, fliesst aber auch nach den Polen ab, um mit der dortigen kalten Luft sich in das Gleichgewicht zu setzen; zum Ersatze fliessen Ströme kalter Luft von den Polen nach dem Gleicher, zur Ausfüllung des Raumes der durch Erwärmung empor getriebenen Luft. Die vom Gleicher nach beiden Polen fliessenden warmen und mit Wasserdunst gesättigten Luftströme streifen über külere Meeres- und Landflächen, müssen also an diese Wärme abgeben und verlieren um so viel an Fähigkeit den Dunst zu behalten, der sich verdichtet und in Folge dessen nieder fällt als Regen oder Schnee, je nachdem die durcheilte Luft über oder unter dem Gefrierpunkte abgekült war. Einen anderen Theil seines Dunstes verliert der Strom in Berührung mit der küleren und trockneren Oberfläche des Landes, welche den Dunst aufnimmt und ihn als Thau und Reif auf der Oberfläche verdichtet oder ihn aufnimmt in die Zwischenräume der Körnchen und Blätter der obersten Erdschicht. Wenn die abgekülten Wassermengen auf das Land fallen und dieses wärmer ist als die Luft, steigt sofort ein Theil des Niederschlages durch Verdunstung wieder empor; ein anderer Theil dringt in die Erde, durchfeuchtet deren Schichten, löst ihre Bestandtheile und nährt die darauf wachsenden Pflanzen; das Überschüssige sammelt sich entweder auf Schichten, die den Durchzug erschweren und tritt irgendwo als Quelle zu Tage oder es rinnt auch auf der Oberfläche zusammen, um in Bächen und Flussrinnen nach tieferen Stellen in einen Landsee oder das Meer zu laufen. Gleichzeitig findet der entgegen gesetzte Vorgang statt in den Luftströmen, die von den Polen nach dem Gleicher fliessen: ihrer geringen Wärme gemäs sind sie durch eine mindere Dunstmenge gesättigt worden; je mehr sie sich von den Polen entfernen, desto stärker werden sie erwärmt und mehrt sich ihre Fähigkeit Wasserdunst aufzunehmen, den sie der Erdoberfläche entziehen, auf dem Meere unbeschränkt, auf dem Lande dagegen, so weit sie mit Wasser oder Dunst in Berührung kommen; selbst im strengsten

Winter nimmt der trockene Nordost-Wind die Nässe der ausgehängten Wäsche in sich auf.

Der gröste Theil der Dunstmengen wird auf dem über die ganze Erde verbreiteten und zusammen hängenden Meere erzeugt und dort fällt auch wiederum die gröste Niederschlagsmenge; der kleinere Theil wird von den herrschenden Winden über die dem Meere zunächst liegenden Länder geführt, fällt dort bei zunehmender Abkülung herab oder wird über ihre erhitzten Flächen fortgeführt nach Gebirgen, an deren Abhängen die Abkülung geschieht zum rinnenden Regen oder liegen bleibenden Schnee; der übrige Dunst zieht mit dem Luftstrome weiter nach den Polen, gefriert zu Schnee und Eis, und das von den dortigen Gebirgen abwärts drängende gefrorene Wasser bildet breite und tiefe Eisströme (Gletscher) die im Vorrücken abschmelzen oder (in Grönland) an das Meer gelangend, in dasselbe stürzen und als Eisberge von der Strömung nach Süden getragen werden.

So findet ein vollständiger Kreislauf statt, hervor gebracht durch die Verschiedenheit der örtlichen Wärme-Verhältnisse, wobei aber die Landoberflächen an Feuchtigkeit gewinnen, indem die aus dem Meere aufsteigenden Dünste, welche dem Lande zugeführt werden, nur zum Theile dem Meere wieder zufliessen. Auf dem Lande sind Niederschläge und Verdunstung gegenseitig wirksam, je nach dem zeitweiligen Verhältnisse, in welchem Land und Luft bezüglich der Wärme und Sättigung mit Feuchtigkeit zu einander stehen: bald empfängt das Land den verdichteten Überschuss der feuchten Luft als Niederschlag, bald muss es den Unterschuss der trockenen Luft aus ihrem Vorrathe (durch Verdunstung) ergänzen. Es sind einfache Einrichtungen erfunden worden, um in verschiedenen Gegenden der Erde die jährlichen Niederschläge zu messen, wie auch die jährliche Verdunstungsmenge und hat sich ergeben, dass in den meisten Gegenden die jährlichen Niederschläge weitaus überwiegen, in den wenigsten die Verdunstung; dass aber auch der Wechsel der Jahreszeiten in beiden Fällen zeitweilig entgegen gesetzte Verhältnisse mit sich bringe, unter denen in Gegenden vorwaltender Niederschläge die Verdunstung überwiegt, wie andererseits in Gegenden überwiegender Verdunstung zeitweilig der Niederschlag. Das Mas der Niederschläge ist örtlich so verschieden, dass an manchen Stellen Ostindiens und Amerikas jährlich 120 bis 150 Zoll Wasser u. a. fallen, dagegen in anderen Gegenden des grosen Wüstengürtels keine 3 Zoll; in Patagonien fielen in 41 Tagen 153 Zoll, im Kassiagebirge

Asiens kommen Jahrgänge vor von 612 Zoll, und in Sierra Leone an der Westküste Afrikas rechnet man auf 400 Zoll jährlich. Ebenso verschieden ist die Verdunstung: in den Polarländern, wo nur wenige Wochen im Jahre die Luftwärme über den Gefrierpunkt steigt und Luftströmung vom Gleicher her Dunstmengen in Überschuss herbeiführt, ist die Verdunstung nur geringe im Verhältnisse zum Niederschlage, dessen Wasser als Eiskruste und Eisfelsen das Land wie auch rund umher das Meer bedeckt, stellenweise als Felsklippe mehrere Hundert Fus hoch anstehend. In heissen Gegenden findet sich das umgekehrte Verhältniss: das Rothe Meer hat eine jährliche Verdunstung von 100 Zoll und fast keinen Niederschlag; im Kaspisee verdunstet alles Wasser, welches Wolga, Ural, Kur und andere Flüsse zuführen; das Mittelmeer verliert jährlich mehrere Fus vom Wasserspiegel durch überwiegende Verdunstung und das Todte Meer muss 8 Fus jährlich verdunsten, weil es das Wasser des Jordans unausgesetzt aufnimmt, ohne den Spiegel zu heben.

Niederschlag und Verdunstung in ihrem gegenseitigen Verhalten erzeugen im Zusammenhange mit der Jahreswärme wesentliche Veränderungen auf der Erdoberfläche: wo der Niederschlag überwiegt bei geringer Wärme, wie auf hohen Gebirgen und in der Nähe der Pole, da bilden sich Ansammlungen von Schnee und Eis; wo er überwiegt bei gröserer Wärme, da werden die Erdschichten getränkt und zersetzt, so dass fruchtbare Lösungen entstehen zum Gedeihen von Pflanzen und Thieren; wo dagegen die Verdunstung überwiegt, wird die Erde ausgedörrt, die Zersetzung gehindert und geschaffen die Wüste. Wo ein Überschuss an Wasser entsteht, sinkt dieser in die Erde und gelangt dort durch lockere Schichten zum Meere oder rinnt auf der Oberfläche durch Flüsse zum Meere: im Wüstengürtel fällt an manchen Orten genugsam Regen, aber kein Überschuss, denn er verdunstet sofort oder verschwindet im sandigen Erdboden, so dass die Oberfläche wüste bleibt. Aus dem Thale des Missisippi gelangt z. B. von der jährlich fallenden Regenmenge ein Viertel in das Meer: in trockenen Jahren 11, in nassen Jahren 27 Trillionen Cubikfus; das übrige Wasser verdunstet und sinkt in den Erdboden. Je weniger die Erdschichten zum Durchlassen geeignet sind, desto mehr sammelt sich auf der Oberfläche zum Verdunsten und Abfliessen und je nachdem finden sich vielfach unterschiedliche Verhältnisse auf der Erde, so dass nicht allein der Niederschlag und die Verdunstung, sondern auch der abfliessende Überschuss sehr verschie-

den sich verhält, je nach den Wärmezuständen und der Bodenbeschaffenheit.

Die runzelige Beschaffenheit der Erde hat es ermöglicht, dass alles im Leben der Erde erzeugte Wasser an tieferen Stellen sich sammeln konnte, während es sonst, wenn die Erde eben gewesen wäre, über die ganze Oberfläche sich ausgebreitet hätte, diese gänzlich vom Meere bedeckt gewesen wäre, etwa 2000 mètres tief allenthalben. Nur dadurch dass es in den Hölungen sich sammelte und die jetzigen Meere von gleicher Spiegelhöhe bildete, konnten die höheren Theile als Land empor ragen, gerunzelt wie der Meeresboden, meistens in geschiedenen Mulden nach dem Meere geneigt, an anderen Stellen aber auch Hochflächen bildend, die vom Meere geschieden sind durch zwischenliegende Ränder. In jenen Mulden rinnt der etwa vorhandene Überschuss des Niederschlages über die Verdunstung, längs den tieferen Stellen in einem Adergeflechte von Gräben, Bächen und Flussrinnen nach dem Meere; in den Mulden der Hochflächen dagegen rinnt derselbe nach der tiefsten Stelle und bildet dort einen Landsee. Ersterer Art sind die zahllosen Flüsse, welche in allen Erdtheilen die Länder durchziehen und in das Meer sich ergiessen; letzterer Art sind eine Menge anderer Flüsse, welche geschlossene Landseen füllen, deren Spiegel hoch über oder tief unter der Höhe des Oceans liegen, je nachdem die örtliche Höhenlage und Verdunstung es bedingen: wie z. B. der Wansee viel höher, das Todte Meer dagegen 350 mètres tiefer als der Spiegel des Oceans, der Kaspisee 26 mètres unter, der Aralsee 10 mètres über dem Ocean. Als Verbindung beider Arten giebt es obere Mulden, durch Rinnen mit unteren in Verbindung stehend; sie haben für sich Sammelseen an ihrem unteren Ende, die aber durch eine Rinne nach der unteren Mulde abfliessen können, so dass sie nicht höher sich anfüllen als bis zum Rücken des Überfalles. Dieser Art ist z. B. das obere Rheinthal, an dessem Ende der Bodensee (etwa 300 mètres über dem Meere) die Ansammlung des Rheinflusses bildet und bei Schafhausen seinen Überschuss in die untere Mulde hinab fallen lässt; desgleichen hat das obere Rhonethal den Genfer-See als Sammelbecken; das obere Nilthal den neuerdings entdeckten Nyanza-See (etwa 1000 mètres über dem Meere); auch die canadischen Seen gehören hierher, als Wasseransammlungen des oberen Beckens, die an den Niagarafällen in das untere Thal einen Überschuss hinabsenden. Je nachdem in den einzelnen Fällen das Überfallwehr durch die Reibung des Wassers und

der Geschiebe abschleisst und sich erniedrigt, fliessen die Seen tiefer ab und senkt sich ihr Spiegel. Diese Senkung, also Verkleinerung der Ansammlung ohne dass Regenfall oder Verdunstung sich änderten, lässt sich bei allen vorgenannten Hochseen erkennen und würde in Fällen wann das Wehr sich erniedrigte bis zum Seeboden, das gänzliche Trockenlaufen desselben herbeiführen, so dass nur noch der Fluss in seiner Rinne hindurch liefe. Becken dieser Art sind zahllos auf der Erdoberfläche: in und bei Deutschland das schwäbische Rheinbecken, Sachsen und Böhmen, als obere Elbthalbecken, das Marchfeld und die Theiss-Niederung als leer gelaufene Becken der Donau u. s. w.

Je nachdem die zum Meere eilenden Flüsse aus Gegenden starken Niederschlages zu solchen gelangen von geringem Niederschlage und groser Verdunstung oder umgekehrt, bilden sich verschiedene Gestaltungen. In Australien giebt es einzelne Flüsse, die im oberen Laufe mächtig anwachsen, aber im weiteren Ablaufe durch Verdunstung und Einsickern in den Grund so weit abnehmen bis sie versiegt sind, bevor sie zum Meere gelangen. Andere Flüsse dieser Art wie der Nil, Euphrat und Ganges behalten im Durchlaufen der heissen Ebene Wasser genug, um einen grosen Überschuss in das Meer zu senden und daneben die ganze Thalniederung zu befruchten. Je nach den Jahreszeiten, in welchen Niederschlag oder Verdunstung schwanken oder überwiegen, erscheint die Flussrinne hoch oder niedrig angefüllt oder zeitweilig leer: letzterer Art sind viele der Rinnen des Wüstengürtels, die nur vorübergehend Wasser enthalten; zur anderen Art der schwankenden Anfüllung gehören fast alle Flüsse der Erde, indem sie ihre Zeiten der Dürre und Seichte haben, wechselnd mit denen der Nässe und Stromschwellung.

Die Wirkungen dieser mannigfaltig einander durchkreuzenden Einflüsse offenbaren sich in den verschiedenartigen Zuständen der Erdoberfläche: sie schaffen weite Wüsten oder fruchtbare Thäler; bedecken im hohen Norden das Land mit starrem Fels aus Wasser kristallisirt, an anderen Orten weite Flächen mit Landseen; sie senden und bringen Wärme nach den Polen und dagegen Kälte nach dem Gleicher; überziehen die Erdoberfläche mit zahllosen Rinnsalen für die örtlichen Überschüsse und lösen den Boden zur Hervorbringung des Pflanzenwuchses, von dem das Thierreich abhängt, wie auch die Menschheit. Diese Verhältnisse haben von jeher gewaltet, denn die bedingende Lage der Erdachse durch die Umdrehung

der Erde ist ein ursprüngliches Verhältniss; als also die Erde genügend angewachsen war, um angemessene Wärmeunterschiede zu äussern, auch Wasser gebildet hatte, so dass Meere entstanden, da mussten die Luft- und Dunstströmungen in der jetzigen Weise, wenn auch im minderen Mase beginnen und allmälig zunehmend die Erdoberfläche mehr und mehr umgestalten. Aufsteigende Gebirgsgräte mogten die Mulden ändern, Landflächen unter den Meeresspiegel sinken oder Meeresboden zu Land werden lassen, aber die Hauptrichtungen der Strömung des Dunstes vom Gleicher und der Rückströmung der Polarluft mussten verbleiben; die Flüsse mogten ihre Rinnen tiefer graben oder ihr Bette aufhöhen, Landseen ihre Umfassung irgendwo durchbrechen wie das Schwarze Meer (§. 378) u. a. oder ihre Abflussrinne aushölen wie die canadischen Seen; dieselben Grundursachen wirkten stets in gleicher Weise, und jede Art der Bewegung und Umgestaltung, welche in der Gegenwart aus dem Verhältnisse zwischen Niederschlag und Verdunstung erfolgt, hat auch ihre Spuren in Erzeugnissen früherer Zeiten an vielen Stellen hinterlassen.

Der Mensch hat keine wesentliche Änderung in den Richtungen der Dunstströmungen herbei führen können, wol aber in ihren Niederschlägen und in der Verwendung des Überschusses. Die Dunstströmungen des Indischen Meeres werden Mittel-Asien meistens entzogen durch die zwischenliegenden Gebirge; Nord-Amerika empfängt die kalten Luftströmungen des nach Süden ziehenden Polarstromes, West-Europa dagegen die warmen Strömungen des an dieser Meeresseite nach Norden ziehenden Golfstromes, und über Ost-Europa nebst Nord-Asien zieht der kalte Luftstrom von dem Pole nach dem Gleicher: so hangen die örtlichen Landesverhältnisse in ihren breiten Grundzügen ab von grosen Strömungen, die der Mensch nicht beherrscht, welche vielmehr Lebenszüge der Erde sind, bedingt durch ihre Umdrehung, also ihre Eigenbewegung im Weltenraume. Dagegen konnte er einwirken auf den Niederschlag und hat darauf von jeher eingewirkt als Waldverwüster (§. 38), indem er die Erdoberfläche bloslegte an Stellen wo seine Bedeckung zur Wasserhaltung nöthig war: die Bäche vertrockneten, die fruchtbare Erdschicht dörrte aus und verschwand vom Winde fortgeweht, wie sich in Spanien, Griechenland, Kleinasien, Ost-Afrika und an anderen Wüsten erweist. Zur Verwendung des Niederschlages hat der Mensch Vieles geleistet in den Flussthälern der heissen Länder: am Nil, Euphrat-Tigris und Ganges, wo er die Zuflüsse aus dem

Oberlande stauete, um das dürre Land zu berieseln; an anderen Stellen, namentlich allenthalben wo der Semiten Einfluss wirkte, hat er Quellen der Oberfläche wie der Tiefe mühsam über das Land geleitet und vertheilt, welches dafür an Stellen, wo vordem dürre Steppengräser spriessten, reichliche Ernten an Brodfrüchten erwachsen liess, Thieren und Menschen zum Gedeihen.

§. 435.

Von den Veränderungen, welche die Erdoberfläche erlitten hat, ist für die gegenwärtige Menschheit diejenige am einflussreichsten gewesen, welche die Eiszeit Europas beendete, weil von dieser Änderung die Bevölkerung unseres Erdtheiles abhing und die Fortbildung derselben zur jetzigen Höhe.

In den gegenwärtigen Verhältnissen Europas sind manche Anzeichen vorhanden, welche zum Schlusse berechtigen, dass in der Vorzeit Nord-Europa um viele Hundert Fus vom Meere überschwemmt war, dass eine Verbindung zwischen dem Eismeere und der Ostsee bestand und dass in Schweden-Norwegen und auf den brittischen Inseln Gletscher sich befanden, wie auch solche in den Alpen eine viel grösere Ausdehnung hatten als jetzt. Die Anzeichen sind auch in den Pyrenäen und selbst am Libanon in West-asien in so überzeugender Weise erkannt und gedeutet worden, dass nicht länger daran gezweifelt werden kann, in der Urzeit habe ein viel geringerer Theil von Europa und Asien aus dem Meere empor geragt und dieses Land sei viel kälter gewesen.

Jene Anzeichen finden sich zunächst in der Bodenbeschaffenheit des nord-europäischen Tieflandes, welches nicht allein unverkennbar ehemals Meeresgrund gewesen sein muss, sondern auch an vielen Stellen von grosen Felstrümmern bedeckt ist, die zu nordischen Gebirgen gehören und nach vorliegenden Erfahrungen zu schliessen, nicht anders als auf Eisfeldern vom Norden über die See gebracht sein können, wo sie an ihren jetzigen Liegestellen beim Zerschmelzen der Eisfelder auf den Grund sanken. Dieses Tiefland erstreckt sich aus Nord-Frankreich durch Nord-Deutschland nach Woronesch in Russland, wo es bis Tscheskaja am Polar-Meere sich fortzieht, über 500 Meilen lang bei 100 bis 200 Meilen Breite; das Land von Süd-Schweden und Dänemark nebst den Herzog-

thümern deutet sich ebenfalls an als dazu gehörig, so dass die jetzige Nordsee und Ostsee zu betrachten sind als die Überbleibsel eines Meeres, welches von England bis zum Eismeere reichend, in der Breite von Mittel-Deutschland bis an Norwegen sich erstreckte. Ein anderer, minder auffälliger aber überzeugender Beweis liegt darin, dass im bottnischen Meerbusen an Schwedens Ostküste Seethiere vorhanden sind, welche zum Nord-Meere gehören und nur bei einer früheren Seeverbindung über Finnland hieher gekommen sein können, da sie im Westtheile der Ostsee und im Kattegat nicht vorgefunden werden. Deutliche Nachweisungen über die ehemaligen Meereshöhen geben Gletscherspuren auf den brittischen Inseln und in Norwegen-Schweden; wie sehr dabei die Wärme des damaligen Europa geringer war als jetzt, zeigt sich in den Alpen, wo die den Gletschern eigenthümlichen Abschleifungen der Seitenfelsen in Thälern gefunden werden, die jetzt frei von Gletschern sind. Auch finden sich in der Schweiz weithin verschleppte Felsblöcke, am auffälligsten an den Jurabergen und zwar Blöcke, die unverkennbar aus den Alpen stammen, von denen die Abdachungen des Jura gegenwärtig durch das breite Thal der Aar und Rhone getrennt sind. Dadurch dass jene Findlinge zu verschiedenen Gesteinen gehören, ist es gelungen, diejenigen Stellen in den Alpen ausfindig zu machen, woher sie stammen und so hat sich z. B. gefunden, dass ein Block von 1000 Cubik-mètres, der oberhalb Neufchatel liegt, vom Kamme der Vollaterra aus der Nähe von Martinach herangeschleppt sein muss, aus einer Entfernung von 16 deutschen Meilen. Solches ist nur erklärlich durch Gletscher, welche in der Eiszeit jenes Thal in seiner ganzen Breite und zu beträchtlicher Höhe ausgefüllt haben, so dass auf derem Rücken jener wie auch zahllose andere Blöcke fortgetragen wurden und an den gegenüber liegenden Abhängen abfielen, als dort das untere Ende der Gletscher schmolz, wie solches noch jetzt an den in den Alpen vorhandenen Gletschern geschieht. In England fanden sich auch andere Spuren der ehemaligen Eiszeit in den derselben zugehörigen Erdschichten, welche Reste von Seethieren enthalten, die gegenwärtig nur noch im hohen Norden leben, nicht in dem Meere bei der Fundstelle. Auch zeigt sich am gegenwärtigen Pflanzenwuchse Englands, dass ein Theil desselben aus dem Norden stammen müsse, zur Zeit eingewandert, als nur die hochliegenden Theile der brittischen Inseln aus dem Meere empor ragten.

8*

Die Forscher sind durch die vielfältigen Beweise überein stimmend zum Schlusse gelangt, dass in Europa eine Eiszeit geherrscht haben müsse, verbunden mit viel weiterer Erstreckung und höheren Ständen der Meeresflächen, deren Spiegel bis zu 300 mètres und darüber, höher als jetzt stand; dass ferner diese Eiszeit den gegenwärtigen Höhen- und Wärme-Zuständen unmittelbar vorherging und stufenweise darin über gegangen sein müsse. Zur Erklärung dieses Unterschiedes zwischen jetzt und vormals bietet sich nur zweierlei, nämlich

Hebung des Landes oder

Senkung des Meeresspiegels.

Um die Hebung des Landes in Erwägung zu ziehen, bedurfte es nur der Hinweisung auf Norwegen-Schweden, indem dieser ganze Landkörper in seinem nördlichen Theile sich allmälig hebt, dagegen im südlichen Theile vermuthlich sich senkt und diese Bewegung, wenn auch jährlich geringe, nachweisbar im Laufe der Zeit zu ansehnlichen Höhenveränderungen geführt hat. Es lag nahe zu schliessen, dass ganz Nord-Europa in dieser Weise aus dem Meere sich erhoben habe, wie es sich auch andeute in dem Vorhandensein von Meeresgrund und Meeresablagerungen auf dem jetzigen Festlande. Dagegen kommt jedoch in Betracht, dass jene Hebung Schwedens nicht eine gleichmäsige sei, sondern eine theilweise, die Drehung um eine Achse welche in der Mitte des Landkörpers quer durchliegend zu denken ist, so dass der nördliche Hebelarm steigt und der südliche sinkt; es ist also ein lokaler Vorgang wie solcher in dem gehobenen Theile Europas durch keine Spur sich andeutet. Ein stärkerer Gegengrund liegt noch in der Beobachtung, dass in Afrika die Sahara, der grose Wüstenstreif, als ehemaliger Meeresgrund erkannt wird, dass also auch dieser Theil der nördlichen Erdhälfte gehoben wäre und die Annahme ein so weites Gebiet umfassen müsste, dass sie aufhört wahrscheinlich zu sein.

Die andere Erklärung durch Senkung des Meeresspiegels bietet stärkere Wahrscheinlichkeitgründe, weil sie eine gleichmäsige Wirkung über einen weiten Bereich erklären lässt aus einem einfachen Vorgange, zu dem noch jetzt die Ursachen in Thätigkeit sind und in ihren Wirkungen sich nachweisen und berechnen lassen. Die Senkung des Wasserspiegels der Meere welche Europa umgeben, liesse sich zunächst erklären durch eine Senkung des Meeresbodens im Ganzen oder in weiter Erstreckung, welcher Bewegung der Meeresspiegel folgen müsste. Da die Meere im Zusammen-

hange mit einander stehen: so hätte die Senkung um so viel betragen müssen wie das Raummas von 300 mètres Höhe über $^2/_3$ der Erdoberfläche ausmacht. Man könnte annehmen im Inneren der Erdrinde hätten sich Holräume befunden, deren Einsturz den Meeresboden senkte; nur wird diese Annahme durch keinerlei Beobachtung gestützt, wenn auch unverkennbar Holräume geringer Gröse vorhanden sind. Es liesse sich auch annehmen, die Senkung des Meeresgrundes sei mit gleichzeitiger Hebung des Landes verbunden gewesen, so dass die Bewegungen nach unten und oben sich ausgeglichen hätten, und da der Meeresboden auf der Erde mehr als $^2/_3$ der ganzen Oberfläche einnimmt: so hätte das Land vergleichsweise um drei Mal so viel sich gehoben als der Meeresboden sank, also habe durch 100 mètres Senkung des Meeresbodens, der Höhenunterschied von 300 mètres erwirkt werden können, wie er zwischen der Gegenwart und Vorzeit liegt. Diese Erklärung würde für den vorliegenden Fall ausreichen, auch nebenher manche Gletscherspuren der südlichen Erdhälfte aufhellen; allein sie leidet unter dem starken Einwande, dass zur Zeit keine Ursachen bekannt sind, welche eine so allgemeine Verschiebung der Schichten bewirken könnten, so dass, bis zur Auffindung dieser Ursachen jene Erklärung schweben bleiben müsste, wenn sich keine andere von gröserer Wahrscheinlichkeit finden liesse.

Eine solche bietet sich aber dar in der Annahme, dass die Meerestheile, welche für die Eiszeit in Betracht kommen, jenen höheren Wasserstand hatten, während gleichzeitig die anderen Meere einen tieferen Stand hielten; eine Möglichkeit die eingeräumt werden muss, wenn man die jetzt zusammenhängenden Meere getrennt denkt durch Absperrungen und dabei die örtliche Verschiedenheit der Verhältnisse zwischen Niederschlag und Verdunstung in Betracht zieht. Solche ehemalige Absperrung deutet sich an in der Behringstrase, wo früher Amerika und Asien zusammenhingen und in der Mitte des Atlantischen Meeres zwischen Brasilien und Senegal, wo Amerika und Afrika sich am meisten nähern. Denkt man sich beide Meeresstrasen gesperrt durch Landverbindungen, so scheidet sich die jetzige Meeresfläche in zwei Becken von verschiedener Gröse und Lage, so wie verschiedenen Verhältnissen der Auffüllung. Das nördliche Becken würde nur die nördliche Hälfte des Atlantischen Meeres und das nördliche Eismeer enthalten; das südliche Becken dagegen die südliche Hälfte des Atlantischen Meeres, das südliche Eismeer und den gesammten australischen

Ocean; die Grösen-Verhältnisse würden etwa sein wie 1 zu 4. Wären in beiden Becken die Verhältnisse des Niederschlags und der Verdunstung gleich, so würden auch beide gleiche Wasserhöhe enthalten, ungeachtet ihrer Trennung; herrschte dagegen nur die geringste Verschiedenheit: so müsste ein Unterschied des Wasserspiegels entstehen, der wenn auch jährlich nur klein, dennoch von Jahr zu Jahr anwachsen würde bis zu einer Grenze, welche von den Höhenverhältnissen der trennenden Landverbindungen abhing. Jene Verschiedenheit der Dunstverhältnisse ist aber nachweisbar, sie herrscht noch jetzt in solchem Grade, dass man rechnet, die nördliche Erdhälfte empfange von der Gesammt-Verdunstung der Meere $^3/_5$ zugeführt, und der Südhälfte falle also nur $^2/_5$ zu. Es wäre demnach nur zu untersuchen, welche Dunstmengen dem angenommenen nördlichen Becken aus dem Bereiche des südlichen Beckens durch Luftströmungen zufliessen würden, im Vergleiche zur umgekehrten Überführung aus dem Bereiche des nördlichen Beckens in das südliche. Das nördliche Becken empfängt gegenwärtig grose Dunstmengen aus dem australischen Meere, welche über das Felsengebirge nach Kanada gelangen und dort die zahlreichen Seen füllen, in das Nordmeer ausfliessend, wie auch durch den Lorenz-Strom in das Nord-Atlantische Meer. Ferner empfängt Brasilien reichliche Dunstmengen aus dem Süd-Atlantischen Meere, die an den Cordilleras sich verdichtend, beitragen zur Anfüllung des Amazonenflusses, der in das nördliche Becken fliesst. Aus dem Bereiche des nördlichen Beckens gelangen aber fast gar keine Dunstmengen in das südliche, denn alle Verdunstung des nördlichen Atlantischen Meeres wird von der Luftströmung nach Europa und dem Nordmeere geführt; der Polar-Wasserstrom konnte dagegen seine Eisfelder nicht in das südliche Becken führen und der kalte Polar-Luftstrom, der allerdings zum Gleicher strömte, also zum Bereiche des Süd-Beckens kam, brachte keine erhebliche Feuchtigkeit mit sich. Das südliche Becken gab also weit mehr ab an das nördliche als es zurück empfing und so musste im Ersteren eine Senkung, im Letzteren eine allmälige Hebung des Wasserspiegels eintreten. Es bedarf nicht der Berechnungen, um das Mas der jährlichen Steigerung des Höhenunterschiedes zu ermitteln, denn es ist gleichgültig wie viele Jahrhunderte oder Jahrtausende jenes Zeitraumes dazu gehörten, der vor der Eiszeit lag, uns unbekannt und wenig wichtig. Der Wasserspiegel im nördlichen Becken musste im allmäligen Steigen alle jetzt tiefliegenden Landflächen über-

schwemmen, also das nord-europäische Tiefland und Nord-Sibirien, das Mittelmeer, die Sahara, Brasilien und Gujana, so wie das ganze Missisippi-Thal und den Norden Amerikas. Aus dem weiten Becken ragten nur Mittelasien, die hohen Theile Europas, das gebirgige Land der Vereinigten Staten, Grönland, Island u. a. hervor. Der Golfstrom mogte ungefähr die jetzige Richtung haben oder auch durch das jetzige Missisippi-Thal nach dem Eismeere fliessen, so lange die Anfüllung ihre gröste Höhe hatte; aber das Eismeer mit seinen Flösen erstreckte sich von Osten her tief in Europa hinein bis an Englands Höhen, so dass hier Frostverhältnisse herrschten wie gegenwärtig unter gleichen Breitengraden in Labrador. Das schwedische Hochland ragte als Insel hervor von Eisflösen umlagert und mit Gletschern in den Thälern; das Meer zwischen Schweden und dem Hochlande Deutschlands war den grösten Theil des Jahres hindurch mit Eis bedeckt und von den Eisbergen der schwedischen Gletscher durchzogen, die im Sommer schmelzend, ihre Findlinge fallen liessen. Der übermächtige Nordostwind kältete auch das südliche Europa ab, überzog die Schweiz mit Gletschern und wirkte im westlichen Europa heftiger wider die erwärmenden Einflüsse des Golfstromes, drängte den warmen Luftstrom westlich, so dass er mehr als jetzt Island und Grönland berührte, von denen Ersteres damals, nach den aufgefundenen Resten von Tulpenbäumen u. a. zu schliessen, eine um mehrere Grade höhere Jahreswärme besessen hat. Es dürften sich alle der Eiszeit zugehörigen eigenthümlichen Verhältnisse durch die erläuterte Annahme erklären lassen und wenn man sich denkt, die Trennung beider Becken träte jetzt ein, so würde sich voraus berechnen lassen, dass jene Verhältnisse in kürzerer oder längerer Zeit die Folge sein würden: die Zunahme der Wasserflächen müsste abkühlend wirken, das von Osten eindringende Eismeer müsste den Winter verlängern und den aus Südwesten kommenden warmen Luftstrom westwärts drängen; alle Pflanzen und Thiere deren Leben von gröserer Jahreswärme abhingen, würden auswandern oder sterben, dagegen nordische Pflanzen und Thiere an ihre Stelle treten; dereinst beim Anfhören der Eiszeit würde das Nordische zurückweichen und von Südosten her neue Einwanderungen stattfinden, ebenso wie es ehemals nachweisbar geschehen ist.

Über die Entstehung der Behringstrase ist nichts bekannt; dagegen giebt es Andeutungen bezüglich der ehemaligen Landverbindung zwischen Brasilien und West-Afrika und deren Zerstörung zu einer Zeit, aus welcher

dunkle Sagen berichten, zu der also bereits Menschen lebten, die eine Kunde vererben konnten und mogten. Die aus Ost-Afrika heran gelangte Sage berichtet von einem im Westen gelegenen, untergegangenen Lande, späterhin Atlantis genannt, in welchem die goldenen Äpfel (Orangen) wuchsen und ein wonnevoller Zustand geherrscht habe: alles Kennzeichen, die noch jetzt einer dort belegenen Landverbindung zukommen würden. Ein näher liegender Grund zu Gunsten der ehemaligen Atlantis liegt in der von Pflanzenforschern gemachten Beobachtung, dass die westeuropäischen Gewächse Verwandte der westafrikanischen und amerikanischen enthalten, weit verschieden von der im Übrigen asiatischen Pflanzenwelt Europas, so dass sie schon daraus, unabhängig von anderen Gründen, auf eine ehemalige Landverbindung schlossen. Eine fernere Stütze der Annahme lässt sich finden, nicht allein in körperlichen Ähnlichkeiten unter den Völkern zu beiden Seiten, indem es in Westafrika rothe Völker giebt wie in Amerika und hier dunkle Völker wie in Afrika, sondern es finden sich noch auffälligere Ähnlichkeiten in Sitten und Gebräuchen, so wie in den Glaubens-Vorstellungen und Einrichtungen, den Opfern, Weihungen, selbst Beschneidung und Reinigung-Gesetzen, Speiseverboten, Fetischdienste, Schlangenverehrung u. a. Ähnlichkeiten so besonderer Art, dass Manche schon früher sich versucht fühlten anzunehmen, die zehn Stämme Israels seien nach Amerika gewandert. Auch weist die beiderseitige Landgestaltung auf jene Verbindung hin, denn in Brasilien laufen die Erhebungen nordostwärts fort zum Vorgebirge St. Roque und in West-Afrika schiebt das Kong-Gebirge seine Ausläufer südwestwärts vor zu Vorgebirgen, die allerdings gegenwärtig 440 Meilen entfernt sind von St. Roque.

Wie jene Landverbindung aufhören und an ihre Stelle eine breite tiefe Meeresverbindung entstehen konnte, erklärt sich ebenfalls aus der noch jetzt wirksamen Bewegung der beiden Meeresströmungen, welche an jener Stelle in solcher Weise vor sich geht, dass sie zur allmäligen Zerstörung jener Landverbindung führen musste. Zwischen Afrika und Brasilien treffen nämlich zwei Meeresströmungen im Zuge von Ost nach West zusammen, jede in ihrem Bereiche einen völligen Kreislauf vollendend: an der Nordseite der Golfstrom welcher von Afrika quer durch das Atlantische Meer in den Meerbusen von Mexico strömt, darauf bei Florida vorüber nach Nordost zieht und vor der Strase zu Gibraltar sich verzweigend, den einen Lauf nach Norden richtet, den anderen rücklaufend längs Afrikas Küste

südwärts nach dem Ausflussorte am Senegal; an der Südseite ist es der Südstrom welcher vom Vorgebirge St. Palmas nach Westen quer durch das Atlantische Meer strömt und bei St. Roque umbiegend nach Süden fliesst, um durch das Süd-Meer nach dem Cap der guten Hoffnung gelangend, längs Süd-Afrika nordwärts nach dem Ausflussorte bei St. Palmas zurück zu strömen. Die Landverbindung war den Angriffen dieser beiden Strömungen ausgesetzt, deren Wellenschlag von Nord und Süd beiderseits auf das Land gerichtet war und d'e Ufer zerriss, wobei ihre Strömung Ost-West floss längs den Ufern und alle Trümmer und Geschiebe unwiederbringlich fortführte; das Land war dabei den heftigen und fast täglich wiederkehrenden tropischen Regengüssen ausgesetzt, welche die Oberflächen abschwemmten und so mussten gleichzeitig Erniedrigung und Schmälerung der Landverbindung fortschreiten, bis die stätig anwachsende Auffüllung des nordatlantischen Beckens die Einsenkungen des Kammes überfloss und das Land (die Atlantis) in weiterer Folge gänzlich zerstört ward. Ob diese Zerstörung ununterbrochen oder stufenweise fortschritt und wie lange Zeit darüber hinging, ändert nicht die Hauptfrage; die Schichtenabsätze der Eiszeit scheinen anzudeuten, dass Stufenfolgen der Erniedrigung des Aufstaues zwischen 300 und 100 mètres stattfanden, mit Zwischenzeiten, in denen das Becken auf erniedrigten Ständen verblieb; der in den Sagen der Atlantis angedeutete Durchbruch ist vielleicht nur der letzte, der schliessliche Ablauf der tiefsten Stufe, als nur noch etwa 100 mètres hoch das nördliche Becken überfüllt war. Dass der Durchbruch eines aufgestauten Meeres und seitdem der verdoppelte Golfstrom völlig ausreichten, um die Trümmer bis auf den Grund fortzuwaschen und eine breite Meeresverbindung herzustellen, mögte um so erklärlicher sein, wenn erwogen wird, dass von den Polen nach dem Gleicher und wahrscheinlich über denselben hinaus eine starke Grundströmung stattfindet, die so lange die Verbindung vertiefen und erweitern musste, bis der zur Ausgleichung aller Unterschiede nöthige Querschnitt von 440 Meilen Breite bei angemessener Tiefe hergestellt worden war.

Andere Verhältnisse finden ebenfalls ihre Erklärung auf diesem Wege. Die Sahara liegt nördlich von jener Landverbindung, war deshalb von dem aufgestauten Meere überschwemmt und ward nach dem Ablaufen dürres Sandland wie die norddeutsche Tiefebene, auf dem Lande liegen die Trümmer ehemaliger Seethiere. Ihre Einwirkung auf Europa ward eine ent-

gegengesetzte: vordem saudte dieser Meerestheil fenchte, heisse Winde nach Norden, die in den Alpen zu Schnee und Gletschereis gefroren; seitdem sendet die Wüste heisse, trockene Winde, welche als Föhn nach der Schweiz gelangend, die bei entschwundener Nähe des Eismeeres verminderten Gletscher noch weiter schmolzen nud gegenwärtig das Land erwärmen. Auch die flache Lage des Missisippi-Thales, so wie der Thäler des Orenoko nnd des Amazonenflusses mögten im ehemaligen Zustande als Meeresboden ihre Erklärung finden.

Im Süd-Becken musste, während der Anschwellung des Nordbeckens, der Wasserspiegel um ein gleiches Raummas erniedrigt sein, da sich nicht annehmen lässt, dass damals mehr als jetzt Wasser auf Erden vorhanden gewesen sei. Bei niedrigerem Wasserspiegel war dort ein Theil der jetzigen Meeresflächen Land: es konnten z. B. Madagascar, Ceilon, die Sundainseln und selbst die grosen Inselländer Australiens mit dem Festlande verbunden sein; manche der Inselketten östlich von Asien mogten damals den Rand weiter Binnenländer bilden wie z. B. die Alenten, Kurilen, Japan, Philippinen, so dass dort weit mehr Festland vorhanden war als jetzt. Demgemäs werden anch dort die Verhältnisse zwischen Regenfall und Verdnnstung örtlich verschieden gewesen sein von den jetzigen; nur die Hauptrichtungen der Dunstzüge mussten dieselben sein wie jetzt, weil sie von der Umdrehung der Erde verursacht werden und so empfing das nördliche Becken schon damals Dunstzufuhr aus dem südlichen Becken, wenn anch vielleicht weniger. Der Aufstau des Nordbeckens mogte längere Zeit nehmen, als die jetzige Dunstzufuhr berechnen lässt; aber geschehen musste er und zwar bis der Durchbruch stattfand, worauf alsdann auf der Nordhälfte weite Landflächen aus dem Meere empor tauchten, wogegen auf der Südhälfte weite Landflächen vom Meere bedeckt wurden: das verbliebene Land ward von den zahlreichen und heftigen Meeresströmungen weiter verändert, abgespült, zerrissen und durch tiefe Wasserstrasen getrennt, bis zur jetzigen Gestaltung.

Die Zeit, in welcher der Durchbruch geschah, erscheint nicht sehr entlegen, denn nach Anzeichen zu schliessen war Mittel-Europa zur Eiszeit bewohnt von einem Menschenschlage, der mit Renthieren zusammen lebte, Fenersteinwaffen führte und klein von Gestalt hier noch hauste als die Vorfahren der jetzigen Völker einwanderten. Sie wurden von den Ariern theils erschlagen, theils aufgenommen oder geduldet, theils aber auch vertrieben

nach dem hohen Norden, wo ihre Nachkommen in den jetzigen Lappen fortleben. Sie gehörten wahrscheinlich zu den sibirischen Völkern, welche das Uralmeer (§. 378) umgehend, über den Waldai-Rücken Russlands und nördlicher über die Eisdecke nach Europa gelangten, in dessen Mitte ein Leben führend wie ihre jetzigen Nachkommen in der Lappmark und Finnland. Ihre Kieselgeräte werden an Stellen gefunden, die zur Eiszeit vom Meere bedeckt waren und in neuester Zeit ward in Nord-Frankreich eine menschliche Kinnlade tief im Kiesgrunde gefunden an einer Stelle, die zur Eiszeit Meeresgrund war, so dass die Stelle noch vor dem Durchbruche und Ablaufe des Wassers um 12 Fus vom Kiese bedeckt werden konnte: der Inhaber musste also schon lange vor dem Untergange der Atlantis in Mittel-Frankreich gelebt haben, am Rande des damaligen Nord-Meeres.

Es könnte mit der vorstehenden Erläuterung unvereinbar erscheinen, dass an vielen Stellen Europas die Knochen von Elephanten, Hiänen und anderen Thieren gefunden werden, welche gegenwärtig heisse Länder bewohnen. Allein diese Thatsache ist auch bei jeder anderen Erklärung der Eiszelt in Betracht zu ziehen, so dass die anscheinende Unvereinbarkeit jedesmal obwaltet. Die Schwierigkeit löst sich jedoch, sobald das jetzige Sibirien mit Europa zur Eiszeit verglichen wird: es herrscht jetzt dort eine Winterkälte wie damals hier und dennoch im Sommer solche Wärme, dass nicht allein Elephanten und Tiger im Freien leben könnten, sondern auch Letztere alljährlich weit nach Norden streifen. Sobald also in Europa zur Eiszeit den Thieren des heissen Südens nur die Verbindung mit diesem offen stand, konnten sie den Sommer in Europa und den Winter in Afrika oder Asien verleben, brauchten aber vielleicht auch nicht einmal so weit zu wandern, denn im 4. Jahrh. vor Chr. G. lebten noch Löwen in Nord-Griechenland, so dass es vielleicht genügte den Winter am Mittelmeere zuzubringen, wo ausreichende Wärme vorhanden war und die Wälder Schutz und Nahrung verliehen.

§. 436.

Die erläuterten Bewegungen zur Umgestaltung der Erdrinde werden anfänglich unnennbare Zeitlängen hindurch, lediglich gewirkt haben zur Schaffung und Umwandlung der Stoffmischungen, bevor die Entstehung des Lebens möglich ward.

Die bekannten Erdarten, in denen das Pflanzenleben wurzelt und aus denen also auch das Thierleben hervor geht, namentlich Thonerde, Kieselerde und Kalkerde, sind sämmtlich Verbindungen einfacher fester Stoffe mit Sauerstoffgas: das in neuerer Zeit modisch gewordene Alumium, ein grauweisses, leichtes Metall, wird durch Verbindungen mit Sauerstoff zur Thonerde; der Kiesel, ein braunes, schweres Pulver wird durch Verbindung mit Sauerstoff zur Kieselerde (Kieselsäure, Flintstein, Quarz) und das Metall Calcium, silberweiss und fest, wird mittelst Sauerstoff-Verbindungen übergeführt in Kalk, Kreide, Gips, Marmor u. a. Diese Erdarten bilden Hauptbestandtheile des Pflanzen- und Thierlebens, in welchem ausserdem als wirksame Bestandtheile sich vorfinden: die Kole, welche mit Sauerstoff zur Kolensäure sich verbindet, die Metalle Natrium und Kalium, mit Sauerstoff zur Soda und Pottasche verbunden, der Phosphor, welcher mit Sauerstoff und dem aufgenommenen Kalke zu Knochen sich verbindet, auch mit Fett zum Gehirne wird u. s. w. sämmtlich Verbindungen, die aus den einfachen Stoffen erst entstanden, während sie Bestandtheile der Erdkugel bildeten.

Diese Verbindungen einfacher Stoffe zu Bestandtheilen lebender Wesen konnten nur stufenweise stattfinden, denn viele derselben erfordern eine mindeste Licht- oder Wärmemenge und einen bestimmten Luftdruck, die beide erst auf Erden vorhanden sein konnten als die anwachsende Erdgröse die Lufthülle bis zu jener Grenze gebildet hatte. Diejenigen Verbindungen, welche des Wassers bedurften, konnten sich nicht bilden bevor nicht Wasser entstand und überdies auch nicht eher als bis die Wärme über den Gefrierpunkt gestiegen war; nur wenn örtlich chemische Verbindungen eine Erhitzung erwirkten, genügend um Sauerstoff und Wasserstoff zu verbinden, konnte Wasserdunst entstehen, der zu Schnee oder Eis sich verdichten musste, so lange die Luftwärme unter dem Gefrierpunkte blieb. Die Verbindungen der einfachen Stoffe mussten schon sehr weit geschehen sein, ehe Leben entstehen konnte, denn die einfachste Form desselben, die frei lebende Pflanzenzelle, enthält schon in ihren Hüllen, ihrem Zellstoffe und Kerne eine Menge einfacher Stoffe in vorgeschrittenen Verbindungen: Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Kole, Kali u. a. mit Wasser verbunden zu Geweben und Körpern. Das Pflanzenwesen baut sich auf aus einzelnen Zellen, welche sich bildeten aus den Metallen Kalium, Kiesel u. a. so wie Kole, Schwefel, Phosphor und den Gasarten; es entnimmt Kolen-

säure aus der Luft, trennt die Verbindung und verwendet die Kole zum Aufbau, nimmt Wasser auf nnd zerlegt einen Theil um den Wasserstoff zu verwenden zu nenen Verbindungen des eigenen Wesens, verdunstet Wasser nm die darin gelösten Erdstoffe zurück zu halten und eignet sich Ammoniak, phosphorsaure und schwefelsaure Salze an. Sämmtliche Verbindungen mussten bereitet sein, bevor Leben entstehen konnte und dessen Entwicklung konnte nur fortschreiten, als die dazu erforderlichen Verbindungen bei zunehmender Licht- und Wärmemenge sich bildeten, auch der dazu erforderliche Luftdruck entstanden war.

Der Anordnung nach steht das Pflanzenleben tiefer als das Thierleben, so dass es als Vorstufe erscheint, als Grundlage, auf welcher das Thierleben sich entwickelt habe und demnach früher dagewesen sein müsste. Sobald jedoch die Forschung abwärts geführt wird zu den rückständigsten Stufen, gelangt sie zu Wesen, welche die Merkmale des Pflanzen- und Thierlebens in sich vereinigen und bei denen es streitig erscheint, welchem der beiden Reiche sio zugetheilt werden sollen oder dürfen, weil Pflanzenkenner nud Thierkenner Jeder für sein Reich sie in Anspruch nehmen kann. Die bekannten Wasserfäden (Algen) sind ihrer Lebensweise und Gestaltung nach Pflanzen und dennoch erscheinen ihre Keimkörner als Thiere, brechen aus der Mutterpflanze hervor und tummeln sich im Wasser, bis sie irgendwo sich festsetzen und pflanzenartig sich entwickeln; mehrere Arten wurden früher zu den Thieren gerechnet, namentlich die kieselschaligen. Ebenso die Badeschwämme, welche am Meeresgrunde pflanzenartig wachsen, aber zur Vermehrung Keime hervor stosen, welche lebhaft und willkürlich umher schwimmen, bis sie endlich an den Grund sinken, sich festsetzen nnd zu Schwämmen aufwachsen. Andererseits giebt es niedere Thiere, welche den Holzstoff enthalten, der als Kennzeichen des Pflanzenreiches gilt; die Mehrung vieler der niederen Thierarten durch Sprossung ist ganz pflanzlicher Art und bei manchen derselben (Salpen n. a.) bleiben überdies die Sprossen mit dem Mutterstamme verbunden wie bei den Bäumen. Auch der Aufbau beider Reiche aus Zellen, die Aufnahme, Zerlegung, Verbindung und Ausscheidung der Bildungsstoffe bietet zahlreiche Ähnlichkeiten, so dass als wahrscheinlich gelten muss, die anfänglichen Lebensgestaltungen haben das Wesen der Pflanzen und Thiere in sich vereinigt und erst die spätere Fortbildung zu höheren Stufen habe die Besonderheiten entwickelt, welche gegenwärtig die Unterscheidungen beider Reiche ausmachen. Die

Merkmale, nach denen man unterscheidet, sind aber keinesweges schroff geschieden vorhanden: es giebt Weichthiere (Korallen, Quallen, Schwämme u. a.) die auf dem Meeresgrunde wachsen gleich Pflanzen und doch zu den Thieren gerechnet werden müssen; dagegen Pflanzen, welche im Wasser treibend oder in der Luft aufgehängt fortwachsen ohne im Erdboden zu wurzeln; es giebt z. B. die Sinnpflanze, welche Empfindung äussert, andere, welche willkürliche Bewegungen machen zum Fange von Insekten oder bei denen zur Zeit der Befruchtung die Staubfäden sich empor richten, den Samenstaub in die Eischeide fallen lassen und darauf sich wiederum niederlegen. Die Blätter der Pflanzen lassen sich treffend vergleichen mit den Kiemen und Lungen des Thierreiches, auch die Athmung durch die Oberfläche ist dem Pflanzenkörper eigen wie den Thieren, wie ebenfalls der Saftumlauf, auf und absteigend, rege erhalten wird durch die unausgesetzte Verdunstung des Wassers aus den Oberflächen, so dass der Unterschied nur darin zu erkennen wäre, dass im Thierreiche das gemeinsame Grundwesen in abweichender Richtung sich fortgebildet habe.

Am meisten ist geforscht und gestritten worden um den Übergang aus dem Unorganischen zum Organischen, um so mehr als die zahlreichen Versuche, welche zur Lösung der Frage angestellt worden sind, jede Hoffnung täuschten und dennoch immerfort die Hoffnung rege hielten. Vom fernen Alterthume bis jetzt ist an die Urzeugung geglaubt worden (§. 423): verleitet durch Beobachtungen, dachte man zuerst, dass unter besonderen Verhältnissen aus dem Schlamme Thiere entstehen; späterhin erschienen die Quallen zum Vergleiche geeignet, um anzunehmen, in einem Urschleime sei der erste Übergang zum Leben zu suchen; als in neuerer Zeit das Nahrohr die Welt der kleinsten Wesen dem Blicke eröffnete, hoffte man darin die ersten Formen des Lebens entdecken zu können, sei es durch willkürliche Versuche oder in Vorgängen bei Entstehung jener Wesen. Es hat nicht gelingen wollen, aber andererseits musste man sich sagen, dass noch eine ganze Lebensfülle jenseit der Grenzen des bewaffneten Auges vorhanden sei, so dass dort der Übergang stattfinden könnte; dass ferner unsere Versuche und Beobachtungen nicht von solcher Dauer sind, wie vielleicht der Übergang erfordert, dass uns die Bedingungen unbekannt sein können oder ihnen bisher nicht in richtigem Mase genügt worden sei und endlich, dass bei dem vorgehenden allgemeinen Kampfe um das Dasein, die unterste Form, auch wenn sie entstünde, sofort von den höheren

Lebensgestalten geraubt und zerstört würde, was in der Urzeit nicht gewesen sei. Sind demnach auch alle bisherigen Forschungen vergeblich gewesen, so ist dennoch kein Grund gegeben zur Hoffnungslosigkeit.

Zur Zeit erkennt man als einfachste Form des Pflanzen- und Thierlebens die Zelle, einen häutigen Sack mit Saft gefüllt, in welchem ein Kern schwimmt. Frei schwebend ist die Zelle kugelrund, in Berührung mit anderen wird sie je nach der Einwirkung platt oder länglich rund, eckig oder in Spitzen gezogen u. s. w. und wenn sie absterbend als Theil eines Wesens nicht ausgeschieden wird, verhärtet sie zu Holz oder Knochen. Ihr Leben ist in allen Formen darin gleich, dass der Zellsaft durch die Häute Luft und Feuchtigkeit empfängt, aber auch ausscheidet, so dass im Inneren ein Kreislauf entsteht zwischen der Aussenwand, wo die Auswechslungen vor sich gehen und der Mitte, welche von dem ausserhalb Liegenden nicht berührt werden kann. Die Wärmeunterschiede zwischen der Zelle und dem sie umgebenden Körper (Wasser oder Luft) reichen völlig aus, um diese Bewegung zu erzeugen und indem äussere Stoffe in die Zelle eintreten, seien sie gasig oder flüssig oder fest (in Wasser gelöst) müssen im Inneren durch die Bewegungen auch Umsetzungen stattfinden, ohne dass es eines anderen Erregers bedürfte als den Wärme-Unterschied; dieser schafft Verschiedenheit der Dichtigkeit-Verhältnisse, zu derem Austausche die ungleich dichten Stoffe sich in Bewegung setzen, den Gesetzen der Schwere, der Anziehung der Erde folgend. Es sind also Erscheinungen wie sie auch eintreten ausserhalb des Thier- und Pflanzenreiches, wo Bewegungen erzeugt werden durch Wärme-Mittheilung, durch Verbindung wahlverwandter Stoffe, durch Verdunstung, Austausch ungleich dichter Flüssigkeiten, Verdichtung und Verbindung von Gasen, in der unorganischen Welt ebenso vorgehend, wenn auch minder reichhaltig und auffällig.

Der Übergang aus dem Unorganischen in das Organische erscheint überhaupt nur deshalb so gros, weil man bei rückständiger Erkenntniss Ersteres als starr und unbeweglich betrachtet, sich denkt, es bleibe unverändert bis es in das organische Leben aufgenommen werde; nur Irrthümer in den Vorstellungen der Menschen haben diese Kluft geschaffen, die in Wirklichkeit keinen Grund hat. Die Starrheit, Unbeweglichkeit und Unveränderlichkeit, auf Grund derer man das Erdreich dem Pflanzen- und Thierreiche geradezu gegenüber stellte, ist nirgends vorhanden als nur in den irrigen

Vorstellungen der Menschen, welche durch die Begrenztheit ihrer Sinne getäuscht wurden (§. 9). Der Fels ist beweglich und veränderlich, wenn auch im minderen Mase als Pflanzen und Thiere; er verschiebt die Lage seiner Theile je nachdem ungleicher Druck oder eine Bewegung, Erschütterung, selbst der Schall es bedingen; er ändert seine Gestalt je nach den Einflüssen der Wärme; er hat in seiner Art die Athmung und den Stoffumsatz, denn in die durch Wärme ausgedehnten Zwischenräume dringen Luft und Wasser, durchziehen den Fels und werden bei der Abkühlung durch Zusammenziehung der Zwischenräume wieder ausgestosen, nachdem sie mitgebrachte Stoffe abgegeben und wiederum andere aufgenommen haben, Lösungen und Umsetzungen vermittelnd. Vom Felsen, der in der Tagessonne sich ausdehnt und am Abend sich zusammen zieht, darf man sagen, dass er in jeden 24 Stunden einen Athemzug vollbringe, genügend, um in langen Zeiten grose Veränderungen herbei zu führen, namentlich aber den Fels (durch Verwitterung) zum höheren Leben zu befähigen. Das eindringende Wasser verdunstet an der erwärmten Oberfläche wie bei Pflanzen und Thieren, es werden desgleichen Gase ausgeschieden, wie auch in Wasser gelöste Stoffe; der Fels behält zugeführte Stoffe, wenn sie zu seinen Bestandtheilen in Wahlverwandschaft stehen; er erzeugt Wärme oder bindet sie gleich Pflanzen und Thieren, je nachdem die Umsetzungen es bedingen; die Wahlverwandschaft, welche alle Veränderungen seines Innern beherrscht, ist dieselbe, welche in Pflanzen und Thieren in gleicher Weise waltet und diejenigen Bewegungen zur Folge hat, welche wir Leben nennen. Der Fels wächst durch Überwiegen der Stoffaufnahme oder nimmt ab durch das Überwiegen der Ausscheidung, lebt und stirbt also wie Pflanzen und Thiere in Fortbildung und Rückbildung. Allein sein Leben ist langsamer, fast unmerklich für unsere Beobachtung und wenn auch der Lebenslauf eines Granitfelsens durch einen weiten Abstand vom Lebenslaufe eines Menschen getrennt ist, so mindert sich doch der Unterschied um so mehr, je tiefer die Betrachtung vom Menschenleben abwärts steigt zu den rückständigsten Wesen, den einfachen Zellen, deren ganzes Leben auf den Stoffwechsel sich beschränkt und durch Bewegungen vermittelt wird, wie sie der Wärmeunterschied zwischen ihr und der Umgebung hervor zu bringen vermag. Das Zellenleben in seiner einfachsten Art erscheint lediglich als Steigerung des Lebens im Gesteine und wenn ausserdem in Betracht zu ziehen ist, dass die Zelle aus verschiedenen Ge-

staltungen bestehe, nämlich Häuten, Saft und Kern, also noch einfachere Gestaltungen möglich und wahrscheinlich sind: dass überdies die uns bekannten Zellen in viel kleineren Gestalten da sein müssen, weil es Thiere (Monaden) giebt, die nur $^1/_{6000}$ Linie gros, dennoch Verdauungwerkzeuge und selbst Augen haben, wir also nur grose Zellen kennen: so kann der Übergang vom Steinreiche zum Pflanzen- und Thierreiche um so weniger als ein Sprung angesehen werden oder gar als der Übergang in ein Entgegengesetztes. Die Frage wird allerdings nicht eher unwiderleglich entschieden sein, als bis solche Übergänge beobachtet oder willkürlich hervor gebracht werden können; mittlerweile sind aber Schlussfolgerungen auf Grund der vorwaltenden Ähnlichkeiten anwendbarer als die Verzichtleistung auf jede Erklärung und auf jedes Forschen zu diesem Zwecke, dessen die Anhänger der Schöpfung-Vorstellungen oder der plötzlichen Entstehungen sich schuldig machen. Glauben ist leichter zu erlangen als wissen, steht aber noch tiefer als Vermuthungen.

§. 137.

Die Entstehung des Lebens in einfachster, zur Zeit unbekannter Form, war jedenfalls so weit entfernt von der höchsten bekannten Stufe der Entwicklung im Menschen, dass die Fortbildung des Lebens durch eine unabsehbare Reihe von Bildungen und Jahrtausenden sich steigern musste, bevor sie den Gipfelpunkt erlangte.

Die Übersicht der Gestalten dieser Fortbildung wird wesentlich erleichtert, wenn angenommen wird, die Entwicklung der ganzen Lebensfolge habe ebenso stattgefunden wie die der Menschheit, langsam und stufenweise, die Fortbildung von der Rückbildung begleitet. Solches sei geschehen wie bei der Menschheit, in so groser Verschiedenheit der Förderung, dass nur ein kleiner Theil die höchste Stufe erreichte, alle anderen dagegen nur zu den verschiedenen niedrigeren Stufen gelangen konnten; dass also die Fülle der vorhandenen Lebenswesen das Ergebniss und die Überreste aller vorhergegangenen Entwickelungen sei, ursprünglich befähigt zur höchsten Fortbildung, aber durch die Einflüsse des Weltlaufes aus einander geführt und in verschiedener Weise zu Endausläufen fortgebildet. Wie die Menschheit in ihrem Bereiche die Stufenfolgen der menschlichen Fortbildung enthält, vom dürftigsten, affenartigen Wilden bis zum höchstgebildeten Europäer, so offenbart sich in dem Pflanzen- und

Thierreiche die Stufenleiter der Fortbildung des gesammten Lebens auf der Erde; hie und da unterbrochen gleich der Geschichte der Menschheit, aber genügend in ihren Bildungen, um manche Spuren des Verlaufes erkennen zu können.

Die Erforschung der Folge von Lebenswesen, in Gemäsheit dieser Anschauung, ist noch zu neu, als dass es gelungen sein könnte, für jede Einzelnheit die Stufenfolge zu bezeichnen. Die vorhandenen Lebenswesen sind nur die Überreste, denn zahllose Zwischenstufen sind spurlos verschwunden; die Erforschung der vorweltlichen Bildungen ist zudem so sehr erschwert, auch auf einen so kleinen Theil der Erdrinde beschränkt, dass niemals eine vollständige Stufenleiter der Bildungen aufgefunden werden wird. Wollte man Zwischenformen ersinnen, in Gedanken zusammen setzen durch Rückwärtsverfolgen jetziger Arten, wie es immerhin anwendbar wäre, so bliebe dieses Verfahren dem Einwande ausgesetzt, dass es nicht Wesen, sondern Gedankenbilder schaffe, was zur Beweisführung unzulässig sei. Es müssen deshalb aus dem gestaltlich vorhandenen Leben oder dessen Überresten die Beläge entnommen werden, wenn Widerwillige bekehrt werden sollen, die aus Vorsicht oder Trägheit in der hergebrachten Erklärung durch eine unerklärliche Schöpfungweise sich befriedigt fühlen.

Die Beobachtungen haben in dieser Richtung bereits Vieles herausgestellt, was mit den Schöpfungvorstellungen unvereinbar ist, auch den meisten Gründen, welche wider die neue Lehre geltend gemacht werden, ihre Beweise entzieht und endlich einzelne Stufen erkennen lässt, aus denen Schlüsse für die ganze Reihe gefolgert werden dürfen. Vornehmlich ist in dieser Beziehung zu betrachten:

a) dass die Eintheilungen, welche Forscher gemacht hatten, um die Anordnung und Übersicht der Fülle des Lebenden zu erleichtern, nur Gestaltungen des Verstandes sind, nicht in Wirklichkeit durch Klüfte getrennte Gebiete, lediglich Trennungen, die der Verstand sich dachte an denjenigen Stellen der Stufenleiter, wo die Übergänge anscheinend eine Lücke bieten.

Zu diesen Eintheilungen dienten zumeist auffällige Äusserlichkeiten, wie die Entwicklung der äusseren Glieder, nach welchen man zunächst Fische, Lurche und Vögel unterschied, die Geburt und Ernährung der Junge, nach welcher man die Säugethiere ausschied, die Hautfarbe, welche den Eintheilungen der Menschenarten unterlegt ward u. s. w. Die Grundverbindun-

gen aus Stoffen oder die Fortbewegung sollten Pflanzen und Thiere scheiden und nach Blattentwicklungen ward das Pflanzenreich in Arten eingetheilt, alles Hülfen die in der Willkür der Menschen lagen und deshalb durch die fortschreitende Erkenntniss wiederholt umgeworfen und durch wesentlich verschiedene ersetzt worden sind. Der Einwand, dass eine durchgehende Fortbildung nicht stattfinden könne, weil es streng geschiedene Reiche und Arten gebe, beruht demnach auf willkürlichen Annahmen, denn diese Eintheilungen sind nur im Verstande der Menschen vorhanden, nicht in der Reihenfolge des Lebenden, welches vielmehr alle diese Merkmale verwischt und in einander fliessen lässt. Auf den rückständigsten Stufen verwischen sich sogar die unterscheidenden Kennzeichen des Pflanzen- und Thierreiches, so dass nicht allein die jetzigen Hauptmerkmale jedes der beiden Reiche als Folge nachheriger Entwicklung angenommen werden müssen, sondern auch die Fortbildung in jedem der beiden Reiche zu den zahllosen Verschiedenheiten, welche man in Klassen und Arten zu unterscheiden sucht. Letztere Eintheilungen, mögen sie weit oder eng gezogen werden, sind überdies unbestimmt und keineswegs abgeschlossen: Säugethiere sollen diejenigen sein, welche lebendige Junge gebären und diese durch Muttermilch ernähren: aber das Gebären lebendiger Junge findet sich auch bei Fischen (Aalmutter, Blennius vivip.) und selbst bei Schnecken, dagegen nicht bei Beutelthieren (Känguru), welche unreif gebären; die Ernährung durch Milch ist dagegen wenig bedeutend und steht weit zurück gegen andere Eigenthümlichkeiten, die man als Merkmal zurück setzt. Die Wale z. B. werden zu den Säugethieren gerechnet, obgleich sie fischartig gestaltet sind und beständig im Wasser leben; das Athmen durch Lungen und warmes Blut macht sie und andere Thiere nicht zu Säugethieren, denn auch Vögel und Lurche haben Beides; selbst bei Fischen und Schnecken finden sich Lungenbildungen. Es giebt Vögel, welche nicht fliegen können, dagegen Fische und Säugethiere, welche fliegen, wie auch zahlreiche Gattungen geflügelter Kerbthiere. Warmblütige Thiere leben im Wasser, schwimmen darin wie Fische; Fische dagegen wandern weithin über Land, selbst bergan, um Wasser zu suchen, vermögen auch längere Zeit ausser dem Wasser zu leben, wie z. B. Seefische, welche auf tagelanger Landreise am Leben bleiben, die Aale, welche an Land kriechen um zu rauben oder gar die indischen Stachelfische welche auf Bäume klettern. Das Wort „Art“ wird überdies in höchst verschiedenen Bedeutungen angewendet, so dass je nach

dem Erklärer ein besonderer Bereich in 7 oder 77 Arten getheilt werden kann. Im Allgemeinen gilt die Deutung von Agassiz, dass „zu einer Art Alles gehöre, was sich durch Merkmale charakterisirt, die dem Menschen für eine gewisse längere Zeit als unveränderlich erscheinen," aber der Unterschied liegt eben darin, dass jeder Eintheiler die Art ganz verschieden bestimmt, je nach den Merkmalen, die er als unveränderlich ansieht.

In neuerer Zeit ist besonderes Gewicht darauf gelegt worden, dass die unterschiedlichen Arten der Thiere keine fruchtbaren Bastarde mit einander zeugen, wie z. B. Pferde und Esel, deren Nachkommen, die Maulthiere und Maulesel, sich nicht fortpflanzen; dass also eine Fortbildung aus einer Art in die andere nicht möglich sei. Dem steht aber gegenüber, dass Maulthier und Maulesel jedenfalls mit Pferd oder Esel fruchtbare Bastarde erzeugen; es können also je nachdem die unterscheidenden Merkmale sich vererben und durch Kreuzungen in beständige aber verschiedene Arten ausprägen. Noch stärker widerlegt sich derEinwand durch die grosen Verschiedenheiten der Thiere einer Art, z. B. der Hunde, deren Unterschiede vom Löwenhündchen durch Dachshund, Windspiel, Pudel bis zum Bulldog nicht erklärlich sind ohne Annahme der fruchtbaren Bastardzeugung. Die Vertheidiger der Artenscheidung helfen sich dadurch aus der Verlegenheit, dass sie Hund, Fuchs, Dachs, Wolf u. a. in eine Art zusammenfassen, weil sie fruchtbare Bastarde ergeben und würden so, wenn Thatsachen sie drängten, zurückweichen, bis Elephanten und Wale mit Mäusen und Heuschrecken eine Art bildeten. Allein es genügt daran festzuhalten, dass Bastarde mit der Elternart fruchtbare Nachkommen erzielen, um die Fortbildung zu erweisen, denn im Kampfe um das Dasein verdrängten die Bastard-Nachkommen jene Voreltern-Nachkommen, wenn sie geeigneter waren zu diesem Kampfe und es trat jedesmal eine neue Art an die Stelle der alten, wenn diese unterlag oder ausstarb.

Die gangbare Eintheilung in Arten, auf Grund der Fähigkeit zur Erzielung fruchtbarer Nachkommen, ist demnach eine willkürliche und nicht durch zu führende. Wie die übrigen Merkmale dient sie zur Übersicht und hat auch in sofern eine Stütze als der Regel nach die Thiere vorwaltend nur mit den ihnen zunächst Stehenden sich paren. Allein sie findet ihre Stütze nur in oberflächlichen und auffälligen Merkmalen, die an Werth weit zurück stehen gegen die vorwaltenden und durchgehenden Grundzüge, die im Gehirne, dem Nervengesträngе, der Wirbelsäule liegen und in nahezu

ununterbrochener Folge, sämmtliche Stufen der allmäligen Fortbildung aufweisen in der vorhandenen Wesenreihe.

b) Die Fortbildung der Wesen zeigt sich so mannigfaltig, dass der Übergang zu anscheinend ganz verschiedenen Arten erklärlich erscheint.

Von der Mannigfaltigkeit geben die vorhandenen 1800 Rebensorten einen Beweis und von der Weitspältigkeit die 60 Hundesorten, welche an Gröse, Gliederbau, Beharung und Lebensweise so weit von einander abweichen, wie man bei anderen Thieren als ausreichend erachtet, um sie in besondern Arten zu scheiden. Wenn man die Folgereihe aller Antilopen durchschaut, finden sich Anschlussthiere für die Ziege, den Esel, das Rind und das Dammwild; auch Lama, Giraffe und Kameel lassen sich damit verbinden, so dass eine Menge von Thieren als einseitige Fortbildungen der Antilope erscheinen. Nimmt man diese dazwischen heraus oder wären sie völlig ausgestorben wie so manche frühere Thierart: so zeigten sich weite Klüfte, denn jedes der genannten Thiere erscheint zu weit verschieden vom anderen, um eine Verbindung herstellen zu können; auch wäre nicht zu erwarten, dass Schaf und Kameel, Lama und Giraffe jemals fruchtbare Bastarde hervorbringen könnten, um dadurch ihre gemeinsame Abkunft zu erweisen. Stellt man dagegen die Antilopen in die Mitte, vertheilt ihre äussersten Verschiedenheiten nach allen Seiten, dann lassen sich rundumher jene Arten anschliessen und damit hängen wiederum andere Thiere zusammen: mit der Ziege das Schaf, die Gemse u. a., mit dem Esel das Quagga, Pferd, Zebra u. a., so dass für einen grosen Theil der Sängethiere die Verwandschaft sich ergäbe. In vielen anderen Fällen sind die Vermittlungreihen ausgestorben, was um so weniger auffällig ist, als die jetzt lebenden Thiere nur die Überreste einer unabsehbaren Reihe von Thierbildungen sind, die nicht allein zu allen Zeiten von Eltern auf Nachkommen sich veränderten, sondern auch im steten Kampfe um das Dasein, von ihres Gleichen wie von anderen Thieren, vom Wetter, Feuer, Erdbeben, Überschwemmung und Hungersnoth getödtet wurden, so dass die Kettenreihe tausendfältig unterbrochen werden konnte. Dass solche Umbildungen in der Vererbung unausgesetzt vor sich gehen, lässt sich in der Mehrung der Thiere beobachten, denn die Jungen sind jedesmal verschieden von den Eltern wie auch unter sich und durch geeignete Zuchtwahl lassen sich weite Verschiedenheiten vererben. Dass veränderte Lebensweise die Thiere allmälig verändert, zeigen tausendfältige Erfahrungen und dass

zahlreiche Thiere ausgestorben sind, erweisen die aufgefundenen Knochen der vorweltlichen Thiere, unter denen sich nicht allein so grose und mächtig ausgerüstete vorfinden, dass es fast unerklärlich erscheint, wie diese zum Aussterben gebracht werden konnten, sondern auch andere, von denen es augenscheinlich ist, dass mehrere der jetzigen Arten von diesem Stammthiere (z. B. dem Labyrinthodoten) entstehen konnten durch einseitige Fortbildung seiner verschiedenen Eigenthümlichkeiten (§. 425).

Dass das Pflanzenreich aus einer Urpflanze sich entwickelt haben könne, ist von Forschern längst zugegeben und dargelegt worden, indem sie erwiesen wie schwankend die unterscheidenden Merkmale seien, nach denen die Pflanzensammler sie geordnet hatten. Es giebt fast keines dieser Merkmale, das nicht der Mensch durch Einwirkungen verändern kann und da die Erfahrung lehrt, dass Umbildungen auch ohne menschliches Eingreifen vor sich gehen, so bald die Lebensverhältnisse der Pflanze sich ändern: so lässt sich die Möglichkeit der Abstammung aller von einer Urpflanze nicht bestreiten. Im Thierreiche sind die Abstände gröser, die Eigenheiten haben sich schärfer fortbilden können und da die Keime der höheren Thiere leichter vergänglich sind, auch nicht durch ihre Menge sich erhalten: so musste die Kettenreihe der Thiere öfterer unterbrochen werden und wird dadurch die Ausfüllung der Lücken um so schwieriger. Manche Verbindungglieder haben sich erhalten, wie z. B. die Wale und andere warmblütige Wasserthiere, zwischen den anscheinend so verschiedenen Fischen und Säugethieren stehend. Sie sind Wirbelthiere gleich beiden Arten, in den Flossen liegen schon die Ruderfüse vorgebildet, in diesen die Landfüse; die Fischhaut verliert ihre Schuppen, die nackte Haut behart sich und das Landthier entsteht, wenn auch diese Umwandlungen Jahrtausende nehmen. Ihre Urthiere mussten verschwinden, denn entweder entwickelten sie sich weiter zu Land-Säugethieren oder im Wasser zu Walen, Seekühen, Walrossen, Seehunden u. s. w. Das jetzige Auseinanderstehen der Thiere gleicher Abstammung ist vergleichbar dem Verhältnisse der Baumzweige zu einander: im Ursprunge stehen sie in Verbindung, als entsprossen demselben Aste, aber ihre Spitzen sind weit aus einander und haben keine Gemeinschaft; so sind auch die Thiere, durch einseitige Fortbildung anfänglich kleiner Unterschiede, allmälig weiter ausgebildet worden und seitdem getrennt von einander.

Nicht allein dass die Wesen in der Fortpflanzung sich ändern, sondern

auch in Folge des Lebenslaufes, der Lebensbedingungen, die für jeden Einzelnen verschieden sind. Je fähiger das Thier ist oder je günstiger die äusseren Verhältnisse sind, desto eher wird es sich erhalten und aus dem steten Untergange, der allenthalben den Lebenslauf der Mehrzahl unterbricht, retten sich nur die fähigsten oder glücklichsten. Da nun jedes Elternpar verschiedene Junge erzeugt, von denen einige als Fortbildung, andere als Rückbildung der Eltern erscheinen, so ist allerdings die Wahrscheinlichkeit vorhanden, dass die fortgebildeten den Kampf um das Dasein besser bestehen; allein es kann auch geschehen, dass ebenfalls die rückgebildeten durch Gunst der Verhältnisse sich erhalten und so bei getrenntem Fortleben, durch einseitige Steigerung der Eigenthümlichkeiten die Jungen desselben Elternpares in ihren Nachkommen immer weiter aus einander gehen. So zeigen sich auch in der Fortbildung der Menschheit starke Unterschiede als Folge der Gunst der Verhältnisse und doch wollen Viele solches nicht für die Thiere gelten lassen. obgleich die Äusserlichkeiten, nach denen man unterscheidet, nicht minder abhängen von der Vererbung und den Lebensumständen der einzelnen Wesen, erweisbar verschieden für jeden besonderen Lebenslauf. Jedes Wesen reckt, so zu sagen, seine Fühlhörner nach allen Seiten, bildet sich fort in der Richtung, wo es auf keinen übermächtigen Widerstand stöst oder zieht sich zurück, wenn es solchen findet und versucht es nach anderen Seiten: ererbte Glieder, die es nicht länger verwenden kann oder deren es nicht bedarf, verkümmern, wie die Flügel der grösten Vögel (Strauss, Casuar u. a.); andere Glieder dagegen, die es mehr als zuvor verwenden muss, entwickeln sich in jedem Nachkommenden zu gröserer Stärke und Nutzbarkeit. Thiere, welche durch ihre Umgebung, wie Witterung, Raubthiere, feindliche Menschen, gezwungen werden sich anzustrengen, werden vorsichtig, schlau, behende und fürsorglich; im warmen Lande feiner an Haut und Har, im kalten rauher und fetter. So lange die Lebensverhältnisse nicht beträchtlich schwankten, liegt keine Veranlassung vor zu grosen Änderungen: sobald aber dieselben in einer Richtung anders wurden, mussten auch die davon abhängigen Lebenswesen demgemäs sich verändern. Wurden Thiere gezwungen nach anderen Gegenden zu wandern, so mussten sie sich allmälig demgemäs gestalten, um den Kampf um das Dasein bestehen zu können: wuchs dort die gewohnte Nahrung hoch, so mussten sie allmälig sich recken oder zu anderer Nahrung übergehen; wuchs sie an der Erde, so musste der Hals sich verstärken, um den stätig

hängenden schweren Kopf zn tragen; hatten sie ihre Speise im Sumpfe zu suchen, so mussten sich ihre Beine recken nnd in Folge dessen auch der Hals; mussten sie im Winter sich verkriechen in Hölen und solche waren nicht in erforderlicher Gröse vorhanden, dann lernten sie kratzen und wühlen und ihre Füse entwickelten sich demgemäs, wie noch jetzt die Hände des Arbeiters bei grober Handthierung. Das Pflücken der Baumfrüchte musste die Arme verlängern durch das stete Streben weiter zu reichen und Thiere, die des Schwanzes sich bedienten zum Hängen an Zweigen, verlängerten dieses Gerät durch ihre Körperlast. Naheliegende Beispiele zeigen sich auch im Leben der Menschen: der Mann, welcher seine Hände an der Werkbank anstrengt, wie Schmiede, Dreher u. a. entwickelt starke Hände; Mägde und Arbeitweiber zeigen vielfach grobe Hände mit krummen biegunglosen Fingern, einer Tatze ähnlich; Ballettänzerinnen entwickeln starke Beine und breite Füse, bei dünnen, schwächlichen Armen; andere Beschäftigungen schaffen krumme Beine, Schiefheit und andere Abweichungen, so dass wenn beide Eltern unter gleichen Verhältnissen lebten und litten wie bei den Thieren und ebenso in jeder Folge von Eltern und Kindern Jenes sich wiederholte, es höchst wahrscheinlich wäre, das solche Einseitigkeiten sich bleibend festsetzten nnd fortbildeten. Dass Thiere fähig sind, unter veränderten Verhältnissen zu einer verschiedenen Lebensweise über zu gehen, erweisen die Hausthiere Hund und Katze, welche zu Pflanzenfressern geworden sind, wogegen die Kühe im hohen Norden zu Fischessern wurden, zum Erweise dass die Unterschiede zwischen Pflanzen- und Fleischfressern leicht schwinden konnten, wenn zwingende Veranlassungen vorlagen, seien diese vom Menschen oder anderen Verhältnissen geboten. Stärkere Veranlassungen wirkten nur allmälig, waren aber von viel stärkerem Einflusse, vor allen die steigende Zunahme des Luftdruckes, der Wärme und des Lichtes, welche im Laufe der Millionen Jahre unausgesetzt Steigerung der Bildungen bewirken konnten, unmessbar klein im Einzelnen, aber sehr gros durch die Zahl der auf einander gehäuften Kleinheiten, ähnlich der Zunahme durch Zins auf Zins, wobei selbst die kleinste jedesmalige Steigerung, sei es auch nur $^1/_{1000}$, in einer Folgereihe von Wiederholungen zu ansehnlichen Hebungen heranwächst. Die Zunahme des Luftdruckes, mit welcher die Steigerung des Lichtes und der Wärme verbunden war, änderte das gesammte Luftleben der Pflanzen nnd Thiere: je dichter die Luft, desto stärker der Stoffwechsel, kräftiger die Lungenthätigkeit.

wärmer das Blut, reicher die Gehirn-Entwicklnng; je höher die Wärme, desto mehr beschleunigte sich die Stoffumsetzung und gestaltete sich desto reichhaltiger und höher das Pflanzenleben, die Bildung der Zucker und Fette, des Blattgrünes, der Blüten und Früchte, auch wurden mannigfaltiger die Formen und ihre Vertheilung auf der Erdoberfläche; je stärker der Lichteinfluss und die magnetischen Strömungen, desto höher bildeten die Thierformen ihr Lichtleben, ihr Nervenwesen und die Gehirnthätigkeit. Diese Steigerungen während Millionen von Jahren anhaltend wirksam, konnten eine Stufenfolge des Lebens heranbilden, die im Menschenwesen ihren Gipfel erreichte.

Es ist dabei besonders in Betracht zu ziehen, dass alle Pflanzen und Thiere Luftwesen sind, auch diejenigen im Meere, welche nur durch das Eindringen der im Wasser enthaltenen Luft leben und sich mehren können. Als demnach die Lufthülle allmälig an Höhe und Dichte zunahm, konnte das zur Entstehung des Lebens Nothwendige zuerst nur in den Hölungen der Rinde, den tiefsten Theilen der Oberfläche erwachsen, mogten diese Hölungen mit Wasser gefüllt (Meere) sein oder nicht, denn auch im Wasser muss die Luft sich verdichten im Verhältnisse zur Höhe der überstehenden Luftsäule. Da überdies Leben nicht entstehen konnte ohne Wasser, indem die einfachste Zelle damit erfüllt ist und das Wasser auf der Erdrinde an den tiefsten Stellen sich sammelte: so musste das ursprüngliche Leben im Meere entstehen und sich fortbilden, weil dort zuerst das Wasser und der höchste Luftdruck vorhanden war. Im Meere waren und sind noch jetzt Wärme und Licht sehr gering und das Leben war dementsprechend ein dürftiges, welches aber stufenweise zunahm wie Luftdruck, Wärme und Licht auf der Erdoberfläche anwuchsen und dieses wenn auch zum minderen Theile das Leben im Meere begünstigte. Erst im Laufe der Zeit wurden die Pflanzen und Thiere zum Landleben befähigt, Letztere anfänglich beiderlei Anfenthalte benutzend, wie noch jetzt die Amphibien, späterhin aber zum ausschliesslichen Landleben sich herausbildend, worauf gesteigertes Lichtleben höhere Gestaltungen schuf. An einzelnen aus der Vorzeit verbliebenen Wesen zeigt sich der Einfluss des Lichtes noch in auffälliger Weise: die Kaulquappe, als Jugendform des Frosches ein Fischleben führend, mit Kiemenathmung als Fisch im Wasser schwimmend, entwickelt sich nur unter dem Einflusse des Lichtes zum Frosche; in der Dunkelheit dagegen wächst sie an, aber bleibt Kaulquappe. Gesteigertes Licht ist also aus-

reichend, um einen Fisch zu einem durch Lungen athmenden, vierfüsigen Landthiere fortzubilden, einen Pflanzenfresser aus dem Wasser auf das Land zu führen und zum kerbthierfressenden laufenden Landbewohner zu machen. Auch eine Erfahrung an grosen künstlichen Wasserbecken deutet in dieser Richtung: wenn solche Becken überdacht werden, dann entwickelt sich, je mehr das Tageslicht ausgeschlossen wird, das Pflanzenleben übermächtig; sind sie unbedeckt, dann entsteht um so mächtiger das Thierleben. Das Licht ist allgemeiner Erreger und Umbildner: im Dunkel verhalten sich Chlor und Wasserstoff gleichgültig, unter Lichtwirkung verbinden sie sich sofort; im Dunkel schlafen Mimosen und andere Pflanzen, auch wird kein Blattgrün entwickelt oder wenn vordem im Lichte entwickelt, schwindet es im Dunkel; im Dunkel steht die Nadel des Galvanometers ruhig, im Sonnenlichte schwankt sie um einen Viertelkreis, in den violetten Stralen am stärksten. Der Mensch, welcher nicht genugsam Licht empfängt, verkümmert, sei es im Gefängnisse oder in engen Bergthälern, wo der Blödsinn sich entwickelt. Bekannt ist, dass magnetische Strömungen Jegliches durchziehen und dass ihre Stärke vom Sonnenlichte bedingt werde; dass Elektricität in jeder Bewegung erscheint und in Pflanzen, Thieren und Menschen wie auch in Mineralien und bei einfachen Stoffen frei wird, d. h. zur Erscheinung kommt, so oft die Zustände derselben sich ändern, auch dass sie zur Lichterscheinung wird, so oft die Strömung kleine Theile fester Körper fortreisst und zur Glühhitze bringt. Wenn demnach das Licht bedingend ist für die einfachen Verbindungen im Erdreiche, wie für die zusammen gesetzteren im Pflanzen- und Thierreiche, nur unter seinem Einflusse das Blattgrün, die Blüten und Früchte sich bilden, die Lungenathmung, die Augen und das Gehirn entstehen, so darf aus guten Gründen geschlossen werden, dass die Zunahme der Lichtfähigkeit unserer Erde eine Ursache war der Fortbildung der Wesenreihe, dass mit dem Anwachsen des Erdkörpers auch die Erhöhung und Verdichtung seiner Lufthülle zunahm, seine Licht- und Wärme-Menge, Elektricität und Magnetismus, gleichzeitig aber auch die Heranbildung der Erde zu höheren Gestaltungen, zum Fels, zur Pflanze, zum Thiere und Menschen.

c) Die Fortbildung der Wesen wiederholt noch in der Gegenwart manche Formen, die ebenso weit von einander verschieden sind wie die zur Anordnung der lebenden Wesen gewählten Arten.

Betrachte man zunächst die wechselnden Formen lebender und lebens-

fähiger Geschöpfe, am auffälligsten an der Raupe. Sie ist ein kriechendes, vielfüsiges Ringthier, vollständig entwickelt, frei sich bewegend, ein kräftig sich äusserndes Leben führend, so dass es vollendet und abgeschlossen erscheint. Demungeachtet wandelt sie sich nun in eine fuslose Puppe, ein lebendes und bewegliches, aber zur Fortbewegung ungeeignetes Thier, vergleichbar dem unreifen Thierleben, ohne höhere Sinneswerkzeuge in einer Hülle eingeschlossen. Aus dieser niederen Gestaltung entsteht nächstdem der Schmetterling als höchste Lebensform dieses Thieres, ein beflügeltes Kerbthier und Eier legend, aus der alsdann die Nachkommen als Raupen hervor gehen. Binnen eines Jahres erscheint also dasselbe Thier in dreien lebensfähigen, aber weit verschiedenen Gestalten, so verschieden wie Ringelwürmer und fliegende Kerfe. Bei anderen Thieren treten im vollen Leben plötzlich wichtige Änderungen ein, wie z. B. den Ameisen und Blattläusen zur Zeit des Eierlegens Flügel wachsen, anderen Thieren lange nach Geburt Hörner wachsen oder dem männlichen Menschen der Bart u. s. w. wobei sich an einzelnen Thieren erweist, dass aus der Harbildung die Hörnerbildung erwächst, ebenso die Stachel der Igel und Stachelschweine und die Panzer der Gürtelthiere u. a. bis zum Rhinozeros hinauf.

Noch grosartiger erscheinen die Umwandlungen, welche das Reich der Wirbelthiere im unreifen Zustande durchmacht: anfänglich erscheinen die Entwicklungen völlig gleich, ohne dass eine andere Unterscheidung zu entdecken wäre als die vergleichsweise Gröse; in der Fortbildung nimmt es zuerst Gestaltungen des niederen Thierlebens an und je nach den Eltern behält es diese Stufe bei und bringt solche zur Reife oder schreitet im unreifen Leben fort zu höheren Stufen. Es giebt Zwischenstufen, auf denen der werdende Vogel nicht unterschieden werden kann vom werdenden Lurche oder Säugethiere, das unreife Schaf nicht vom unreifen Menschen; je nach der Stufe, auf welcher die Fortbildung des unreifen Thieres den Höhenpunkt seiner elterlichen Bildung erreicht, nimmt die Entwicklung zur Reife ihren Verlauf und giebt dem Thiere seine demgemäse Stellung in der Bildungreihe des Thierlebens. Im Leben der höheren Thiere wiederholen sich zahlreiche Bildungerscheinungen der niederen: die Urform aller ist die Keimzelle, ein geschlossener häutiger Sack, gefüllt mit einer Flüssigkeit, in welcher ein Körnchen schwimmt; diese Form ist sogar dem Pflanzen- und Thierreiche gemeinsam und in jedem Ei

findet sie sich wieder, sei es eine Schwärmspore der niedrigsten Wesen (Algen, Flechten, Pilze und Farren) oder das Ei eines Kerbthieres, Fisches, Vogels, Säugethieres oder gar des Menschen, von denen jedes nur eine stufenweise höhere Gestaltung derselben Urform ist. Die Zelle bewegt sich mittelst Flimmerhare, sei es die Schwärmspore oder ein Menschenei; ihr Stoffwechsel geschieht durch die Haut und sie vermehrt sich allemal durch fortgesetzte Halbirung und Sprossung. Die Keimzelle, welche der pflanzenartige Meerschwamm ausstöst, setzt sich am Meeresboden fest zur weiteren Entwicklung, wie die menschliche Keimzelle an der Wandung des weiblichen Fruchthalters; beide setzen sich mit ihrer Unterlage in Verbindung, beginnen ihr Wachsthum durch Furchung, also in der rückständigsten Vermehrungweise, wachsen durch eingesogene Stoffe in verschiedener Art und dadurch zu verschiedenen Wesen. Der Hummer macht in seiner Entwicklung eine Form durch, welche der Trilobit der Vorzeit für sein ganzes Leben beibehielt; jedes Wirbelthier erreicht im seiner Unreife eine Stufe, auf welcher sein Rückgrat nur ein Knorpelstrang ist, der bei den Stören u. a. lebenslang verbleibt, wogegen bei den meisten Wirbelthieren der Strang zum Rückgrate sich fortbildet; die Fische machen eine Stufe durch, auf welcher die Schwanzflosse ungleich gegabelt ist, auch der Mund an der Unterseite des Kopfes sich öffnet; beim Störe, Haifisch u. a. erhalten sich diese rückständigen Formen lebenslang, wogegen sie bei den übrigen zu den höheren Gestaltungen fortschreiten. Beim Frosche wiederholt sich in der Jugend der ehemalige Fischzustand in der Kaulquappe; dieses rückständige Leben der Vorzeit erhält sich auf noch höherer Stufe bei einer Krötenart, die ausschliesslich auf dem Lande lebt und deren Junge dennoch als Kaulquappe das Vorleben mit Schwanz und Kiemen durchmachen, obgleich sie nicht im Wasser leben, sondern von der Mutter auf dem Rücken getragen werden. Die unteren Stufen müssen wiederholt werden, auch wenn sie nicht mehr passen und da sie aus irgend einer Ursache bei Fröschen und Kröten nicht im Ei durchgebildet werden können, muss das reife Junge sie am Tageslichte durchleben. Die Fische sind Kiemenathmer und besitzen eine Luftblase, die ihnen namentlich zum Steigen und Sinken im Wasser dient, allein dabei auch die unterste Stufe der Lungen bildet, indem sie zum Stoffwechsel mitwirkt; ihre Wandung bildet sich fort in den höheren Thieren aus dem einfachen Sacke zu einer weit verästelten Gefäsausbreitung, die wir Lungen nennen.

Auch im Fische steht die Luft der Schwimmblase in Beziehung zum Blute; da sie aber nur über Wasser erneuert werden kann: so ist ihre Wirksamkeit ergänzt durch Kiemenathmung, welche die Lufterneuerung unter Wasser vermittelt. Bei den Landthieren fiel diese Nothwendigkeit hinweg, der Luftsack entwickelte sich zu Lungen und dagegen hörten die Kiemen auf; dennoch deuten sich bei den Landthieren im unreifen Leben die Kiemenspalten vorübergehend an, dienen aber nicht der Athmung und verschwinden wieder. So finden sich in den Kinnladen der unreifen Wale dieselben Anfänge der Zahnbildung wie bei anderen Säugethieren; sie werden aber nicht zu Zähnen fortgebildet, sondern es entstehen die Barten. Die unreifen Wiederkäuer haben die Anfänge der sogenannten Hundszähne und der oberen Schneidezähne, die aber in der Fortblidung verkümmern und nur bei den Fleischfressern ausgebildet werden.

Die Wirksamkeit des menschlichen Gedärmes ist ein vollständiges Wurmleben: es treibt durch Windungen die an einem Ende aufgenommenen Stoffe nach dem anderen Ende, saugt durch Zotten an der Binnenwand die ernährenden Flüssigkeiten auf, welche im Zwischenraume der Darmwand und äusseren Haut das Leben erhalten. Jeder Wurmmund muss seine Nahrung zerkleinert und aufgelöst empfangen und nur dazu bedarf es bei höheren Thieren des Gebisses und Magens als Vorarbeiter, der dem Ur-Wurm nicht nöthig ist. Ebenso zeigt sich die Gestaltung im Hauptzuge durchgehend vom Einfachsten bis zum Zusammengesetzten: die einfachste Form ist ein Sack mit Saft, eine Zelle als Einzelnwesen; auf höherer Stufe stülpt sich ein Theil des Sackes einwärts und dieser Schlund dient gleich der äusseren Haut zur Einsaugung der gasigen und flüssigen Nahrung, aber auch zur Zerlegung fester Nahrung und zur Hervorbringung von Nachkommen; in der Fortbildung wird dieser Schlund zum durchgehenden Schlauche, mit 2 Öffnungen, die sich entgegen gesetzt sind: diese Einrichtung verbleibt durch die ganze Thierreihe und findet sich auch am Menschen, stufenweise mannigfaltiger ausgebildet im Aufsteigen der Bildungreihe. In dieser Weise lassen sich zahllose niedere Formen in den höheren Gestaltungen auffinden, nachweisen wie in den Steigerungen die niederen Formen wiederkehren, so dass der Mensch bezeichnet werden könnte als die Vereinigung des Besten, was die niederen Bildungen des Thierreiches entwickeln konnten in der Richtung zum gehenden Landthiere.

Sobald die Betrachtung von den äusseren Merkmalen zu den inneren,

wichtigen Grundlagen des Thierwesens sich wendet, wird die Stufenfolge weit leichter erkennbar: es zeigt sich, wie schon die Zelle die Einrichtung aller künftigen Eier besas in Schale, Haut, Saft und Keim; auch wo in der Thierreihe der Knorpelstrang allmälig zur Gestaltung kommt und wie er dann sich fortbildet zur knochigen Wirbelsäule; wie die einzelnen Wirbel je nach Erforderniss umgewandelt werden, in gleichbleibender Zahl fortgebildet bis zur menschlichen Gestaltung. Es lässt sich erkennen wo das Thier seine kalkige Schale zu bilden begann, wo die zunehmenden Leimgebilde solche zur Krustenschale fortbildeten, diese Umfassung der Krustenthiere (Hummer u. a.) sich zu Schildern spaltete der Schildkröten u. a., an denen bereits die Rippeneintheilung sich andeutet, so dass bei weiterer Fortbildung durch Verschmälerung und Aufdickung der einzelnen Schilder Rippen entstanden. Ähnlich lassen sich viele andere Gestaltungen in ihrer stufenweisen Fortbildung verfolgen und einander überordnen: die Fortbildung des Athmens durch die Haut, zur Athmung durch die Haut, Kiemen und Luftsack und höher hinauf durch die Haut und Lungen; die Entwicklung des Blutes und der Blutgefäse, des Herzens, der Nervenfäden, Nervenknoten, ansteigend zum Rückenmarke und Gehirne; die Fortbildung der Sinne des Hörens und Sehens, wobei die reifen Thiere der Gegenwart mit ihren unreifen Gestaltungen und den Wesen der Vorzeit, nach ihren Überresten gedeutet, die Stufenfolge ergeben. Im werdenden Menschen treffen die zahlreichsten Übergangsbildungen zusammen: die Knochen sind zuerst Knorpel, eine Form, die bei einzelnen Thieren im reifen Leben verbleibt, im Menschen aber zur Knochenform sich fortbildet; das Rückgrat ist vorübergehend eine Rückensaite, ein Knorpelstrang wie bei niederen Thieren bleibend; eine schwanzartige Verlängerung des Rückgrates entsteht, verschwindet aber wieder; anfänglich fehlen Arme und Beine, sprossen aber allmälig hervor und entwickeln sich aus plumpen Formen zu menschlicher Gestaltung; feine Wollhare überziehen den grösten Theil des Körpers, verschwinden aber später. Das Herz ist anfänglich nur ein Schlauch wie bei den niederen Thieren, rollt sich später schlingenförmig ein, trennt sich in mehrere Hauptabschnitte, bildet die Herzohren und scheidet sich endlich in zwei Vorkammern und eine einfache Kammer; späterhin scheidet sich letztere durch eine Scheidewand, die eine Zeitlang lückenhaft bleibt und so entsteht am Ende das vierkammerige Herz des Menschen, aus vorübergehenden, stufenweisen Formen, welche bei niedrigeren Thieren blei-

bend sich vorfinden. Selbst die beiden Geschlechter ruhen anfänglich in einer Form, die erst späterhin sich scheidet und aus welcher beim Manne die unnöthigen Brustwarzen verbleiben, beim Weibe der männlich erregbare Schamzapfen.

Wenn solcher Gestalt aus einem Ei, der einfachen Thierzelle oder dem einfachsten Wesen ähnlich, innerhalb 40 Wochen ein Menschenwesen sich heransbilden kann, wie viel mehr dürfte nicht die Möglichkeit angenommen werden, dass diese stufenweise Wandlung in einer unabsehbaren Zeitlänge sich vollzogen haben könne. Jeder werdende Mensch wiederholt während seiner Unreife die ganze Stufenreihe der Fortbildung des Thierreiches, in eiligen Sätzen und rasch vorüber eilenden Gestaltungen; er offenbart die Einseitigkeiten, deren Fortbildung in bleibender Gestalt zu den verschiedenen Arten führte und deutet dadurch den Verlauf der Bildungreihe an. Im reifen Leben wiederholt der Mensch in ähnlicher Weise die stufenweise Fortbildung der Menschheit (§. 402), die er an den Grenzen der Thierheit beginnen muss und eilends die niederen Stufen zurück legend, auf denen rückständige Völker und Genossen lebenslang verharren, gelangt er zu höchsten Gestaltungen und vermag im kurzen Lebenslaufe nur die Stufen anzudeuten, welche die Bildungfolge der Menschheit in vielen Jahrtausenden bis zu den höchsten Entwicklungen der Gegenwart zu durchleben hatte. Im unreifen Menschen entwickelt sich die Gestalt und im reifen Menschen die Bildung; so durcheilt die Fortbildung in eiligen Zügen die Stufenleiter des Lebens, von der Zelle zum Menschenleben und vom Menschenleben an den Grenzen der Thierheit zur höchsten Bildung, so weit sie dem Einzelnen in seiner Gegenwart erreichbar ist. So sehr hat das Leben sich gesteigert, dass die 40 Wochen Unreife ausreichen, um die niederen Gestaltungen von Millionen Jahren zurück zu legen und 40—50 Jahre Reife genügen, um die höheren Gestaltungen von Jahrtausenden zu wiederholen; es zeigt sich wie mit der Fortbildung die Kraft sich steigerte zur Überwindung des niederen Lebens und in Folge dessen die Durcheilung um so rascher geschieht auf den höheren Stufen.

§. 438.

Auf Grundlage der Lehre von der stufenweisen Selbstbildung der Welt, erscheint die S t e l l u n g d e s M e n s c h e n als die höchste Stufe der

Fortbildung der Erde. Der Mensch ist der Gipfel der Gestaltungen der Erde, ihre Blüte, ihr Gehirn.

Über die Gestaltungen der übrigen Sterne steht uns kein Urtheil zu, nicht einmal Vermuthungen können wir anstellen, denn wir kennen nur ein Glied der Kette, nämlich die Erdbildungen und es müsste wenigstens ein zweites und zwar höheres Glied bekannt sein, um eine Folgenreihe in Schlüssen aufwärts und abwärts führen zu können. Zur Zeit sind für uns alle anderen Sterne unbelebte Gestaltungen, von denen wir nur die einfachsten Eindrücke empfangen, die Bewegungen der Anziehung, der Wärme und des Lichtes, wie sie unorganischen Stoffen zukommen.

In einer weit entlegenen Zeit hat das Thierreich so weit sich fortgebildet, dass der Affe zum Menschenwesen überging. Dass solches in der Nähe des Gleichers geschah, ergiebt sich nicht allein daraus, dass dort die ähnlichsten Affenarten leben, sondern noch mehr aus den allgemeinen Verhältnissen der Erde, welche am Gleicher am ehesten die Bedingungen zur Fortbildung der Landthiere darboten. Es sind zur Zeit keine Gründe bekannt, aus denen geschlossen werden könnte, die Erde habe in ihrer Eigenbewegung jemals eine andere Lage, d. h. Achsenrichtung gehabt als jetzt; der jetzige Gleicher wird demnach von Anfang her derselbe gewesen sein und auf allen Stufen der Zunahme der Lufthülle dort die vergleichsweise gröste Licht- und Wärmemenge geherrscht haben. Sobald also die Zustände der anwachsenden Erde die Fortbildung des Lebens erregten, muss solches am frühesten am Gleicher geschehen sein und damit stimmt auch das Vorhandensein der Affen höchster Entwicklung, welche nur dort sich vorfinden: die gröste Art Asiens, der Oran-Utan (Oran = Mensch; Utan = Wald) ist auf die beiden unter dem Gleicher liegenden Inseln Borneo und Sumatra beschränkt und die gröste Art Afrikas, der Gorilla, lebt im Westen unter dem Gleicher; an beiden Orten leben auch die ihnen zunächst kommenden kleineren Arten des Gibbon und Schimpanse in weiterer Verbreitung. Die beiden grosen Arten kommen nicht allein dem Menschen an Gröse und Kraft gleich, sondern der Gorilla übertrifft ihn weitaus; alle vier bauen sich Nachtlager und nähern sich dem Menschen auch darin, dass sie schwanzlos sind; der Oran-Utan und der Gibbon laufen aufrecht, wenn auch minder gewandt als der Mensch und die Gibbon-Mutter trägt ihre Kinder an den Fluss, um den schreiend sich Sperrenden das Gesicht zu waschen. Da das Alter des Menschengeschlechtes schon nach den wenigen bis jetzt

entdeckten Spuren 12000 Jahre rückwärts gerechnet werden kann, einzelne Überreste sogar 60000 Jahre andeuten, so verlegt sich der Übergang vom Affen zum Menschenwesen so weit zurück, dass selbstverständlich eine lange Reihe von Zwischenstufen verloren gegangen sein wird. So weit die Berichte der Vorzeit es andeuten, sind schon in den letzten 3000 Jahren zahlreiche Völkerschaften vertilgt und ausgestorben und da, je weiter der Blick auf rückständige Zustände und in die Urzeit zurückdringt, die gegenseitige Ausrottung um so allgemeiner sich zeigt: so lässt sich schliessen, dass das Aussterben der unteren Stufen in der ältesten Vorzeit um so öfterer stattgefunden haben müsse. Der Mensch ist noch jetzt der Ausrotter seines eigenen Geschlechtes: in Amerika sind die eingewanderten Europäer und ihre Nachkommen unablässig bemüht, die Rothhäute auszurotten; in Neu-Seeland vollführen die Einwanderer das Gleiche an den Maori; in Afrika machen die Menschenfresser in geregelter Weise Jagd auf schwächere Völker um Nahrung zu erobern; andere überlegene Völker überfallen schwächere und tödten alle mit Ausnahme derjenigen, die sie als Sklaven fortschleppen: so schwinden also noch jetzt ganze Völkerschaften dahin. Durch alle Zeiten haben stärkere Horden, Stämme und Völker die schwächeren beseitigt, um das Land in Besitz zu nehmen; meistens wurden sie gänzlich ausgerottet oder nach entlegenen Gegenden verdrängt, wo sie verkümmerten und ausstarben. Die Menschheit hat in ihrer Fortbildung stufenweise die Rückständigen vertilgt, die Verbindung mit den höheren Thieren zerrissen und die Lücke zwischen Mensch und Affen immer mehr erweitert; unähnlich den Affen, welche die ganze Stufenfolge ihrer Fortbildung hinunter bis zu ihrem Anschlusse an tiefere Arten ziemlich vollständig erhalten haben. Dennoch stehen die rückständigsten Völker der Jetztzeit näher den Affen als den höchstgebildeten Menschen und zeigen dabei in ihrem Leben weit mehr als die Europäer alle Anlagen zur Ausrottung der Schwachen, so dass sich annehmen lässt, die natürliche Auswahl, die Zuchtwahl zur Fortbildung der Menschheit durch Ausrottung der noch weiter Rückständigen, habe auf den tieferen ausgestorbenen Stufen noch viel umfassender geherrscht als jetzt; die verschwundene Bildungreihe zwischen den rückständigsten Menschen der Gegenwart und den höchsten Affenarten sei eine lange und vielgestaltige Stufenfolge gewesen, obgleich von derselben schwerlich noch zusammenhängende Spuren verblieben sind. Unter den in Europa gefundenen Knochen sollen allerdings solche einer einheimi-

schen Affenart sich befunden haben, in einzelnen Beziehungen höher stehend als die jetzt lebenden; die Lücke kann in solcher Weise verkleinert werden, aber schwerlich jemals ihre Ausfüllnng erhalten. Der Mensch ist jedenfalls höchstes Gebilde der Erde und darf demnach als Oberherrn alles Dessen sich betrachten was auf Erden vorhanden ist. Er ist das augenscheinliche Ziel aller voran gegangenen Bildungen gewesen; seinem Entstehen ordnete sich Alles unter, sein Gedeihen ist der höchste Zweck des Ganzen der Erde und seiner Fortbildung dienend, erlangt jedes andere Dasein der Erde seine innewohnende Bestimmung. Das Oberrecht des Menschen liegt in seiner Überzeugung, dass es keine höheren Zwecke geben könne als diejenigen der Menschheit, in denen die Fortbildung der Erde gipfelt. Dieses Recht hat auch der Mensch von jeher ausgeübt, so weit seine Gewalt reichte; je mehr seine Erkenntniss wuchs, desto stärker ward seine Oberherrschaft und wurden höher die Zwecke und Ziele welche er verfolgte, bis er zur Vorstellung fortschritt, dass nicht die Zwecke des einzelnen Menschen bedingend seien, sondern die der gesammten Menschheit, wenn auch der Einzelne darüber zu Grunde gehe.

Anfänglich hat der Mensch willkürlich seine Herrschaft über Pflanzen und Thiere geübt: er raubte und verzehrte sie zur Erhaltung seines Daseins oder er tödtete sie um Raum zu gewinnen zur eigenen Fortbildnng; späterhin erstreckte er seine Herrschaft über seines Gleichen, tödtete und verzehrte seine Nebenmenschen, selbst die eigenen Kinder, denn sein Leben war ihm höchster Zweck und vor ihm musste Jegliches weichen was schwächer war. Bei höherer Erkenntniss bezwang er Thiere, denen er die Freiheit raubte, um sie zu züchten, denn es war wichtiger, dass der Mensch gedeihe als dass Thiere ihre Freiheit behalten. Er rottete Pflanzen aus, weil sie ihm nicht dienten oder zuwider waren und zwang den Boden andere Pflanzen zu ernähren, die ihm nützen konnten, wenn sie auch, wie z. B. die wichtigen Nährgräser, im Reiche der Pflanzen tiefer stehen als die Waldbäume, welche er durch Feuer ausrodete: das Gedeihen der Menschheit steht höher als die Fortbildung des Pflanzenreiches und deshalb gingen die Zwecke des Menschen voran. Durch die Gräser erwuchs die Menschheit zu der Verdichtung, aus welcher die Fortbildung zur jetzigen Höhe sich gestaltete und dadurch erlangten die Gräser in der Weltordnung eine höhere Stellung als die Waldbäume.

Von der ursprünglichen Stufe der Herrschaft durch rohe Kraft, er-

hob sich der Mensch zur Übermacht durch höhere Bildung: er überwand, tödtete oder knechtete weit überlegene Thiere, durch selbsterfundene Waffen oder List die rohe Überlegenheit vernichtend. Er besiegte seine Mitmenschen durch überlegene Bildung: rohe Angreifer wurden zurück geworfen wenn auch überlegen an Kraft; die rückständige Menge ward beherrscht und zur nützlichen Arbeit gezwungen durch eine vorgeschrittene Minderheit von Priester- oder Adelsverbänden, Fürsten oder Wohlhabenden: der höheren Bildung eines Einzelnen folgten Millionen willenlos. Statt der rohen Überlegenheit, welche zur Herrschaft führte, ward mehr und mehr der Verstand als bedingend angesehen, bis in der Gegenwart die Weisheit einer grosen Zahl erlesener Männer als nöthig erkannt wird, um die Herrschaft Einzelner zu ersetzen.

Über die unorganische Welt hat der Mensch sich zum Sieger gemacht in solcher Ausdehnung, dass die Erfolge viele tausend mal seiner Muskelkraft überlegen sind. Mit seinen Schiffen durchfährt er die Meere rund um die Erde, Wogendrang und Strömungen trotzig überwindend; den Sturm macht er zu seinem Knechte wie auch das Meer in seinem Toben. Auf dem Lande dienen ihm Wind und Wasser um statt der Menschenarme Arbeiten zu verrichten, zu mahlen, sägen, hämmern, zerstosen u. s. w.; die Verbrennung beuntzt er um Wasser in gespannten Dampf umzuwandeln, der Maschinen zu jeder Verwendung treibt und dem Menschen Millionen blind und stätig gehorchender Sklaven verfügbar macht, so dass er seinem Geschlechte nicht allein die Sklaverei, sondern auch die rohe Arbeit abnimmt. Den Felsen zertrümmert, durchbort oder formt er nach Belieben; die Metalle zieht er hervor aus ihren Verbindungen, bildet sie um zu Waffen und Geräten oder formt Bauten und Bildwerke daraus, zur Steigerung seiner Fortbildung. Die Langsamkeit seiner eigenen Laufbewegung hat er nicht allein gesteigert durch die Benutzung von Thieren, sondern hat den Dampf dazu verwendet, um mühelos und rasch auf Eisenbahnen fortgeschafft zu werden; er hat die Leichtigkeit der Gase benutzt, um die Luft zu durchsegeln, wie er die elektrische Strömung verwendet, um seine Mittheilung schnell wie der Blitz zu fördern; und noch mehr hat er der Schrift und des Druckes sich bedient, um seine Gedanken über weite Bereiche zu verbreiten, seine Stimme wie seine Lebensdauer hundertfach übertreffend. Seine Berechtigung dazu bedarf keiner weiteren Begründung.

Weit stärker wird dagegen seine Berechtigung zur Unterjochung und

Beherrschung oder gar Tödtung seiner Mitmenschen angefochten. Dennoch erscheint auf allen Stufen der Entwicklung die Ausübung derselben übereinstimmend mit der Überzeugung, dass die Fortbildung der Menschheit höchstes Ziel des Lebens der Erde sei und dieser jede Rücksicht sich unterordnen müsse. Auf den rückständigsten Stufen entscheidet der Mensch über die Tödtung oder Unterjochung und Beherrschung anderer Menschen lediglich nach dem Kraftmase, von welchem allerdings auf jener Stufe die Fortbildung der Menschheit abhängt, indem die Ausbreitung der Starken auf Unkosten der Schwachen eine dem Gedeihen förderliche Zuchtwahl schuf (§. 374). Auf höherer Stufe brachte er die Frage zur Entscheidung durch List oder überlegene Waffen, also durch Wirkungen der Klugheit, deren Ausbildung die Fortbildung der Menschheit stärker förderte als die Steigerung roher Kraft und deshalb berechtigter Weise zur Herrschaft gelangte. Bei gesteigerter Bildung wurde das Gemeinbeste des Stammes herrschend, diesem folgte als höhere Stufe das Gemeinwohl des Volkes und demnächst als höchste Stufe das Menschenwohl, die Fortbildung der gesammten Menschheit an Zahl und Wesen, das höchste erkennbare Ziel der Lebensschaffung dieser Erde. Die Unterjochung und Beherrschung, selbst die Tödtung des einzelnen Menschen wird berechtigt, sobald es sich handelt um die Fortbildung des Stammes, Volkes oder der Menschheit, denn diese sind höhere Gestaltungen als der einzelne Mensch, wenn sie auf höherer Stufe stehen als derselbe oder sie sind auf niederen Stufen stehend, ihm überlegen an roher Kraft und die Rechtsfrage entscheidet sich alsdann nach dem auf jener Stufe herrschenden Gesetze des Kraftverhältnisses, der Schwere.

So lernte die Menschheit alle übrigen Gestaltungen der Erde und auch sich selbst überwinden und soweit die Erkenntniss reichte Alles dem Zwecke der Fortbildung dienstbar zu machen. Sie war berechtigt die Aussenwelt in ihren Vorstellungen zu spalten (§. 120), sich als Mittelpunkt aller Erscheinungen zu betrachten, als Spiegel der Welt, in welchem die Vorgänge gut oder böse erscheinen, je nachdem der Mensch sie als dienlich erkennt oder ihm widerstrebend. Er durfte bekämpfen und beseitigen was ihm zuwider war, hervor heben und fördern was ihm nützlich war oder erschien, denn seine Stellung als höchste Erdenbildung berechtigte ihn zur Herrschaft; nur in der Menschheit konnte die weitere Fortbildung zu höheren

Stufen geschehen und deshalb durfte die Menschheit Alles sich unterordnen, selbst den Einzelnen als Theil ihrer Gesammtheit.

§. 439.

Im Verlaufe der Weltbildungen lässt sich eben so wie in der Geschichte der Menschheit erkennen, dass Fortbildung und Rückbildung unablässig neben einander wirkten und dass die Fülle der gegenwärtigen Gestaltungen aus den angesammelten Überschüssen bestehe, welche in der unabsehbaren Folge der Wandlungen die Fortbildungen ergaben, nach Abzug der gleichzeitigen Rückbildungen.

Die Heranbildung der Menschheit, als höchste Stufe der Erdgestaltung, zeigt am stärksten das Walten der für die ganze Welt giltigen Bildungsgesetze und damit auch die gegenseitige Beeinflussung der Fortbildung und Rückbildung (§. 397). Sie ward verglichen mit dem Wachsen eines Baumes (§. 369), der in unausgesetzter Erneuerung grose Verlüste erleidet durch Rückbildung, dagegen durch den Anwachs seiner fortbildenden Theile einen Überschuss erlangt, der sich gestaltet in der Ausdehnung des Stammes, der Wurzeln und der Krone, in der zunehmenden Zahl seiner Blüten und Früchte. Derselbe Vergleich lässt sich anwenden auf die Heranbildung der Welt, zunächst der Erde, welche unausgesetzt ihre Lebensgestalten erneuert und anscheinend grose Verlüste erleidet, dadurch dass jedes organische Wesen und am meisten der Mensch als das höchste, nach Beendigung seines Lebenslaufes zum Unorganischen zurückkehren muss, dass also die im Aufwachsen zurück gelegte aufsteigende Bildungreihe am Ende mit einem Wurfe zurück geschlendert wird in das Reich der unorganischen Verbindungen. Obgleich sonach jedes Wesen in seinem Bildunggange die ganze Stufenleiter von den untersten Gestaltungen bis zur Höhe des eigenen Wesens wiederholen muss, um darauf wieder zu den einfachsten Gestalten hinab zu steigen: so hat dennoch die Fortbildung aus kleinen Überschüssen eine Fülle des Lebens angesammelt, die uns in der Stufenreihe vom rückständigten zum fortgeschrittensten Gebilde und in zunehmender Bedeutung umgiebt; die Rückbildung hat hemmen und verzögern können, aber nicht verhindert, dass das Leben auf Erden sich fortbildete zum Menschenwesen und dass dieses zur Höhe der Gegenwart sich erhob.

Das Übergewicht der Fortbildung ist aber kein gleichmäsiges oder durch-

gehendes gewesen: es folgten sich nicht die Bildungen stufenweise in voller Breite, sondern in allmäliger Abnahme der Ausdehnung und gleichzeitig zunehmender Steigerung der Höhe; die untersten Bildungen überwiegen weitaus an Ausbreitung und Zahl, aber ihre Steigerungen von einer Stufenreihe zu anderen sind weit geringer als die Höhe, um welche z. B. der Mensch sich erhob über die höheren Thiere. Die Weltbildung liesse sich in dieser Beziehung vergleichen mit einer Pyramide, stufenweise erbaut aus Schichten, deren jede eine der unterscheidbaren Hauptgestaltungen der Erdenwelt darstellete und wobei die Schichten, so wie sie von unten nach oben absatzweise an Ausdehnung verlieren, dagegen von Absatz zu Absatz an Höhe gewinnen, bis die höchste Schicht (die Menschheit) am wenigsten in wagerechter Ausdehnung misst, aber am meisten in der senkrechten. Aus der untersten Stufe erwuchs die zweite, aber jene ward dabei nicht zerstört, sondern bestand fort in ihrer besonderen Gestaltung, um der zweiten als Unterlage zu dienen; aus der zweiten erwuchs die dritte und sofort bis zur höchsten Stufe, jede untere fortbestehend in ihrer Besonderheit und als Träger der aufliegenden. Deshalb ist in den jetzigen Lebenswesen nicht allein die höchste Gestaltung als Menschheit vorhanden, sondern die gesammte Stufenfolge, welche die Fordbildung der Erde durchmachen musste, bevor es im Menschen seine höchste Schicht bilden konnte; vom Menschen abwärts verfolgt, dringt der Blick durch die Schichten des Thierreiches, Pflanzenreiches und Steinreiches und darauf der unorganischen Verbindungen hinab zu den einfachen Stoffen, welche die Grundlage der Gesammtheit bilden. Dieses Vorhandensein der unteren Stufen ist gänzlich der Rückbildung beizumessen, welche es bedingte, dass jedes entstehende Leben von der untersten Stufe beginnen musste und dass bei der Mehrzahl die Fortbildung ungenügend einwirkte, so dass der Gipfel ihres Lebens auf den unteren Stufen verblieb. Wenn jedes Leben sich fortbilden könnte in der Schnelligkeit des werdenden Menschen, so würden alle unteren Stufen ausgestorben sein; die Verlangsamung der Fortbildung durch Rückbildendes ist es, welche die tieferen Stufen des Lebens forterhielt und die jetzige Mannigfaltigkeit verursachte.

Wie jede Stufe eigene Arten der Fortbildung besitzt, so auch manche besondere Gestaltung der Rückbildung; in vielen Fällen sind sogar Änderungen eingetreten, in denen die Rückbildung überwog. So haben sich Pflanzen entwickelt, die ihrer giftigen Beschaffenheit halber nicht der Fortbil-

dung dienen, sondern der Rückbildung durch Lebenstödtung; es sind giftige, schleichende Thiere entstanden, deren Leben der Fortbildung hinderlich ist, ebenso Kerbthiere die nur Nachtheil bringen, indem sie Hungersnoth erzeugen durch Verwüstung der Nahrungmittel; desgleichen die kleinen Thiere, welche das Innere des Menschen, selbst seine Augen zum Aufenthalte nehmen, also der Rückbildung dienen. Der endlose Kampf um das Dasein, welcher alle Gestaltungen durchzieht, verhilft häufig der Rückbildung zum Siege über die Fortbildung und viele Gestaltungen des Pflanzen- und Thierreiches, die der Fortbildung dienen könnten, hat der Mensch ausgerottet um dagegen andere zu fördern, welche der Rückbildung Vorschub leisten. Auch im Bereiche der einzelnen Stufen haben im Laufe der Zeit Rückbildungen stattgefunden: so standen namentlich die Eidechsen der Vorzeit höher als die der Gegenwart; auch sind urweltliche Thiere vielfach zu schwächeren Gestalten über gegangen, wie z. B. das Faulthier, der Hirsch u. a. und sind die grösten Vogelgattungen ausgestorben oder ausgerottet worden, was nur der Rückbildung förderlich sein konnte.

Am einflussreichsten sind die zahllosen Rückbildungen gewesen in der Heranbildung der Menschheit (§. 408) sowol in der langsamen Entwicklung der Einzelnen wie der Gesammtheit. Nur die grösere und unbegrenzte Bildungfähigkeit des Menschen (§. 390) vermogte für den verheerenden Einfluss des Rückbildenden genügenden Ersatz zu leisten, so dass die anwachsende Menschenbildung durch Vererbung der kleinen Lebensüberschüsse einen so reichen Schatz an Erkenntniss und Gütern ansammeln konnte, obgleich jedem Gewinne ein Verlust zur Seite ging, oft geringer oft gröser.

Der Rückbildung entstammt die Erhaltung der vorhandenen Stufen des Erdenlebens, die Mannigfaltigkeit und Ausdehnung der rückständigen Bildungen. Diese Mannigfaltigkeit gehört aber zu den stärksten Bildungmitteln der Menschheit, sie ist Grundlage und Bedingung des menschlichen Daseins, denn der Mensch als alleiniges Leben auf der Erde würde nicht fortbestehen können. Die Gestalten der Rückbildung sind unumgänglich nothwendig und deshalb ist sie auch nicht als ein der Fortbildung Entgegengesetztes zu betrachten, sondern als das ihr Untergeordnete, als eine mindere Bethätigung der Fortbildung, deren Gebilde in Folge dessen rückständig scheinen und sind. Wie alle Gegensätze der Welt nur im Verstande des Menschen da sind, indem die Wirklichkeit nur tiefer und höher

Stehendes bietet (§. 18), so sind auch Fortbildung und Rückbildung nicht Gegensätze, sondern lediglich Vorgeschrittenes und Rückständiges, schneller oder langsamer sich Fortbildendes. Jede Rückbildung ist für die Welt kein Verlust, die nichts von dem verlieren kann, was wir Stoff oder Kraft nennen, lediglich weil es Eindrücke zweierlei Art auf uns macht (§. 256), sondern die Rückbildung ist nur der Heimgang zum Meere des Lebens, das reinigende Bad, aus dem in jeder neuen Gestaltung die Gesammtheit verjüngt emportaucht. Es offenbart sich darin der Einklang der gesammten Welt und ist es nur der Verstand des Menschen, welcher den Zwiespalt und die Gegensätze schafft und hegt, indem er seine Eindrücke zur Grundlage nimmt, um seine Aussenwelt und Innenwelt in Gegensätzen zu gestalten (§. 15). Die Welt ist Eines in Allem, in stufenweiser Fortbildung, deren verschiedene Geschwindigkeiten sich ausprägen im Vorhandensein der Bildungen aller rückständigen Stufen, von den einfachen Stoffen und der einfachen Zelle bis zum Menschen hinauf.

§. 440.

Jeder Fortschritt der Erkenntniss, sei es in der Ausdehnung oder im Eindringen von den Äusserlichkeiten zum Wesenhaften der Fülle des Lebens, erweitert mehr und mehr die Vorstellung von der Einheit der Welt.

Die Wesen und Vorgänge der Welt, d. h. die Eindrücke, welche die Welt als Raumerfüllung und Raumveränderung, als Raum und Zeit oder Stoff und Kraft auf den Menschen macht, wurden auf den rückständigen Stufen der Bildung nur in ihren nächstliegenden Bezügen zum Menschen erkannt, auch nur in denjenigen Äusserungen, welche ungesucht sich aufdrängten und stark genug, um zu Bildern und Vorstellungen zu führen, welche dem Gedächtnisse sich einprägen konnten (§. 6). Die Welt der Erkenntniss war beschränkt und bestand aus einer örtlich geschaffenen Anzahl von Vorstellungen, ohne Zusammenhang. Dieser kleine Gewinn des menschlichen Lebens mehrte sich mit der Menschenzahl und dem zunehmenden Austausche der Völker: an anderen Stellen waren in Folge örtlicher Verschiedenheit andere Kenntnisse entstanden und durch an einander Fügen, Vermengen und Sichten entstand ein Bildungsschatz von zusammen hängenden Vorstellungen, welcher die Beobachtungen vereinte, die bei wachsender Ausdehnung die gesammte Oberfläche der Erde und endlich auch die ferne Sternenwelt in ihren Kreis zogen.

Je gröser die Ausdehnung des Erkannten, desto stärker entwickelten sich die Fähigkeiten zur Erkenntniss und desto tiefer suchte der Verstand einzudringen in das Wesenhafte; er ordnete das Erkannte nach unterscheidenden Merkmalen, die er in Äusserlichkeiten aufsuchte, in den Theilen welche er als bestimmend erkannte für die Art des Wesens. Er schuf sich Begriffe nach vorwaltenden Ähnlichkeiten (§. 12) des Raumerfüllenden und die Vorstellung einer aussersinnlichen Welt nach denen des Raumverändernden (§. 17). Nach ersteren schuf er die Begriffe eines Thierreiches, Pflanzenreiches und Steinreiches, jedes eingetheilt in Arten, die er nach Eindrücken sonderte, welche ihr Äusseres auf ihn machte, so dass er selbst das Menschengeschlecht je nach der Hautfarbe eintheilte; nach letzteren bevölkerte er seine Welt mit Geistern, gestaltet je nach den Eindrücken welche die Äusserungen der Raumveränderung (Bewegung) auf ihn machten, so dass er der Wüste ihre Geister (Elohim, Seraphim, Dschinnen) gab, auch dem Feuer, der Luft, dem Wolkenreiche, der Erde, Sonne und Mond, Wäldern und Fluren, dem Meere wie den Quellen Gestalten seiner aussersinnlichen Welt einpflanzte, bis er auch die Sterne mit Seelen bevölkerte, die entweder dem Erdenleben im Menschen voraus gehen oder ihm folgen.

So waren es Jahrtausende lang die Äusserlichkeiten, nach deren Eindrücken der Mensch seine Welt der Erkenntniss formte, eintheilte und in eine Anzahl von Reihen und Arten, so wie Wesen der aussersinnlichen Welt geschieden hielt. Je mehr er aber sich bemühete in das Wesenhafte einzudringen, desto stärker ward seine Forschung von den Äusserlichkeiten abgezogen und desto mehr vereinte er das Geschiedene, indem er Durchgehendes oder übermächtig Waltendes erkannte. Die Vereinigung ward gleichzeitig auf beiden Gebieten vollzogen: die Denker der Egypter, Babeloner und Hellenen schritten dazu, die Fülle der Wesen auf die Einheit des Wassers, der Wärme, der Luft oder des Stoffes an sich zurück zu führen; gleichzeitig wurden auch die Gestalten der aussersinnlichen Welt zur Einheit geführt und es entstanden die Vorstellungen vom Weltenschöpfer, vom Herrn der Sternenwelt, und demnächst durch Enthebung aus der menschenähnlichen Gestaltung gesteigert zum Äther, zur Idee oder Form; endlich wurden beide Gebiete verbunden und zur Einheit fortgebildet durch die Vorstellung von der Einheit des Stoffes und der Idee oder Form, Beides ein untrennbar Verbundenes seiend.

Im nachfolgenden Christenthume trat eine Rückbildung ein, indem

die Erkenntniss zu den Äusserlichkeiten und dadurch zur Spaltung in Welt und Weltenschöpfer zurückging, die Eindrücke der Raumerfüllung als leblosen Stoff deutete, geschieden von dem Eindrucke der Raumveränderung, welche als aussersinnlicher, belebender Geist gedeutet ward, der als Schöpfer und Regierer die Welt unsichtbar erfülle. Erst nachdem die Trümmer althellenischer Bildung auf die Europäer Einfluss gewonnen hatten, drangen die Forschungen wieder vor zur Erkenntniss des Wesenhaften und bedienten sich zunächst der von den Hellenen ererbten Einheiten der Luft, des Äthers, der Atome, Monaden u. a. Gedankenbilder aus Erscheinungen gedeutet, denen man bei fortschreitender Erkenntniss wechselnde Bedeutungen gab. Der Luft ward ihr Ätherisches entzogen als sich erwies, dass sie sich wägen lasse, auch eingeschlossen verdichtet oder verdünnt werden könne, so wie Druck ausübe auf jedes Vorhandene. Luft und Wasser wurden zerlegt, auch die Wärme und das Licht hörten auf unwägbare Stoffe zu sein, wurden mit Elektricität, Magnetismus und Galvanismus lediglich als Bewegung, als Raumveränderung der Stoffe erkannt, dabei mit einander verwandt und verbunden, wie auch mit der Anziehung, welche alle Körper auf einander äussern, vom kleinsten bis zum grösten. Der einfachste Eindruck, den die Bewegung auf uns macht, ist derjenige der Anziehung, welche auch am frühesten erkannt ward in ihrer Wirkungweise (dem Gesetze der Schwere) so wie der Allgemeinheit ihres Wirkens auf der Erde wie auf fernen Sternen. Sie diente als Grundlage aller weiteren Forschungen und so gelang es nicht allein zu erkennen, dass die Formen der Bewegung nicht allein sich umsetzen lassen in einander, sondern auch, namentlich Licht, Wärme und Magnetismus dieselbe Wirkungweise haben oder auf demselben Gesetze beruhen wie die Anziehung. Wird z. B. schwefelsaures Antimon elektrisirt, so äussert es sich im gleichen Augenblicke auch magnetisch in durchkreuzender Richtung und wirkt in gesteigertem Mase anziehend; es wird gleichzeitig warm und kann diese Wärme auch äussern als Licht, dehnt sich dabei aus und wirkt als Bewegung oder Bewegendes, wie auch chemisch, indem es Wahlverwandtes trennt oder vereint. Die Verschiedenheit der Eindrücke, welche die Bewegung auf uns machte als Anziehung, Wärme, Licht, Elektricität, Magnetismus, Galvanismus und Wahlverwandschaft ist demnach keine wesenhafte, sondern eine äusserliche und so erscheint auch hier nichts Gegenüberstehendes, sondern stufenweise Folgendes: die Anziehung als unterste

oder rückständigste Erscheinung der Raumveränderung, der die anderen als höhere Stufen der Entwicklung überstehen.

Die Erforschung des Wesenhaften der Gestaltungen, in Bezug auf Raumerfüllung, leitete ebenfalls zur Einheit: die Erdarten wurden untersucht auf ihre Kristallformen und die einfachen Stoffe aus denen sie bestehen, das Verhältniss der Verbindungen und ihr Verhalten zu den verschiedenen Arten der Bewegung; im Pflanzenreiche wurde die Blatt-Entwicklung und die Einrichtungen zur Fortpflanzung als Wesenhaftes erkannt und gefunden, dass jeder Theil eine Verbindung der erforschten einfachen Stoffe sei; im Thierreiche ward die Gestaltung der Wirbelsäule und des Nervensystemes als Bedingendes erkannt und ebenso die Verbindung der einfachen Stoffe als Grundlage der Einzelnheiten. Es fanden sich durchgehende Grundzüge, Verbindungfäden, an denen der Verstand eine Folgenreihe aufbauete, in der die ganze Fülle der Bildungen von den einfachen Stoffen bis zum Gipfel der Menschheit stufenweise über und unter einander gestellt ward. Als einfachste Verbindungen wurde die zweier Gase erkannt, am wichtigsten die des Wassers aus Sauerstoff und Wasserstoff; dieser folgten die Verbindungen der Gase und festen Körper in aufsteigenden Verhältnissen, bis sie zur organischen Gestaltung übergehen, in der vorwaltend die Gase sich verbinden zur Zelle, der Urform alles Lebenden, die in wechselnden Formen alle Gestaltungen des Pflanzen- und Thierreiches herstellte.

Die weiter gehenden Forschungen zur Ermittlung des Bedingenden jener Folgereihe lassen erkennen, dass ein Fortbildendes sie von den rückständigsten Gestaltungen zur vorgeschrittensten entwickelt habe, dass aber gleichzeitig ein Rückbildendes gewirkt haben müsse, weil noch jetzt die vorhandenen Wesen auf den verschiedensten Stufen der Heranbildung in bleibender Gestaltung sich vorfinden. Es muss also ein Bewegendes geben, welches in verschiedener Abstufung wirkt und alle Zeiten hindurch gewirkt hat, um dadurch in dem Vorhandenen die Stufen des Lebens zu schaffen. Diese Forschung leitet zurück zu den Lebensbedingungen der Wesen tiefster Stufe und zeigt sich dabei, dass z. B. Schwämme ohne Licht leben können, d. h. in so geringer Lichtäusserung, dass solche dem menschlichen Auge als Dunkelheit erscheint; dass auch Fische in Gewässern dunkler Hölen leben und sich erhalten können, mit dem Unterschiede dass sie keine Augen entwickeln; dass Thiere leben können, wo die Wärme von Luft und Wasser nahe dem Gefrierpunkte sich befindet; dass auch Pflanzen

und Thiere leben können, wo die Luft weniger als halb so dicht ist wie an der Meeresfläche. Im Allgemeinen zeigt sich, dass je tiefer das Wesen in der Stufenreihe stehe, desto geringer sei sein Erforderniss an Licht, Wärme und Luft. Ebenso lehren zahlreiche Versuche, dass Wärme und Licht die nothwendigen Bedingungen der Fortbildung seien, dass Pflanzen und Thiere um so eher sich mehren, verändern und verfeinern zu höheren Gestalten, je ausreichender sie von Wärme und Licht beeinflusst werden. Die Versuche am Froschleben haben geradezu erwiesen, dass das Licht genüge um ihre fischartige Jugendform fortzubilden zum lungenathmenden Landthiere und so darf geschlossen werden, dass vor Allem die Bewegungerscheinung des Lichtes das Leben Gestaltende gewesen sei.

Damit lässt sich in Verbindung bringen die auf anderen Wegen der Forschung erkannte und aus der Anziehung erwiesene, allmälige Entstehung der Erde, so wie ihre Bildung aus einfachen Stoffen während einer unübersehbaren Zeitlänge. Da diese Bildung nicht plötzlich geschehen kann, sondern anwachsend in dem Mase wie die Vergröserung der Erde ihr Gewicht, also ihre Anziehung steigerte und den Bereich ihrer Anziehung im umgekehrten Verhältnisse des Quadrates der Entfernung erweiterte: so ist die Erklärung der Lichtzunahme auf der Erde gegeben, dadurch dass die Erde vom kleinsten Kerne her, im Verhältnisse ihrer Zunahme, einen gröseren Theil der Gasmenge des Weltenraumes anziehen konnte, daraus eine höhere, also am Grunde dichtere Lufthülle bildete, in welcher die Licht- und Wärme-Bewegung im gleichen Verhältnisse allmälig zunahmen bis zur jetzigen Stärke, so dass die Vorbedingungen des Lebens von den niederen zu den höheren Stufen fortschritten und demgemäs das Leben sich fortbilden konnte und musste. Das Sonnenlicht, d. h. die von der Sonne ausgehende Bewegung des Weltstoffes traf allerdings schon die Erde im Uranfange; allein die Lichtstärke und Wärme hängen ab von der Dichtigkeit der Luft, wie das mindere Wirken von Licht und Wärme auf hohen Bergen beweist und mussten also auf der Erde anfänglich geringe sein, erst allmälig anwachsend mit der Erde und ihrer Lufthülle. In demselben Verhältnisse steigerte sich die chemische Wirkung des Sonnenlichtes, die Wahlverwandschaft, Elektricität, Magnetismus und Galvanismus, sämmtlich Erscheinungen der Raumveränderung, deren einfachste Form die Anziehung ist, so dass die stufenweise Fortbildung der Erde und ihres Lebens als allmälige Steigerung der Bewegungeinflüsse

erscheint, veranlasst durch die im Anwachsen der Erdkugel vermehrte Anziehung derselben.

In neuerer Zeit haben die Forschungen diesen Zusammenhang, die Einheit der Welt, immer weiter ausgedehnt, indem sie erwiesen, dass nicht allein die Sterne unseres Sonnensystemes in Beziehung zu einander stehen, sondern auch ihre Gesammtheit zu den übrigen Sternen; sie bewegen sich fort im Weltenraume nach Westen, im Umlaufe um einen fernen Stern oder Schwerpunkt und stellen sich dar als gehörig zu einer Abtheilung der Sternenwelt, die unserem Blicke als Milchstrase erscheint. Die Fortbebewegung nach Westen legt täglich 834,000 Meilen zurück, ohne dass die jährliche Veränderung der Lage der Sonne im Weltenraume gros genug sei, um als Bahntheil gemessen werden zu können. Die nächsten selbstleuchtenden Sterne haben sich ebenso wenig als fest in ihrer Lage erwiesen, vielmehr sind genugsam Raumveränderungen entdeckt und gemessen worden, um schliessen zu dürfen, dass im ganzen erkennbaren Weltall die Bewegung herrsche und in derselben Weise, nach demselben Gesetze. Die gegenseitige Anziehung lässt sich erkennen an den zahlreichen Doppelsternen; die Bewegung als Licht strömt dem menschlichen Auge zu von Millionen Sternen und darunter von Sternenhaufen (Nebelflecken), deren Entfernungen nach Millionen mal Billionen Meilen zu schätzen sind; die Wärme in der Bewegung kann nicht fehlen, wenn auch unser Gerät zu grob ist um sie zu messen; ihre chemische Wirkung dagegen hat sich nachweisen lassen durch die neuere Lichtanwendung zur Zeichnung, indem das Licht des Sirius auf empfindliches (photographisches) Papier seine zersetzende Wirkung äusserte aus 28 Billionen Meilen Entfernung und selbst Capella, dreimal weiter entfernt, in gleicher Weise chemisch wirkte.

So zieht sich ein Verbindungfaden durch die ganze erkennbare Fülle der Gestaltungen, in welchem die Einheit der Welt begründet liegt und dessen Erscheinungformen das Vorhandene bildet. Wir nennen sie Anziehung oder Bewegung, obgleich wir sie als Raumveränderung nicht trennen können von der Raumerfüllung; nur die Eindrücke auf uns sind verschieden und diese bezeichnen wir durch besondere Ausdrücke; in Wirklichkeit sind Beide nur Eines, nämlich das Weltganze. Die Raumerfüllung ist in unserer Erkenntniss noch nicht so weit auf die Einheit zurückgeführt worden wie die Raumveränderung, denn es sind noch immer mehr als 60 einfache Stoffe unterschieden, ohne über ihr Gemeinsames, ihre Grundlage,

Anderes als höchst schwankende Vermuthungen aufstellen zu können. Für die Raumveränderung dagegen ist diese Grundlage gefunden in dem Gesetze der Schwere, dessen Geltung in allen Formen der Welt sich bethätigt.

Die Welt ist demnach zu erklären und aufzufassen als Selbstbildung, als eine Anzahl einfacher Stoffe, die durch Anziehung sich ballten zu Weltkörpern verschiedener Gröse, deren gröste wir Sonnen nennen, um welche kleinere Körper (Planeten, Monde, Kometen und Sternschnuppen) sich drehen, in allen Formen Stoffe und Bewegung zugleich. Jede Gestaltung bildet sich fort in dem Mase ihres Anwachses, bis ihre Lufthülle hoch genug ist, um in genügender Licht- und Wärme-Bewegung Leben entstehen zu lassen, welches auf der Erde ihre höchste Stufe erreichte im Menschenwesen und hierin, als Gehirn der Erde, alle anderen Gestaltungen des Lebens beherrscht. Die stufenweise Entwicklung der Welt zeigt ihre höchste Wirkung in der Heranbildung der Menschheit, die vom Rückständigsten zum Höchsten sich abstuft in der Mannigfaltigkeit der einzelnen Mitglieder, die auch ihre Stufenfolgen eilends wiederholt im Leben des einzelnen Menschen, vor seiner Geburt vom einfachsten Lebenskeime bis zum Menschenwesen und nach seiner Geburt von den Grenzen der Thierheit bis zum Gipfel der Menschenbildung im Einzelnen. Da überdies jener Lebenskeim das Erzeugniss vorangegangener Stoffumsetzung des Pflanzenreiches war, welches sich aufbaut aus Gasen und Mineralien, so wiederholt sich in der Geschichte jedes einzelnen Menschen in raschen Zügen die ganze Bildungfolge der Welt, von der Vereinigung einfacher Stoffe bis zum Übergange in das Pflanzen- und Thierleben und so steigend bis zur höchsten menschlichen Entwicklung der Zeit. In der Entstehung eines jeden Menschen ist demnach die Einheit der Welt erkennbar, und angedeutet in der ganzen Stufenreihe ihrer Bildungen.

Verhältnisse der Welt.

§. 441.

Die Beobachtung der Bewegungen, welche in der umgebenden Welt vorgingen, hat den Menschen schon auf rückständigen Stufen der Erkenntniss dahin geführt, ihre Ursach-Verhältnisse (§. 16) zu ermitteln, um sich in den Stand zu setzen, die Wiederholung der ihm günstigen Bewegungen zu erwirken oder den Einflüssen der ihm ungünstigen sich zu entziehen. Er war darauf beschränkt, die wiederholte Aufeinanderfolge zweier Begebenheiten zu beobachten und benannte sie als Ursache und Wirknng: erstere als Bezeichnung jeder vorangehenden Bewegung, von der er annahm, dass sie die letztere hervor bringe, sei es in einer sinnlich wahrnehmbaren oder mittelst der Einbildung gedachten aussersinnlichen Weise.

Diese Denkthätigkeit fand aber nnr in einer Minderheit von Fällen ihre Anwendung, denn der gröste Theil der Bewegungen ging ausserhalb der Grenzen der menschlichen Sinne vor sich oder anch ausserhalb der Grenzen des von Menschen bewohnten Gebietes und so betrafen die erkannten Ursachverhältnisse nur die nächstliegenden und rohesten Bezüge des Menschen. Ihre Schaffung war überdies abhängig von den Mängeln der Sinne, des Gedächtnisses und Verstandes (§. 4. 6. 14), so dass sie allen Wandlungen nnterlagen, welche in der Fortbildung der Menschen eintraten; dabei blieben sie ohne weiteren Zusammenhang, weil das dem Menschen erschlossene Gebiet der Erkenntniss ein überaus lückenhaftes war, nur einen Theil der Erde erfasste, in diesem nur die auffälligsten Veränderungen und aus solchen auch nur diejenigen, deren Einflüsse auf den Menschen hef-

tig genug waren, um seiner Wahrnehmung sich aufzudringen und seinem Gedächtnisse dauernd sich einzuprägen.

Das Streben nach höherer Bildung (§. 389) schärfte frühzeitig das Bemühen, die vereinzelten Ursachverhältnisse mit einander zu verbinden und da die meisten der sich folgenden Begebenheiten nur vorübergehend innerhalb des Gebietes der Sinne sich bewegen, weil sie aus der aussersinnlichen Welt auftauchen und in dieselbe zurückkehren: so war es von selbst gegeben, dass der Mensch die Verbindungen in der aussersinnlichen Welt (§. 17) zu erkennen suchte. Wenn z. B. der Blitz einen Baum traf, ihn entzündete und der Baum verbrannt war, auch der Wind die Asche verwehet hatte, so konnte das anscheinende Ursachverhältniss als eine abgeschlossene Folge von Ursache und Wirkung erkannt werden, denn die Begebenheit hatte sichtbar begonnen mit dem Herabfahren des Blitzes und sichtbar geendet mit dem Verwehen der Asche; was vorher gegangen, um den Blitz zu erzeugen und gefolgt sei im weiteren Dasein der Stoffe des Baumes, konnte nicht erkannt werden, gehörte also der aussersinnlichen Welt an und war deshalb in den Vorstellungen getrennt von dem sinnlich erkannten Ursach-Verhältnisse. Indem der Mensch auf rückständiger Stufe sich betrachtet als den alleinigen Masstab für die ganze Welt und Jegliches nach seinem Wesen gestaltet und erklärt: so musste auch sein Forschen nach der Erkenntniss des Verbindenden aller vereinzelten Ursachverhältnisse ihn dahin führen, dasselbe in der aussersinnlichen Welt menschenähnlich zu gestalten, demgemäs Kraft und Willen vereinigt sich zu denken, wie im Menschenwesen. Er verband z. B. die einzelnen Ursachverhältnisse, in denen er den Blitz als Vorangehendes erkannte, durch die Annahme eines menschenähnlichen Gewitterherrn, oder wenn das Feuer (durch Reibung der Baumzweige) ohne sichtbare Ursache entstand, verband er die Brände durch Annahme eines Feuerherrn, oder er verband die Gewitter mit den anderen Erscheinungen der Wolken, um ein umfassenderes Ursachverhältniss aus einem Himmelsherrn abzuleiten. Je gröser die Zahl der unverbundenen Ursachverhältnisse ward bei steigender Erkenntniss, je vielfältiger bei Ausdehnung des Wissens die Bewegungen an verschiedenen Orten beobachtet wurden, desto zahlreicher und mannigfaltiger schuf die Einbildung ihre Gestalten der aussersinnlichen Welt, bis das Streben nach Verbindung des Geschiedenen auch dort hinein vordrang, um die entstandene Fülle der aussersinnlichen Wesen in ein Gemeinsames zu fügen. Je nach der Örtlichkeit ver-

schieden benannt, entstand in den Vorstellungen der Völker ein höchstes Wesen, welches als die Ursache aller Ursachverhältnisse gedeutet ward, und dessen Walten verschieden gedacht, je nach dem Stande der Erkenntniss der bezüglichen Zeit oder der Bildungstufe des bezüglichen Menschen.

Bei zunehmender Erkenntniss wurden die vorherigen Lücken zwischen den einzelnen Ursachverhältnissen mehr und mehr ausgefüllt und es entstanden neben den Gottes-Vorstellungen die Gottes-Begriffe (§. 55), um das Verbindende der Ursachverhältnisse nicht ausser denselben in der aussersinnlichen Welt zu suchen, sondern in ihnen selbst als eine durchgehende Grundlage. Diese Richtung verstärkte sich, je inniger die vorherigen Lücken des Erkannten ausgefüllt wurden; es bedurfte immer weniger der aussersinnlichen Welt zur Ergänzung des Fehlenden und noch weniger der menschenähnlichen Willkür in der Gestaltung einer Gottes-Vorstellung, nachdem es gelang das Gemeinsame der Ursachverhältnisse zu erkennen, in den Gesetzen, welche ohne Willkür und menschenähnliches Schwanken walten. Am bezeichnendsten ward diese Umwandlung ausgedrückt von Laplace, als man ihm bemerkte, er habe in seinem Werke „Mechanik des Himmels“ nirgends Gottes erwähnt, indem er antwortete: „Ich bedurfte dieser Hypothese nicht“ d. h. er fand in den Bewegungen der Sterne die Gesetze zur ausreichenden Erklärung der Ursachverhältnisse und bedurfte deshalb keiner Ergänzung aus der aussersinnlichen Welt. In dieser Beziehung ist Newton (§. 420) der gröste Atheist gewesen, indem er durch Entdeckung des Gesetzes der Schwere, die Anziehung als das Durchgehende aller Ursachverhältnisse begründete und damit Alles ergänzte, was vordem der Gottes-Vorstellung bedurft hatte, um die Lücken auszufüllen; alle vorherigen Gottesbegriffe hatten diese einschneidende Umwandlung nicht erwirken können. Allerdings lag solches nicht in Newton's Absicht; er selbst blieb Gottgläubiger so lange er lebte, denn ihm fehlte die Ergänzung einer Lücke seiner Erkenntniss: er vermogte nur die gegenseitige Anziehung (Centripetalkraft) zu erfassen, nicht aber die Eigenbewegung der Sterne im Weltenraume (Centrifugalkraft) und fand dadurch sich bewogen, letztere als Wirkung göttlicher Macht zu deuten, d. h. diese Lücke, in Ermanglung einer Erklärung, durch seine Gottes-Vorstellung auszufüllen. Das Fortschreiten der Erkenntniss in der von ihm eröffneten Bahn liess sich aber dadurch nicht aufhalten; die Lücken, zu deren Ausfüllung es der aussersinnlichen Welt bedurft hatte, wurden immer geringer, die Gottes-Vorstellung immer mehr

ausgeschlossen und wenn auch noch jetzt einzelne Entwickler der Lamarck'schen Vorstellung von der Selbstbildung der Welt, der Gottes-Vorstellung sich bedienen (§. 424) um, die Lücken ihrer Erkenntniss ausfüllend, in derselben die Ursache der Entstehung von Urwesen zu suchen: so zeigten sich selbst in ihren Erläuterungen genügende Grundlagen, um zu erkennen, dass im Gebiete der Wissenschaft nicht länger Lücken vorhanden sind, zu deren Ausfüllung es der Gottes-Vorstellungen bedürfte, dass menschenähnliche Willkür ausgeschlossen sei durch das gesetzmäsige Walten der Welt in sich.

Es ist nicht zu verkennen, dass der Mensch als Dichter und Prophet (§. 386) verloren hat, in dem Mase wie die aussersinnlichen Deutungen der Welt schwanden, denn seitdem der Mensch als höchste Erdbildung sich erkennt, sind die aus seinem Wesen hervor gehenden Beweggründe die höchsten für ihn. So lange er mittelst seiner Einbildung die aussersinnliche Welt ausfüllte mit seinen Gefühlen und den Ursachverhältnissen (Beweggründen) seines Wesens, war seine Gottes-Vorstellung das höchste Gebilde der Welt, bei aller Willkür höher stehend als die Erklärungen, deren rückständigste Form in dem Gesetze der Anziehung liegt, um so viel höher wie das menschliche Gehirn, der Verstand als Einbildung, die rohen Erdklumpen (Sterne) überragt, an denen das Gesetz der Schwere sich erprobt. Allein im Menschen steht der denkende Verstand höher als die dichtende Einbildung, der Denker höher als der Dichter und Prophet, das Wissen höher als der Glaube und deshalb ist das Schwinden der schönen Gebilde der aussersinnlichen Welt nur ein Verlust, der im freudigen Wissen überreichlich ersetzt wird.

Die Übersicht der Ursachverhältnisse erregt den Menschen in höherer Weise, als jemals die dichterische oder prophetische Begeisterung es vermogten. Es schwinden die dunklen Hintergründe, deren es bedurfte um das Schöne jener Gebilde hervor zu heben, die Nacht wird schön mit dem Tage, das Schädliche und Böse verklärt sich mit dem Guten und der im Schuldbewusstseine zerknirschte Mensch erhebt sich zum freudigen Bewusstseine der zunehmenden Erkenntniss, der reineren Entschlüsse und der höheren That, des Wissens, der Sittlichkeit und des tugendhaften Wirkens. Er begreift, dass die Erde seine Heimat sei, der Wirkungplatz seines Lebens und seines Glückes; dass die Fortbildung der Menschheit sein Ziel sei, ihre Förderung seine Bestimmung; dass er seine Seligkeit im eigenen

Bewusstseine sich schaffen solle und könne. Vor dieser Erkenntniss weichen Hass und Eitelkeit, es schwindet Alles was die Menschen trennt in Religionen, Völker, Stände und Bildungstufen; es verliert sich die Abscheidung der Menschheit aus der übrigen Welt, die beschauliche Hoffahrt des Menschen, denn er erkennt seine Abhängigkeit von allem Übrigen, begreift wie sehr die Fortbildung der Welt sein Wesen bedingt hat und noch jetzt beherrscht, wie wenig er vermag wenn er sich entgegen stemmt und wie er nur dann vorwärts gelangt, wenn er sich erkennt in Verbindung mit der übrigen Welt und demgemäs sein Thun einrichtet. Der Mensch ist Herr der Welt, aber auch ihr Diener zugleich; als Diener untersteht er ihren Ursachverhältnissen (Gesetzen), aber als Herr kann er verschiedenen Gesetzen sich unterstellen und ist um so mehr Herr je höher seine Erkenntniss, welche die Wahl leitet.

Wie weit reichend die Ursachverhältnisse erkannt werden, lässt sich am auffälligsten im Leben der Menschheit erweisen, weil dasselbe als höchste Erdbildung am weitesten entfernt steht von den tieferen, also die auffälligsten Unterschiede aufweisen kann. Betrachte man z. B. die unmittelbare Abhängigkeit des Menschen vom Steinreiche, wie sie allenthalben auf Erden waltet: öde Gegenden sind von Menschen bewohnt, weil dort Gold, Silber, Kupfer, Blei, Eisen u. a. aus dem Erdinneren zu gewinnen sind; an anderen Stellen Schiefer, Sandsteine, Steinkolen u. a., alles Stoffe von denen jene Menschen mittelbar ihr Leben erhalten, so dass, wenn jene Theile des Steinreiches schwänden, die Gegenden menschenleer sein müssten. Dieselben gestalten aber auch die Menschen, welche, je nachdem sie tief unter der Erde arbeiten oder an der Oberfläche, ihren Körperbau verschieden entwickeln, auch in verschiedener Weise dem Lichtleben, der Heiterkeit sich erschliessen oder dem Düsteren und der Grübelei, eine Bergmanns-Stimmung bilden, die z. B. im Bergmannssohne Luther sich geltend machte. Je nach den Gesteinen, aus deren Verwitterung die Oberfläche eines Landes gebildet ward, sind der Anbau, die Ernährungfähigkeit und Lebenserhaltung auf diesem Boden verschieden: es erwächst eine dichte und wohlhabende Bevölkerung auf fruchtbarem Boden, welcher Arbeit und Sorgfalt verlangt; eine dichte und sklavische Bevölkerung auf üppigem Boden, der fast von selbst das Leben ernährt; eine spärliche und dürftige auf dürrem Grunde. Die Gewächse des Haidekrautes, der Weizenfelder und des Zuckerrohres sind unter sich verschieden wie einerseits die Gesteine, deren

Verwitterung ihren geeignetsten Boden bildete und andererseits die Menschen, welche auf demselben Lande leben.

Wo Steinkolen und Eisen im Überflusse sind, wie in England, kann das Volk sich eine Sklavenmenge der besten Art schaffen (§. 400 s.) und indem es, ausser den Bodenfrüchten, jährlich mehr als 40 Millionen Pfund Sterling aus dem Erdinneren empor holt, kann es um so grösere Aufwendungen machen als andere Völker, die ihr Leben lediglich aus den Erträgen der Oberfläche bestreiten müssen. Ausserdem geniesst dieses Volk den grosen Vorzug in einem gemäsigten Lande zu wohnen, welches gestattet mit seltenen Ausnahmen das ganze Jahr hindurch im Freien arbeiten zu können, wogegen die östlicher wohnenden um so längere Winterzeit haben, wann die Arbeiten im Freien zum grösten Theile ruhen müssen, dagegen die Bedürfnisse an Wohnung, Kleidung, Nahrung und Erwärmung um so gröser sind. Der Einfluss des Golfstromes führt den Engländern grose Ersparnisse zu durch Milde des Winters und Mehrerträge durch Verlängerung der Arbeitzeit über das ganze Jahr, in solchem Mase, dass man rechnet, der Ackerbau in England erfordere für denselben Ertrag nur $^1/_2$ so viele Menschen wie in Deutschland und nur $^1/_4$ so viele wie in Russland. So stark ist dieser Einfluss des Golfstromes in seinen Unterschieden, je mehr man in Europa von Westen nach Osten fortschreitet, dass z. B. in Deutschland die Bewohner in Ostpreussen jährlich 76 Arbeittage weniger haben als die Rheinländer, also in 76 Tagen mit minder ergiebiger Arbeit weniger verdienen, aber wegen gröserer Kälte mehr anfwenden müssen, um das Leben zu erhalten. Der Mensch ist so sehr Erzeugniss des Bodens, dass z. B. in Hannover die Quadratmeile Landes ernährt

auf der Haide	800	bis	1700	Menschen
auf dem Oberlande (Geest)	3000	„	4000	„
im Tieflande (Marsch)	6000	„	7000	„

und solche Verschiedenheiten wiederholen sich bei den übrigen Völkern Europas, wo noch einerseits ein tieferes Verhältniss hinzu tritt für Waldgegenden, die selten mehr als 200 bis 300 Menschen ernähren und ein höheres Verhältniss für Gartenbau-Bezirke, welche 10,000 Menschen erhalten. In Tyrol und der Schweiz findet sich die Zirbelkiefer (Pinus Cembra) als Erhalterin von tausenden Bewohnern öder Thäler, weil sie das geeignete Holz zu feinen Schnitzereien bietet: fehlte der Baum, so würden die Menschen schwinden und so geht der Mensch auch aus dem Gewächs-

reiche hervor, als ob er auf dem Felde oder am Baume wüchse. Er gedeiht oder verdirbt, je nachdem die Ergiebigkeit der Erde an der Oberfläche oder im Inneren sich steigert oder mindert und ein Menschenleben liesse sich betrachten als: gleich mit einer Steinkolenmenge, einer Fläche Haide, Wald oder Marschland; gleich einer verschiedenen Menge verwitterten Gesteines aus der ein Menschenleben sich zu erhalten vermag; gleich einer Strecke Entfernung vom Golfstrome u. s. w. je nachdem die Ursachen des Lebens in einer oder anderen Richtung zurück geführt werden. Die Eitelkeit mag sich dagegen auflehnen, aber das Ursachverhältniss ist vorhanden; dem denkenden und wirkenden Menschen ist es dienlich, wenn er stets des Zusammenhanges mit der übrigen Welt sich bewusst bleibt.

§. 112.

Die Betrachtung der Welt hat schon im Alterthume zur Wahrnehmung geführt, dass sie in zweierlei Weise Eindrücke auf den Menschen mache: als Raumerfüllung und Raumveränderung, denen je nach der Auffassung der Einzelnen ganz verschiedene Werthe und Bedeutungen beigelegt wurden, welche noch jetzt in den Gesichtspunkten des Materialismus und Spiritualismus sich ausprägen.

Die Ursache dieser Unterscheidung der Eindrücke lässt sich zurückführen auf die Mängel des menschlichen Sehens, welches nur innerhalb messbarer Grenzen Eindrücke vermittelt (§. 3): wenn Gegenstände einen minderen Sehwinkel ausfüllen als unser mangelhafter Sinn erfordert, macht er keinen Eindruck auf uns; das Gleiche erfolgt wenn die Änderung der Raumerfüllung eines Gegenstandes weniger als jenes Mas beträgt; oder wenn der Eindruck von zu kurzer Dauer ist, um gesondert empfunden werden zu können. Nach Masgabe dieser Begrenztheit seines wichtigsten Sinnes hat der Mensch frühzeitig Eintheilungen getroffen, um die Verschiedenheit seiner Eindrücke sich zu verdeutlichen und indem er, seine Innenwelt ausser sich versetzend, seine Aussenwelt gestaltete (§. 15), verlegte er auch seine Eintheilungen dort hinaus und dachte sich eine sichtbare und unsichtbare Welt. Da aber die meisten Raumveränderungen zu klein sind, um auf das menschliche Auge erkennbaren Eindruck zu machen: so nahm er für diese einen Beharrungzustand an, zum Unterschiede von den fasslichen Eindrücken der Raumveränderung, die er als Bewegung be-

zeichnete. Er bildete demnach in seinen Vorstellungen eine sichtbare Welt, die theils im Beharrungzustande sei, theils aber in Bewegung und um diese zu unterscheiden, bezeichnete er den vermeintlichen Beharrungzustand als Stoff (Materie) und die erkennbare Bewegung des anderen Theiles als Leben, Geist, Form, Kraft u. s. w. Da die Mängel der menschlichen Sinne, also auch die Beschränktheit des wichtigsten Sinnes, zu allen Zeiten die gleichen waren und blieben: so konnten sich auch jene Unterscheidungen forterhalten; die Bezeichnungen mogten wechseln und die Vorstellungen sich umgestalten, so verblieb doch unter allen Umständen die aus den gleichbleibenden Mängeln der Sinne hervorgehende Unterscheidung in den Vorstellungen der Menschen, wenn diese auch im Übrigen an Bildung, Lebensweise, Wissen, Glauben oder Hautfarbe noch so sehr verschieden waren.

Die Eintheilungen vereinfachten sich in Folge sinnlicher Eindrücke von Bewegungen, deren Gegenstände unsichtbar waren, namentlich durch Eindrücke der Luft in Bewegung, des Windes, den der Mensch fühlte, aber nicht sehen konnte. Er erkannte, dass es Unsichtbares in Bewegung gebe, auch sah er an den Staubwolken, dass dieses Unsichtbare Bewegungen hervor bringen könne und so lag ihm der Vergleich nahe, dass alle Bewegungen einem ähnlichen unsichtbaren Dasein entstammen: demgemäs gestaltete er seine Vorstellung um, so dass alles Unsichtbare mit dem Bewegenden vereinigt als aussersinnliche Welt gedacht wurde, von der die Sinnenwelt d. h. das Sichtbare im vermeintlichen Beharrungzustande unterschieden ward. Die Vorstellungen von dem unsichtbar Bewegenden hielten sich aus jenem Grunde meistens am Luftartigen oder Hauchähnlichen, um sich dasselbe zu verdeutlichen: so bei den Israeliten der Hauch (Ruach), welcher im Anfange der Welt über dem Urgemenge schwebte (1. Mose 1. 2) und der Hauch der das Unsichtbare, Bewegende (die Seele) im Menschen bilden sollte (1. Mose 2. 7); es ward im Laufe der Zeit gesteigert bis zum Äther, den die hellenischen Weisen und auch Denker der Jetztzeit als die Urquelle aller Bewegungen deuten; die Luft war es, welche unsichtbar und bewegend, zur Vorstellung des Geistigen und Ätherischen diente.

Von höherer Gestaltung war die Vorstellung Platos von Urbildern (Ideen) und Aristoteles Vorstellung von Formen (§. 414), deren Streben nach Gestaltung die Bewegungen erzeuge. Sie stellen jedoch gleich allen anderen Denkern diesem Bewegenden das an sich (vermeintlich) Be-

wegunglose als Stoff gegenüber und diese Vorstellung des Stoffes blieb zu allen Zeiten dieselbe, findet sich auch in der Gegenwart in unveränderter Bedeutung, obgleich die andere Seite sich unablässig verändert hat, je nachdem der Denkende sein Aussersinnliches gestaltete. Die Meisten nehmen noch jetzt an, das Unsichtbare und Bewegende sei ein vom Stoffe unabhängiges vollkommenes Wesen, welches den Stoff vor Jahrtausenden durch seinen Willen schuf und in Bewegung setzte, auch seitdem gestaltend in Bewegung erhalte, in ähnlicher Weise wie ein Unsichtbares und Bewegendes im Menschen als Seele oder Geist wirke, unabhängig vom Sichtbaren und anscheinend Bewegunglosen, dem Leibe oder Stoffe.

Abweichend von diesem Glauben, entstanden seit Jahrhunderten bei den Forschern die Vorstellungen von Kräften verschiedener Art, die das unsichtbar Bewegende der Welt sein sollten. Die aus dem Alterthume ererbte Sternkunde leitete zur Annahme, dass die Sterne diesen Einfluss äusserten, je nach ihren angenommenen Besonderheiten und sie verblieben in dieser Geltung, bis Newton das Gesetz der Anziehung entdeckte und daraus eine Anziehungkraft herleitete, so wie neben derselben eine Fliehkraft oder Abstosungkraft. Seitdem entstanden in den Vorstellungen, so oft eine unterschiedliche Bewegung entdeckt ward, neue Kraftbezeichnungen dafür, wie namentlich: elektrische Kraft, magnetische, galvanische, chemische, Wärmekraft und selbst Lebenskraft, lediglich um die Verschiedenheit der empfangenen Eindrücke zu bezeichnen.

In neuester Zeit hat man versucht die einzelnen gedachten Kräfte mit einander zu vergleichen, um zu ermitteln, ob und was ihnen als Gemeinsames zum Grunde liege. Das Nächste war, die Kraftäusserungen zu messen in ihrer Weise und da die Schwere (Anziehung) die einfachste und fasslichste der Äusserungen ist: so begann man mit derselben. Als Einheit ihrer Leistung ward der Druck unserer Lufthülle an der Meeresfläche bei bestimmter Wärme (0°) angenommen und als Atmosphäre benannt, bezeichnet durch die Höhe einer Quecksilbersäule von $0,_{760}$ mètre oder durch Belastung einer Fläche (Quadratzoll o. a.) mit einem berechneten Gewichte. Die Überwindung der Schwere durch Fortbewegung eines Gegenstandes, der Erdanziehung entgegen, mass man nach Pferdekräften, d. h. der Last, welche ein Pferd bei vortheilhafter Benutzung seiner Kraft zu heben vermöge und James Watt, der Schöpfer der Dampfmaschine bestimmte diese zu 33,000 Pfd. engl. in einer Minute einen Fus engl. ge-

hoben. Die minder auffällige Kraftleistung als Wärme, ward gemessen an der Ausdehnung einer Quecksilbersäule durch selbige und indem man den Längenunterschied, zwischen der Wärme des Gefrierens und der des Verdampfens des Wassers, in 100 Grade eintheilte, erlangte man in jedem Grade eine Maseinheit für die Wärmekraft. Es zeigte sich jedoch, dass dieses Mas verschieden sei je nach dem dazu verwendeten Gegenstande und es ward deshalb eine Wärme-Einheit (Calorie) geschaffen, d. h. diejenige Wärmemenge angenommen, deren es bedarf um ein Kilogr. Wasser um einen Grad zu erwärmen. Weitergehende Versuche verglichen die Wärmewirkung mit der Leistung in Lasthebung und stellten heraus, dass 1 Kilogr. Wasser um einen Grad erwärmt in einer Stunde, gleich sei der Hebung einer Last von 421 Kilogr. um einen mètre. Das Wirken der Wahlverwandschaft (der chemischen Kraft) ward als ein weit verschiedenes erkannt, jedoch gab die Wärmeentwicklung vieler Mischungen im Augenblicke ihrer Verbindung (ihre Verbrennung) Gelegenheit zur Feststellung eines Masverhältnisses, indem erkannt ward, dass ein Gewicht reiner Kole in seiner Verbrennung so viel Wärme entwickle, um 8086 solcher Gewichte Wasser um einen Grad zu erwärmen und daraus berechnet sich wiederum, dass ein Gewicht Kole durch seine Verbrennung das hundertfache Gewicht auf $4\frac{1}{2}$ Meilen Höhe zu heben vermögte.

Es ist längst durch Versuche erwiesen, dass die verschiedenen sogenannten Kräfte in Beziehung zu einander stehen, dass sie nicht allein in einander übergehen, sondern auch gleichzeitig erscheinen als Wirkung derselben Ursache. Die Wärme, welche z. B. am Gleicher den Wasserdunst aus dem Meere hebt, der im Gebirge des Festlandes als Regen nieder schlägt, geht hier in Druckkraft über, indem sie eine Wassermenge vom Schwerpunkte der Erde entfernt, die im Rücklaufe zu demselben durch Druck eine Arbeitleistung verrichten kann, die sich nach Pferdekräften ausmessen lässt. Die Verbrennung der Kole ist Wirkung der Wahlverwandschaft zwischen Kole und Sauerstoff und leistet z. B. in der Dampfmaschine eine messbare Arbeit; sie ist aber auch gleich der Oxydation der Metalle in der galvanischen Kette, welche nur deshalb nicht Verbrennung genannt wird, weil wir gewöhnt sind, diese nur unter sichtbaren Lichterscheinungen zu denken. Es zeigt sich ferner bei Spaltung des Sonnenlichtes, dass selbiges zugleich als Licht, Wärme und chemische Kraft wirke und überdies magnetische Kraft äussere, die in elektrische und galvanische sich

umwandeln lasse, von denen jede wiederum im Stande sei Licht- und Wärme-Erscheinungen hervor zu rufen oder als Anziehung zu wirken.

Die bezeichneten Kräfte sind demnach nur als verschiedene Äusserungen der Bewegung zu betrachten, als verschiedene Eindrücke, welche unsere Sinne von den Raumveränderungen der Welt empfangen. Von ihnen unterscheiden wir die Eindrücke, welche die Raumerfüllung auf uns macht und welche wir Stoff nennen. Es ergiebt sich aber, dass wir den Stoff an sich gar nicht kennen und kennen können, denn was wir den Stoff eines Gegenstandes nennen, ist der Gegenstand in einem Augenblicke seiner endlosen Bewegung, keineswegs aber der Stoff. Was wir z. B. Kole nennen, erscheint uns als schwarzer Körper im Russe, als grauer im Graphit und als durchsichtiger glasartiger im Demant, ohne dass daraus sich erkennen liesse, was wirklich die Kole sei, ob durchsichtig oder undurchsichtig, schwarz oder grau u. s. w. Der Körper den wir sehen ist überhaupt nicht Kole, sondern eine Anhäufung von Kole und die Verschiedenheit der Erscheinung rührt her von der verschiedenen Art der Anhäufung. Die Kole würden wir erst dann erblicken, wenn wir eine jener Anhäufungen so lange theilten, bis wir zum Untheilbaren gelangten, denn der Stoff an sich müsste untheilbar sein, bevor er als solcher da sein und erkannt werden könnte. Da aber solche Theilung bisher nicht hat ausgeführt werden können, so ist es auch nicht möglich gewesen, den Stoff zu erkennen. Die Anhäufung von Stoff, welche wir Körper nennen, sei es auch nur ein Sandkorn, hat durch Anziehung seiner Bestandtheile diese Gestalt empfangen, äussert Wärme und Wahlverwandschaft, steht ohne Zweifel in elektrischen Wechselbeziehungen u. s. w., so dass er gleichzeitig als Raumerfüllung und Raumveränderung (Stoff und Kraft) auf uns wirkt, wenngleich Manches keinen fassbaren Eindruck auf uns macht, weil unsere Sinne nicht fein genug sind zur Aufnahme desselben. Alles was wir Kraft oder Kräfte nennen, ist Bewegung und ebenso Alles was wir als Stoff bezeichnen.

Die Unterscheidungen, welche wir machen, sind demnach lediglich Folge unserer Mängel, trennen nicht die Aussenwelt, sondern nur unsere Innenwelt und wenn wir uns der Bezeichnungen Raumerfüllung und Raumveränderung oder Stoff und Kraft bedienen, so sind dieses nicht Wirklichkeiten, sondern selbsterdachte Hülfmittel zu unserem Verständnisse. Ebenso wie es ausser uns weder Raum noch Zeit giebt in der Welt, giebt es auch keinen Stoff und keine Kraft, denn die Welt ist in allen Beziehungen un-

endlich nnd Eines, wenn sie anch in uns eine Fülle von Eindrücken erzeugt, dio wir durch jene Bezeichnnngen zn unterscheiden snchen.

§. 443.

Führt man die Ursachvorhältnisse in Gedanken weiter, rückwärts wie vorwärts, so geräth die Betrachtung in eine unabsehbare Folge von Bewegungon, deren Ansbreitung nach allen Seiten unbegrenzt erscheint und znr Überzeugnng der Unendlichkeit des Seins führt.

Wir Menschen vermögen nicht diese Unendlichkeit zu fassen, denn nm vom Verstande begriffen werden zu können, muss Etwas begrenzt sein, d. h. gesonderte Eindrücke anf uns machen, und dieses ist bei der Unondlichkeit nicht möglich, weil sie ohne Grenzen soin muss, um nnendlich zu sein. Wir vermögen nnr dio Thatsacho zu erkennen, dass dio Reihenfolge der Ursach-Verhältnisse unabsehbar sei, dass wir nirgends eine Grenze entdecken; nur doshalb nehmen wir an, dass keine Grenze vorhanden sei, ähnlich wie wir die Fortführung einor Verhältnissreihe wie

1. 2. 4. 8. 16. 32.

eine unendliche nonnen müssen, weil ihre Fortsetzung nach oben (64. 128. u. s. w.) wie nach nnten ($^1/_2$. $^1/_4$ u. s. w.) keine Ende finden würde, wenn auch Millionen Menschen daran rechnen wollten.

Die Unendlichkeit ist das wirklich Daseiende; aber der Mensch hat die besonderen Eindrücke, welche er von derselben empfängt, zur Grundlage seiner Erkenntniss machen müssen, um die Welt in einzelnen Beziohungen seinem Verstande nnterwerfen und seinem Gedächtnisse einprägen zn können. Was wir erkennon, ist nur ein Theil dor Eindrücke, welche die Welt auf nns macht und um diese erfassen zn könnon, hat der Mensch sie trennen müssen von einander, so wie von allem Übrigen, weil sonst seine Fähigkeiten nicht ausgereicht hätten, um sie zn erfassen. Um die Eindrücke demnächst mit einander vergleichen zn können, kat er sich Grundmase schaffen müssen (§. 8), nach denen er die Unterschiede in durchgehenden Werthen bezeichnen konnte nnd da die Welt zweierlei Eindrücke auf ihn macht, nämlich der Raumerfüllung und der Raumveränderung, so schuf er sich anch zwoierlei Grundmase, deren vorwaltenden Eigenthümlichkeiton er in dio Begriffe Raum und Zeit oder Stoff und Kraft fasste. Diese Begriffe konnten nicht vor ihm da sein, denn ausser dem

menschlichen Verstande giebt es weder Raum noch Zeit; noch konnten sie ihm eingepflanzt sein, denn die Menschheit lebte Jahrtausende, bevor sie jene Begriffe kannte; sie sind willkürliche Annahmen des Menschen, zu denen er gelangte bei Vergleichung und Ordnung der verschiedenen Eindrücke, die er aus der Welt empfing. Der Begriff Raum entstand aus der Aneinanderfügung der verschiedenen Formen der Raumerfüllung, in denen die Aussenwelt dem einzelnen Menschen erscheint: die Eindrücke unterschied er, gab jeder nach seinem gewählten Längenmase (Zoll, Fus, Meile) eine räumliche Ausdehnung, schloss sie aber demnächst in Gedanken alle an einander und nannte dieses Raum. Den Begriff der Zeit bildete er durch Aneinanderfügung der verschiedenen Formen der Raumveränderung (Bewegung), in denen die Aussenwelt auf den einzelnen Menschen wirkt: er unterschied die Eindrücke, gab jedem nach seinem gewählten Zeitmase (Sekunde, Tag, Jahr) eine zeitliche Dauer, schloss sie aber demnächst an einander und nannte dieses Zeit. Ausser uns ist aber die Unterscheidung in Raumerfüllung und Raumveränderung nicht vorhanden, denn Jegliches ist in beständiger Umgestaltung: jedes Seiende ist erfüllend und verändernd zugleich, ist nirgends in Stillstand, dass eine Raumerfüllung festgehalten und gemessen werden könnte oder eine Veränderung ohne Raumerfüllung möglich wäre. Nur die Mängel unserer Sinne verleiten uns ein Bleibendes anzunehmen, indem sie uns die steten Umgestaltungen verhüllen und dadurch den Irrthum erregen, als liessen sich die einzelnen Formen und Bewegungen in Raum und Zeit abgrenzen.

Die gesteigerte Erkenntniss hat dazu geführt, in der Welt nicht länger eine Anzahl geschiedener Ursach-Verhältnisse zu erblicken, sondern eine geschlossene Folge, so dass jede Begebenheit, welche wir aus der vorhandenen Fülle willkürlich abtrennen, nicht anders betrachtet werden darf, als die Wirkung einer vorher gegangenen Ursache und zugleich als die Ursache einer nachfolgenden Wirkung. Dieser Zusammenhang setzt sich fort vorwärts und rückwärts in unabsehbarer Folge und wir sehen anscheinend Groses sich verlaufen in kleine Spuren oder scheinbar Kleines als Ursache von Grosem wirkend; Organisches geht aus Unorganischem hervor und fällt wieder darin zurück; die niedrigsten Gestaltungen wirken auf den Menschen und dieser die Bezüge umkehrend, wirkt auf jene zurück. So geht z. B. durch die meisten Völker Europas eine starke Scheidung zwischen Nord und Süd und eine mindere zwischen West und Ost, deren Mittellinie

von Südwest nach Nordost dem Zuge des Golfstromes folgt. Die Unterschiede lassen sich verfolgen bei den Franzosen, Engländern, Deutschen oder Italienern und ihr Grund, der im Golfstrome sich äussert, liegt in der Umdrehung der Erde, deren Verlauf es bedingt, dass der doppelte Strom von wärmerem Wasser und wärmerer Luft auf der nördlichen Erdhälfte den geraden Nordweg nach dem Pole in Nordost umsetzen muss; die Unterschiede der Geschwindigkeit der Umdrehung am Gleicher und an den Polen entstanden aber in der Urzeit als die Erde ihre Eigenbewegung im Weltenraume begann. In jenen Völkern sind also in der Gegenwart Verschiedenheiten des Menschenwesens wirksam, als Wirkungen von Ursachen der Urzeit, in welcher die sich bildende Erde in dieser Weise und nicht anders ihre Umdrehung begann; diese Eigenthümlichkeit musste wiederum die Folge vorhergegangener Ursachen sein, in der Gestalt des ersten Körpers der werdenden Erde oder in der Richtung der sich folgenden Anschlüsse. Ebenso sehen wir in der Menschheit der Gegenwart eine ganze Stufenreihe der menschlichen Bildung, vom hochgebildeten Europäer hinab zum rückständigen, hülflosen Wüstenmenschen, der vom Thiere sich hetzen lässt wie ein Wild und in seiner Entwicklung erst zu den niedrigen Stufen gediehen ist, welche wir Laster und Verbrechen nennen. Wenn wir jene Völker vergleichen wollen, können wir willkürlich einen Zeitraum von Jahrtausenden zurückgehen, oder in die Hölen des Elendes und der Verworfenheit groser Städte hinabsteigen, um den Bildungstand der Verwahrlosten zu betrachten. So wiederholt sich auch in jedem Menschen die Entwicklung seines Geschlechtes, denn der Neugeborene beginnt seine Fortbildung auf derjenigen Stufe, auf welcher die Menschheit vor Jahrtausenden stand und im vorhergegangenen unreifen Leben durcheilte er die ganze Stufenfolge des Thierreiches (§. 437), beginnend als thierische Zelle auf der rückständigen Stufe, von welcher das Thierreich vor Millionen Jahren seinen Ausgang nahm zu höheren Gebilden. Was vor undenklichen Zeiten geschah, wiederholt sich noch täglich und in den jetzt lebenden Wesen befinden sich noch solche der untersten Stufen, welche zu den ersten Gestalten gehörten, welche die Erde für das künftige Pflanzen- und Thierreich bildete; jedes entstehende Wesen ist die jüngste Gestalt einer Reihe von Ursachverhältnissen, die in besonderen Weisen ihren Verlauf nahmen, so dass dieses Wesen daraus entstand, unterschiedlich von allen anderen. An einem Baume steht jedes einzelne Blatt durch besondere Gefäse mit eigenen Wurzelfasern in der Erde in Verbindung, die

es möglich sein würde durch eine mühsame Zerlegung des Baumes hervor zu heben. Wenn eine ähnliche Zurückführung in der Menschheit möglich wäre, so könnten wir für jeden Einzelnen die besonderen Fasern hervor holen, welche ihn mit dem Urpare verbinden und weiter zurück bis zum Urwesen des Thierreiches, aus welchem durch besondere Einflüsse die Stufenleiter bis zum Menschen sich heranbildete und durch die Menschheit bis zu diesem Einzelnen. Wie die Zeit sich verliert bei Verfolgung der Kettenreihen der Ursachverhältnisse, so auch der Raum. Nicht allein unsere Sonne wirkt auf Erden, bewirkt alle Vorgänge, sondern auch ferne Sterne haben Einfluss, wie die chemische Wirkung der Stralen des Sirius erweisen und selbst der Capella, die aus Billionen Meilen Entfernung nachweisbar das salpetersaure Silber schwärzen. Von den fernsten Sternhaufen, deren Licht wahrscheinlich Millionen Jahre unterwegs ist, bevor es zur Erde gelangt, empfängt das menschliche Auge Eindrücke und da jeder Eindruck Änderungen im Menschen hervorbringt, so sehen wir Ursache und Folge sich unmittelbar verbinden durch eine Reihe von Millionen Jahren, in welcher nichts weiter liegt als eine unabsehbare Reihe von Bewegungwellen des Weltgases, zwischen dem Sternenhaufen und dem Menschenauge befindlich. Das Kind kennt ausser dem heute nur noch gestern und morgen, bei weiterer Fortbildung rechnet der Mensch nach Jahren, darauf erhebt er sich zu Weltaltern von der Schöpfung bis zum Untergange der Welt und wagt es Jahrtausende zu denken; auf höchster Stufe schwinden die Jahrtausende, denn die unabsehbare Kette der Begebenheiten lässt nur in der Nähe die einzelnen Glieder der Kette erkennen, aber in der Ferne weder Anfang noch Ende.

Ähnlich so sind die Kettenreihen der Bewegung in ihren verschiedenen Erscheinungen: von der Elektrisir-Maschine springt ein Funken über, der durch Reibung erzeugt ward; die Reibung war Folge der Bewegungen einer kleinen Dampfmaschine, also durch Dampfspannung hervor gebracht, welche die Folge der Wärme-Entwicklung war, die erzeugt ward durch Wahlverwandschaft des Sauerstoffes zur Kole, welche Letztere vor Hunderttausenden von Jahren entstand durch die Einwirkung der Sonne auf die von damaligen Pflanzen aufgenommene Kolensäure und die Bewegung der Sonne, welche jene Kolensäure zersetzte, war die Folge gewesen der Verdichtung des Sonnenkörpers, die nur dadurch so stark wirken konnte, dass der Anfang der Sonne diesem Körper das Übergewicht im Bereiche eines

Systemes verlieh, so dass die Anziehung einen so grosen Theil des Stoffes um diesen uranfänglichen Schwerpunkt ballen konnte. So zeigt sich die Kette vom Funken der Gegenwart rückwärts durch Licht, Wärme, chemische Wahlverwandschaft u. s. w. durch Jahrtausende und Billionen Jahre zum Aufange der Sonne, ohne darin die Kette in Raum und Zeit zu schliessen. Denn nicht allein dass jene Begebenheiten an weit entlegenen Stellen des Weltenraumes sich begaben, da die Sonne täglich 834,000 Meilen vorwärts eilt gegen Westen, sondern es zeigt sich auch, dass die Sonne im Zusammenhange steht mit fernen Sternen oder Schwerpunkten, dass sie wahrscheinlich einer der Körper des Sternenhaufens sei, den wir Milchstrase nennen; dass also die Ursachen ihrer anfänglichsten Bildung noch viel weiter zurückliegen, indem bei der grosen Anzahl solcher Sternenhaufen und der unermesslichen Verschiedenheit ihrer Entfernungen, unser Blick nach allen Seiten in die Unendlichkeit hinaus dringt, ohne Anhalt zu finden für Zeit und Raum.

Weil unsere Erde in ihrer Bildung am jetzigen Gleicher ihre gröste Umdrehung machte, so dass dort die von der Sonne ausgehende Bewegung als Licht und Wärme am stärksten wirken konnte, so musste auch am Gleicher das erste Leben auf Erden entstehen und sich am ehesten fortbilden können. Die örtlichen Eigenthümlichkeiten zu beiden Seiten des Gleichers wurden bestimmend für die dortige menschliche Entwicklung und ihre Spuren erhielten sich durch alle Zeiten, scharf geschieden von den jüngeren Fortbildungen im gemäsigten Erdstriche. Die ältere afrikanische Menschheit erhob sich in den Egyptern zu hoher Bildung, während die gleichzeitigen Völker Mittel-Asiens noch auf weit rückständigen Stufen lebten; jene wirkten ein auf Semiten, Inder, Perser, Hellenen und Römer, durch diese wiederum auf die späteren in Europa eingewanderten Asiaten und brachten so ihr Glauben und Wissen zur Geltung bis in die Jetztzeit. Die grimmen Übermächte der Länder am Gleicher leben noch in den Vorstellungen der Europäer, egyptisches Wissen und Treiben wirkt im Glauben und den Wissenschaften jetzt wie vor 4000 Jahren; selbst viele Gestaltungen im Christenthume lassen sich nach jenen heissen Ländern zurück verfolgen (§. 187) durch Griechenland nach Palästina, darauf nach Egypten und theilweis durch Mittel-Afrika zu den Congo-Negern, die in ihrem Fetischdienste und der Verehrung der Gebeine ihrer Vorfahren, in Laden aufbewahrt, in den Sühnen und Opfern, die Anfänge schufen zu

prunkvollen und dichterischen Gestaltungen, die bei Egyptern und Israeliten, so wie noch jetzt in unserer Mitte leben und gehegt werden, Ehrfurcht und Glauben heischend und findend bei Katholiken und Evangelischen. So verbindet sich der erste Anfang der Erdbildung mit der Religion der Jetztzeit und deren Einfluss wird augenscheinlich sich weiter erstrecken durch künftige Jahrtausende; selbst dann wenn sie bei den Europäern durch höheres Wissen ersetzt sein wird, kann sie bei Völkern der anderen Erdtheile neu aufleben, die in dem schroffen Wechsel ihrer Heimat die Grundlagen des heidnischen Semitenthumes wieder erkennen können und um deswillen pflegen werden, nachdem es längst in Europa erstorben sein wird; der Kreislauf kann es nach Jahrhunderten in christlicher Form nach seiner Urheimat an der Congoküste Afrikas zurück bringen.

So verbinden sich die Bezüge in unabsehbarer Folge vom Grösten zum Kleinsten, vom Kleinsten zum Grösten: wer einen Stein vom Strande aus in das Meer wirft, erhöht den Meeresspiegel über die ganze Erde; er verlegt den Schwerpunkt der Erde, verschiebt ihre Lage zur Sonne und auch den Schwerpunkt der Sonne, verändert die Umdrehung der Erde und ihren Umlauf um die Sonne, auch den Lauf der Sonne in ihrer Bahn; er erzeugt Wärme im Meere, bringt eine Wellenbewegung hervor, die sich weit über seinen Gesichtskreis fortsetzt; er erschüttert die Luft und erzeugt einen Ton sowol in der Luft wie im Wasser, die beide sich fortsetzen weit über den Bereich der menschlichen Sinne hinaus; er bringt ohne Zweifel Bewegungen der Elektricität, des Magnetismus und Galvanismus hervor, ausser sich wie in sich und hat mittelst des einfachen Wurfes eine Fülle von Bewegung-Erscheinungen und Veränderungen hervor gebracht, deren Einflüsse unendlich sich fortsetzen.

So stehen und leben wir inmitten der Unendlichkeit: vor und hinter uns ist Alles unabsehbar und ob wir die Raumfüllung nach Erdbahnen messen oder die Raumveränderung nach Billionen Jahren, wir gelangen nicht an die Grenze; am Ende unserer weitest reichenden Berechnungen erstreckt sich noch immer weiter die Unendlichkeit.

§. 111.

Dennoch steht der Mensch in der Unendlichkeit forschend und eingreifend, begnügt sich nicht mit stummer Verwunderung, sondern strebt hin-

aus in die Ferne, um Willen und Gesetz zu erkennen in der unendlichen Mannigfaltigkeit.

Zur Erkenntniss des Willens gelangte der Mensch am frühesten, denn der Vergleich mit seinem eigenen Wesen lag zu nahe, als dass er nicht jede Bewegung, welche fasslichen Eindruck auf ihn machte, einem fremden Willen hätte zuschreiben sollen, in ähnlicher Weise wirkend wie sein eigener Wille. Wenn er sich eine Höle wühlte und sie stürzte ein, so musste der Gedanke entstehen, dass irgend ein fremder Wille sein Werk vereitelt habe: sah er ein Wesen in der Nähe, ein Thier irgend welcher Art, so vermuthete er dessen Willen als Urheber; erspähete sein Rundblick kein Wesen dieser Art, so setzte er ein unsichtbares voraus, dessen Wille seine Höle zerstört habe. Diejenigen Völker, welche den Thierdienst pflegen (§. 33), halten das thierische Verehrungwesen fähig, mittelst seines Willens Jegliches zu bewirken; die alten Israeliten dagegen, welche den Willen in unsichtbaren Wüstengeistern (Elohim) vermutheten, dachten selbige auf Erden wandelnd und mit den Menschen redend und speisend, aber dabei fähig die Welt zu machen, Städte zu zerstören und die Erde zu überschwemmen. Die Chaldäer und Perser entdeckten so mannigfaltig wirkenden Willen, dass sie in ihren Vorstellungen (§. 80) eine endlose Stufenfolge von Geistern (Engeln, Dämonen, Dschinnen, Genien) schufen, durch die Einbildung gestaltet, je nach der besonderen Art, in welcher der Wille sich zu äussern schien. In derselben Richtung verfuhr auch die Einbildung der Hellenen schaffend, indem sie bei fortschreitender Erkenntniss jeden unterschiedlichen Willen verkörperte, bis sie in jedem Baume, jeder Grotte, jeder Quelle einen besonderen Willen zu entdecken glaubten und diesen menschenähnlich gestalteten. Mogten auch die höher Gebildeten alle Götter und Genien zusammen führen zum Zeus oder Theos, darin die Einheit des Willens erkennen und erklären wollen, der Menge des Volkes waren die unterschiedlichen Äusserungen des Willens gleich bedeutend mit Verschiedenheit der Wesen des Willens, welche sie demgemäs verschieden gestalteten. Diese rein menschliche Richtung gelangte auch im Christenthume zum Übergewichte, denn sie hatte unter Griechen und Römern wie auch unter den Teutonen zur heidnischen Zeit gegolten, so dass es nur der Namensänderung bedurfte, um die gewohnte Vorstellung von der Vielgestaltigkeit des in der Welt wirkenden Willens zu verkörpern. Es entstand demgemäs die Vertheilung der Vorgänge über eine stätig zunehmende

Zahl von Heiligen, deren Seelen, in Anlehnung an ihre irdischen Neigungen oder Beschäftigungen, die unterschiedenen Gebiete der Weltvorgänge unterstellt wurden, in solcher ausreichend scheinenden Weise, dass die Einheit des Willens (Gott) darüber zurück gesetzt ward. Am bezeichnendsten war diese Zurücksetzung ausgesprochen in einem Verse, der noch im vorigen Jahrhunderte an einem Hause in Wien zu lesen war:

„Dies Haus stand früher in Gottes Hand,
Und dennoch ist es abgebrannt.
Jetzt hab' ich's wieder aufgebaut,
Und dem heiligen Florian anvertraut.“

Die gleiche Unterscheidung des Willens nach seiner Bethätigung hat sich ebenfalls in der Wissenschaft eingebürgert und hier bis zur Jetztzeit gegolten. Man hat allerdings seit Jahrhunderten die Schöpfung-Vorstellung aufgegeben, als entstehe jedes Wesen aus Nichts und löse sich wiederum darin auf, mit Ausnahme des Menschen, von dem eine Seele übrig bleibe; man wog und erkannte, dass nicht nur ein Häuflein Asche das Wesen gebildet habe, sondern eine Menge von Stoffen, die nachweisbar anfgenommen waren und bei der Auflösung unverloren sich vertheilten. Aber zur Einheit des Willens in den mannigfaltigen Erscheinungen vermogten sich nur die Gottgläubigen zu erheben, indem sie jene Einheit auf ein unsichtbares, vollkommenes Wesen zurück führten, von dessem Willen die verschiedenartigen Vorgänge wechselnde Bethätigungen seien. Die Forscher und Denker dagegen dachten sich verschiedenartige Kräfte thätig, jede mit ihrem besonderen Bereiche und je nachdem in getrennter Weise wirkend und schaffend. So sollte die Kraft der Kristallisation das Steinreich beherrschen, die des Wachsthumes das Pflanzenreich und eine besondere Lebenskraft das Thierreich, eine Dreiheit der Kräfte, aber keine Dreieinheit wie im Gotte der Christen. Allmälig schwindet aber diese Vorstellung der Geschiedenheit, denn die Forschungen lassen erkennen, dass die Kristallisation eben so wol und in derselben Weise im Pflanzen- und Thierreiche wirksam sei, dass sie darin Mischungen bewirke, die in gleicher Weise ausser jenen Wesen erreicht werden können; sie zeigten ferner, dass die Wachsthum-Erscheinungen des Pflanzenreiches auch im Thierreiche sich wiederholen und dass die Lebenskraft, welche man zur Unterscheidung angenommen hatte, nur als eine mannigfaltigere Bethätigung desselben Willens wirke.

Vornehmlich hat dazu die Erkenntniss der Gesetze geleitet, d. h. des Durchgehenden und Gleichartigen, welches den verschiedenen Vorgängen zum Grunde liegt. Es fand sich, dass diese Gesetze gleichmäsig walten in jedem Reiche, jedem Wesen, jeder Änderung. Der Mensch wie jedes Thier oder jede Pflanze und Stein fällt von der Höhe auf die Erde nach demselben Gesetze der Fallgeschwindigkeit; jeder Körper, gehöre er dem Steinreiche, Thierreiche oder Pflanzenreiche an, zieht jeden anderen an nach dem gleichen Gesetze der Anziehung; die Stoffe verbinden und verhalten sich in allen drei Reichen gleich, möge z. B. das Eisen im Steine stecken oder in der Pflanze und im Menschenblute; das Wasser löst Stoffe oder setzt solche ab in gleichem Verhältnisse oder gleicher Art in allen Reichen; das Licht wird in allen gleichmäsig zerlegt, gebrochen, abgelenkt u. s. w.; die Wärme waltet in gleicher Art, d. h. nach denselben Gesetzen im Steine wie in der Pflanze oder dem Thiere; die magnetischen, elektrischen und galvanischen Ströme durchziehen Erde und Luft, wie Pflanze, Thier und Menschen, Jedes in Wechselbeziehung zum Anderen haltend. Die gleichen Bewegungen durchziehen die ganze Reihenfolge: was in den Beziehungen der einfachen Stoffe als Wahlverwandschaft bezeichnet wird, ist im Reiche der Pflanzen die Befruchtung, welche den Blütenstaub zur Entwicklung der Fruchtröhre treibt und sie in den Satkolben führt; sie beherrscht die singende Nachtigall wie die girrende Taube und den jammernden Kater; was den sehnsüchtigen Hund so schmeichelnd die Hündin umwedeln lässt, mag man einfach aus der Wahlverwandschaft der Stoffe erklären, ebenso wol wie die Bewerbung eines gräflichen Husaren-Offiziers um eine Crinolinen bewaffnete schöne Gräfin; die hohe Poesie der Liebe legt erst der dichtende Mensch hinein, denn alle jene Verhältnisse zeigen nur den einfachen Zug der Wahlverwandschaft, möge derselbe sich bethätigen in einfachen Stoffen oder in den Geschlechtern der Thiere und Menschen.

Betrachtet man z. B. die schwebende Magnetnadel, wie sie unwandelbar nach einer Richtung zeigt und wenn durch Menschenhand zum Abweichen gezwungen, sofort in ihre Stellung zurückkehrt, sobald der übermächtige Zwang aufhört. Nach menschlicher Gewohnheit müsste man es Willen oder gar Eigensinn nennen, denn sie verhält sich ganz wie ein eigensinniger Mensch und wenn ihr Stützpunkt noch so oft gedreht wird, sie behält ihre Richtung im Weltenraume bei. Die Forschung hat längst erkannt, dass sie von einer Strömung beherrscht werde, welche die Erde

umkreist und aus der Zunahme dieser Strömung, je mehr die Erde in ihrem Umlaufe der Sonne sich nähert, hat man schliessen dürfen, dass die Nadel von der Sonne beherrscht werde, dass also der anscheinende Eigensinn einfach die Wirkung der Anziehung sei. Ähnlicher Wille lässt sich im Pflanzenreiche nachweisen: viele Blumen, am auffälligsten die Sonnenblume, folgen täglich dem Stande der Sonne, als ob sie absichtlich wollten; in höherer Form zeigt er sich an einer Blume (Parnassia) an der, zur Zeit der Samenreife, die wagerechten Staubbeutel sich empor richten, bis sie über der Samenscheide stehen, alsdann platzen und nachdem sie den Samen ausgeschüttet haben, sich wiederum nieder legen: ein Wille liegt deutlich darin vor, wenn der Vorgang nach Vergleichung mit dem Menschenwillen erklärt werden soll. Es bedarf zur Anwendung des Wortes Willen nicht der Beschränkung auf selbstbewusste Äusserungen, um ihn in seiner Wirkung im Menschen zu unterscheiden von dem im Thierreiche u. a., denn derselbe Wille äussert sich auch unbewusst im Menschen als Athmung, Verdauung, Blutumlauf u. a., wie er andererseits selbstbewusst im Thiere wirksam ist, welches seine Entschlüsse fasst und mit Vorbedacht ausführt. Wie nahe unser selbstbewusster Wille dem unbewussten sei, vermögen wir an einem Clavirspieler zu erkennen, der die einzelnen Noten des Blattes sieht, liest, ihre Bedeutung zum Gehirne fortpflanzt und von dort aus die Finger richtig lenkt, mit einer Schnelligkeit, dass die Fassung der einzelnen Entschlüsse nicht zu seinem Bewusstseine gelangt und wenn er das bezügliche Stück genugsam einübte, mögen die Noten entfernt und die Tasten verdeckt werden, er wird fast ohne Spur von Selbstbewusstsein das Stück richtig spielen; der Wille wird in ihm wirksam sein nahezu wie in einer Walze mit Stiften, die durch Wasser oder Wind getrieben, die Clavirtasten beherrschte. So sehen wir das Kind laufen und springen, ohne die Absicht zu hegen, dadurch die Muskel zu üben oder Lunge und Herz zu entwickeln, den Stoffumsatz zu fördern und dadurch ein erwachsener Mensch zu werden; doch sind alle diese hohen Gestaltungen die Folge davon. Im Kinde wirkt derselbe Wille, der den Erwachsenen treibt sein Nervenleben zu entwickeln durch Reize, sei es durch Steigerung seiner Nahrung, durch den Anblick von Farben und Schaustellungen, durch Musik, Lesen und Zuhören u. s. w. Er wirkt auch in der Pflanze, die ihre Zweige nach allen Seiten reckt; in der Schildkröte, die ans Land geht, um ihre Eier im Sande zu vergraben; im Fischzuge, der nach der Heimat wandert, um seine

Eier abzulegen; in der Pilzspore, die auf gedeihlicher Unterlage sich festsetzt und aus derselben ihren Stoff zum Aufbaue zieht; in dem Sauerstoffe, der zu Verbindungen eilt, wie in den Sternen, die ihre Eigenbewegung fortsetzen, während sie andere anziehen und auch von anderen angezogen werden: Alles nach einem Gesetze, derselbe Wille in verschiedener Gestaltung.

Diese Gesetzmäsigkeit durchzieht Alles und Jedes: sie beherrscht ebenso das in der Luft wirbelnde Staubkorn, wie den Lauf der Sterne, und sie begegnet uns auch in der Menschheit, unbewusst wirkend. Die Menschheit vertheilt sich über beide Geschlechter nahezu gleich, so dass es wol im Einzelnen und örtlich schwanken kann, aber im Ganzen fest steht, auch alle Verschiedenheiten der Eltern wirkungslos bleiben gegenüber dem durchgehenden Gesetze, welches die Vertheilung der Gechlechter beherrscht, ähnlich den beiden Spannungen der Elektricität, vorübergehend verbunden und dennoch gespalten zu gleichen Hälften. Eine annähernde Gleichmäsigkeit durchzieht die Völker in den Zahlen der Geburten und Todesfälle, der Ehen und des verschiedenen Alters der Eheschliessenden, selbst in den Zahlen der Verbrechen und Selbstmorde. Nur zeigt sich in diesen Zahlen, die allmälig sich verbessern, am auffälligsten, dass der Wille, den wir in Allem erkennen, gleichbedeutend sei mit der Fortbildung; die uns allerdings in beiden Gestaltungen der Fortbildung und Rückbildung erscheint (§. 439), aber in Wirklichkeit ausschliesslich die Entwicklung der Welt zu höheren Formen zum Ergebnisse hat. Da überdies der Wille im Ruhezustande undenkbar ist, nicht vorhanden sein kann: so haben wir ihn als gleichseiend mit der Bewegung anzusehen, so dass also Wille, Bewegung und Fortbildung Eines und Dasselbe sind, dessen Gleichartigkeit in den Erscheinungen wir als Gesetz uns verdeutlichen.

§. 445.

Um seine Weltstellung zu erkennen und sein Leben demgemäs einzurichten, ist die Vorstellung der stufenweisen Fortbildung der Welt die geeignetste für den Menschen, denn sie erläutert ihm am deutlichsten die Wechselbeziehungen, in denen er zu der übrigen Welt steht.

Es sind in den vorhandenen Gestaltungen, so wie in den vorgehenden Umwandelungen die Beläge gegeben, aus denen gefolgert werden darf,

dass die bekannte Welt eine Selbstbildung sei (§. 439), aus einem Urzustande von Weltkörperchen in Alles erfüllenden Gasen schwebend, sich fortgebildet habend zu Sternen; dass die darunter befindliche Erde bei zunehmender Vergröserung durch Anziehung sich fortbildete (§. 430), bis sie Leben entstehen liess, in welchem die Menschheit als höchstes Erzeugniss sich heran bildete (§. 438). Die Ungleichartigkeit des Vorhandenen, der vergleichsweise verschiedene Werth, den man den einzelnen Gestaltungen beizulegen sich gezwungen sah, hat allgemein dazu geführt, eine stufenweise Eintheilung vorzunehmen und selbst die Anhänger der Schöpfung-Vorstellung haben, in Anlehnung an das sichtbar gleiche Bestreben der biblischen Beschreibung des 6 Tage Werkes, wiederholt sich bemüht eine stufenweise Anordnung aller Wesen durchzuführen. Diese Arbeit kann aber nicht vollständig gelingen, denn die vorhandene Menge der Pflanzen und Thiere, so reichhaltig sie auch erscheint, ist doch nur ein Theil des im Ganzen auf der Erde Vorhandengewesenen: die Erforschung der Erdrinde, so verhältnissmäsig gering zur Zeit, hat bereits eine Menge Spuren und Überbleibsel anderer Gestaltungen geliefert und alljährlich werden neue Entdeckungen dieser Art gemacht, so dass die Annahme nothwendig erscheint, die jetzt vorhandenen Pflanzen und Thiere seien nur die Nachfolger früherer Gestaltungen, von denen aber die meisten, ihrer leicht vergänglichen Beschaffenheit halber, keine Spuren hinterlassen haben.

Eine geschlossene stufenweise Anordnung würde also nur dann ausführbar sein, wenn uns alle Gestaltungen der Vorzeit bekannt wären, so dass es möglich würde, Jegliches an seiner Stelle einzuordnen. In Ermanglung dessen sind die versuchten Stufenfolgen lückenhaft geblieben und die ordnenden Forscher haben dadurch sich veranlasst gefunden, an denjenigen Stellen, wo in der vorhandenen Stufenreihe auffällige Lücken sich zeigen, die Scheidungen zwischen Reihen und Arten anzuordnen (§. 425), um die Übersicht des Gesammten zu erleichtern. Die erweiterte Kenntniss der vorweltlichen Pflanzen und Thiere hat zersetzend hierauf eingewirkt, indem sie zeigte, dass die verschiedenen Klüftungen nur in der jetzigen Reihenfolge sich offenbaren, aber wesentlich sich mindern, sobald man die vorweltlichen Gestaltungen mit in Betracht zieht; sie zeigte ferner, dass auch die vorhandenen Pflanzen und Thiere von allen Stufen herrühren, aber theils als Fortbildungen, anderentheils als Rückbildungen zu betrachten seien, wenn man sie mit Bildungen der Vorzeit vergleiche. Es sei als ob aus einer

zusammenhängenden Folge der Zufall an vielen Stellen Lücken gerissen habe oder wie häufig in alten Handschriften der Frevel der Menschen und der Moder der Zeit Blätter zerstört oder den grösten Theil der Schrift verwischt hat, so dass der Forscher aus den unzusammen hängenden Bruchstücken und abgebrochenen Sätzen den Zusammenhang des Werkes und seinen Inhalt erforschen soll, was ersichtlich auch beim eifrigsten Bemühen nur theilweis gelingen kann.

Die ältere Lehre in ihrer weitesten Form nimmt an, es sei zu einer Zeit von jeder Art der Pflanzen oder Thiere, je nach ihrer Fortpflanzung, eines oder ein Par von einem unsichtbaren, höchsten Wesen aus Nichts erschaffen worden und habe sich seitdem durch Fortpflanzung gemehrt. Dieselbe Vorstellung in neuerer Gestalt nimmt an, diese Neuschöpfung habe sich nach wiederholten Umwälzungen der Erdrinde mehrmals wiederholt und einer der Anhänger (Agassiz) denkt sich die Neuschöpfungen nicht in ihren erwachsenen, sondern anfänglichen Gestaltungen als Eier. Eine dritte Art der Anhänger lässt die jedesmalige Schöpfung nicht von aussen her durch ein höchstes Wesen geschehen, sondern durch gesteigerte Kraftäusserungen der Erde, welche zu bestimmten Zeiten vermöge Wesen neuer Art entstehen zu lassen. Alle Anhänger der verschiedenen Schöpfungweisen sind aber darin einig, dass die Entstehung ein Wunder gewesen sei, dessen weitere Erläuterung der menschlichen Erkenntniss verborgen bleibe.

Die neuere Lehre dagegen schliesst die Wunder im gewöhnlichen Sinne gänzlich aus, indem sie statt unbekannter Wesen oder Erdkräfte, die bekannten und noch gegenwärtig wirksamen Kräfte als ausreichende Ursache des Lebens auf Erden erkennt und in den sichtlich vorgehenden Umwandlungen nachweist; dieselben Kräfte, deren Wirken während langer Zeiträume völlig ausreichen, um die grosen Veränderungen der Erdrinde zu erklären, welche man vordem nur deshalb unbekannten und ungeheuren Mächten zuschrieb, weil man annahm, sie seien zu irgend einer Zeit plötzlich geschehen.

Die ältere Lehre vermogte nicht zu erklären, warum die Wesen von so überaus verschiedenem Werthe für den Menschen erschaffen worden seien, da doch die vorausgesetzte Weisheit der Schöpfer es hätte bedingen sollen, dass nur Wesen der höchsten Art, also Menschen, erschaffen wären; oder auch, dass wenn aus irgend einem Grunde andere Wesen hervorge-

bracht wurden, diese wenigstens mit Rücksicht auf den Menschen hätten eingerichtet sein sollen. Die augenscheinlichen Unvollkommenheiten der Welt vermogte jene Lehre nicht mit vollkommenen Schöpfern in Einklang zu setzen und deshalb fügte sie zwischen den vollkommenen Schöpfer und die unvollkommene Welt einen Demiurg (§. 415) oder verlegte die Verschlechterung in den Willen des Menschen (den Sündenfall) oder sie setzte auch dem Schöpfer eine andere Macht gegenüber (Tiube, Ariman, Satan, Teufel) und theilte demgemäs die Welt in zwei Reiche des Guten und Bösen (§. 120). Diesen Zwiespalt hat die ältere Lehre auch jetzt noch nicht lösen können, denn auch in ihrer höchsten Form verbleibt er schroff bestehend: wie ehemals der Demiurg, so musste auch jetzt der Teufel als eines der Geschöpfe des vollkommenen Schöpfers erklärt werden, also die Unvollkommenheit der Welt auch dann im vollkommenen Schöpfer ihre Quelle haben; der Sündenfall-Glaube macht sogar den vollkommenen Schöpfer mit seiner ganzen Schöpfung abhängig vom ersten Menschen, dem eigenen Geschöpfe; selbst Diejenigen, welche die Erde als Selbstgebärerin deuten, können nicht umhin die Erde der Launenhaftigkeit zu beschuldigen, die Gutes und Böses, Heilsames und Giftiges mit einander erzeugte, in Vielem sehr verständig, aber in Anderem frevelhaft verfuhr, die auch nur im endlosen Kampfe und durch gegenseitiges Auffressen ihre Erzeugnisse zu erhalten vermag.

Die neuere Lehre löst allen Zwiespalt in einfachster Weise, indem sie zeigt, dass die Vorstellungen von Vollkommenheit und Unvollkommenheit nur durch den Menschen in die Welt hinein getragen worden seien; dass Jegliches was der Mensch als unvollkommen bezeichne, die rückständigen Gebilde seien, diejenigen Gestaltungen der sich fortbildenden Welt oder Erde, welche aus irgend einem Grunde nicht zur höchsten Stufe gelangen konnten, deshalb auf einer der zahllosen tieferen Stufen verharren müssen, bis ihnen entweder die Gelegenheit zur weiteren Fortbildung in ihrer Bahn sich naht oder sie im Kampfe um das Dasein, der Rückbildung verfallend, untergehen werden gleich zahllosen Gebilden der Vorzeit. Die Stufenfolge wird uns, wenn auch lückenhaft, verdeutlicht in der Mannigfaltigkeit des Vorhandenen, von den einfachen Stoffen und deren Verbindung aufwärts durch das Steinreich, Pflanzenreich und Thierreich bis zum Menschen und darauf in der Geschichte der Menschheit von den rückständigsten Menschen und Völkern bis zu den vorgeschrittensten der Jetztzeit.

Wir begreifen, dass die Welt nach höheren Bildungen strebt und lernen auf diesem Wege:

a) die Welt viel einfacher verstehen, denn es sind bekannte und noch jetzt fortwirkende Ursachen, in denen die naheliegende Erklärung begründet liegt, so dass es nicht erforderlich ist zu Schöpfung-Wundern und guten oder bösen Wesen der aussersinnlichen Welt die Zuflucht zu nehmen;

b) das Rückständige angemessener behandeln, indem wir einerseits die Nothwendigkeit seines Daseins als vorangegangene Stufen der Erdbildung erkennen und andererseits unsere Berechtigung zur Vertilgung derjenigen Gebilde, die uns hindern und Förderung derer, die zur weiteren Fortbildung der Menschheit dienen können, in welcher, so weit wir erkennen, die Bildung der Erde gipfelt, also ihren Zweck oder ihre Bestimmung findet, der jedes Andere sich unterordnen muss;

c) das Rückständige im Menschen milder beurtheilen und die Nothwendigkeit erkennen, durch möglichst beschleunigte und verallgemeinte Fortbildung der Menschen, das Rückständige durch Vorgeschrittenes zu ersetzen, durch Lehre und Beispiel, Sitten und Gesetze den Abstand zu mindern, welcher in der Menschheit die Mehrzahl weitaus in Rückstand erhält;

d) die Weltordnung kennen, so weit sie auf unser Wohl und Wehe Einfluss hat und statt einem Wesen der aussersinnlichen Welt gegenüber zu stehen, dessen Wille uns unerforschlich sei, finden wir uns an der Spitze der Erdgestaltungen und erkennen die Ordnung in begreiflichen Gesetzen, nach denen wir unser Thun einrichten können, um unser Gedeihen und das der Menschheit zu fördern.

Die Lehre von der stufenweisen Fortbildung ist demnach der Erkenntniss wie der Moral günstiger, als die alte Lehre der wundervollen Schöpfung. Sie ist auch der Menschenliebe günstiger, denn sie lehrt, dass die Rückständigen keine Verworfene und Verächtliche oder Satanskinder seien. sondern Menschen, die durch Verhältnisse der Umgebung gezwungen, auf rückständigen Stufen sich fortbilden mussten, wo ihre Vorstellungen und Handlungen als Laster und Verbrechen sich äussern; dass es unsere Pflicht sei, sie oder ihre Nachkommen von jenen rückständigen Stufen zu erheben zu derjenigen Bildung, welche wir als menschenwürdig erkennen.

§. 446.

Die Erkenntniss der Welt als Selbstbildung führt zur Überzeugung, dass der Mensch in seiner kleinen Erdenwelt die höchste Stufe der Bildung sei, zur Herrschaft über alle anderen Bildungen berechtigt, aber ihnen keineswegs in jeder Beziehung überlegen. Er bildet eines der Glieder einer langen Kette von Bildungen, die in Ursachverhältnissen zu einander stehen und hat um seine Fortbildung zu sichern, Zweck und Mittel zu erkennen, damit er in der Stufenreihe seinen Kampf mit der übrigen Welt gedeihlich durchführe.

Der Mensch hatte von jeher und noch gegenwärtig einen endlosen Kampf zu bestehen mit der übrigen Welt, sowol der unorganischen als der organischen, wider das Pflanzenreich, das Thierreich und seines Gleichen; sein Dasein und seine Fortbildung hängen davon ab, ob er den Kampf siegreich bestehe, denn die Niederlage ist Rückbildung und vorzeitiger Tod. Ihm liegt also die Pflicht ob sich Zwecke vorzusetzen, die des Kampfes werth sind und dann durch Erkenntniss der Ursachverhältnisse sich in den Stand zu setzen, dieselben Mittel zu wählen, welche die Ursache derjenigen Wirkungen sind, die er als Zweck zu erreichen sucht.

Als höchsten Zweck lässt sich die Fortbildung der Menschheit erkennen und der Einzelne hat zu seinem Theile dessen Förderung zu bewirken. Zu diesem Ende hat er die Besonderheit seiner Stellung zu erforschen, um danach die Richtung zu erkennen, in welcher er jenen Zweck zu fördern vermöge; demnächst hat er aus den waltenden Ursachverhältnissen zu folgern, wie er zu seinem Theile ausreichend und sparsam verfahre, d. h. mit den verfügbaren Mitteln den höchsten Erfolg erziele.

Jener Zweck wie auch die dazu dienlichen Mittel sind so vielgestaltig und die Erkenntniss der Menschheit hat so manche Hindernisse überwinden müssen, bevor sie den jetzigen Stand erreichte, dass in den meisten Fällen entweder der bezügliche Theil des allgemeinen Zweckes unrichtig gewählt ward oder auch die dazu führenden Mittel, so dass die Menschheit aus grosen und unablässigen Aufwendungen verhältnissmässig geringe Erfolge erzielte. Die ganze Fülle Dessen was wir Leiden oder Sünden und Verbrechen nennen, ist die Wirkung jener Mängel; Alles was als Aberglaube bezeichnet wird, ist nur irrthümliche Annahme von Ursach-Verhältnissen;

nur durch traurige Erfahrungen hat der Mensch lernen können, seine Erkenntniss auf richtige Bahnen zu leiten. Die gleichzeitig Lebenden stehen aber nicht auf gleicher Stufe der Erkenntniss, sondern auf weit entlegenen, so dass eine Minderzahl von höchst Gebildeten, eine Mehrzahl von stufenweise Rückständigen überschaut, die je nach ihren Stufen niedere Zwecke sich setzen und niedere Mittel anwenden, um sie zu erreichen. Die höher Gebildeten haben nicht allein mit Schmerz diese zahllosen Fehlgriffe betrachtet, sondern auch Vorkehrungen treffen müssen, um den Nachtheilen derselben für das Gemeinwohl zu begegnen, indem sie Gesetze schufen zur Richtschnur der Rückständigen und Strafen verhängen über deren Verletzer.

Der höchste Zweck in Fortbildung der Menschheit wird am wenigsten erkannt, desto mehr die niedrigeren Bezüge, welche mehr oder minder, wenn auch unabsichtlich, jenem Zwecke dienen. Was den Einzelnen und auch die Verbände vor Allem beschäftigt, ist der Kampf um das Dasein (§. 371), demnächst das Streben nach Steigerung des Genusses (§. 382) und deshalb verbleibt im Leben und Wirken wenig übrig für das Streben nach höherer Bildung. Der Kampf um das Dasein ist allerdings eine nothwendige Vorstufe zum höchsten Zwecke, ebenso das Streben nach Steigerung des Genusses, aber beide sind auch starke Mittel zur Rückbildung, je geringer die Kenntniss der Ursach-Verhältnisse ist, je mehr also rückständige Mittel gewählt werden. Auf dem erstgenannten Gebiete sehen wir die ganze Fülle von Handlungen, welche als Selbstsucht, Betrug, Lüge, Diebstahl, Treulosigkeit und Mord erkannt werden; auf dem zweiten die Faulheit und Genusssucht mit allen Ausschweifungen, die den Menschen zerrütten. Es sind nicht die Zwecke, sondern die angewendeten Mittel, welche dem höchsten Zwecke der Fortbildung der Menschheit im Leben der Einzelnen entgegen wirken und nicht allein die meisten Menschen legen ihren Lebenslauf zurück, ohne ein Merkbares für den höchsten Zweck erreicht zu haben, sondern es gehen auch unausgesetzt an verschiedenen Stellen ganze Völker zu Grunde, die der Menschheit keinen angemessenen Bildungschatz vererben: Alles durch Unkenntniss der fortbildenden Mittel zu jenen zulässigen Zwecken.

Die Gefahren sind für den Menschen um so gröser, als in vielen Fällen. ein Missgriff ausreicht, um sein Leben zu enden, so dass die Früchte von tausendfältiger richtiger Wahl der Mittel mit einem Schlage verloren gehen können. Sie treten um so öfterer ein, als des Menschen Lebensthätigkeit

aus einer Folge von Entschlüssen und Thaten besteht, die in den verschiedensten Richtungen von ihm veranlasst, die Zwecke seines Lebens fördern sollen, sie aber je nach seiner Kenntniss erreichen oder verfehlen. Die Menschen haben deshalb zu keiner Zeit diesen Gefahren sich entziehen können und mussten ihnen um so öfterer unterliegen, je geringer ihre Kenntniss war, wie solches sich noch jetzt erweist beim Vergleiche rückständiger Völker mit den vorgeschrittenen. Bei jenen findet sich gewöhnlich wenig Voraussicht: sie gehen Gefahren blindlings entgegen und unterliegen, weil sie die Mittel nicht kennen; zu Zeiten des Überflusses Vorräthe anzulegen für die Zeiten des Mangels, kennen sie nicht und enden deshalb häufig durch Hungertod; den Nutzen der gegenseitigen Unterstützung begreifen sie nicht und Jeder überlässt den Anderen seinem Schicksale; Zutrauen und Ehrlichkeit sind unbekannt, dagegen alle Gräuel im Schwange, die der Vorgeschrittene verabscheuen muss. Sämmtliche Nachtheile treten lediglich deshalb ein, weil ihnen die höheren Mittel zur Sicherung des Daseins und zur Steigerung des Genusses unbekannt sind. Die Rückständigen in unserer Mitte offenbaren das Gleiche, wenn auch örtlich verschieden und minder auffällig: die Krankenhäuser und Gefängnisse sind angefüllt von Solchen, die rückständige Mittel wählten zur Erreichung der zulässigen Zwecke der Sicherung des Daseins oder Steigerung des Genusses; die zahllosen anderen Leiden, welche die übrigen Menschen als Armut, Krankheit, Reue und Scham heimsuchen, sind ebenfalls die Folge solcher verderblichen Wahl. Es hängt also die Fortbildung der Menschheit und darin die Fortbildung der Erde davon ab, dass jeder Mensch diese als das höchste Ziel aller Bestrebungen erkenne und dass er durch Ergründung der Ursach-Verhältnisse sich befähige, diejenigen Mittel zu wählen und anzuwenden, welche ihn in den Stand setzen jenen Zweck auf seiner Bahn möglichst ergiebig zu erreichen.

§. 447.

Die Fähigkeit in gegebenen Fällen die zweckmäsigsten Mittel zu wählen, bezeichnet man als Klugheit und gelten deren Vorbedingungen für alle Zwecke der Menschen, mögen diese in der Richtung zur Fortbildung der Menschheit sich befinden oder nicht.

Es lassen sich in den gangbaren Unterscheidungen drei Stufen der

Anwendung der Klugheit erkennen, gleich in der zweckmäsigen Wahl der Mittel, aber verschieden an Werth je nach der Höhe des Zweckes, den zu erzielen gestrebt wird:

Schlanheit, als unterste Stufe, auf niedere Zwecke gerichtet;

Klngheit, als höhere Stufe, zu höheren Zwecken verwendet;

Sittlichkeit, als höchste Stufe, den höchsten Zwecken gewidmet.

Ihre Zusammenfassung als Klugheit ist nicht allein stattnehmig, sondern auch vortheilhaft zur Erläuterung und vergleichsweisen Abschätzung. Jene unterste Stufe der Klugheit findet ihre Anwendung in allen Fällen, wann der Einzelne in Geltendmachung der Vortheile seines Wesens, die Fortbildung der Menschheit auf Unkosten anderer Menschen fördert; die höhere Stufe ist zn erkennen, wenn der Einzelne im Vortheile des eigenen Wesens die Fortbildung der Menschheit zu erreichen strebt durch Benutznng anderer Menschen; die höchste Stufe, wenn er, abgesehen vom eigenen Vortheile, diesen Zweck durch Fortbildung in jeder Richtung erstrebt.

Auf jeder Stufe ist der Einzelne abhängig von seiner Erkenntniss, so dass er je nachdem in seinem vorgesetzten Ziele die Fortbildung der Menschheit oder auch deren Rückbildung fördert, auch wenn er gleichzeitig grose Klugheit in der Wahl der Mittel offenbart. Als Beispiel dieses Verfahrens auf unterster Stufe kann zunächst der Sklavenhandel dienen, welcher von West-Afrika nach Amerika getrieben wird: die von den Händlern beabsichtigte eigene Bereicherung ist ein niederer Zweck und soll auf Unkosten anderer Menschen erreicht werden; aber die Mittel dazu werden mit groser Klugheit gewählt und angewendet, sowol bei Erlangung und Verschiffung der Sklaven an der Küste, wie im Bau und in der Handhabung des Schiffes auf der Reise und der heimlichen Landung in Amerika. Die Bereicherung der Händler kann der Fortbildnng der Menschheit förderlich sein, aber der frevle Handel wirkt jedenfalls rückbildend ein und die Klugheit steht demnach in ihrer Anwendung auf der untersten Stufe. Gleicher Art ist die Klugheit, welche der Sklavenhalter anwendet, um seinen Vortheil auf Unkosten der schwarzen Mitmenschen zu erlangen, obgleich schon darin die Anfänge der höheren Stufen sich andeuten, indem er nicht umhin kann, die Sklaven, wenn auch auf ihre Unkosten, so doch gleichzeitig fördernd zu benutzen, also die Fortbildnng der Menschheit in ihnen zu heben, indem er ihre Fähigkeiten entwickelt, um sie nutzbarer zu machen. Auf

niedrigster Stufe steht auch in Europa die Klugheit, welche angewendet wird, um die wenig besitzenden Genossen von den Vortheilen der Verbände fern zu halten, ihren Unterricht zu schmälern, sie von der Verwaltung auszuschliessen und ihnen unverhältnissmäsige Leistungen (Geld- und Blut-Steuern) aufzubürden. Die Mittel dazu werden zweckmäsig gewählt, aber der Zweck gehört der untersten Stufe an, denn die gesteigerte Fortbildung der mehr besitzenden Genossen wiegt nicht die geförderte Rückbildung der wenig besitzenden Mehrzahl auf und wird also auf Unkosten anderer Menschen erreicht.

Die Anwendung der Klugheit auf mittlerer Stufe findet sich am ausgebreitesten im Handel, der allerdings zum Theile auf Unkosten anderer Menschen betrieben wird, jedoch überwiegend durch Benutzung derselben. Die Klugheit des Kaufmannes richtet sich vorwaltend dahin, jeden Menschen zu bewegen für die Menschheit zu arbeiten, möglichst viele Mittel zu zum Gedeihen Aller zu schaffen und dagegen an den Genüssen derselben möglichst weit Antheil zu nehmen; er will Arbeiter und Verbraucher schaffen, damit er durch den Zwischenhandel den Vortheil erlange sich zu bereichern. Dieser Zweck gehört nicht zu den höchsten, wird auch nur erreicht durch Benutzung anderer Menschen; allein die dazu angewendete Klugheit ist der Fortbildung günstig, indem sie brachliegende Kräfte der Menschen in Thätigkeit setzt, sie also bildend übt und ausserdem das Streben nach Genuss steigert und das Streben nach höherer Bildung erregt. In tieferer Art wird diese Klugheit im Fabrikwesen angewendet, denn der Fabrikant benutzt allerdings die Menschen, sucht auch ihre Fähigkeit zu heben, aber er bemüht sich sie an den Genüssen der Menschheit möglichst wenig Theil nehmen zu lassen; er will nur Arbeiter aber keine Verbraucher schaffen und sucht durch überlegene Klugheit ihren Mangel an Voraussicht und die Verlegenheit der einseitigen Ausbildung zu benutzen, um sie auf das mindest zulässige Mas des Verbrauches hinab zu drängen, unbekümmert darum, ob ihr Wesen dadurch der Rückbildung verfalle; seine Benutzung anderer Menschen geschieht gleichzeitig auf Unkosten derselben und gehört in soweit der untersten Stufe an.

Die höchste Stufe der Klugheit ist ihre Anwendung, abgesehen vom eigenen Vortheile, zur Fortbildung in allen Richtungen. Sie offenbart sich in den Bemühungen für das Gemeinwohl und für das Wohl der gesammten Menschheit. Sie stuft sich ab nach dem vergleichsweisen Werthe des

vorgesetzten Zweckes, der Stellung, welche derselbe in der Heranbildung der Menschheit einnimmt (§. 363), ob und wie sie der Fortbildung der Zahl diene oder der Fortbildung des Menschenwesens, im Kampfe um das Dasein, in Steigerung des Genusses oder in Hebung der Bildung; je nachdem steigert sich ihr Werth bis zum höchsten.

Der Fortbildung der Zahl widmet sich jedes Ehepar und wendet seine Klugheit an, um den erzielten Nachwuchs am Leben zu erhalten. Auch jeder andere Mensch dient diesem Zwecke, wenn er seine Klugheit anwendet, menschliches Leben möglich zu machen, sei es indem er die Lebensbedingungen mehrt oder das Lebensfeindliche mindert. Wer zuerst den Menschen lehrte Ackerbau treiben, schuf Menschenleben und seine Klugheit gehörte der höchsten Stufe an, denn in mehr als 1000 Millionen der jetzt lebenden Menschen ist das Dasein abhängig von den Körnerfrüchten Reis, Mais und Getreide; wer Wildnisse urbar macht oder Sümpfe austrocknet, schafft Menschenleben; wer geschlossene Städte erweitert, Luft und Wasser reinigt, die Brutstätten der Krankheiten vernichtet, die Kenntnisse zur Pflege der Gesundheit verbreitet, Nahrungmittel verbessert, Wohnung, Kleidung und Speise wohlfeiler und dabei zuträglicher herstellt, Krankheiten heilt und verhütet u. s. w., dient der Fortbildung der Zahl. Ebenso wer die Hindernisse beseitigt, welche der Eheschliessung und dem Eheglücke entgegen stehen; wer die Pflege des Nachwuchses fördert und der frevlen Vergeudung des Menschenlebens in den Kriegen wehrt; wer zur Überzeugung bringt, dass jedes Menschenleben eine Werthsache sei, dessen Zerstörung einen Verlust bilde, der nur dann der Klugheit entspreche, wenn das Leben einem ausreichenden Gewinne geopfert werde.

Der Fortbildung des Menschenwesens dient die Klugheit, wenn sie angewendet wird, den Kampf um das Dasein zu erleichtern in einem seiner zahlreichen Gestaltungen (§. 371—380); ferner wenn sie dem Streben nach Steigerung des Genusses dient in seinen der Fortbildung günstigen Weisen, am höchsten als Dichter oder Prophet (§. 386); am vollständigsten, wenn die Klugheit verwendet wird, um durch Lehre und Beispiel den Menschen in die höheren Bereiche der Erkenntniss einzuführen. Dieses weite Gebiet der Anwendung seiner Klugheit steht jedem Menschen zur Verfügung und giebt es keine Stellung in der Welt, welche nicht für dieselbe Gelegenheit bietet, keine Stufe der Bildung, auf der nicht der erwachsene Mensch Etwas thun könnte, um andere Menschen weiter zu bilden:

die Unterschiede liegen lediglich in den Bildungstufen, auf denen die Klugheit sich bethätigt und in der geringeren oder gröseren Geltendmachung des eigenen Vortheiles.

Die Abhängigkeit der Klugheit von der Erkenutniss hat die Folge, dass die Wahrscheinlichkeit des Irrthumes gröser sei als die des Zntreffens. Der Irrthum kann nämlich zweimal eintreten: in der unrichtigen Wahl des Zweckes und in der unrichtigen Wahl des Mittels; das Zntreffen dagegen nur einmal: nämlich wenn Zweck und Mittel zugleich richtig gewählt werden. Am stärksten lässt sich solches auf der höchsten Stufe verdeutlichen, auf welcher die unrichtige Wahl erscheint in den vielen irrigen Lehren, welche von wohlmeineuden und klugen Männern, mit gänzlicher bei Seite Setzung des eigenen Vortheiles verbreitet wurden. Die Schar der Märtyrer aller Zeiten gehört zum grosen Theile dieser Richtung an; ebenso die meisten Iuquisitoreu der katholischen Kirche; eiu groser Theil der Hexenverfolger des Mittelalters; die meisten der Missionäre, welche von Enropa aus zu fremden Völkern gesandt werden; der gröste Theil der Priester aller Religionen, so weit sie den eigenen Vortheil bei Seite setzen und sich den Zweck wählen, das Unbegreifliche der aussersinnlichen Welt begreiflich zu machen. Am schärfsten entwickelte sich die Klugheit in dieser Anwendung bei den Jesuiten, die mit Meisterschaft zweckdienliche Mittel anzuwenden wussten, um den irrig gewählten Zweck der Belebung eines abgestorbenen Glaubens zu erreichen. Der Irrthum in unrichtiger Wahl der Mittel findet sich ebenfalls iu Mitgliedern der genannten Menschenklassen, welche richtig und zutreffend den Zweck der sittlichen Hebung anderer Menschen wählten, aber in den Irrthum geriethen, unanwendbare oder unfassliche Mittel zn empfehlen. Die Jünger des Buddha wollten die Menschen den zerrüttenden Genüssen entziehen, verfolgten also einen edlen Zweck; allein sie empfahlen zu dem Ende die Ertödtnug aller Begierden, die Zurückziehnng auf Beschaulichkeit, also Mittel, welche die Menschheit zur Rückbildung führen mussten. Jesus wollte die Menschen vou der Habgier und Selbsucht befreien, hatte also ein hohes Ziel erwählt; das empfohlene Mittel, alle Habe den Armen zu geben, war dagegen ein irriges, denn es hätte zur allgemeinen Armut und zur Faulheit geführt, der Gesammtheit verderblich. Wie jene hochstehenden Männer unanwendbare Mittel empfahlen zu richtig gewählten Zwecken, so wenden die meisten christlichen Missionäre der Jetztzeit unfassliche Mittel an zu richtigen Zwecken. Sie ha-

ben sich vorgenommen, die rückständigen fremden Völker zur höheren Erkenntniss und Gesittung zu leiten, also unzweifelhaft einen hohen Zweck erwählt; allein ihr Mittel ist ein unfassliches und deshalb unwirksames, denn sie wollen ihnen einen Glauben einflösen, von dem sie selbst gestehen, dass er unbegreiflich sei. Statt den Umstand zu berücksichtigen, dass die Menschheit wol auf gleichen Grundlagen aber in örtlich verschiedenen Weisen sich entwickele, also jedes Volk in seiner Weise fortgebildet werden müsse, mühen sie sich ab, ihnen Vorstellungen aufzudringen, die vor Jahrtausenden bei längst ausgestorbenen Völkern entstanden aus ganz verschiedenen örtlichen Lebensverhältnissen, wie solche in den Ländern der zu bekehrenden Völker nicht obwalten und deshalb in ihren Vorstellungen keinen Raum finden und auf ihr Leben keinen Einfluss äussern können. Das Rückbildende der beiden Irrwege kann nur seine Ausgleichung finden in der dritten Art der Bethätigung der Klugheit durch gleichzeitig richtige Wahl des Zweckes und der Mittel dazu. Durch diese richtige Wahl ist aber noch nicht das Gelingen gesichert, denn solches kann gestört werden durch äussere übermächtige Verhältnisse mannigfacher Art, welche zur Zeit der Beschlussfassung nicht herrschten und erst während der Ausführung sich geltend machten. So wollte Johann Huss in Prag die Böhmen von der päpstlichen Herrschaft befreien und ihre Vorstellungen läutern, hatte also den Zweck zur Fortbildung der Menschheit richtig gewählt; auch sein Mittel durch Predigen seine Ansichten zu verbreiten war ein richtiges, denn nur durch Lehre konnte er die Umwandlung der Vorstellungen erzielen; aber die Priesterverfolgung griff übermächtig ein und er musste sein Leben vorzeitig enden, ohne den Zweck zu sichern. In Italien und Spanien wie auch in England fielen eine Anzahl änlicher Verkünder ihrem Streben vorzeitig zum Opfer, weil ihre Klugheit nicht ausreichte, um den Erfolg zu sichern. Luther dagegen und seine Mitstreiter wurden von übermächtigen, äusseren Verhältnissen gefördert: im Vergleiche zu Huss und anderen Opfern stand ihre Wahl des Zweckes und der Mittel auf gleicher Stufe, aber der Schutz ihrer Fürsten kam ihnen zu Statten und sie konnten den Zweck erreichen. Durch gleiche Gunst konnte Zwingli seinen Zweck sichern, wenngleich er vorzeitig zum Opfer fiel. Ungeachtet jener minderen Wahrscheinlichkeit des Gelingens hat dennoch die Fortbildung der Menschheit in den zahllosen Fällen gewonnen, langsam zwar und wenig zur Zeit, aber dennoch die Rückbildung überwiegend. Theils ist

die Ursache zu entdecken in der überwiegenden Stärke der Fortbildung, in der das Leben und der Fortbestand steigend sich befestigen, wogegen die Rückbildung der Schwäche und schliesslich dem Tode verfällt, so dass ihre grösere Wahrscheinlichkeit (2 zu 1) überwiegend ausgeglichen wird durch ihre mindere Lebensfähigkeit. Ausserdem kommt hinzu, dass neben dem Rückbildenden der beiden irrigen Wahlen, jedesmal auch etwas Fortbildendes dabei zur Geltung gelangt: dieses Fortbildende, sei es auch noch so klein, lebt und wirkt fort zu höheren Gestaltungen, während das Rückbildende, sei es noch so gros, dem Untergange entgegen sinkt.

Die Verhältnisse sind aber nicht der Art, dass in jedem Menschen eine der drei Stufen der Klugheit herrschend sei, sondern es zeigt sich grose Mannigfaltigkeit entweder in seinem gleichzeitigen Thun oder in der Aufeinanderfolge seiner fortschreitenden Bildung. So zeigte z. B. der englische König George 3. (1760—1820) als Mensch die Klugheit der höchsten Stufe, indem er sich vorsetzte, abweichend von seinen Vorgängern, die Sittlichkeit anderer Menschen zu heben, indem er selbst ein sittliches, musterhaftes Leben führe: er suchte also ein edles Ziel durch zweckmäsige Mittel zu erreichen, was ihm gelang. Als König dagegen äusserte er die Klugheit der niedrigsten Stufe, denn er wählte als Zweck die Unterdrückung der Freiheiten des englischen Volkes, die Unterdrückung der Amerikaner und die Bekämpfung der aufständischen Franzosen; er wählte dazu die zweckmäsigen aber niedrigen Mittel der Bestechung und des Krieges, suchte also den Zweck der Rückbildung auf Unkosten anderer Menschen zu erreichen. Dem englischen Volke ward die Pressfreiheit und das Vereinsrecht durch den König und ein verdorbenes Parlament geschmälert; es musste Hunderttausende von Menschenleben hergeben und Hunderte von Millionen Pfund Sterling an Statsschulden sich aufbürden lassen, um der niederen Klugheit des Königs willen. Auch dem französischen Volke ward unschätzbarer Schaden zugefügt an Menschenleben und Gütern und so mussten beide Völker nebst anderen darunter leiden, dass ein musterhafter Privatmann seine Klugheit als König von England auf der untersten Stufe anwendete, weil seine geringe Erkenntniss verbunden mit Hartnäckigkeit nur ausreichte zur höchsten Klugheit für sein Sonderleben, dagegen in seiner Stellung als König ihn nicht über die unterste Stufe der Klugheit erheben konnte. Im entgegengesetzten Verhältnisse wirkte der englische König Henry 8. (16. Jahrh.): als Mensch setzte er sich niedere Zwecke und gebrauchte

niedere Mittel, war roher Wüstling und verjagte seine Frauen nach Belieben oder liess sie hinrichten, um rascher wechseln zu können; als König dagegen diente er hohen Zielen, bändigte den Adel, hob den Bürgerstand, suchte das Volk zu bilden, machte es vom Papste unabhängig und erreichte auch die Ziele, theils mit hohen theils mit niederen Mitteln, fast jedesmal aber zweckmäsig gewählt. Wie in vorstehenden beiden Fällen die Klugheit in demselben Menschen gleichzeitig auf verschiedenen Stufen wirkte, so in anderen Fällen auf einander folgend in demselben Menschen, z. B. in Napoleon 1. In den Jahren seines Consulates verfolgte er das hohe Ziel, dem durch lange Kriege und heftige Umwälzungen zerrütteten französischen Volke Ruhe und ungestörte Entwicklung zu verschaffen und wählte die dazu zweckmäsigen Mittel der Erlangung des Friedens und der Befestigung der Verhältnisse im Inneren. Späterhin setzte er sich aber das niedere Ziel der Stiftung eines Fürstenhauses und der Erweiterung des Besitzes an Land und Leuten, um daraus ein Stammgut zu machen für das Haus Napoleon; seine Mittel gehörten nunmehr der untersten Stufe der Klugheit an, denn sie waren zweckmäsig, wirkten aber auf Unkosten anderer Menschen. Sie bestanden in der Unterdrückung der Franzosen und anderer Völker; in unausgesetzter Kriegsführung, welche die betroffenen Völker zerrüttete und zuletzt dahin führte, dass nicht allein sein Zweck verloren ging, sondern auch die Franzosen einer neuen Unterdrückung durch das früher verjagte Fürstenhaus anheim fielen. In umgekehrter, steigender Folge zeigen sich häufig die Stufen der Klugheit in reich gewordenen Kaufleuten. Im Anfange haben sie sich das Ziel gesetzt, jedenfalls reich zu werden und suchen es mit den Mitteln der untersten Stufe zu erreichen, auf Unkosten anderer Menschen, durch Betrug oder Überlistung der Rückbildung dienend; reich geworden greifen sie zu den Mitteln der höheren Stufe, indem sie andere Menschen benutzen, aber zu derem Vortheile, um Arbeit zu schaffen und brach liegende Kräfte nutzbar zu machen, Handel und Verkehr zu fördern u. s. w.; späterhin erheben sie ihre Klugheit zur höchsten Stufe, indem sie, ihren Vortheil bei Seite setzend, einen Theil ihres Vermögens hingeben, um das Gemeinwohl zu fördern, wohlthätige Stiftungen zu bestreiten, Bildunganstalten zu begründen, Kunst und Wissenschaft zu fördern, also in verschiedenen Weisen die Fortbildung der Menschheit zu heben, abgemessen nach dem Stande der eigenen Erkenntniss.

Wie in den hervor gehobenen Fällen findet sich auch im gewöhnlichen

Menschenleben die Klugheit auf den verschiedenen Stufen neben einander wirkend und auf einander folgend, ohne von der äusseren Lebensstellung abzuhängen oder mit deren Hebung sich umzugestalten. In unscheinbaren wie in hohen Stellungen finden sich edle wie auch niedere Ziele, durch die Anwendung zweckmäsiger Mittel erreicht oder unzweckmäsiger Mittel verfehlt; es zeigen sich Fälle, in denen der Mensch bei Hebung seiner Stellung die Klugheit höheren Stufen zuwendet, aber auch umgekehrt; wie in anderen Fällen ein Sinken der äusseren Stellung, die Erkenntniss schärfend, die Klugheit hebt oder durch Steigerung der Verlegenheiten sie zur unteren Stufe hinab drängt. Die Klugheit des Menschen, auch in denjenigen Anwendungen, welche Selbsucht einerseits und Sittlichkeit andererseits genannt wird, ist nur die stufenweise Wirkung der Erkenntniss, angewendet auf das Ziel des Menschenlebens und die in der Welt obwaltenden Ursachverhältnisse. Je nach der Erkenntniss sucht der Mensch dieses Ziel entweder im eigenen Leben, macht dieses ungebürlich geltend und äussert also Selbsucht; oder er erkennt das Ziel in Förderung der Menschheit, lässt sein Eigenwesen zurück stehen und äussert Sittlichkeit. Je nachdem er die Ursachverhältnisse kennt, wählt er die Mittel zu seinem Zwecke; er erreicht oder verfehlt denselben, je nachdem er seine Mittel zweckmäsig wählte und übermächtige Verhältnisse ihm günstig waren oder nicht.

§. 448.

Demnach muss auch die Abmessung der Klugheit in jedem gegebenen Falle verschieden ausfallen, je nachdem die Erkenntniss des Urtheilers den Zweck hoch oder niedrig stellt, auch die angewendeten Mittel zweckmäsig findet oder nicht und den Einfluss äusserer Verhältnisse abschätzt. Diese Unterschiede im Eigenwesen der Urtheiler macht es erklärlich wie die Lehren eines Macchiavelli und das Leben eines Talleyrand oder der Jesuiten u. a. so verschieden haben beurtheilt werden können.

Am gleichmäsigsten dürfte das Verständniss zu erreichen sein, wenn in jedem der anzuführenden Fälle zuerst der Zweck ermittelt und je nachdem einer der drei Stufen der Klugheit (§. 447) eingeordnet werde; demnächst die Abschätzung der Zweckmäsigkeit des Mittels folge, wozu allerdings dem menschlichen Urtheile kein anderer Masstab gegeben ist als der Erfolg, den das Mittel in dem vorliegenden oder in ähnlichen Fällen hatte.

Macchiavelli (1469—1527), ein florentinischer Statsmann, diente seiner Vaterstadt unter schwierigen Verhältnissen, ward aber, als eine Umwälzung die Gegner zur Herrschaft gebracht hatte, abgesetzt. Er benutzte diese unfreiwillige Muse, um Betrachtungen zu veröffentlichen über die Geschichte von Florenz und über die fürstlichen Stellungen seiner Zeit. Erfüllt von der Erinnerung an die ehemalige Weltmacht des römischen Reiches, empfanden die Italiener um so schmerzlicher die Zerrissenheit ihres Vaterlandes, welche aus der Umwandlung des Lehnswesens entstanden (§. 335) war und von den unabhängigen, keinem Oberhaupte unterstellten Fürsten in endlosen Kriegen ausgebeutet ward, wobei fremde Mächte sich einmischten, deren Einflüssen das Volk nur dann sich hätte entziehen können, wenn es einig gewesen wäre. Diese Einigkeit hinderten die Fürsten und waren so nicht allein die Ursache der inneren Zerrüttungen, sondern auch der Unterdrückung durch die fremden Herrscher Deutschlands und Frankreichs. Die einzelnen Häupter Savoyens, der Lombardie, Venedigs, Florenz, des Kirchenstates und Neapels suchten einander durch Gewalt oder Trug zu beschädigen; Raub-Bündnisse wurden geschlossen und Raub-Kriege begonnen nach Willkür; Empörung und Meuchelmord (§. 203) wurden als Mittel gebraucht, um sich gegenseitig aus dem Wege zu schaffen und die schreiendsten Erpressungen wurden verübt, um die Mittel zu neuen Kriegen, zur Erlangung von Beute an Land und Unterthanen zu erlangen. Dazu war die Spaltung der Deutschen in Welfen und Waiblinger auch zu den Italienern gedrungen, welche in die beiden Läger der Guelfen und Ghibellinen sich schieden und da fast in jedem der Staten beide Parteien vertreten und mächtig waren: so herrschten auch innere Fehden: das ganze Volk ward durch die Fürsten und den Adel elend gemacht. Jeder Einsichtige erkannte den Grund des Übels und sehnte sich nach einer Einheit der Oberherrschaft, welche der inneren Zerrüttung wehre und die auswärtige Einmischung fern halte. Unter diesen Helfern mit Rath und, wenn die Noth erfordert hätte, auch mit That ragte Macchiavelli hervor, der einem italienischen Fürsten lehren wollte, wie er durch Beseitigung der übrigen Fürsten die Alleinherrschaft gewinnen und dem gesammten Volke Ruhe und Wohlstand verschaffen könne. Der Zweck war also ein edler, gehörte der höchsten Stufe an und die Mittel, welche er empfahl, waren für die damaligen Umstände zweckmäsig, wenn sie auch Verstellung und Hinterlist einschlossen, selbst den Meuchelmord. Er bewies an thatkräftigen Fürsten

jener Zeit, namentlich an dem lasterhaften Cäsar Borgia und dessen Vater, dem Papste Alexander 6., wie ein Fürst das Übergewicht erlangen könne, wenn er rücksichtlos jedes Mittel anwende, welches zum Ziele führe und dabei die Schranken unberücksichtigt lasse, welche im täglichen Leben gelten, sofern er nur kräftig, rasch und ohne andere Rücksicht als die auf das Gelingen verfahre. Es lässt sich nicht verkennen, dass seine Beweisführung damals richtig war und das Verfahren, welches er empfahl, war auch nicht von ihm erfunden, sondern das in der Geschichte seiner Zeit erprobte: die Fürsten Italiens und darunter selbst die Päpste bedienten sich solcher Mittel, um die Besitzthümer ihrer Fürstenhäuser zu mehren, oder andere Fürsten, in ihren Völkern zu schwächen, um dadurch die vergleichsweise eigene Stärke zu heben. Sollte das Volk einig werden, so blieb nur übrig, die Fürsten zu beseitigen, entweder durch Kriege oder durch Hinterlist; Macchiavelli empfahl Letzteres, weil es einfacher und rascher zum Ziele führe und weil es dem Volke die endlosen Leiden und Verlüste der Kriege ersparen sollte, deren es bedurft hätte, um die Fürsten durch siegreiche Empörungen fortzuschaffen. Er betrachtete sie wie wilde Thiere, die sein Vaterland zerfleischten und wünschte es so einzurichten, dass sie sich gegenseitig vertilgten, wie es ihrem Raubthierwesen angemessen war, und wenn erwogen wird, wie viel Elend den Italienern erspart worden wäre, wenn die gegenseitige Vertilgung in der damals zweckmäsigen Weise hätte geschehen können, so wird es bedauert werden müssen, dass die Einheit des Volkes deshalb Jahrhunderte lang unterbleiben musste.

Angesichts der Beweggründe, von denen die Fürsten seiner Zeit beherrscht wurden, musste die Rücksicht auf Zweckmäsigkeit jeder anderen voran gehen, in gleicher Weise wie man einem drohenden Mörder gegenüber die Klugheit am geeignetsten erweist, wenn man seinem Dolchstose mit einem Pistolenschusse zuvor kommt. Den Fürsten seiner Zeit gegenüber konnte der Friedfertigste keinen Frieden geniessen und der redliche Fürst wäre eine Beute der anderen geworden; es galt also Gleiches mit Gleichem zu vergelten, wenn man sich retten wollte, bevor man verloren ging. Deshalb gingen auch seine Rathschläge so weit zu sagen: „Ein Fürst, zumal ein neuer Fürst, kann nicht alle Dinge befolgen, wegen derer man die Menschen für gut hält, indem er zur Behauptnng seiner Herrschaft häufig genöthigt ist, gegen das Treuwort, die Liebe, Menschlichkeit und die Religion zu wirken.“ — „Er scheine, wenn man ihn sieht und hört,

ganz Güte, ganz Treue, ganz Menschlichkeit, ganz Redlichkeit, ganz Religion. Einem Fürsten thut es nicht Noth, alle diese Eigenschaften zu besitzen, wol aber ist es nöthig, dass er scheine sie zu haben. Jeder sieht was du scheinest, Wenige aber erkennen was du bist und diese Wenigen wagen nicht, der Meinung der Vielen, welche die Majestät schützt, zu widerstreiten. Bei den Handlungen aller Menschen, namentlich der Fürsten (über die man sich bei keinem Gerichte beschweren kann) wird auf das Ende gesehen." — „Es sorge demnach ein Fürst die Oberhand und die Regierung zu behaupten, so werden die Mittel immer ehrenvoll und von Jedermann löblich befunden werden."

Diese Rathschläge wurden zu seiner Zeit löblich befunden und haben auch seitdem bis in die Gegenwart hinein vielfach den Fürsten zur Richtschnur gedient, von denen gerade die mit dem Beinamen des „Grosen" belegten, sehr gelehrige Schüler des Florentiners gewesen sind. Verrath und Treulosigkeit, Betheurungen und Versprechungen, welche nicht gehalten werden sollten und auch frevelhaft gebrochen wurden, waren seither ganz gebräuchliche Mittel, um andere Fürsten zu berauben. Dabei wurden die edelsten Gesinnungen in Worten zur Schau getragen und Jeder suchte zu beweisen, dass seinem Gegner jede Schande zur Last falle, ihm selbst aber alle Ehre gebühre: der Erfolg war das Einzige, was als entscheidend galt. Louis 14. (der Grose) überfiel 1681 mitten im Frieden Strasburg und beraubte das Deutsche Reich durch eine Treulosigkeit, in deren Nachwirkungen beiderseitig viele Menschenleben und Güter verloren gingen. Friedrich 2. (der Grose) nahm 1740 Schlesien in Besitz, auf Grund angeblicher Erbansprüche und brachte das preussische Volk wiederholt dem Untergange nahe, damit das Stammgut des Hauses Hohenzollern um eine Provinz vermehrt werde. Durch Bestechung eines sächsischen Beamten, also eine Treulosigkeit, verschaffte er sich 1756 den geheimen Angriffsplan des östreichischen und sächsischen Fürstenhauses und überfiel in Folge dessen die Sachsen mitten im Frieden; allein der dadurch begonnene 7jährige Krieg endete zu seinen Gunsten und so war er in allen Handlungen getreu dem Macchiavelli gefolgt. Die anderen Fürstenhäuser standen keineswegs höher, vielmehr begegnete Friedrich durch seine Masnahmen nur der Hinterlist, welche die Häuser Habsburg und Sachsen, nach den Grundsätzen des Florentiners, gegen ihn ausüben wollten. Er hatte in seiner Jugend einen Anti-Macchiavelli geschrieben, in welchem er die Lehren des Floren-

tiners verdammte und zu den Grundsätzen seiner Schrift bekannte er sich auch späterhin bei jeder Gelegenheit; aber seine Handlungen erwiesen das Gegentheil und daraus folgert, dass die Bekennung entgegengesetzter Grundsätze ebenfalls nach den Lehren des Florentiners geschehen sei, welche dahin lauteten, dass es nicht nöthig sei, die Eigenschaften der Treue u. a. zu besitzen, wol aber zu scheinen, als ob man sie habe. Am augenfälligsten offenbart sich dieses in seiner Theilnahme an der Zerreissung Polens, die er hätte verhindern können, wenn er sich dagegen erklärte. Allein sein Zweck der Bereicherung des Stammgutes der Hohenzollern war ihm das höchste Ziel und getreu den Lehren des Florentiners betheiligte er sich an dem Raube; er sah nur auf den Erfolg, der allerdings nicht bezweifelt werden konnte, als drei grose Mächte ein zerrüttetes Volk überfielen. Napoleon I. (der Grose) befolgte als Kaiser dieselben Lehren, stiftete Kriege, übte List und Verrath und sah nur auf den Erfolg; er fand auch bei anderen Fürsten willige Anerkennung, sobald er den Erfolg errungen hatte und rege Beihülfe, sobald er neue Raubkriege beginnen wollte. Zur Consulwürde erhob er sich 1796 durch eine Treulosigkeit gegen seine Vorgesetzten, die Kaiserwürde erlangte er durch Verrath an der bestehenden Verfassung und die Befestigung seines neu begründeten Fürstenhauses betrieb er durch hinterlistige Gefangennehmung des spanischen Königs, durch gehässige Verfolgung der bourbonischen Prinzen im Auslande und durch den Mord des Prinzen Enghien; dabei schien er fromm, edelmüthig und zuverlässig, alles den Lehren des Florentiners gemäs. An die gangbaren Grundsätze der Ehre hielt er sich keineswegs gebunden: als 1795 das unter seinem Befehle in Egypten gelandete Heer allmälig so weit in die Enge getrieben war, dass nur noch die Übergabe verblieb, entfloh er feiger Weise, liess das ihm anvertrauete Heer im Stiche und wälzte die Schmach der Übergabe auf seinen Nachfolger; als 1812 das unter seiner Leitung in Russland vorgedrungene Heer den Rückzug von Moskau beginnen musste und die Verlegenheiten zunahmen, verblieb er nicht beim duldenden Heere, um pflichtmäsig den Rückzug zu leiten, dasselbe zu retten oder mit demselben unter zu gehen; sondern er entfloh, um sich zu retten, um sein Fürstenhaus und seine Herrschaft zu sichern, wenn auch mittlerweile das Heer darüber zu Grunde gehe. Nach den geltenden Gesetzen der Ehre war solches ein ehrloses Betragen, aber der Florentiner würde ihm gerathen haben was er that, denn es war zweckmäsig und hatte Erfolg.

Macchiavelli's Lehren waren zutreffend unter den besonderen Verhältnissen seiner Zeit und passten auch für andere Zeiten, so oft solche verworfene Zustände oder Menschen herrschten; es hiess Gift durch Gift vertreiben. Was das ganze Verhältniss zur untersten Stufe hinab bringt, waren nicht die gangbaren Mittel, sondern die Zwecke, welche die Fürsten seiner Zeit sich vorgesetzt hatten: sie wollten einander berauben, übervortheilen, gegenseitig die Völker schwächen, sämmtlich Zwecke, die der Rückbildung dienten und nur auf Unkosten anderer Menschen gefördert werden konnten. Macchiavelli's Anwendung der Klugheit gehörte jedoch der höchsten Stufe an, denn er wollte die Einheit, den Frieden und das Gedeihen des italienischen Volkes, alles der Fortbildung der Menschheit überaus günstig und die von ihm empfohlenen Mittel waren zur Zeit die zweckdienlichsten, wenn auch keinesweges für alle Zeiten zweckmäsig und empfehlenswerth oder zulässig. Sie haben trotz ihrer Rückständigkeit warme Anhänger und Befolgung gefunden bei zahlreichen Fürsten, welche niedrige Zwecke in der Erhebung ihrer Fürstenhäuser und deren Machtstellung verfolgten, wobei der Erfolg vielfach die Lehren bestätigt hat. Dadurch ist aber diese Anwendung der Klugheit nicht von der untersten Stufe zur höchsten erhoben worden, denn die Erweiterung des Landbesitzes der Fürstenhäuser und Vergröserung ihrer Menschenherden wirkte auf Unkosten anderer Menschen zu Gunsten der Rückbildung und blieb also auf unterster Stufe. Nur der Florentiner hatte in der erstrebten Einheit seines Volkes ein Ziel gesetzt, welches der Fortbildung starken Vorschub geleistet hätte, demnach der höchsten Stufe angehörte: er stand hoch, aber seine Schüler tief.

Die Lehren der Klugheit sind aber theilweis viel älter, denn der Römer Tacitus, um Christi Geburt, sagt schon: „Wo die Gewalt entscheidet, bedienen sich Diejenigen welche die Oberhand behalten, der Namen Mäsigung und Rechtlichkeit.“ Herodot (6. Jahrh. vor Chr. G.) berichtet vom persischen Könige Dareios die Lehre: „Wo du lügen musst, da lüge, denn dasselbe Ziel haben Beide vor Augen, der da lügt und der wahr redet: nämlich der Eine lügt dann, wann er durch seine Lüge Etwas einbilden und Vortheil daraus ziehen will; der Andere sagt die Wahrheit, um Vortheil zu gewinnen und die Leute sich geneigt zu machen. Wenn auch auf verschiedenen Wegen trachten Beide nach dem gleichen Ziele.“ Er berichtet noch Stärkeres von Polykrates, dem Herrscher der Insel Samos, welcher mit 150 Ruderern und 1000 Bogenschützen auf dem Meere plün-

dernd umher zog bei Feind und Freund und seine Klugheit erwies, indem er sagte, dass man seine Freunde sich stärker verbinde, wenn man ihnen Geraubtes zurück gebe, als wenn man sie unberaubt lasse. In diesen Anführungen der alten Zeit ist die Klugheit nicht zu verkennen, denn die gewählten Mittel sind zweckmässig; aber die Zwecke sind niedrige und so gehören diese Arten der Klugheit zur untersten Stufe. Ein anderer Fall, in welchem ein Mittel niederer Art, aber zweckmäsig für ein edles Ziel angewendet ward, wird von Themistokles berichtet, als ihm Angesichts des drohenden Perserkrieges, bei der vorzunehmenden Wahl des Oberfeldherrn, ein feiger Schwätzer Epikydes als Mitbewerber entgegen gestellt ward seitens der Reichen, die dem Feinde ihrer Vaterstadt geneigt waren, um ihre Schätze zu retten. Da Alles auf der Spitze stand, bewog Themistokles seinen Mitbewerber durch Bestechung zum Rücktritte und nunmehr zum Oberfeldherrn erwählt, schlug er die Perser zurück. Da die Rettung seines Vaterlandes zu den Zielen höchster Art gehörte: so war auch seine Klugheit der höchsten Stufe zuzurechnen, wenngleich das Mittel ein niedriges war. Es zeigt sich auch hierin, dass Klugheit an sich in der Wahl zweckmäsiger Mittel bestehe, dass aber ihre Werthstufe abhänge von der Wahl des Zieles, welches der Kluge sich steckt.

Ähnlich verhielt es sich mit der Klugheit Talleyrand's (1754—1838), welcher in seinem Leben den verschiedensten Statsformen und Herrschern im Ganzen 11 Treueide geschworen hatte und sie dennoch verliess, sobald er sah, dass solches klug sei. Er führte als Grund an, dass er den verschiedenen Verfassungen Treue geschworen habe, um seinem Vaterlande zu dienen; sobald aber seine Mitbürger, die das Wohl des Vaterlandes wahrzunehmen hatten, eine neuere Verfassung als zweckmäsiger erkannt hätten, sei es seine Pflicht gewesen, dieser neuen Verfassung Treue zu schwören; eine Treue, die in jeder Gestalt nur seinem Vaterlande, dem französischen Volke habe gelten können, also stets dieselbe geblieben sei. Aus gleichem Grunde habe er auch die Machthaber (Direktoren, Kaiser und Könige) verlassen, sobald er eingesehen, dass sie nicht länger dem Vaterlande dienen konnten; seine Treue sei keine Hundetreue gewesen, einem bestimmten Manne zeitlebens gewidmet, sondern dem französischen Volke; dessen Entscheidungen und Verfügungen sei er jederzeit gefolgt und habe sich bemüht ihm unter allen Umständen nach besten Kräften treu zu dienen.

Was der Klugheit in ihrer Anwendung den vergleichsweisen Werth verleiht, ist die Wahl des Zweckes, dem sie gewidmet wird und nur in diesem Sinne lässt sich der angefochtene Satz: „Der Zweck heiligt das Mittel" als richtig erkennen, dass nämlich ein Zweck höchster Art jedes zweckmäsig gewählte Mittel rechtfertige. In solchem Falle ist nämlich die Art des Mittels nicht ein Fehler des Zweckes, sondern der Menschen, durch welche der Zweck erreicht werden soll; wenn diese rückständig sind, muss das Mittel demgemäs gewählt werden, um zweckmäsig zu sein und sobald dadurch ein Zweck höchster Art sich erreichen lässt, hat die Menschheit ein edles Werk aus niederen Stoffen gewonnen. Jener Grundsatz ist deshalb so oft angefochten worden und zwar mit Recht, weil man ihn von den Jesuiten vernahm und in deren Handlungen ausgeprägt fand, und zwar war es die ältere katholische Priesterschaft, welche die Beschuldigung erhob. Es lässt sich nicht verkennen, dass die Art, in welcher die Jesuiten die feste Priesterschaft drückten, missbrauchten und beraubten (§. 213), vollständig einer falschen Deutung jenes Satzes entsprach, dass nämlich der Zweck (d. h. die Bereicherung des Ordens) jedes Mittel heilige. Die ältere Priesterschaft setzte voraus, dass die Jesuiten nicht darüber in Zweifel sein könnten, wie Beraubung der Priesterschaft-Genossen ein unheiliges Mittel sei und feindete sie deshalb an. Die Jesuiten sahen aber die Aufrichtung des katholischen Glaubensbekenntnisses als eine heilige Sache an, der jede andere Rücksicht sich unterordnen müsse; ebenso wie sie alle Mühen und Beschwerden eines Wanderlebens jenem Zwecke darbrachten, so musste auch nach ihrer Ansicht die besitzende ältere Priesterschaft Güter und Kräfte dazu hergeben, denn sie bilde mit ihnen denselben Verband und diesem gehöre Alles: die Kirche sei die Mutter Aller und ihr sei Alles und Jedes geweiht, gehöre es der älteren oder jüngeren Priesterschaft. Der Fehler der jesuitischen Anwendung jenes Grundsatzes lag in ihrer Erkenntniss, welche die Wahl des vorgesetzten Zweckes beherrschte. Sie nahmen an, dass die Aufrichtung des katholischen Glaubens der höchste Zweck sei und folgten hierin einem Irrthume, weil die erstrebte Unveränderlichkeit desselben der Fortbildung der Menschheit geradezu widersteht und so mussten auch ihre Mittel der untersten Stufe der Schlauheit und Selbstsucht entsprechen: der Zweck war ein rückständiger und dazu wählten sie niedrige Mittel. Ihre Klugheit gehörte der untersten Stufe an, weil ihr Ziel der Fortbildung feindlich war und nur auf Unkosten

anderer Menschen erreicht werden konnte. Dadurch mussten sie auch der Rückbildung so sehr verfallen, dass selbst der Papst (Clemens 14.) sich gemüssigt sah den Orden aufzuheben, der nach seinem Urtheile „ein verdummendes Unterrichts-System eingeführt, Missbrauch mit Beichte und Absolution getrieben und durch Spitzfindigkeiten den echten Glauben und die Moral zu Grunde gerichtet hätte.“ Es waren aber nicht die Mittel, sondern der gewählte Zweck, welcher die Jesuiten zu Grunde richtete; allein den Zweck genehmigten auch die Päpste, weil sie in demselben Irrthume befangen waren, dass Erstarrung der Grundzug der Welt sei und deshalb der Fortbildung widerstrebt werden müsse. In Festhaltung dieses Irrthumes hat das Papstthum den Jesuiten-Orden auch wieder aufrichten müssen, weil es einsah, dass nur dieser die zweckmäsigen Mittel zu wählen wisse. Der Irrthum in der Wahl des Zweckes gehörte also nicht den Jesuiten allein, sondern dem ganzen Priesterverbande (der Kirche) an und deshalb sah auch der Papst Pius 7. sich gezwungen, die Unfehlbarkeit seines Vorgängers preiszugeben, als er 1814 den Orden neu entstehen liess; denn die Aufrichtung des Glaubens als Zweck rechtfertigte das Mittel der Preisgebung des Glaubenssatzes, nach welchem jeder Papst, vom heiligen Geiste geleitet, unfehlbar sei.

Untersucht man die Anwendung der Klugheit im täglichen Leben: so wird sich bestätigen, dass es der Zweck sei, welcher zunächst über den Werth derselben entscheidet, nicht die Mittel; die Mittel sind einzig nach ihrer Zweckmäsigkeit zu beurtheilen und haben nur einen Vergleichswerth untergeordneter Art. Jedermann ist darüber einverstanden, dass jedes Holz oder Metall bei seiner Verwendung in seiner besonderen Art benutzt werden müsse und dass, nachdem man einen richtigen Zweck, d. h. eine nützliche Verwendung gewählt habe, man den Stoff einer beliebigen Verwendung unterwerfen dürfe, wenn solche das zweckmäsigste Mittel bilde. Ob man das Holz zerschneide oder zusammenfüge, mit Dampf behandle und biege oder es röste, ob man das Metall giesse oder schmiede, strecke oder stauche u. s. w., erscheint stattnehmig, wenn nur diese Mittel zweckmäsig sind. Die gleiche Beurtheilung gilt für die Anwendung von Thieren: jedes Thier muss in seiner Art behandelt werden, wenn es als Mittel in zweckmäsigster Weise dienen soll, wie z. B. der Hund zum Jagen oder Bewachen, nicht aber zum Reiten, das Pferd zum Reiten, Tragen oder Ziehen u. s. w. und Jedermann wird es als Klugheit deuten und gutheissen, wenn ein

stöckischer Esel zum Traben gebracht wird, indem der Reiter ihn durch einen vorgehaltenen Distelstrauch lockt. Warum sollte derselbe Grundsatz nicht auch seine Anwendnng finden, wenn es darum sich handelt, andere Menschen zu benutzen, sofern nur der Zweck höherer Art ist? Wenn eine gemeinnützige und anerkannt der Fortbildung günstige Einrichtung getroffen werden soll und Diejenigen welche über das Geld verfügen, nicht der Menschenliebe zugänglich sind, sondern nur der Eitelkeit, soll dann die gemeinnützige Einrichtung unterbleiben, bis die eitlen Geldmänner zur Menschenliebe sich fortbilden oder ist es nicht zweckmäsiger ihre Eitelkeit zu benutzen, um den edlen Zweck zu erreichen? Es ist bedauerlich, dass der Eitelkeit Vorschub geleistet werde und wäre zu wünschen gewesen, dass Menschenliebe sie erfüllete, so dass sie selbst durch ihre That gehoben würden; allein in Ermanglung dessen muss der Stoff genommen werden wie er ist, in gleicher Weise wie man Pappelholz zum Bauen nehmen müsste, wenn Eichen oder Nadelhölzer u. dgl. nicht da wären. Bei den meisten öffentlichen Anlagen wie Eisenbahnen u. a. haben die Leiter mit mehr oder minderem Verständnisse das geeignete Mittel der Habgier wählen müssen, um die Geldbesitzer zu veranlassen, die Anlagen zu unternehmen. Da diese der Mehrzahl nach kein Verständniss besitzen für Gemeinnützigkeit, mindestens darin selten einen Beweggrund erkennen, um ihr Geld herzugeben, sondern verlangen, dass ihnen im Voraus ein lohnender Gewinn durch Berechnnng erwiesen werde: so hat mit seltenen Ausnahmen die Vorausberechnnng jedesmal unrichtig aufgestellt werden müssen, um ihrer Habgier zu genügen. Selbst auf die voraussichtliche Mehrung der Erträge solcher Unternehmungen wollte die Beschränktheit der Geldbesitzer keine Rücksicht nehmen und daraus erklärt es sich dann, dass in England und Frankreich, Deutschland wie Russland und anderswo die Vorausberechnungen bei fast allen Eisenbahn-Canal- und derartigen Unternehmungen als unrichtig sich erwiesen, jedoch meistens gleichartig unrichtig auf beiden Seiten, d. h. die Ausgaben zu klein und ebenso die Einnahmen, so dass die Habgier der Geldleute dennoch ihre Befriedigung fand. Es war augenscheinlich, dass die Leiter meistens wissentlich unrichtig gerechnet hatten, aber der Zweck rechtfertigte das Mittel, denn die Habgier und Kurzsichtigkeit der Geldbesitzer liess kein anderes Mittel als zweckmäsig erkennen und es war wichtiger für die Fortbildung der Menschheit, dass jene Canäle, Eisenbahnen u. a. ehestens erbaut würden, als dass man bis dahin wartete

wann die Geldbesitzer menschenliebend und vorausblickend werden; sie waren zur Zeit nicht anders und mussten deshalb so genommen und gebraucht werden.

Bei manchen Völkern Europas ist die Genehmigung zu anerkannt gemeinnützigen Anlagen nicht zu erlangen ohne Bestechung derjenigen unteren oder oberen Beamten, von denen die Bewilligung abhängt, sei es, indem man sie durch Geldgeschenke oder Geschäftsantheile mit vorausgesichertem Gewinne besticht oder durch zugesagte Hülfe in ihrem politischen und religiösen Vorhaben u. s. w. Soll die Menschheit die Vortheile gemeinnütziger, der Fortbildung dienender Anlagen entbehren, weil Völker so kurzsichtig sind ihre Angelegenheiten durch bestechliche Menschen leiten zu lassen und von deren Genehmigung Alles abhängig zu machen? Es wäre unklug, warten zu wollen, bis die Bildung der Mehrheit dahin fortschreitet, um allenthalben nur weitblickende und edle Männer in der Verwaltung zu dulden. Die Bestechung herrscht mit wenigen Ausnahmen allenthalben und der Zweck, sofern er ein edler ist, rechtfertigt sie in ihrer verschiedenartigen Anwendung, wenn das hohe Ziel auf keinem besseren Wege zu erreichen ist, also Bestechung das zweckmäsige Mittel bildet.

Die Anwendung der Klugheit in ihrer höheren Gestaltung durch Männer von anerkannt hoher Bildung lag auch in der Art wie 1796 Laplace u. a. die Ausführung einer Gradmessung auf dem Meridiane von Paris in der Strecke zwischen Dünkirchen und Formentera erlangten, indem sie vorgeblich die Gestaltung eines neuen Grundmases (des mètre) davon abhängig machten. Sie waren zu kundig in diesem Fache, als dass sie nicht hätten wissen sollen, es sei unmöglich für alle Folgezeit das richtige Mas des Erdumfanges zu ermitteln, um den zehn milliontel Theil des Viertelkreises genau genug fest zu stellen, dass er als unwandelbares, d. h. jederzeit aus dem Erdumfange genau wieder herzustellendes Grundmas dienen könne. Die Gradmessung, welche dem höchsten Zwecke in Fortbildung der Menschheit diente, war aber in keiner anderen Weise bewilligt zu erhalten, weil die verwaltenden Männer den wissenschaftlichen Nutzen derselben nicht erkannten; deshalb war es zweckmäsig ihre Voliebe für die Einführung eines Grundmases als Mittel zu benutzen. Man hätte die gesammte Decimaleinrichtung treffen und einführen können, ohne der Gradmessung zu bedürfen, denn jedes andere Verhältniss des mètre zur alten toise hätte dieselben Dienste geleistet; es war höchst gleichgiltig, welchen

Theil des Erdumfanges das neue Mas bildete und der geltende mètre ist längst nicht mehr der zehn milliontel Theil des Viertels, wird auch künftig durch jede neue Gradmessung in ihrem Verhältnisse verändert werden. Allein der hohe Zweck rechtfertigte das Mittel; die Menschen mussten genommen und verwendet werden wie sie waren, damit nicht die Menschheit durch Unklugheit leide; die Vortheile der Gradmessung blieben unverloren, wenn sie auch dem angeblichen Zwecke nicht dienten.

Es erscheint als ein gefährlicher Grundsatz, die Mittel, also das Thun der Menschen rechtfertigen zu wollen durch den Zweck; allein Alles was sich dagegen sagen lässt, ist auf die Wahl des Zweckes zurück zu führen und findet seine Erledigung, sobald die Forschung darauf zurückgeht. Scheinbar streitet die Freiheit in der Wahl der Mittel gegen hergebrachte Regeln, die im täglichen Leben gelten und gelten müssen, wo der Einzelne dem Einzelnen gleichberechtigt gegenüber steht und Jeder das Recht haben muss sein Dasein dem Anderen gegenüber als höchsten Zweck geltend zu machen. Allein der Menschheit und ihren Zwecken gegenüber hat der Einzelne nicht dieses Recht und es müssen demgemäs höhere Regeln zur Geltung kommen, weit abweichend und selbst entgegen gesetzt.

Es giebt zweierlei Sittengesetze für das Verhältniss
der einzelnen Menschen zu einander und
der einzelnen Menschen zur Gesammtheit;

jedes herrschend auf seinem besonderen Gebiete und nur für dieses geltend. Dieser Unterschied ist so alt wie die Menschheit und entstand schon, als zuerst die Menschen zu Verbänden zusammen traten: das Gemeinwohl ward höchstes Gesetz (§. 112). Der Einzelne hatte Anderen gegenüber das Recht, sein Leben zu schützen und zu erhalten unter allen Umständen und ebenso seine Güter; dem Verbande gegenüber besas er nicht dieses Recht, denn er musste Leben und Güter dem Gemeinwohle opfern, wenn erfordert. Diese Scheidung geht durch alle Verhältnisse und bringt ganz verschiedene Regeln zur Geltung, je nachdem es sich handelt um die Zwecke des Einzelnen oder der Gesammtheit, denn die Gesammtheit ist der Beschränkungen überhoben, welche sie den Einzelnen auferlegte. Das Wirken für die Gesammtheit, für die höchsten Ziele der Menschheit, nimmt Theil an dem Vorrechte der Gesammtheit: es hat darin lediglich die Zweckmäsigkeit der Mittel zu entscheiden, auch wenn sie den für die gegenseitigen Verhältnisse der Einzelnen geltenden Regeln widerstreitet. Hieranf beschränkt sich

aber auch die Gültigkeit des Satzes, dass der Zweck das Mittel heilige, und die missbräuchliche Anwendung, welche ihn verdammungwürdig macht, liegt entweder in dem Irrthume, dass Zwecke gewählt wurden, die nicht der Fortbildung der Menschheit dienen, wie es z. B. bei den Jesuiten der Fall war oder dass sie wissentlich zu Gunsten der Vortheile Einzelner angewendet wurden, also keinen Theil hatten an dem Vorrechte der Menschheit, sondern den Sittengesetzen der Einzelnen unterworfen waren.

Die Verwechslung der Zwecke der Gesammtheit mit denen des Einzelnen hat von jeher überaus schädlich gewirkt, weil sie nicht allein über den Bereich des Glaubens sich erstreckte, sondern über alle Gebiete und ihre Anerkennung fand nicht allein bei der rückständigen Menge, sondern auch bei Hochstehenden. Viele derjenigen Bevölkerungtheile, welche den anderen zum Vorbilde dienen sollten, lassen sich nicht von den Sittengesetzen leiten, welche für die gegenseitigen Verhältnisse der Einzelnen gelten, sondern eignen sich die Befugnisse der Gesammtheit an, um demgemäs zu schalten, Alles zu thun was sie als zweckmäsig erachten für den eigenen Vortheil und Jedes erlaubt zu halten, so weit man keine Gefahr läuft ertappt und bestraft zu werden. Dieses Verfahren steht den Zwecken der Gesammtheit geradezu entgegen, denn es ist der Krieg wider dieselbe; die Gesammtheit, wenngleich sie denselben Grundsätzen folgt, hat dennoch das Recht und die Pflicht, dem Einzelnen die Anwendung derselben zu wehren.

So werden bei vielen Völkern die Zwecke des herrschenden Fürstenhauses mit denen der Gesammtheit, dem Gemeinwohle, verwechselt und demgemäs mit allen Mitteln verfolgt, welche zweckmäsig erscheinen, ohne Rücksicht zu nehmen auf die Sittengesetze, welche für die Verhältnisse der Fürsten wie für jeden Einzelnen gelten. Auf die gleiche Verwechslung gründen mächtige Verbände ihr Verfahren, so der Adel, die Priesterschaft, die Vermögenden, grose Genossenschaften, alle mehr oder weniger behauptend: „der Stat bin ich“ und den eigenen Vortheil als gleich ansehend mit dem Gemeinwohle, auch demgemäs die zweckmäsigen Mittel rücksichtlos anwendend. Dieser Missbrauch ging von jeher dem Gebrauche zur Seite: die Gesammtheit (das Volk, der Stat) verfolgte ihre Zwecke im Inneren, nach dem ihr zukommenden Rechte, mit alleiniger Rücksichtnahme auf die Zweckmäsigkeit der Mittel; die einzelnen Menschen oder Völker dagegen, statt die für ihre Verhältnisse geltenden Sittengesetze zu beachten, zogen

unbefugt die Rechte der Gesammtheit in ihren Bereich, um ihren Vortheil zu fördern mit jegliehem zweckmäsigeu Mittel. Wie der Einzelne sieh irrig und unbefugt die Rechte seines Volkes anmaste, so rissen die einzelnen Völker die Befugnisse der Mensehheit an sieh und dadurch ward ihre Klugheit zur untersten Stufe hinab gedrängt, weil sie nieht die Zwecke der Mensehheit zum Ziele nahmen, sondern den besonderen Vortheil des Eigenwesens und diesen anf Unkosten fremder Mensehen oder Völker zu fördern suehten. Es lag also aueh hier, wie überhaupt bei Anwendnng der Klugheit, der Fehler in der Wahl des Zweckes; sobald dieser verbessert wird, riehten sieh die Mittel von selbst naeh anderen Bahnen.

Es wäre unrichtig daraus zu folgern, als gölten für die Gesammtheit keine Sittengesetze, als sei es für sie unrathsam solehe anzuerkennen und z. B. in der Statslenkung (Politik) Rechtliehkeit unanwendbar, dagegen List und Ränke die höehste Klugheit. Kaum kann es eine falschere Meinung geben als diese. Die Gesammtheit ist wol der Sittenregeln überhoben, die für das gegenseitige Verhältniss der Einzelnen gelten, aber damit wird die Verletzung dieser Regeln nicht zur höchsten Klugheit; das Reeht dazu ist keineswegs Pflieht, seine Ausübung aneh nieht für gewöhnlich zweckmäsig, sondern nur ausnahmweise ein Gebot der Nothwendigkeit. Die Gesammtheit eines Volkes (der Stat) hat das Recht über das Leben und Eigenthum der Einzelnen zu verfügen, aber nur im Dienste der Meusehheit, zur Fortbildung derselben, sei es zur Erhaltung des eigenen Daseins, wie im Vertheidigungkriege oder zur Ausführnng nothwendiger Einriehtungen, zur Siehtung durch Beseitigung lästiger Mitglieder u. s. w. Sie hat aber nicht das Recht zur Verfügung, wenn sie wider die Fortbildung strebt, z. B. Raubkriege veranstaltet, einem Theile ihrer Mitglieder zustehende Rechte rauben oder vorenthalten will u. s. w. Selbst in Fällen wo ihr das Recht unbedingt zusteht, liegt ihr keineswegs die Pflieht ob es anznwenden, sondern die Frage der Zweckmäsigkeit ist vorweg bestimmend und diese muss in fast allen Fällen dahin entschieden werden, dass die höehste Klugheit es bedinge, von dem Vorrechte möglichst wenigen Gebraueh zn machen, und wenn die Nothwendigkeit solches gebiete, die Ausführung thunliehst den Sittenregeln anzuschliessen, welehe für die gegenseitigen Verhältnisse der Einzelnen gelten. Die Klugheit gebietet dieses, weil die Gesammtheit den Einzelnen zum Vorbilde dient und es den Wenigsten gegeben ist, den Unterschied zwischen den Rechten der Gesammtheit und denen der Einzelnen

so scharf aufzufassen, um davon abzustehen, die Befugnisse der Gesammtheit auf das eigene Thun zu übertragen. Dieser Mangel verdient um so mehr Berücksichtigung, als er der Mehrzahl aller Völker innewohnt und deshalb um so ungünstiger auf die Fortbildung einwirken kann. Je öfterer und eingreifender die Gesammtheit die geltenden Sittenregeln verletzt, desto mehr wird das Gleiche von den Einzelnen geschehen und die Vortheile, welche etwa dadurch dem Gemeinwohle zugeführt wurden, können unter Umständen zehnfach verloren gehen durch die Nachtheile der Nachahmung in den Einzelnleben.

Von dem Rechte der Gesammtheit haben unbefugter Weise am öftersten die Beherrscher der Völker Gebrauch gemacht, oft allerdings mit der Zustimmung des Volkes, also in dessem Auftrage, meistens aber ohne dieselbe, selbst wider dessen Willen. Namentlich in den letzten 300 Jahren der unbeschränkten Herrschaft der Legitimität (§. 337) haben die Fürstenhäuser ihre Sonderzwecke an die Stelle der Völkerzwecke und der Ziele der Menschheit gesetzt, sich auch berechtigt geglaubt, die der Gesammtheit zustehenden höheren Rechte, welche sie zum Gemeinwohle hätten anwenden dürfen, statt dessen für die Sondervortheile ihres Fürstenhauses in Ausübung zu setzen, obgleich diese unbedingt den Sittengesetzen unterstanden, welche für die gegenseitigen Verhältnisse der Einzelnen gelten. Diese Verwechslung der Berechtigung musste zum sittlichen Verderben führen, denn da ihnen die Erkenntniss des höchsten Zweckes, nämlich der Fortbildung der Menschheit fehlte, so entging ihnen auch die darin liegende sittliche Richtschnur und da die Förderung ihres Fürstenhauses auf Unkosten Anderer, als Zweck der niedrigsten Stufe der Klugheit angehört: so mussten auch die zweckmäsigen Mittel der niedrigsten Art sein. Es war reine Habsucht und diese liess sich nur befriedigen durch Gewalt und List, Raub und Verrath; daraus mussten folgerichtig einentheils die vielen Kriege der Fürstenhäuser entstehen, anderntheils die endlosen Ränke und Treulosigkeiten, welche als Statsklugheit galten. Die Fortbildung der Menschheit fand keine Berücksichtigung, selbst nicht das Gedeihen der beherrschten Völker; die Wohlfahrt der eigenen Menschenherden ward zurück gesetzt, um des Ruhmes und Reichthumes des Fürstenhauses willen und da die Einzelnen leicht begriffen, dass die Stellung des Fürstenhauses zum Sittengesetze ganz gleich sei mit derjenigen der Einzelnen, so ward um so mehr das Verfahren der Höfe ein Vorbild für sie und erschien auch ihnen Ge-

walt und List, Raub und Verrath als höchste Klugheit, die man eben sowol wie die Fürsten für Sonderzwecke verwenden dürfe. Aus diesem Grunde musste allenthalben wo die Sonderzwecke des Fürstenhauses als höchste Ziele aufgestellt wurden, um so mehr Unrecht und Sittenlosigkeit im Volke zur Geltung gelangen: Raubsucht der Beamten, Bestechlichkeit der Gerichte und Trug im Volke sind noch jetzt die folgerichtigen Wirkungen bei jenen Völkern, deren Fürstenhäuser ihre Sonderzwecke als höchste Ziele aufstellen und diesen das Gedeihen des Volkes und die Fortbildung der Menschheit unterordnen.

Die Klugheit kennt kein höheres Gebot als:

„Wähle als höchstes Ziel die Fortbildung der Menschheit; wähle und verwende die Mittel dazu nach Masgabe ihrer Zweckmäsigkeit."

Nur unter dieser Voraussetzung kann die andere Regel gelten: „der Zweck heiligt das Mittel", denn Alles was den Mitteln der Jesuiten, der Fürstenhäuser u. a. zur Last fiel, war eine Folge der unrichtigen Wahl des Zweckes, woraus die Verderblichkeit der dazu zweckmäsigen Mittel folgerichtig sich ergeben musste.

§. 149.

In allen Bewegungen, deren Aufeinanderfolge wir als Ursachverhältnisse bezeichnen und deren Gleichmäsigkeit wir in Gesetze fassen, bethätigt sich ein Streben, welches wir in seinen höheren Gestaltungen W i l l e n nennen und dabei eine Mannigfaltigkeit, welche als F r e i h e i t erklärt wird.

Gewöhnlich denkt man sich den Willen mit Bewusstsein verbunden und die Freiheit mit Willkür und nimmt beide an als nicht vorhanden, wenn jene Verbindungen fehlen. Diese Begrenzung erscheint jedoch nicht zulässig, denn schon im Menschen findet sich neben dem bewussten ein unbewusster Wille, welcher diejenigen Bewegungen unterhält, die wir Leben nennen. Unsere Athmung und der Stoffwechsel überhaupt gehört dem unbewussten Wirken des Willens an; wir vermögen sie mit Bewusstsein zu stören und zu zerstören, aber nicht willkürlich hervor zu rufen oder zeitweilig stocken zu lassen. Jene Bewegungen gehen im Kinde vor, längst bevor ein deutliches Selbstbewusstsein vorhanden ist und im unreifen Menschen gestalten sich alle Theile gänzlich ohne Bewusstsein. Das Gleiche findet

auf den rückständigen Stufen der Weltbildung statt, geht durch das Thierreich, Pflanzenreich und Steinreich hinab zu den einfachen Stoffen. Bei den höheren Thieren lässt sich wie beim Menschen das neben einander Wirken eines bewussten und eines unbewussten Willens erkennen: das Thier wählt mit Bewusstsein seine Nahrung, meidet Gefahren, sorgt mit Liebe für seine Nachkommen, sucht sie durch Kampf oder List zu schützen, richtet seinen Aufenthaltsort mit Verständniss ein u. s. w., während gleichzeitig in ihm ein unbewusster Wille den Stoffwechsel, die Eierbildung u. a. beherrscht. Da kein Grund vorliegt, um einen zwiefachen Willen anzunehmen: so bleibt nur übrig, im Menschen wie in den mit Bewusstsein wirkenden Thieren den Willen in zweifacher Äusserung zu denken. Diese Zwiespältigkeit lässt sich tief hinab verfolgen: nicht allein die Vögel bauen ihre Nester mit selbstbewusstem Willen, so dass z. B. die Schwalben solche mit oder ohne Deckel machen, je nachdem sie in Bäumen oder an geschützten Stellen nisten, sondern auch die Kerbthiere (Ameisen, Bienen, Spinnen u. a.) zeigen selbstbewussten Willen, den man irriger Weise durch die Bezeichnung als Instinkt zu einer eingepflanzten blinden Geschicklichkeit erniedrigt. Die Ameisen wissen ihre gemeinsame Wohnung mit Verständniss zu erbauen und zu vertheidigen, je nach Verschiedenheit der Umstände; sie treiben Ackerbau und Viehzucht, indem sie in Texas rund um ihren Bau den Boden bearbeiten und mit Körnern besäen, ihren Acker rein halten, die Körner ernten und aufspeichern, auch nach Bedürfniss lüften; anderwärts zwingen sie die Blattläuse, ihre Milch gebenden Kühe zu sein und an mehreren Orten fangen stärkere Arten die schwächeren und machen sie zu Sklaven in derselben Weise wie die Menschen es thun. Die Bienen, Wespen u. a. bauen ihre Waben in verschiedener Weise und Erstere treffen abweichende Einrichtungen, je nachdem der Raum beschaffen ist, in welchem sie bauen; stirbt ihre Königin durch Zufall, so ergreifen sie sofort die richtigen Mittel zum Ersatze. Die Spinnen richten ihre Netze sehr verschieden ein und wissen nicht allein die Vortheile der schrägen (diagonalen) Spannungen zu schätzen, sondern halten auch ihre Netze rückwärts durch Sturmbänder, welche den Zug des im Winde schwankenden Gespinnstes von den Hauptsträngen abnehmen. Im Fischreiche äussert sich das Bewusstsein schwächer und auf den tieferen Stufen der Wesen nicht in einer uns auffälligen Weise, obgleich selbst im Gebaren der tiefsten Formen, der Keime und Sporen, in ihrem anfänglichen Umherschwimmen und nach-

herigen Festsetzen ein Anflug von Bewusstsein sich andeutet. Wendet sich der Blick auf das Pflanzenreich, so zeigen sich auffällige Bewegungen, die dem Walten eines bewussten Willens sehr ähnlich sind. Die Schlingpflanzen und Rankengewächse zeigen z. B. einen Willen, welcher wählt: die wilde Rebe am Gemäuer empor rankend, sendet ihre Bänder aus, welche je nachdem um vorhandene Stöcke oder Zweige sich schlingen oder in Ritze kriechen, um sich festzuklammern oder auch am Ende Saugwulste entwickeln, mit denen sie sich festkleben an platte Flächen. Die Bewegung der Staubfäden der Parnassia (§. 444) sieht einer bewussten Willensäusserung sehr ähnlich; das Zusammenziehen der Sinnpflanze bei Berührung bietet keinen Unterschied vom Einziehen der Fühlhörner der Schnecke bei Betastung und scheint ebenso sehr dem Wirken eines bewussten Willens zu ähneln wie das Schliessen des Menschenauges, wenn ein fremder Gegenstand sich naht. Wir können nicht umhin den Willen durchgehends gelten zu lassen, jedoch in der Weise schaffend, dass er in Abstufungen wirkt, im Menschen unbewusst und bewusst zugleich, aber je nach der höheren Stufe der Bildung um so bewusster, bis auf rückständigster Stufe das Bewusstsein nur schwach angedeutet ist. Im Thierreiche wiederholt sich dieses, so dass die bewusste Äusserung des Willens um so mehr zurück steht, je tiefer die Stufe; noch mehr gilt dieses im Pflanzenreiche, bis im Steinreiche und den einfachen Stoffen das Streben einfach als Wille zu erkennen ist. Der Wille ist in der Wahlverwandschaft der Stoffe unverkennbar und sein Wirken in der Welt ist wie sie selbst ein stufenweises Aufstreben zum Selbstbewusstseine, welches in dem Gipfel der Erdbildung, dem Menschen, seine höchste Gestaltung erreicht, so weit wir wissen.

Der Sprachgebrauch unterscheidet die verschiedenen Äusserungen des Willens als Willen, Lebenskraft, Instinkt, Bildungtrieb, Wachsthum, Wahlverwandschaft und Naturkräfte, sämmtlich Ausdrücke zur Bezeichnung der Stufen und auch zulässig, wenn nicht vergessen wird, dass der Wille nur einer sei in Allem und nur in den Stufen seiner Entwicklung zu unterscheiden durch jene Ausdrücke. Mit dem Worte „Willen“ bezeichnet man die Bethätigung des Willens in Selbstbewusstsein, mit „Lebenskraft“ diejenige ohne Bewusstsein im Menschen, mit „Instinkt“ die bewusste im Thiere, mit „Bildungtrieb“ die unbewusste im Pflanzenreiche, mit „Wachsthum“ oder „Umsetzung“ die unbewusste im Steinreiche und mit „Wahlverwandschaft“ diejenige der einfachen Stoffe; als „Naturkräfte“ dagegen den

Willen in der einfachen Bewegung. Nicht als Verschiedenheiten im Willen, sondern als verschiedene, stufenweise Bethätigungen des einen Willens, sind die Bedeutungen jener Ausdrücke aufzufassen.

Zur Verdeutlichung des Waltens der stufenweise verschiedenen Bethätigung denken wir uns, Jemand wolle eine Luftmenge, in eine Druckpumpe eingeschlossen, auf die Hälfte des Raumes zusammen drängen, so lassen sich dreierlei Bethätigungen erkennen:

der Wille in der eingeschlossenen Luft will diese ausdehnen;

der Wille im umschliessenden Gefäse will dessen Theile zusammen halten;

der Wille des Menschen will die Luft mittelst Anwendung seiner Muskeln zusammen drücken.

Wenn der Einfachheit halber vom Willen in der Umgebung des Gefäses (Luft, Wasser, Quecksilber o. a.) abgesehen wird: so lassen sich die Gegenwirkungen jener drei Willensäusserungen genau berechnen. Es lässt sich ermitteln, welchen Druck die gepresste Luft auf die Gefäswände ausüben wird, zu je geringerer Raumerfüllung der Mensch sie zwingt; ebenso, welchen Widerstand die Gefäswände in ihrer vorliegenden Beschaffenheit leisten können; drittens welchen Druck der bezügliche Mensch in einer gegebenen Zeit auf die eingeschlossene Luft auszuüben vermöge. Es würde sich aus der Berechnung ergeben, in welchen Verhältnissen die drei Äusserungen zu einander stehen und wie diese Verhältnisse bei Steigerung der menschlichen Willensäusserungen sich ändern würden: anfänglich wären die Äusserungen des Willens im Menschen und Gefäse stärker als in der Luft und sie wird deshalb widerwillig zusammen gedrückt; bei gesteigertem Drucke wird der Wille in der Luft (ihr Widerstand) stärker als der Wille in den Muskeln des Menschen und dieser muss seine Willensäusserung aufhören lassen, d. h. die Arbeit einstellen; anderenfalls, wenn er z. B. Hebelwerke anwendet, die ihm gestatten seine Willensäusserung zu steigern durch Verlangsamung ihrer Wirkung, wird der Druck eine Grenze erreichen, wo der Wille in der gespannten Luft gröser sein wird als der Wille im Metalle der Gefäswände, so dass er die Bestandtheile der Pumpe aus einander sprengt und in seiner Ausdehnung die Gröse seines Willens sich bethätigt.

Der Wille im Menschen äusserte sich in diesem Falle selbstbewusst; es findet aber das Gleiche statt in seiner unbewussten Äusserung. Das

Herz in seinen wechselnden Zusammenziehungen lässt jedesmal einerseits eine Blutmenge aus den Rücklaufadern einfliessen und drückt es andererseits in die Schlagadern hinaus, nachdem es mittlerweile in einem Zwischenlaufe durch die Lungen verändert worden war. Der Wille im Herzen muss, indem er das Blut hinaus drückte, das dort in den Schlagadern vorhandene Blut zusammen drängen; der Wille im Blute strebt seine Raumerfüllung zu behaupten, widersteht dem Drucke und will ihn aufheben, sowol durch Gegendruck wider das Herz, wie durch Druck auf die Wandung der Schlagadern und auf die Öffnungen der Endausläufer, der Hargefäse; dagegen strebt der Wille in den Schlagadern, die Form und Weite derselben zu erhalten, widerstrebt also einer Erweiterung derselben. Stehen diese drei Äusserungen im Einklange zu einander, so ist der Mensch in dieser Beziehung gesund; ändert sich das Verhältniss, dann entstehen Störungen, das Herz vermag den Widerstand nicht zu überwinden und hört auf zu drücken oder die Schlagadern können dem Drucke nicht widerstehen und platzen, womit das Leben endet.

Der Wille ist einfach die Art des Daseins, der Bewegung in Jeglichem und dessen Äusserung abgestuft nach der Stellung in der Bildungreihe der Erde; aber bedingt in seiner Wirkung nach der Stärke des Willens in einem anderen Daseine, wider den er sich geltend zu machen hat. Die niedrigste Art des Daseins in den einfachen Stoffen äussert den Willen in rückständigster Weise gänzlich unbewusst; die höchste Art des Daseins im Menschen offenbart den Willen der höchst entwickelten Weise mit Selbstbewusstsein und Verständniss. Zwischen diesen beiden Endgliedern der Bildungreihe sind die Mittelglieder eingeschaltet, je nach ihrer Stellung stufenweise steigend den Willen der Welt äussernd, vom gänzlich Unbewussten anwachsend zum Bewussten im Thiere und Menschen. Mit dieser Steigerung wächst auch die Fähigkeit zur Bethätigung des Willens; allein diese ist jedesmal in ihrer Wirkung abhängig von dem Verhältnisse zu anderen widerstrebenden Gestaltungen des Willens, so dass je nach dem Mase die niederen Stufen das Übergewicht erlangen oder die höheren. Der unbewusste Wille in der Bewegung der Luft äussert sich viel tiefer als der bewusste Wille im sich fortbewegenden oder stehenden Menschen: dennoch kann jener als Sturm dem Menschen übermächtigen Widerstand entgegen setzen. Der unbewusste Wille im stehenden Felsen steht niedriger als der menschliche Wille, vermag aber dem Sturme übermächtig zu widerstehen,

wogegen der Wille im Menschen wiederum den Felsen zu zertrümmern vermag, was der Wille im Sturme nicht konnte. Die Werthe der verschiedenen Äusserungen des Willens in der Stufenreihe seiner Bildungen sind demnach nicht masgebend für seine jedesmalige Wirkung, sondern diese hängt ab von dem zur Zeit herrschenden Verhältnisse zwischen den sich entgegen stehenden Äusserungen des Willens. Alle Ursachverhältnisse sind solche Beziehungen, in denen verschiedene Äusserungen des Willens der Welt zu einander stehen; jede Bewegung ist das Ergebniss einer zur Zeit und örtlich übermächtigen Äusserung des Willens, auch sind Ursach und Wirkung jedesmal lediglich verschiedene Äusserungen desselben Willens und alle Bewegungen die zeitweiligen Ergebnisse des Kampfes zwischen ihnen. Es kann z. B. die Luft sich nicht fortbewegen, ohne den Willen in denjenigen Gegenständen zu überwinden, mit denen sie in Berührung kommt, seien es Wolken in der Höhe oder die Bäume u. a. auf der Erdoberfläche; der Fisch kann sich nicht schwimmend fortbewegen, ohne den Willen im Wasser zu überwinden; der Mensch kann nicht gehen ohne durch das Mas der Äusserung des Willens in ihm, die Äusserung des Willens in der Luft zu überwinden und je nachdem das Verhältniss zur Zeit sich stellt, dringt er vorwärts oder wird vom Sturme rückwärts getrieben.

Die Verhältnisse der verschiedenen Äusserungen des Weltwillens zu einander haben jedoch bei fortschreitender Entwicklung wesentlich sich verändert, in dem Mase wie das Selbstbewusstsein sich steigerte und damit der Wille zur Freiheit sich heranbildete. An den Äusserungen des Willens im unbewusst Gebliebenen vermögen wir keine Fortschritte zu entdecken: Wind und Wogen walten noch jetzt so wie vor hundert tausend Jahren, die Gesteine bilden sich in gleicher Weise wie vordem und selbst auf den höheren Stufen, in Thieren und Menschen, gestaltet der Wille, so weit er unbewusst wirkt, im Wesentlichen ebenso wie im ersten Thiere oder Menschen seiner Art. Dagegen hat das Walten des Willens im Selbstbewusstseine sich bedeutend gesteigert und bildet sich noch unausgesetzt fort in Thieren und Menschen, stufenweise anhebend bis zum Menschen und in diesem ihre höchste Gestaltung erlangend. Der Wille im Thiere selbstbewusst wirkend hat auffällige Steigerungen im Laufe der Zeit erfahren, wie am deutlichsten an denjenigen Thieren sich erweist, die in Beziehungen zum Menschen traten. Der Fuchs im hohen Norden ist ein träges, dummdreistes und unvorsichtiges Thier; sein Bruder in Mittel-Europa

dagegen ein gewandtes, schlaues und vorsichtiges geworden. Der Wille wirkt unbewusst in beiden gleich, denn ihre Nahrung und Parung ist nicht zu unterscheiden; aber in bewusster Weise wirkt er wie ersichtlich ganz verschieden und hat sich augenscheinlich in Mittel-Europa durch seine Beziehungen zum Menschen fortgebildet. Als die unbewohnten Südseeinseln zuerst von Europäern besucht wurden, wareu die Vögel so zahm, dass sie auf die Gewehrläufe sich setzten; als aber eine Anzahl erschossen worden war, bildete sich der Wille in ihnen selbstbewusst fort nnd sie flohen vor den Menscheu. Unsere Raben folgen zutraulich dem pflügenden Ackersmanne, um das empor gebrachte Gethier zu erhaschen; aber dem Jäger halten sie sich fern, auch wenn er die Flinte unter den Bauernkittel versteckt, mit welchem er sich vermummt: diese Fortbildung kann ersichtlich erst seit der Berührung mit Menschen eingetreten sein. Man hat gefunden, dass Tauben in einer Schmiede-Werkstatt an abgelegener Stelle ein Nest aus alten Hufnägeln erbaut hatten, sorgfältig die Spitzen nach aussen gerichtet: unbedingt eine Fortbildung des in ihnen bewusst wirkenden Willens. Dass in Hunden, Pferden, Elephanten u. a. der Wille selbstbewusst sich fortbildet in Berührung mit den Menschen, ist an zahlreichen Beispielen erwiesen: der Haushnnd weiss, welche Menschen er mit Freuudlichkeit oder mit Gebell zu empfangen hat; der Jagdhund kennt genau, wann er still sich verhalten soll oder bellend loszufahren hat; das Pferd kennt Wirthshäuser und Landwege, Schlagbäume nnd Ställe, gewandte oder ungeübte Reiter; der Elephant kann Kinderwärter sein oder seine gefangenen wilden Brüder zähmen, Kanonen oder Bauholz sachgemäs fortziehen oder in der Schlacht wüthende Angriffe machen. So sind im Willen, so weit er in den Thieren selbstbewusst sich äussert, zahlreiche Fortbildungen eingetreten, durch die Berührnng mit den selbstbewussten Äusserungen des Willens der Welt im Menschen. Weit reicher sind diese Fortbildungen im Menschen gewesen, denn die Unterschiede von den rückständigsten zu den vorgeschrittensten sind viel gröser als in irgend einer der höchsten Thierarten. So weit der Wille unbewusst wirkt, gestaltet er meistens gleich, denn der Stoffwechsel, das Wachsthnm und die Parung zeigeu auf allen menschlichen Stufen wenig Unterschied; aber die Fortbildung des Nervenwesens nnd namentlich des Gehirnes zeigt auffällige Unterschiede, weil sie in genauer Verbindung steht mit der Fortbildung des Selbstbewusstseines, das besondere Werkzeug oder die Gestaltung desselben ist. Der Mensch

hat nachweisbar von den Grenzen des Thierreiches sich fortgebildet im Selbstbewusstseine des Willens und dieses hat ihn in den Stand gesetzt, den Äusserungen des Willens in den unteren Stufen siegreich entgegen zu treten, die früheren Übermächte zu Untermächten herab zu setzen, indem er das Verhältniss umkehrte, in welchem die beiderseitigen Äusserungen des Willens zu einander standen. Der selbstbewusste Wille gestaltete sich in ihm als Erkenntniss und je nachdem seine Erkenntniss sich steigerte, machte er sich zum Herrn der übrigen Erdbildungen, in denen der Wille nicht in gleicher Steigerung sich fortbilden konnte; je mehr seine Erkenntniss zunahm und das Gebiet seiner Herrschaft, desto weitere Verfügung erlangte er in der Welt und desto gröser ward damit seine Freiheit.

Schon im Thiere ist die Freiheit des Willens zu erkennen, so weit derselbe sich fortbildet im Selbstbewusstseine, aber die höchste Stufe äussert sich nur im Menschen. Die menschliche Freiheit ist aber nicht Willkür, mit der sie vielfach verwechselt wird, sondern sie ist Erkenntniss, und da diese die stufenweise Fortbildung des Selbstbewusstseins bildet, so ist auch die Freiheit eine abgestufte, die von den rückständigsten Gestaltungen zur vorgeschrittensten sich erhebt mit der Erkenntniss. Wenngleich höchste Äusserung des Willens im menschlichen Selbstbewusstseine, ist sie damit der Verbindung mit den übrigen und tiefer stehenden Äusserungen des Weltwillens nicht enthoben; nur ihr Verhältniss zu denselben hat sich gehoben, in dem Mase wie die Erkenntniss sich steigerte. Zur Veranschaulichung denke man sich das Verhältniss verschiedener Menschen, die von einem Strome fortgerissen werden, so dass der unbewusste Wille im rinnenden Wasser dem bewussten Willen in jenen Menschen widersteht. Jeder von diesen hat die Willkür Mittel zu wählen zu seiner Rettung, aber nicht die Freiheit zur Anwendung derselben, denn diese ist abhängig von der Stufe seiner Erkenntniss auf das vorliegende Verhältniss angewendet: liegt darin die Kenntniss des Schwimmens, so wird der Träger des bewussten Willens sich an der Oberfläche halten; liegt darin die Besonnenheit, so wird er seine Fortbewegung mit der Strömung verfolgen, nicht wider dieselbe; hat sich die Erkenntniss zur Klugheit fortgebildet, so wird er die Richtung dem Ufer zulenken oder einer Insel, einem treibenden Gegenstande, und wenn er zu höheren Stufen gelangte, also grösere Freiheit besitzt, wird er zuvor abschätzen, ob die Insel ihm Sicherheit biete, ob der treibende Gegen-

stand ihn zu tragen vermöge u. s. w. Der Nichtschwimmer hat in dem vorliegenden Falle keine Freiheit: er wird vom Strome getödtet oder zufällig irgendwo lebend hingeworfen; nur der Schwimmer besas für den vorliegenden Fall volle Freiheit je nach dem Mase seiner Erkenntniss. Das Wirken der Freiheit ist in jedem einzelnen Menschen so verschieden wie seine Erkenntniss und in jedem einzelnen Falle so verschieden wie seine Erkenntniss der dabei wirksamen Ursachverhältnisse: der gröste Denker und der erhabenste Dichter, in denen der selbstbewusste Wille seine höchste Stufe der Bildung erreichte, muss dem Strome unterliegen, wenn ihre Erkenntniss für diesen Fall nicht das Schwimmen einschliesst; während gleichzeitig der rückständigste Mensch, ein Blödsinniger sogar, zum Herrn der Strömung wird, weil seine niedere Erkenntniss das Schwimmen einschliesst, er also für diesen Fall mehr Erkenntniss, also auch mehr Freiheit besitzt als Denker und Dichter. So ist auf allen Stufen und in jedem Falle die Freiheit abgemessen nach der Erkenntniss; auch im Verhältnisse der Menschen zu einander waltet diese Stellung wie im Verhältnisse derselben zur übrigen Welt. In der grosen Menge der Völker wirkt der Wille im Selbstbewusstseine jedes Einzelnen, aber je nach der Erkenntniss vertheilt sich die Herrschaft, also auch die Freiheit: ein Mann vermag Millionen zu lenken, weit über die Dauer des eigenen Lebens hinaus, selbst Jahrtausende hindurch, wenn seine Erkenntniss so übermächtig ward, seine Freiheit so hoch sich entwickelte.

Die Freiheit des Menschen, als höchste Äusserung des Willens der Welt, wird gewöhnlich als Willkür gedeutet und daraus der irrige Schluss gezogen, es gebe im Grunde keine Freiheit, denn Alles, also auch der Mensch, werde vom Weltlaufe beherrscht und der Mensch so sehr, dass zu jeder Äusserung seiner Freiheit Ursachen gefunden werden könnten, die seiner Willkür entzogen seien. Der Irrthum liegt gänzlich in der Verwechslung der Willkür mit der Freiheit. Der Mensch vermag allerdings nicht sich ausser sich zu setzen, noch weniger aber seine Verbindung mit der übrigen Welt zu unterbrechen, um jener Deutung der Freiheit zu genügen; seine Freiheit liegt in seiner Erkenntniss, hat also in seinem Wesen ihre Begründung und da sein Wesen einen Theil der Welt bildet, so steht es auch unter den Einflüssen des Weltlaufes. Allein der Mensch ist nicht allein leidend, sondern auch thätig und darin untersteht wiederum der Weltlauf seinem Einflusse, um so mehr, je höher und reicher seine Er-

kenntniss ist, also wirkungvoller seine Freiheit in der Wahl seiner Beweggründe. Diese Wahl ist allerdings nicht unbeschränkt, denn der mit dem Strome ringende Schwimmer kann seine Freiheit nicht verwenden, um fliegend dem Wasser sich zu entziehen oder schleunigst seine Hände zu Schwimmflossen zu entwickeln; seine Freiheit ist Erkenntniss und diese ist beschränkt auf das Menschenwesen. Die Freiheit bleibt vielmehr, je höher sie sich entwickelt von der Willkür fern, ordnet sich innerhalb der erkannten Gesetze dem Weltganzen unter, aber nicht dem Weltlaufe in seinen einzelnen Bewegungen, denn die höchste Entwicklung des Willens im Selbstbewusstseine des Menschen vermag der niederen Entwickelungen Herr zu werden und wie er einerseits vom Ganzen beherrscht wird, kann er andererseits im Einzelnen seine Herrschaft ausüben. Je mehr er die Verhältnisse der Welt erkennt, das Gleichmäsige in seinen Gedanken zu Gesetzen gestaltet und in deren Gemäsheit seine Freiheit anwendet, desto einflussreicher wird seine Übermacht; weit entfernt von den Schwankungen der Willkür wird der Mensch, je höher seine Bildung, desto mehr gleichmäsig und gesetzlich wirken. Wer die Erkenntniss und das Wesen anderer Menschen übersehaut, wird finden, dass er um so sicherer im Voraus das Thun derselben in gegebenen Fällen beurtheilen oder vorher sagen könne, je höher sie gebildet seien; dass dagegen Willkür und Unzuverlässigkeit um so stärker einwirken auf unteren Stufen. Es ist eine allgemeine Klage der Reisenden unter rückständigen Völkern z. B. Mittel-Afrikas, dass deren Entschlüsse und Äusserungen beständig schwanken, reine Willkür sie beherrsche und selten Jemand sich verlassen könne auf dasjenige was sie sagen und thun. Nach der gangbaren Verwechslung der Willkür mit der Freiheit, müssten also jene rückständigen Völker die freiesten Menschen der Erde sein und dagegen der gebildete Europäer, welcher sich in jedem Augenblicke gebunden erachtet, der unfreieste. Gerade das Gegentheil ist der Fall, denn Jener ist Sklave und dieser ist frei, obgleich seine Freiheit beschränkt erscheint; die Freiheit des Europäers ist höhere Erkenntniss, deshalb ist er an die erkannten Gesetze der Welt gebunden, vermag aber eben dadurch deren Ursach-Verhältnisse zu benutzen, um Herr zu sein. Auch den willkürlichen Schwarzen kann er durch Furcht oder Hoffnung zum blindfolgenden Sklaven machen, wenn er seine überwiegende Erkenntniss benutzen will, um ihn zu lenken, denn Freiheit steht höher als Willkür.

Um an einem Beispiele das Gesetzmäsige des von der Erkenntniss geleiteten Willens, der Freiheit, zu zeigen, denken wir uns am Meeresstrande mit einem kundigen Lotsen. Auf hoher See, jenseit der Sandbank treibt der Sturm ein Schiff der Küste zu, wo der schützende Hafen sich befindet, aber nur durch eine schmale Querrinne in der Sandbank zugänglich. Auf dem Schiffe sind wenig Segel aufgesetzt, es wird hin und her geleitet und verändert häufig seine Richtung. Unser Lotse zieht seine Schlüsse dahin, dass an Bord ein kundiger Mann sich befinde und äussert: „der Mann kennt unsere Küste, sein Schiff gehorcht nicht genau dem Steuer, er macht eine kühne Wendung scharf an der Sandbank, dies vermag kein Fremder, es muss einer von unseren Lotsen an Bord sein; noch einmal lavirt er hinaus, jetzt wendet er, lässt mehr Segel aufziehen, richtet sein Schiff wundervoll, macht sein verzweifeltes aber einzig mögliches Verfahren so genau, wie es nicht jeder von unseren Leuten versteht; jetzt erreicht er die Rinne, fährt harscharf hindurch, es muss der alte Jakob sein, dem macht es Keiner nach.“ Wir sehen, der alte Jacob von seiner Erkenntniss geleitet, handelte so gesetzmäsig, dass ein anderer Lotse aus der Entfernung nicht allein dieses erkennen konnte, sondern auch seine Eigenthümlichkeit, um seine Person bezeichnen zu können; dennoch war der alte Jakob ein freier Mann.

Der Zusammenhang konnte in diesem Falle aber nur erkannt werden von einem Sachkundigen, denn nur dieser vermochte im Voraus zu wissen, was und von wem es geschah. In diesem Vorauswissen liegt die Menschenkenntniss und in dieser der Hebel zur Menschenbeherrschung, so dass Derjenige, welcher höhere Erkenntniss besitzt, zum Herrn aller anderen von niederer Erkenntniss wird und darin seine Freiheit bethätigen kann. Je nach dem Stande seiner eigenen Erkenntniss erstreckt sich diese Herrschaft über Menschen: je höher er steht, desto höhere Stufen kann er beherrschen; je tiefer, auf desto niedrigere Menschen ist er beschränkt. Diese Beherrschung darf aber nicht geschätzt werden nach dem äusseren Anscheine, sondern lediglich nach dem thatsächlichen Verhältnisse und der Dauer der Herrschaft, so dass man von dem chinesischen oder russischen Kaiser nicht sagen darf, er beherrsche so viele Millionen Menschen, sondern nur, dass ihm Gelegenheit geboten sei, solche Herrschaft auszuüben; dass aber diese nur so weit reiche, wie seine Erkenntniss ihm übermächtigen Einfluss erwirke. Wie oft haben nicht in früheren Zeiten feile Weiber die Statsan-

gelegenheiten groser Völker beherrscht und noch jetzt herrschen hie und da Kammerdiener, Adjudanten oder Beichtväter der Fürsten in grösserer Freiheit als der Fürst selbst, weil ihre Erkenntniss, wenn auch an sich wenig vorgeschritten, sie dennoch höher stellt als die des Fürsten und deshalb der bewusste Wille im Fürsten dem in jenen Menschen bewusst wirkenden Willen sich unterordnet, deren Freiheit also auch um so viel höher steht.

Hienach lässt sich die Bedeutung des freien Willens überhaupt erkennen, namentlich auf dem Gebiete menschlichen Thuns, welches als das sittliche, das der Moral bezeichnet wird. Die Menschen haben bei steigender Fortbildung in ihren Vorstellungen die Handlungen unterschieden und zur Richtschnur bei der Wahl ihre Erkenntniss in Sittengesetzen ausgeprägt, deren Gemeinsames in die Bezeichnung „Moral" zusammengefasst wird. Diese Gesetze sind von den vorgeschrittensten Männern ihrer Zeit aufgestellt worden, hinterher verändert, theils aufgehoben, anderntheils ersetzt oder ergänzt worden, so dass bei Vergleichung der Gesetze verschiedener Zeiten oder Völker, je nach dem Stande der Erkenntniss die Moral ganz verschiedene Bedeutung hat. Handlungen, welche in früheren Jahrtausenden als moralisch galten oder noch jetzt bei rückständigen Völkern oder unter rückständigen Verhältnissen so angesehen werden, z. B. Mord, Raub, Diebstahl, Lüge, Unzucht, Sklavenhaltung u. a. werden bei den Europäern der Gegenwart als unmoralisch bezeichnet, und je nachdem muss die Freiheit des Menschen eine tiefere oder höhere sein. Deshalb hat es auch niemals durchgehende Sittengesetze gegeben, wenngleich die Moral, als Streben nach sittlicher Freiheit, als bleibendes Streben sich bethätigte in den nach der jeweiligen Erkenntniss geschaffenen Gesetzen. Diese herrschenden Gesetze einer Zeit sind jedesmal die von der gesteigerten Erkenntniss der höher Gebildeten verbesserten Sittengesetze früherer Zeiten; da aber die gleichzeitig Lebenden nur zum geringsten Theile zu den höchst Gebildeten gehören, die übrigen aber auf den verschiedenen rückständigen Stufen der Erkenntniss leben: so ist die natürliche Folge, dass die überwiegende Mehrzahl nicht auf der Höhe der Sittengesetze stehe, sondern gleich mit der Moral früherer Zeiten oder rückständiger Völker, um so weiter abwärts, je rückständiger ihre Erkenntniss, also auch ihre Freiheit. Der raubende Beduine oder Indianer der Jetztzeit steht mit den raubenden Friesen und Dänen des Mittelalters auf gleicher Stufe der Moral,

ebenfalls mit dem raubenden Eroberer des 19. Jahrh. und dem Attila des 5. Jahrh., denn jeder von ihnen lebte auf derjenigen Stufe der Erkenntniss, also der sittlichen Freiheit, auf welcher der Raub als sittlich gilt, dem moralischen Selbstbewusstseine genügt. Auch in dieser Richtung der Fortbildung der Menschheit giebt es also keine Gegensätze, sondern nur Stufenfolgen. Was wir als unsittlich oder Immoralität bezeichnen, sind nur die verschiedenen rückständigen Stufen in der Fortbildung der sittlichen Freiheit, also der Erkenntniss; es sind niedrige Äusserungen des Willens der Welt im Selbstbewusstseine der Menschen.

Die Zusammenfassung des Erläuterten ergiebt folgende Sätze:

a) in allen Wesen zeigt sich ein unbewusster Wille, aus welchem der bewusste Wille sich fortbildet, beide steigend von den rückständigen Wesen der niederen Stufen zum Menschen hinauf, in der Menschheit seine höchste Gestaltung entwickelnd, aber ungleich in den Einzelnen wirkend;

b) beide Willensarten äussern sich im Zusammenhange mit der übrigen Welt, zu der sie in nothwendiger Wechselbeziehung stehen, jedoch verschieden nach der Stufe, auf welcher der Wille im Einzelnwesen sich entwickelt hat und dem Verhältnisse, in welchem er in einzelnen Fällen zu anderen Äusserungen des Willens der Welt steht, zu denen er in Ursach-Verhältnisse geräth;

c) im Menschen äussert sich der bewusste Wille als Freiheit nach Masgabe der Erkenntniss, so dass Jeder nach der Stufe seiner Erkenntniss die Wirkung seiner Freiheit gestaltet, um so weiter herrschend, je höher der bewusste Wille der Welt in ihm zur Erkenntniss ausgebildet ward: Sokrates, Plato, Aristoteles, Jesus, Gregor 7., Luther u. a. herrschten ohne fürstliche Macht Jahrhunderte lang über weite Bereiche, wogegen die Wirkung fürstlicher Helden kaum ihre Lebensdauer hindurch auf kleinen Gebieten anhielt;

d) die höchste Freiheit einer Zeit gestaltet sich in den Sittengesetzen, welche die Vorgeschrittensten nach Masgabe ihrer Erkenntniss abfassten und aus derem Gemeinsamen der Begriff der Moral gebildet ward;

e) die Sittengesetze wurden nach Masgabe der fortschreitenden Erkenntniss verändert und da die Bildung zeitlich und örtlich ver-

schieden war: so herrschten nicht allein in den auf einander folgenden Zeiten, sondern auch in den gleichzeitig lebenden Völkern oder Genossen des gleichen Volkes, die verschiedensten Sittengesetze, je nach den Stufen der Erkenntniss;

f) der Weltwille als Selbstbewusstsein im Menschen, ist auf allen Stufen ein Ringen nach Erkenntniss, nach Freiheit und Sittlichkeit; es giebt also keine Gegensätze im Thun der Menschen, sondern nur ein stufenweises über und unter einander; Alles Gestaltungen des gleichen Willens und Ausflüsse des Weltganzen in seinen Bewegungen.

§. 450.

Alle Richtungen führen dahin die Welt in der Menschheit zu erkennen, in ihr Alles wieder zu finden, was wir in der Welt und als Welt auffassen, aber im Menschenwesen grösstentheils zum Höchsten entwickelt.

Betrachtet man den Willen der Welt in seiner einfachsten Äusserung als Anziehung, so findet sich diese am weitesten herrschend in den Verhältnissen der einfachen Stoffe zu einander und der Weltkörper in ihrem gegenseitigen Verhalten. Alle Sterne ziehen sich gegenseitig an, nicht allein in der Art, dass die Sonne ihre Planeten und diese ihre Monde, auch die Sonne ferne Kometen anziehe, sondern auch die Planeten ziehen sich gegenseitig an und ihre Monde ziehen auch die Sonne und Kometen an; ebenso wirken die Kometen und Ärolithen anziehend nach allen Seiten; wie jeder fremde Stern auf die einzelnen Körper unseres Sonnensystemes anziehend wirkt, so auch diese zurück auf jene, ohne dass eine Grenze anzunehmen wäre. Jeder einzelne Bestandtheil der Erde wirkt anziehend auf jeden anderen und nach allen Seiten in das Weltall hinaus; der Einfluss ist in allen Fällen vorhanden, wenn auch seine Wirkung für uns unmessbar bleibt. Die Anziehung lässt sich auch erkennen in allen höheren Gestaltungen: sie ist es, welche als Wahlverwandschaft der Stoffe bezeichnet wird, aus derem verschiedenartigen Walten die Mischungen und Umsetzungen entstehen, welche das Steinreich gestalten, auch das Leben der Pflanzen, Thiere und Menschen. Durch Anziehung ballten sich die Sterne, darunter die Erde; es häufte sich die Lufthülle und daraus entstanden Wasser, Wärme, Licht, Magnetismus und Fortbildung des Lebens zu höheren Gestaltungen, bis alle Formen und Äusserungen im Menschenwesen ihre

höchste Stufe erreichten. Die Anziehung der Erde fesselt den Menschen an sich und die gegenseitige Anziehung hält seine Gestalt zusammen, gleich allen anderen Gestaltungen der Erde; ebenso vollzieht sie als Wahlverwandschaft alle Umsetzungen der Gebilde in ihm, wirkt ein auf die Dauer seines Lebens und dessen Äusserungen jeder Art bis zu den höchsten Schöpfungen seines Verstandes; Magnetismus, Elektricität und Galvanismus sind Bewegungen in ihm wie ausser ihm; Wärmeentwicklung ist die Bedingung seines Lebens wie alles Übrigen; das Licht ist seinem Wesen nothwendig wie jedem anderen, ihm aber noch mehr, denn es ist die Quelle seiner Fortbildung und nur im Lichte konnten sich seine Augen öffnen, sein Gehirn zum Denken sich fortbilden, seine Freiheit heranreifen.

Was wir demnach als Gesetze der Weltbildung bezeichnen, muss sich auch im Menschen wieder finden, so z. B. die Mischverhältnisse der Stoffe. Jeder einfache Stoff, sei er gasig, flüssig oder fest, vom leichtesten (Wasserstoff) bis zum schwersten (Platin) verbindet sich mit anderen nach festen Verhältnissen, denen jedesmal ein unwandelbares Mischgewicht (Äquivalent) zum Grunde liegt. Um diese Verhältnisse in Zahlen auszudrücken, wählt man gewöhnlich den leichtesten Stoff als Einheit und so bildet sich unter den meist verbreiteten Stoffen folgende Verhältnissreihe:

H	Wasserstoff	$1,_{00}$
C	Kolenstoff	$6,_{00}$
O	Sauerstoff	$8,_{00}$
Al	Thonmetall	$13,_{716}$
N	Stickstoff	$14,_{00}$
S	Schwefel	$16,_{00}$
Ca	Kalkmetall	$20,_{00}$
Si	Kiesel	$22,_{221}$
Na	Natronmetall	$22,_{973}$
Fe	Eisen	$28,_{00}$
P	Phosphor	$31,_{436}$
K	Kalimetall	$39,_{115}$ u. s. w.

Es verbinden sich also 8 Gewichte Sauerstoff mit 14 Gewichten Stickstoff, was man nach den vorgesetzten Anfangsbuchstaben ihrer lateinischen Namen bezeichnet mit NO, also beide in einfacher Verhältnissmenge, d. h. 14 und 8. Es verbinden sich aber auch 14 Gewichttheile (1 Äquivalent) Stickstoff mit 16, 24, 32 und 40 Gewichttheilen Sauerstoff, in denen die

Grundzahl 8 mehrfach enthalten ist und man bezeichnet deshalb diese Verbindungen als diejenige von einem Äquivalente Stickstoff mit 2, 3, 4, 5 Äquivalenten Sauerstoff. Es giebt:

NO Stickstoffoxydul
NO_2 Stickstoffoxyd
NO_3 Salpetrige Säure
NO_4 Untersalpetersäure
NO_5 Salpetersäure

Die wichtigsten Mischverhältnisse finden sich in völlig gleicher Weise in der ganzen Reihe der Gestaltungen waltend, bis zum Menschen hinauf und in demselben. In gleicher oder ähnlicher Weise lassen sich aber auch die höheren Gestaltungen im Thier- und Menschenleben erläutern, wenn das Verhältniss zwischen dem unbewusst und dem bewusst wirkenden Willen zur Grundlage genommen wird und man zur schärferen Unterscheidung, Ersteren als Willen (W) bezeichnet, Letzteren als Selbsterkenntniss (S). Es lassen sich die grösten Verschiedenheiten erläutern, je nachdem man diese beiden Grundwesen in verschiedenen Masen gemischt denkt, wie z. B. im Thierreiche von den untersten Stufen an der Wille überwiegend und erst stufenweise die Selbsterkenntniss erwachsend: von W (dem einfachen unbewussten Willen), dann SW_{100} durch das Thierreich allmälig ansteigend auf SW_{99}, SW_{98}, SW_{97} u. s. w. stufenweise zum rückständigsten Menschen SW_{10}; darauf in der Fortbildung der Menschheit zu SW_9, SW_8 u. s. w. bis zuletzt in der einfachen Form SW, die Selbsterkenntniss (der bewusste Wille) mit dem (unbewussten) Willen gleichstehend. Um diese Mittelform schwanken die Mischungen nach beiden Seiten und so entstehen, wenn man dabei den Werth von $S = 10$ und $W = 1$ setzt, verschiedene Abstufungen des Menschenwesens, wie z. B.

rückständige Erkenntniss mit starkem Willen (SW_2) = 12 als erste Stufe
,, ,, ,, schwachem ,, (SW) = 11 ,, zweite ,,
vorgeschrittene ,, ,, ,, ,, ($S_{3/2}W$) = 16 ,, dritte ,,
,, ,, ,, starkem ,, (S_2W) = 21 ,, vierte ,,

Zur ersten, d. h. vergleichsweise untersten Stufe, lassen sich die zahlreichen Eroberer rechnen, welche an der Spitze groser Heere, mit einem eisernen Willen aber geringerer Selbsterkenntniss, die Menschheit verwüstend und theilweise ordnend durchzogen, ohne anderen Zweck als eine wachsende Menschenmenge unter ihrer Herrschaft zu haben. Sie lassen den

stufenweisen Vergleich zu zwischen Attila oder Tamerlan (SW_5), Dareios u. a. (SW_4), Alexander (SW_3) bis zu Napoleon (SW_2), sofern man den Werth ihrer Erkenntniss nach den Zielen ihrer Anwendung bemisst, worin der einzige Masstab ihrer Beurtheilung als Mitglieder der Menschheit liegt. Dieser Stufe gehört auch die rückständigste Menge an, der sogenannte Pöbel und sehr viele Herrscher der Menschen bei rückständigen und vorgeschrittenen Völkern. Der zweiten Stufe (SW) wäre die Mehrzahl der Menschen zuzurechnen, die grose Menge der Harmlosen, welche in engen oder weiten Kreisen mit beschränkten Fähigkeiten in hergebrachter Weise walten. Der dritten Stufe ($S_{3/2}W$) gehörte der gröste Theil der Gelehrten und Statsmänner an, auch ein Theil der höher Gebildeten in jedem Volke, wie auch die Genies, namentlich unter den Künstlern: erleuchtete Männer auf besonderen Gebieten des Wissens oder von umfassendem Gemeinwissen, aber ungeneigt dieses geltend zu machen, wenn dazu starker Widerstand überwunden werden soll, theils ungeeignet zur Selbstbeherrschung. Der vierten, vergleichsweise höchsten Stufe (S_2W) gehören Diejenigen an, welche ihre höhere Erkenntniss wirken lassen, unbekümmert um die Gröse des Widerstandes, aber unter sich abgestuft von Denen, welche dem Widerstande jedenfalls Trotz bieten und als Kämpfer fallen (Jesus, Giordano Bruno, Huss u. a.) bis zu Denen, welche den Widerstand zu beschränken oder zu spalten wissen und ihr Ziel erreichen, ohne das Opfer zu werden (Muhammad, Luther u. a.).

Jene vier Stufen in ihren Gestaltungen des täglichen Lebens lassen sich auch in anderer Weise bezeichnen als

Rohheit und Eigensinn,
Furcht und Gutmüthigkeit,
Duldsamkeit und Wohlwollen,
Weisheit und Festigkeit.

So lassen sich auch die Tugenden als Steigerung der günstigen Mischungen erläutern, deren ungünstige Verhältnisse die Laster bilden, wie z. B. Mordlust, Feigheit, Friedfertigkeit, Tapferkeit als vier Stufen gedeutet werden könnten der Mischung von Willen (Thatenlust) und Erkenntniss. So liesse sich das Leben der Einzelnen in der Menschheit für jeden besonders in eine Formel fassen, welche dem waltenden Verhältnisse zwischen den unbewussten und bewussten Äusserungen des Willens in ihm den gebürenden Ausdruck gäbe. Dabei würde allerdings die Menge des Wir-

kens nicht zum Ausdrucke gelangen, sondern nur das Verhältniss der Verbindung, in gleicher Weise wie man auch in den Mischformeln der einfachen Stoffe nicht ihre Menge bezeichnet. Es würde also der Strasenräuber mit dem Eroberer gleiche Mischverhältnisse enthalten können, wiewol jener nur einzelne Menschen ausraubt und dieser ganze Völker, jener am Galgen endet, wogegen dieser den Beinamen „der Grose" erhält und durch Denkmäler gefeiert wird. Die Menge der Wirkung liegt nicht im Mischverhältnisse (dem Wesen) des Menschen begründet, sondern in seiner Stellung zur übrigen Welt und dem Weltlaufe, die zufällig einen Menschen in der Mongolei als Räuber wirken und enden lassen, obgleich seine Lebensmischung ihn in den Stand gesetzt hätte, auf einem Throne Europas geboren, zum grosen und gefeierten Helden zu werden. Das Gleiche gilt von den übrigen Stufen, deren Verhältnisse in engen und weiten, niedrigen und hohen Lebenskreisen sich offenbaren: es giebt furchtsame und gutmüthige Bettler wie Könige; duldsame und wohlwollende Landpfarrer, Mönche, Lehrer, Minister oder Päpste u. a.; die Weisen lassen sich finden unter Landleuten wie unter Kriegern, in der Werkstatt wie am Pulte; Jeder an Menge der Leistung verschieden nach seiner Lebensstellung, aber in der Gestaltung seines Wesens ein Verhältniss offenbarend, welches ihn mit Männern ganz verschiedener Lebenskreise auf gleiche Stufe stellt.

Die Gestaltung des Willens im Menschen ist aber nicht derart einseitig, dass sie für die ganze Lebensdauer sich gleich bliebe. Der wachsende Mensch beginnt an der Grenze des Thierreiches (SW_{10}); in Folge dessen ist im Beginne der (unbewusste) Wille übermächtig und zeigt sich im Aufwachsen des gesunden Kindes als Eigensinn und Störrigkeit, die erst in der Erziehung bei zunehmender Erkenntniss zurück gedrängt werden, aber im Gesammtwesen des Erwachsenen, je nach der Stufe der erlangten Bildung, mehr oder minder sich geltend machen. Im charakterfesten Manne kann der Wille stärker sein als im eigensinnigen, aber seine höhere Bildung beherrscht den Willen mächtiger und er vermag selbst die stärksten Äusserungen des unbewussten Willens zu unterdrücken, wie z. B. Schmerzenslaute, Zittern, Erblassen oder Erröthen u. s. w., wogegen der Eigensinnige, also anscheinend willenskräftigere, jeder solchen Äusserung des unbewussten Willens sich hingiebt. Der Grund liegt darin, dass in beiden Fällen nicht der Wille, sondern der Entschluss masgebend ist, d. h. der von der Erkenntniss geleitete selbstbewusste Wille des bezüglichen Menschen: beim

charakterfesten Manne auf höchster Stufe ist die Erkenntniss gros und deshalb der Entschluss ausreichend, um die Äusserungen des unbewussten Willens zu unterdrücken; im Eigensinnigen auf der untersten Stufe ist der im Leben liegende Wille ebenso gros, aber die Erkenntniss gering und deshalb der Entschluss nicht ausreichend zu Beherrschung. Die Erkenntniss ist der Wille im Selbstbewusstseine und es ergiebt sich als Schlussfolgerung, dass je höher der Wille seine Gestaltungen und Äusserungen fortbildet, desto mehr tritt die Geltung des unbewussten Willens zurück. Solches erweist sich in den Thaten der Menschen, von der völligen Hingabe an den unbewussten Willen in der Unzucht, der Feigheit und dem Wehklagen, bis hinauf zur völligen Beherrschung desselben in Leiden, zur Verachtung der Gefahren und gänzlicher Verleugnung des Lebenstriebes durch Hingabe in den Tod.

Das Verhältniss zwischen dem unbewussten und bewussten Willen wird lediglich beherrscht durch die Erkenntniss und daraus erklärt sich, wie schwache Jungfrauen mit Ruhe und Selbsbeherrschung Leiden und Tod überwinden konnten, während starke Männer zitterten: die Erkenntniss Jener, irrend oder richtig urtheilend, genügte zur Beherrschung ihres unbewussten Willens, der in Schmerzen und Todesfurcht sich äussern wollte; wogegen die Erkenntniss jener Männer dazu nicht ausreichte. Da aber die Erkenntniss eines Menschen nicht gleichmäsig über alle Bereiche sich erstreckt: so wirkt sie in dieser Beziehung sehr verschieden in den einzelnen Fällen und derselbe Mann, welcher trockenen Auges Tausende von Menschen und darunter die eigenen Söhne in der Schlacht fallen sieht, weint vielleicht bei anderer Gelegenheit am Todbette seines Säuglinges. Ebenso kann eine schwache Jungfrau, welche zitterte bei jedem rauhen Worte, bei anderer Gelegenheit zu einer That sich aufraffen, in der sie mit Vorbedacht ihr Leben auf das Spiel setzt. Der unbewusst sich äussernde Wille war in allen Fällen gleich, aber im ersteren Falle war es die Überzeugung der Kriegspflicht, in welcher die Erkenntniss übermächtig sich erwies; in letzterem Falle die Vorstellung einer Pflicht gegen die eigene Ehre oder das Vaterland, durch welche die Erkenntniss Herr ward des unbewussten Willens, der sich äusserte in dem Streben nach Erhaltung des Daseins. Das Verhältniss zwischen den bewussten und unbewussten Äusserungen des Willens ist ausserdem verschieden nach Masgabe der stufenweisen Fortbildung und Rückbildung im Menschen: als Kind weint er beim kleinsten

Schmerze, als Mann erträgt er weit heftigere Leiden trockenen Auges und als Greis giebt er wiederum seinen Thränen freien Lauf. Die Zunahme oder Abnahme der Erkenntniss bedingt das Verhältniss, wenn auch nicht in allen Fällen die Wirkung gesichert ist, da jeder gefasste Entschluss zu seiner Ausführung der Bewegungnerven bedarf und deshalb wirkunglos bleiben würde, wenn dauernd oder zeitweilig durch Krankheit die bezüglichen Nervenstränge gelähmt oder erschlafft wären; das Verhältniss wäre vorhanden, wenn auch verhindert an der Geltendmachung.

In der Erkenntniss des Menschen offenbart sich also der Wille der Welt selbstbewusst und herrschend geworden, und die Geschichte der Menschheit zeigt auch, wie nur die höhere Erkenntniss dauernd zu herrschen vermöge. Die sogen. Weltreiche der Eroberer sind jedesmal rasch zerfallen, mogten sie gestiftet werden wo und von wem: selbst das römische Reich, an dessem Aufbaue 800 Jahre hindurch die Klugheit Vieler sich bethätigte, zerfiel rasch, als es den Gipfel erreicht hatte. Dagegen haben die Reiche der Erkenntniss bleibend sich ausgedehnt und behauptet: das Reich des Buddha umfasst mehr als 2000 Jahre und 400 Millionen Menschen; das Reich des Jeschua besteht seit 1800 Jahren und erstreckt sich über 250 Millionen; das Reich des Muhammad ist 1200 Jahre alt und umfasst 180 Millionen; jedes dieser drei Reiche kann noch Jahrhunderte bestehen. Der selbstbewusste Wille in der Erkenntniss äussert sich um so weiter reichend und anhaltender, je weiter die Erkenntniss fortgebildet ist und in einem gegebenen Falle sich erweist.

Demgemäs hat auch unsere Beurtheilung der Handlungen anderer Menschen sich zu gestalten und ist ihre Verantwortlichkeit für jede einzelne abzumessen: es ist der jedesmalige Entschluss in seiner besonderen Geltung welcher die Grundlage des Urtheiles bilden sollte. Das Mas der Erkenntniss ist in jedem Menschen verschieden, also müssen auch seine Entschlüsse ebenso verschieden einwirken auf die Beherrschung des unbewussten Willens; die Erkenntniss ist nicht in jedem Menschen gleichmäsig erstreckt über alle Gebiete des Wissens und je nachdem gestaltet sich in jedem einzelnen Falle die Beherrschung; sie schwankt auch mit der Fortbildung und Rückbildung im Menschen und muss demgemäs die Entschlüsse gestalten. Es ist also in jedem gegebenen Falle zu berücksichtigen: die Besonderheit des bezüglichen Menschen zum Unterschiede von anderen; die Besonderheit seiner Erkenntniss in der vorliegenden Richtung; und seine Stellung im Auf-

steigen oder Absteigen seines Lebenslaufes. Wenn der rückständige Mensch stiehlt, wird es anders zu beurtheilen sein, als wenn ein hoch gebildeter es thut; wenn ein groser Künstler, die Verwaltung von Geldern nicht kennend, in Armut und Schulden geräth, ist solches verschieden zu beurtheilen vom gleichen Verhalten eines Finanz-Ministers; wenn ein Greis schlechte Streiche begeht, wäre es ungerecht, sie nach den Anforderungen zu beurtheilen, die an ihn in seinem Mannesalter gestellt werden durften. Es giebt demnach keinen bösen oder guten Willen im Menschen, sondern eine rückständige oder vorgeschrittene Erkenntniss; diese lenkt die Entschlüsse und ruft dadurch Handlungen hervor, welche je nach ihrem erkannten Verhalten zum Gemeinwohle böse oder gut genannt werden. Wie jede einzelne Handlung nach wesentlich verschiedenen Vorbedingungen zu beurtheilen und der bezügliche Mensch verantwortlich zu machen ist, so auch das Gesammtleben eines Menschen: die verschiedenen Beläufe der Einwirkung seiner Erkenntniss auf den in seinem Leben vorwaltenden Gebieten sind gegen einander abzuwägen, um aus dem Überschusse oder Unterschusse seinen Menschenwerth festzustellen. Die Eddalieder sagen richtig:

„Laster und Tugenden liegen den Menschen
In der Brust zusammen.
Kein Mensch ist so gut, dass nichts ihm mangle,
Noch so böse, dass er nichts nützte.“

Es würde demgemäs, wenn das Gesammtleben eines Menschen beurtheilt werden sollte, demselben in kaufmännischer Weise eine Rechnung mit Soll und Haben eröffnet werden müssen, um die Wirkungen seiner Entschlüsse abzuwägen gegen einander; nur aus dem Schlussergebnisse wäre sein Werth festzustellen. Grose Männer haben häufig grose Fehler, denn wo starkes Licht herrscht, finden sich auch die tiefsten Schlagschatten und dennoch kann das Leben jedes einzelnen derselben mehr werth sein als das Leben von zehn anderen Menschen, die keinen einzigen auffälligen Fehler zeigen; andererseits kann das Leben eines Angesehenen bei grosen Eigenschaften tiefer stehen in seinem Werthe als das eines Verachteten mit unscheinbaren Eigenschaften, wenn nämlich Ersterer Fehler besitzt, welche seine glänzenden Fähigkeiten aufwiegen, so dass sie Unterschuss lassen und dagegen Letzterer in seinem Kreise Tugenden äusserte, die seine Mängel weitaus überwiegen. Es gelten in dieser Beziehung dieselben Regeln wie bei Abschätzung des Reichthumes eines Menschen: Jemand kann bei zwei

Millionen Schulden ein reicher Mann sein, wenn er nämlich dagegen drei Millionen an Gütern besitzt, wird aber ein armer Mann sein, wenn diese nur zwei Millionen werth sind; ein anderer Mann kann ohne Schulden arm sein, wenn er nämlich auch auf der anderen Seite seiner Rechnung (im Haben) Nichts besitzt, und ein dritter kann in seinem Kreise ein reicher Mann sein bei einem an sich unbedeutenden Überschusse, den sein Haben über sein Soll ergiebt. Wer über seine Mitmenschen urtheilen will, muss die Abschätzung der gegenüber stehenden Eigenschaften und die Rechnungführung verstehen, denn sonst wird er einen irrigen und ungerechten Abschluss machen.

Das Gleiche wiederholt sich bei der Beurtheilung der einzelnen Völker und der unterscheidbaren Stufen der Bildung in ganzen Völkern oder den Genossen eines Volkes. Es würde z. B. höchst ungerecht sein, die Russen niedriger zu schätzen an Menschenwerth als die Nord-Amerikaner, weil jene sich so viel langsamer entwickeln im harten, kalten Lande; wogegen diese einen reichen Boden ausbeuten können und die höhere Bildung der Europäer kostenfrei durch Einwanderer geliefert empfingen. Ebenso ungerecht würde es sein, die Völker des heissen Erdgürtels nach denen des gemäsigten abschätzen und, wie es geschieht, verächtlich beurtheilen zu wollen; denn die schroffen Verhältnisse ihrer Heimat mussten in verschiedener Weise die Menschen fortbilden und überdies langsamer. Bei den Rückständigen in unserer Mitte gilt das Gleiche, denn wie dort die Verschiedenheit des Erdgürtels, war es hier die Verschiedenheit der Fähigkeiten und Erziehung, welche die Fortbildung verzögerte und dadurch die Erkenntniss und Entschlüsse, also das Thun des Menschen auf rückständigen Stufen hielt. Betrachtet man als die gemeinschaftliche Grundlage aller menschlichen Verschiedenheiten die örtlichen Einflüsse in ihrer stufenweisen Steigerung durch Vererbung, so schwindet auch die Eintheilung der Menschen in geschiedene Racen und ihre Herleitung von verschiedenen Stammeltern: es bedarf ihrer nicht, weder zur Erklärung der Verschiedenheiten in der Menschheit, noch zur Rechtfertigung einer verschiedenen Behandlung der Völker und Menschen je nach ihrer Bildungsstufe. Wir sind nicht allein berechtigt, sondern auch verpflichtet, alles Rückständige der Erde, also auch in der Menschheit nach den Regeln der Klugheit zu behandeln, aber in ihrer höchsten auf die Fortbildung der Menschheit gerichteten Gestaltung (§. 447) und bedürfen alsdann keiner besonderen

Rechtfertigung durch Racenunterschiede, um die Rückständigen anders zu behandeln als die Vorgeschrittenen; denn die Berechtigung ergiebt sich aus der Klugheit, welche gebietet, jenes hohe Ziel mit zweckmäsigen Mitteln zu erreichen. Die Zweckmäsigkeit richtet sich aber nach der Verschiedenheit der Bildungsstufe und je nachdem ist das Verfahren einzurichten; jedoch unter allen Umständen mit Gerechtigkeit, denn wenn auch die Fähigkeiten und Bildungstufen verschieden, so sind doch die Anrechte aller Menschen sich gleich.

Die Verschiedenheiten der Völker zeigen am augenscheinlichsten, wie die Welt in der Menschheit gipfelt, wie aus ihrem Einflusse alles Menschliche hervorging und in deren Verschiedenheiten sich ausprägt. Ursachen, die zur Zeit unbekannt sind, aber jedenfalls der ganzen Welt angehören, bedingten es, dass die Erdachse schief liegt zur Erdbahn und dass der gröste Theil der Landoberfläche nördlich vom Gleicher liegt. Daraus entstand die grose Verschiedenheit der Wärme-Verhältnisse auf der Erde (§. 41), aus dieser die grosen Unterschiede in der Fortbildung der Völker, je nachdem sie im heissen oder gemäsigten Erdgürtel sich entwickelten; die Vertheilung des Landes bewirkte wiederum, dass den Völkern des gemäsigten Gürtels das Übergewicht in der Menschheit zufiel, in ihrem Kreise die menschliche Erkenntniss am höchsten sich entwickelte. Die Eigenthümlichkeiten der Fortbildung im gemäsigten oder heissen Erdgürtel, die für uns in den Ariern und Semiten gipfelt, waren also die Ergebnisse des Waltens der Anziehung in der Urzeit, wahrscheinlich schon im Urbeginne der Erde; denn wenn wir uns z. B. denken, der gröste Theil der Erdoberfläche läge zwischen den beiden Wendekreisen und der übrige rund um beide Pole, so wäre die Fortbildung der Menschheit eine wesentlich verschiedene gewesen und die jetzigen Völkerunterschiede hätten nicht entstehen können.

Ähnlich zeigt sich der Zusammenhang in örtlichen Fortbildungen der Menschheit. Die höchsten Stufen im Leben einzelner Völker wurden am frühesten erreicht in den Flachthälern groser Flüsse, namentlich des Nils, Euphrat-Tigris und Ganges. Der fruchtbare Boden, von den Flüssen feucht erhalten und durch Sonnenschein getrieben, entwickelte eine üppige Fülle von Nahrungmitteln bei geringen Bedürfnissen, steigerte dadurch rasch die Zahl der Menschen, ihre Dichtigkeit und die Fähigkeiten der Bevorzugten. Die Egypter waren zu hohen Stufen der Bildung vorgedrungen, als die übrigen Völker der Erde noch weit rückständig waren; die Babeloner folg-

ten, wie auch die Inder und die Erkenntniss nahete sich den höchsten Zielen, während auf allen Seiten noch das Elend in dünnen Bevölkerungen herrschte. Die Quelle jenes Vorzuges war lediglich in der Fruchtbarkeit des Bodens und diese war die Folge des geringen Gefälles jener unteren Flussthäler, so wie ihrer Lage am nördlichen Wendekreise. Hätten die Thäler ein starkes Gefälle gehabt, so wären die leichten Sinkstoffe, aus denen solche Flussmarschen sich bilden, hinaus geschwemmt worden in das Meer, wie es an anderen Stellen bei steilen Flüssen der Fall ist; wären die Thäler weit näher den Polen gelegen gewesen, wie z. B. die des Ob, Jenisei oder Lena in Sibirien, so würde derselbe fruchtbare Boden nicht die Pflanzen und Menschen erzeugt haben, in denen die Bildung so hoch sich steigern konnte.

Der Wille der Welt, unbewusst und auch mit Selbstbewusstsein wirkend, zeigt sich im Menschen wie auch in seinen Beziehungen zur übrigen Welt auf allen Stufen der Entwicklung, sämmtliche Gestaltungen der unteren Bildungen im Menschen theils andeutend, theils wiederholend und die Einflüsse aller vorher gegangenen Zeiten im Menschenwesen offenbarend. Die fernste Vergangenheit wirkt in der Gegenwart, auch die grösten ränmlichen Entfernungen können nicht die Einflüsse aufheben: der Mensch lebt als Erzeugniss aller Zeiten und Räume, in ihm hat die Erde sich fortgebildet zur höchsten Form, zur mächtigsten Selbsterkenntniss und zur Freiheit. So erkennen wir, nach Ablegung jeder vorgefassten Meinung, dass der Mensch höher dastehe als er dachte, besser sei als er glaubte und glücklicher als er meinte (§. 28).

Glück und Unglück.

§. 151.

Die Wahrnehmung, dass in der Heranbildung der Menschheit die Heranbildung der Zahl die untergeordnete Strömung bildete und rücksichtlos geopfert ward, hat frühzeitig die Frage angeregt, ob **das Dasein ein Glück oder Unglück** sei, ob es werthvoll oder unwerth und sein Verlust gleichgiltig oder gar wünschenswerth sei. Die Verschiedenheit in Entscheidung der Frage ist um so einflussreicher gewesen, als die Menschen nicht allein demgemäs über ihr eigenes Leben entschieden, sondern auch über das Leben Anderer nnd diese unbedenklich zu Tausenden zerstörten in der Voraussetzung, dass das Leben gleichgiltig sei oder gar die nngehinderte Mehrung der Zahl als Übervölkerung (§. 306) gefährlich werden könnte und es deshalb Pflicht sei das Leben zu beschränken.

Betrachtet man die unbewusste Äusserung des Weltwillens im Leben der Wesen, so zeigt sich unzweifelhaft, dass das Dasein nächstes Ziel dieses Willens sei, dass er im Dasein der einzelnen Wesen seinen Ausdruck finde, in dem Streben nach Fortbildung seine höhere Bethätigung darlege und im Selbstbewusstseine der höheren Thiere, der Menschheit aber zumeist, sich am höchsten offenbare. Die Zähigkeit, mit welcher dieser Willo zum Leben sich äussert, sobald das Dasein gefährdet wird, das Anklammern am Leben und die Anstrengung in der Vertheidigung desselben lassen darüber keinen Zweifel, dass jedes Wesen sein Dasein als ein Werthvolles betrachte, dessen Besitz es sich erhalten müsse. Erst auf den höheren Stufen der Bildung, wo der Wille zum Selbstbewusstseine sich er-

hebt, wird jene Äusserung geschwächt durch Betrachtungen und das Einzelwesen setzt sein Dasein augenscheinlichen Lebensgefahren aus, um seinen höheren Zielen zu genügen. So findet sich unter den Thieren die Liebe zu den Nachkommen als überwiegende Gestaltung des Willens, indem die Eltern und besonders die Mutter ihr Leben preisgiebt, um ihre Jungen zu retten: die Walrosse werfen sich den Jägern entgegen, um ihre Jungen zu decken; Vögel vertheidigen ihre Brut und sterben im Kampfe, statt durch die Flucht sich zu retten, und Störche, die ihre Jungen aus dem Neste auf einem brennenden Hause nicht retten konnten, verbrannten mit ihnen, statt zu fliehen. Im Menschen, bei höherer Entwicklung des Selbstbewusstseines, macht sich die Herrschaft über den unbewussten Willen zum Leben um so stärker geltend und die Hingabe des Daseins gehörte schon frühzeitig zu den höchsten Äusserungen des Willens im Menschen. Er bleibt aber nicht dabei, das eigene Leben hin zu geben, wenn anschauliche Ziele, wie die Vertheidigung der Kinder, erreicht werden sollen, sondern er steigert sich auch zur allgemeinen Geringschätzung des eigenen Daseins oder des Lebens Anderer, auch zum Hasse des Lebens, der sich bethätigt im Selbstmorde oder der frevlen Vergeudung des Menschenlebens überhaupt. Der Grund dieser Steigerung liegt in der höheren Bildung, in dem gröseren Übergewichte, welches der selbstbewusste Wille (der Verstand) über den unbewussten Willen zum Dasein äussert, so dass die mannigfaltigeren Vorstellungen um so öfterer Gelegenheit bieten, jenes Übergewicht zum Nachtheile des Daseins wirken zu lassen. Der Verstand verfügt entweder zu Gunsten des Daseins und wendet alle Mittel an, dasselbe zu erhalten oder zum Nachtheile desselben und setzt die Geltung des Lebens so weit zurück, dass es der Rückbildung verfällt, oder er giebt es auch Augenblicks dahin, je nach dem vorschwebenden Ziele.

Die Geringschätzung des Daseins im Allgemeinen steht in Beziehung zum Zwecke, den der Verstand des Menschen seinem Daseine unterlegt: sie ist lediglich der Ausdruck des Missvergnügens, welches er beim Vergleiche der Ergebnisse seines Lebens mit dem gedachten und erstrebten Zwecke desselben empfindet. Das Vorhandensein dieses Missverhältnisses ist keinem Zweifel zu unterziehen, denn jeder Mensch empfindet dasselbe mehr oder weniger mit Schmerzen, und überaus Viele können nur betrachtet werden als Menschen, die mit ihrem ganzen Leben Schiffbruch gelitten haben, also gerechtfertigt scheinen, wenn sie vom Missvergnügen über-

wältigt werden. Es würde demnach nur zu untersuchen sein, ob in dem vorgesetzten Zwecke ein Irrthum liege, denn nur wenn dieser richtig gewählt wäre und die zweckmäsigen Mittel angewendet worden seien, würde das Missvergnügen gerechtfertigt erscheinen. Dabei stellt sich schon im Vorwege das Verhältniss der Wahrscheinlichkeit zu Ungunsten der Berechtigung des Missvergnügens, denn es ergiebt sich, dass zum Gelingen das Zusammentreffen von Zweierlei nöthig sei, nämlich richtige Wahl des Zweckes und Anwendung der zweckmäsigen Mittel; dass also dem einmaligen Gelingen durch Zusammentreffen Beider, die doppelte Möglichkeit des Misslingens gegen über stehe, zu der sowol die unrichtige Wahl des Zweckes für sich ausreiche oder auch die Anwendung unzweckmäsiger Mittel.

Eine Prüfung der Zwecke, welche die missvergnügten Menschen verfolgen, ergiebt, dass sie sämmtlich im Wunsche nach Glück ihren Ausdruck finden und dass dabei jeder Einzelne sein Glück sucht im Erreichen der besonderen Ziele seines Strebens. Diese Ziele sind in jedem Menschen eigenthümlich gestaltet, jedoch in ihren Grundzügen gleichartig auf die Fortbildung der Menschheit gerichtet, sei es der Zahl oder des Menschenwesens (§. 363) und die Erstrebung der Ziele gestaltet sich demgemäs als Kampf um das Dasein, Streben nach Steigerung des Genusses oder Streben nach höherer Bildung (§. 370). Die Ziele werden aber um so richtiger gewählt, je mehr sie der höchsten Anwendung der Klugheit sich nähern, so dass schon auf diesem Wege viele Missgriffe möglich sind, sei es dass der Mensch Ziele setzt, die er nur auf Unkosten also zum Nachtheile anderer Menschen erreichen kann, oder auch durch Benutzung derselben zum eigenen Nachtheile, so dass er in beiden Fällen der Rückbildung dient statt der Fortbildung. Das Gelingen ist aber selbst bei der höchsten Anwendung der Klugheit zur richtigen Wahl des Zweckes ebenso sehr abhängig von der Anwendung zweckmäsiger Mittel, und hierin ist der Mensch wiederum doppelter Gefahr ausgesetzt, indem er entweder das zur Zeit waltende Ursachverhältniss verkennt, also ein unzweckmäsiges Mittel wählt oder der während der Ausführung wechselnde Weltlauf die Anwendung des zweckmäsig gewählten Mittels vereitelt. Der Mensch ist also in den Äusserungen seines Lebens, bei Erstrebung seiner Lebensziele, so zahlreichen Missgriffen und hinderlichen Einflüssen ausgesetzt, dass das Misslingen öfterer eintreten muss als das Gelingen, und wenn er demnach sein Glück im Gelingen sucht, so ist erklärlich, dass er öfterer sein Glück ver-

fehlt als erreicht, so dass er beim Überblicke der Ergebnisse seines Lebens, von Missvergnügen erfüllt, geneigt wird, sein Dasein als ein unglückliches aufzufassen.

Diese Unzufriedenheit der Menschen mit ihrem Dasein hat von jeher nach Erklärungen gesucht, um irgendwo, nur nicht in sich selbst, die Ursache zu entdecken. Der Mensch verkörperte in seinen Gedanken die Zustände, wie er sie als Inbegriff seines Glückes dachte, und gestaltete daraus seine Vorstellungen vom Paradiese oder goldenem Zeitalter, welches in der Urzeit geherrscht habe oder in der Zukunft eintreten solle. Diese Zukunft dachte er sich entweder in Fortsetzung des Erdenlebens der Menschheit als Welterneuerung oder in einem höheren Leben jedes Einzelnen nach dem Tode (§. 90). Die Vorstellungen von einer neuen Welt oder von der himmlischen Seligkeit (Elysium, Walhalla u. s. w.) gaben jedesmal ein getreues Abbild von dem Glücke, welches die Dichter oder Propheten als Ziel des Erdenlebens betrachteten und dessen Erreichung der Ferne überwiesen, weil die Gegenwart sie nicht bot. Die Vorstellungen von einem Paradiese der Urzeit führten zum Erforschen der vermeintlichen Ursache des Verlustes und es entstanden die Vorstellungen vom Sündenfalle und der Erbsünde, wie sie schon unter den Hellenen geglaubt wurden, wobei der Gedanke an ein künftiges Eintreffen der Welt des Glückes auf Erden, zur Erlöserhoffnung führte (§. 173). In anderer Richtung suchte der Mensch nicht den Grund im Verschulden des eigenen Geschlechtes, sondern in der Welterschaffung und es entstand die Vorstellung vom Demiurg (§. 415), in dessen Unvollkommenheit die Ursache der Verfehlung des Glückes liegen solle.

So zeigt sich der Mensch beflissen, seine Unzufriedenheit mit der Welt zu gestalten und zu erklären, auf jedem Wege neuen Anlass zum Missvergnügen mit der Gegenwart gewinnend. Das entflohene Paradies vergällte ihm den Genuss der Gegenwart und das dereinstige am Weltende machte ihm die nahen Übel um so herber; die Erbsünde ward ihm nicht tröstlich im Hinblicke darauf, dass das erste Menschenpar sie verschuldet habe, und die Hoffnung auf den Erlöser liess ihn das Dasein im eigenen Unvermögen nur noch niederdrückender erkennen; die Erwartung künftiger Seligkeit war vollends geeignet, um die Erlangung derselben herbei zu wünschen, sich fort zu sehnen aus diesem irdischen Jammerthale. Zu den verschiedensten Zeiten und bei Völkern auf niedrigen wie

hoben Bildungstufen, in Glaubenslehren und Dichterwerken, in schwankenden Sagen wie in festen Beweisführungen der Denker, bricht diese Unzufriedenheit hervor, und die Aussprüche geben ein endloses trübes Gemälde von dem Missbehagen des Lebens, welches Millionen erfüllte.

So sagt der Koheleth (Pred. Salomonis):

„Denn was kriegt der Mensch von aller Arbeit und Mühe seines Herzens, die er hat unter der Sonne, denn alle Tage Schmerzen mit Grämen und Leid? dass auch sein Herz in der Nacht nicht ruhet, das ist auch eitel". (2. 22).

„Da lobte ich die Todten, die schon gestorben waren, mehr denn die Lebendigen, die noch das Leben hatten. Und der noch nicht ist, ist besser daran denn alle Beide, der des Bösen nicht inne wird, das unter der Sonne geschieht". (4. 2).

Der hellenische Dichter Äschylos sagt:

„Nie geboren zu sein ist der
Wünsche gröster und wenn du lebst
Ist der andere, schnell dahin
Wieder zu gehen, woher du kamest."

Von den Thrakern berichtet Herodot, dass sie jeden Neugeborenen mit Wehklagen empfingen und alle ihn erwartenden Übel aufzählten; dagegen die Todten mit Jubel bestatteten, weil sie nunmehr den Leiden entrückt seien. Im gleichen Sinne empfingen die Alt-Mexikaner den Neugeborenen mit den Worten: „Mein Kind, du bist zum Dulden geboren: also dulde, leide und schweig." Treffend spricht es sich aus im Hiob 3. 20: „Warum ist das Licht gegeben dem Mühseligen und das Leben den betrübten Herzen? Die des Todes warten und er kommt nicht; sie holten ihn gern aus dem Verborgenen hervor; die sich fast freuen und fröhlich sind, dass sie das Grab bekommen". So berichtet Plato vom Sokrates die Äusserung: der Tod, selbst wenn er uns auf immer das Bewusstsein raubte, würde ein wundervoller Gewinn sein, da ein tiefer traumloser Schlaf jedem Tage, auch des beglücktesten Lebens, vorzuziehen sei. Dieselbe Stimmung fand in der Neuzeit ihren Ausdruck. Voltaire sagte: „Das Glück ist nur ein Traum, aber die Leiden sind Wirklichkeit; das habe ich 80 Jahre lang erprobt. Ich habe mich darin ergeben, indem ich mir sagte, dass die Fliegen da seien, um den Spinnen als Speise zu dienen,

16*

und die Menschen, um von Sorgen verzehrt zu werden.“ So sagt auch Byron:

„Zähl' auf die Freuden, die dein Leben barg;
Zähl' auf die Tage frei von Ungemach;
Und wisse, was du auch gewesen sei'st,
Noch besser ist es, nicht zu sein“.

Es muss etwas allgemein Menschliches zum Grunde liegen, um diese und zahllos andere nicht minder herbe Aussprüche, in vorgeschrittenen wie rückständigen Menschen aller Zeiten, hervor zu rufen. Als solchen allgemeinen Grund lässt sich der Irrthum erkennen, dass der Mensch als Ziel seines Lebens das Glück betrachtet und dessen Erreichung als die Bedingung seiner Zufriedenheit geltend macht. Frühere Betrachtungen haben aber gelehrt, dass nicht das Glück das Ziel des Einzellebens sei, sondern die Fortbildung der Welt, zunächst in der Menschheit (§. 450); dass diesem Zwecke das Einzelnleben sich unterordnen müsse, sei es zum Glücke oder Unglücke. Es liegt also der Grund der Unzufriedenheit im Menschen selbst, welcher seine Bestimmung verkennend, sic zum eigenen Unglücke verfehlt und niemals zum rechten Wege gelangen würde, wenn nicht das Unglück ihn belehrte.

§. 452.

Unter den Beziehungen des Einzelnen zur übrigen Menschheit ist das Eheleben die ursprünglichste, und das G l ü c k d e r E h e dasjenige Ziel, dem die meisten Menschen nachstreben.

Dennoch finden Wenige in der Ehe ihr Glück, ihr Behagen in solchem Mase, dass sie zufrieden gestellt werden. Die Mehrzahl klagt oder leidet stumm und wenn die Frauen so offen reden wollten wie die Männer, würde des Jammers kein Ende sein. Untersucht man den Grund, so lässt er sich fast in allen Fällen erkennen in ungebürlicher Geltendmachung des Einzelnwesens (§. 403), also in einer der stärksten Hemmungen der Fortbildung der Menschheit, und da in Letzterer die Bestimmung jedes Menschen ruht: so liegt es nahe, dass jene Hemmung Unglück bringe. Die Fortbildung der Menschheit verlangt zur Ehe das ungehinderte Walten der Liebeswahl (§. 282), denn der Ehebund hat den doppelten Zweck;

die beiden Ehegenossen fortzubilden in ihrem Menschenwerthe und

den geeignetsten Nachwuchs zu ergeben zur Verjüngung der Menschheit; diesem kann aber nur entsprochen werden durch freie Liebeswahl in der Schliessung und dem Fortbestande der Ehe. In wie seltenen Fällen waltet aber diese Vorbedingung und wie geringe wird dadurch die Wahrscheinlichkeit, dass das Glück der Ehe erreicht werde? Zunächst ist die Wahl bei der Schliessung beschränkt durch die Enge des Lebenskreises, in welchem Jeder sich bewegt, namentlich die Jungfrau; über den Bereich der eigenen engen Bekanntschaft hinaus kann kein Mensch wählen und die weibliche Hälfte, wegen des engeren Lebenskreises, um so weniger. Demnächst wird die bei der Liebeswahl am stärksten betheiligte Jungfrau durch die Sitte noch mehr daran gehindert als der Mann: sie hat nur selten zu wählen, dagegen gewöhnlich sich wählen zu lassen und die heissesten Wünsche zu unterdrücken, um nicht die Bestimmung ihres Lebens gänzlich zu verfehlen. In den Fällen wo die äusseren Hindernisse thunlichst gemindert sind und die Liebeswahl walten kann, verbieten Sitten und Gesetze das Zusammenleben vor der Eheschliessung: die Wahl muss also mehr oder weniger blind walten und die durchgehends auf Täuschung berechnete weibliche Erziehung leistet den Irrthümern Vorschub, welche in der späteren Ehe, nachdem die Zurückhaltung geschwunden, in der Enttäuschung ihre Auflösung finden, alsdann zur Klage führen über die Blindheit der Liebe und über das entschwundene Glück. Bleibt auch die Wahl von absichtlicher Täuschung frei, so wirkt um so öfterer die unabsichtliche, von rückständiger Erkenntniss geleitet: beiderseits oder wenn auch nur einerseits vorwaltend, auf körperliche Schönheit gerichtet, dauert das Glück der Ehe nur so lange wie diese Schönheit anhält oder deren Werthschätzung und das Unglück beherrscht die folgenden Jahre der Ehe. Es lässt sich nicht verkennen, dass solche Zuchtwahl der Fortbildung der Menschheit günstig sei, denn sie wirkt fördernd ein auf die Verjüngung der Menschheit; allein sie gehört den unteren Stufen an und genügt nicht zum anderen Zwecke der Fortbildung beider Ehegenossen, die durch gegenseitige Ergänzung zum vollen Menschen erreicht werden soll. In ähnlicher Weise wird die Wahl irre geleitet durch das Streben nach Sicherung des Daseins und nach Steigerung des Genusses. Die unrichtige Erziehung und Verwendung der weiblichen Menschenhälfte macht ihr Leben zu einer Last, zu einem Wirken, welches nicht die Kosten deckt und dessen Unterschuss durch den Lebensüberschuss eines Mannes bezahlt werden muss. In der Jugend be-

streitet der Vater diese Last, späterhin soll es der Ehemann und die Jungfrau muss einen Mann wählen, der ihren Mangel ausgleichen kann. Ihre Liebeswahl wird also ungebürlich beeinflusst durch Rücksichten, die mit den Hauptzwecken der Ehe nur in entfernter Verbindung stehen. Noch misslicher ist der Einfluss, den das Streben nach Steigerung des Genusses ausübt, denn der Wunsch die gewohnten Lebensverhältnisse zu erhöhen, treibt dazu nach Reichthum und äusserem Glanze zu streben, sowol bei der Liebeswahl wie auch im nachherigen Ehestande; die Wahl wird irre geleitet und das etwa vorhandene Glück getrübt durch das Hasehen nach Ansehen, welches die Mittel des Genusses raubt, ohne befriedigt zu werden und den eintretenden Genuss durch Neid verbittert.

Zu den zahlreichen Hinderungen und Fehlgriffen in der Liebeswahl fügen sich noch die Ursachen, welche in der Ehe das Glück gefährden. Die weibliche Hälfte im kleinen Kreise aufgewachsen und nach wie vor ihren Umgang mit weiblichen Bekannten pflegend, wird einseitig und beschränkt, von kleinen Rücksichten und Neigungen beherrscht, stets voll von Wünschen, über deren Ausführbarkeit sie nicht zu urtheilen vermag und bereit sich unglücklich zu fühlen, wenn nicht Alles und Jedes in Erfüllung geht, was ihre der Zügelung ungewohnte Einbildung ihr vorgespiegelt hat. Der beschränkte Lebenskreis des Hauses genügt nicht ihrer Beweglichkeit, die mehr noch als der Sinn des Mannes nach Abwechslung und Mannigfaltigkeit des Lebens strebt; sie wird von der Langenweile und Unzufriedenheit beschlichen, erschlafft und trägt ihr eigenes Unglück in die Ehe hinein. Der Mann, welcher nach beendeter Tagesarbeit die zur Erholung nöthige Erheiterung nicht im Hause findet, begiebt sich nach Vergnügungorten: allerwärts, vom entlegensten Dorfe bis zur Weltstadt, bilden die Wirthshäuser niedrigster und höchter Art, die Bier-, Wein-, Kaffee-, Club- und Spielhäuser den Ersatz für die Männer, wogegen die Frauen in Kaffee-Gesellschaften mit ihres Gleichen eine Abwechslung suchen, beiderseits zur gegenseitigen Entfremdung. Auch im glücklichen Falle treten Missverhältnisse ein in Folge der verschiedenen Fortbildung beider Ehehälften, durch welche der anfängliche Einklang gestört wird. Der Mann wird im wechselvollen Leben rascher und vielseitiger fortgebildet als die im engen Kreise lebende Frau: er vermag nicht länger seine Ergänzung in der rückständigen Frau zu finden oder sich auf die tiefere Stufe zu begeben, um den Einklang möglich zu machen. In an-

deren Fällen wird der Mann in einem beschränkten Lebenskreise zur Rückbildung geführt, wird einseitig, verknöchert und gedrückt, wogegen seine minder davon betroffene Frau sich beweglich erhält, so dass sie ihren Mann überschaut und übertrifft. So vermögen auf zweien Wegen die anwachsenden Ungleichheiten den Einklang zu zerstören, das Unglück in eine glückliche Ehe einzuführen und dieses zu steigern bis zur Unerträglichkeit.

Unabhängig von dem Unglücke im Verfehlen der beiderseitigen Fortbildung, finden sich andere Ursachen in der Erzielung des Nachwuchses. Viele Ehen bleiben kinderlos und schleppen sich öde dahin; selten dass kinderlose Ehen sich ungetrübt erhalten. Andere Ehen werden reichlich mit Kindern begabt, aber zahlreiche Krankheiten oder vorzeitiger Tod geben eine ununterbrochene Reihe von Sorgen und Trauer, statt des erhofften Glückes. In anderen Fällen macht die Ernährung der Gesunden unablässige Sorge, um so mehr wenn die Mittel fehlen das Gewünschte und Gebürende an die Kinder zu wenden. Wenn es durch Zusammentreffen günstiger Verhältnisse gelingt, die Kinder über das hülflose Alter zu bringen, so beginnt die Sorge um deren künftige Lebensstellung. Wie Wenige erfüllen im weiteren Verlaufe die Hoffnungen ihrer Eltern? Jede vereitelte Hoffnung, möge sie bescheiden oder thöricht gewesen sein, trübt das Gefühl des Glücks und wird zum Stachel des Leidens. Die Eltern steckten sich Ziele, welche erreichbar schienen, wendeten alle Mittel dazu an, legten sich selbst Entbehrungen auf, um den Kindern die Erreichung möglich zu machen; Alles vergebens, denn die mangelnde Fähigkeit der Kinder oder die Einwirkungen der Aussenwelt zerstörten das mühsam Erstrebte und die Eltern stehen mit ihren verfehlten Kindern am Abgrunde, der ihre Hoffnungen verschlang. Die Eltern waren von dem nothwendigen und berechtigten Streben beseelt, die Menschheit fortzubilden, indem sie ihre Kinder zu einer höheren Stufe führten; sie scheiterten, weil der Fortschritt der Menschheit nicht so rasch ist, um jedes Kind höher zu stellen als seine Eltern und da den Eltern nicht der kleine Gewinn genügt, den das Leben aller Kinder ergiebt, wenn man die Überschüsse der einen gegen die Unterschüsse der anderen rechnet, so fühlen sie sich unglücklich; sie wollten jedes Kind höher gestellt sehen als sich selbst und weil dieses nicht eintrifft, glauben sie ihr Ziel verfehlt zu haben. Ihr Streben nach der Fortbildung aller Kinder war richtig, denn nur auf diesem Wege war es möglich, den dazu geeigneten Theil höher zu führen; aber damit

war nicht die Forderung berechtigt, dass das Streben in jedem Kinde gelingen solle, und diese Täuschung, die zur Unzufriedenheit führt, wirkt um so öfterer, je gröser die Zahl der Kinder und je höher die Eltern ihre Ziele gesteckt hatten. Gewöhnlich stellen aber die Eltern nicht die Überschüsse und Unterschüsse in den Kindern gegen einander, um aus dem übrig Bleibenden ihren Schluss zu ziehen und froh zu sein, wenn die Gegenrechnung etwas Überschuss ergiebt, sondern sie lassen sich von den heftigeren Eindrücken, welche die misslungenen Kinder erregen, so übermäsig beherrschen, dass sie die gelungenen nicht dagegen in Aurechnung bringen und dadurch ihr Leben unglücklich gestalten.

Es ergiebt sich, wie zahlreich die Verhältnisse sind, aus denen Unglück in der Ehe entstehen könne, sei es durch die Störungen der Liebeswahl, durch die Verhältnisse der Ehe und der eigenen Fortbildung oder in dem Leben der Kinder. Die Wahrscheinlichkeit ist also gegen die Erfüllung aller Hoffnungen, welche der Mensch auf die Erreichung des Glückes der Ehe setzt; die Wirklichkeit lehrt, dass auch weitaus die Mehrzahl sich getäuscht fühlt nnd das Leben als unglücklich beklagt, meistens weil in einer oder anderen Beziehung nicht die hochgesteckten Wünsche in Erfüllung gingen.

§. 453.

Nächst der Ehe, suchen die Meisten eine Quelle ihres Glückes in der Lebensstellung und dem Berufe, um in der Verwerthung der eigenen Kräfte nnd dem Gelingen der Bemühungen das gewünschte Genügen zu finden.

Auf diesem Wege ist unstreitig Glück zu finden, im Bewusstseine eines erfolgreichen Wirkens, in der Befriedigung beim Anblicke des Selbstgeschaffenen und im berechtigten Genusse der Früchte des eigenen Fleisses. Dazu ist aber erforderlich, dass der Mensch die richtige Wahl treffe, um nicht in ungeeignete Bahnen zu gelangen und dass er vom Weltlaufe begünstigt werde, indem er denselben erkenne und ihm sich anpasse. Das Gelingen ist also auch auf diesem Gebiete vom Zusammentreffen zwiefacher Umstände abhängig, wogegen das Misslingen durch jeden der beiden Umstände herbei geführt werden kann, so dass die Wahrscheinlichkeit des Glückes zum Unglücke wie 1 zu 2 sich verhält.

Um die richtige Wahl treffen zu können, ist es erforderlich die eigenen Fähigkeiten zutreffend abzuschätzen und die zu wählende Lebensstellung zu überschauen, um daraus das Ausreichen der Ersteren und das Genügen der Letzteren zu erkennen: Beides erforderlich, um das gewünschte Glück zu finden. Wie unwahrscheinlich ist es, dass Jemand im jugendlichen Alter seine eigenen Fähigkeiten unbefangen abschätzen könne oder dass die ihm zunächst Stehenden solches vermögen? Er selbst ist noch zu wenig entwickelt, um entschieden seine besondere Begabung zu zeigen, wenn er solche besitzt; die Eltern sind entweder unfähig, mit ihrer Erkenntniss jenen Mangel zu ersetzen oder, wenn sie die Begabung entdecken, oft durch Verhältnisse verhindert, den Sohn in die zugehörige Lebensstellung zu fördern; meistens sind die Verhältnisse der Eltern und Kinder derartig, dass nach irgend einem zufälligen Umstande der Beruf gewählt wird. Zudem sehen Eltern, welche eine höhere Stellung einnehmen, schon dadurch sich beengt in der Wahl des Berufes für ihre Kinder. Der Adel hält nur wenige Kreise des Lebens geeignet für seine Söhne, selbst dann wenn die Mittel vorhanden sind, um frei wählen und wirken zu können: von Handwerken und Künsten, Handel und Wissenschaften als Lebensberuf hält er meistens seine Söhne fern und gestattet ihnen höchstens solche nebenher zu pflegen, wenn sie darüber die standesgemäsen Zeitvertreibe nicht versäumen, wie Jagd, Pferdezucht, Kriegsheldenthum im Frieden u. s. w.; nur der arme Adel giebt darin nach, dass er seinen Söhnen erlaubt in so weit der Rechtswissenschaft sich zu widmen, wie es erfordert wird, um aus der Statscasse ernährt zu werden. Solche Beschränkungen der Wahl finden aber mehr oder weniger in allen höheren Lebenskreisen statt: der Wohlhabende, sei er Kaufmann oder Beamter u. s. w., wird es unpassend finden, seine Söhne den Gewerken zu überlassen, wenn sie auch besondere Befähigung dazu und zu keinem anderen Berufe besitzen; sie sollen Kaufmann, Beamter, Arzt oder Advokat werden, wogegen sie zu tüchtigen Tischlern oder Schmieden befähigt sind. Ebenso würden jene Eltern es ganz ungehörig finden, ihre Töchter zu Lehrerinnen heraus bilden zu lassen, wenn sie auch entschiedene Befähigung dazu äussern; es erscheint nicht so standesgemäs, sie dem Erwerbe zu bestimmen und ihre Fähigkeiten weiter zu bilden, als sie nutzlos im Hause zu behalten, der Trägheit und Verbildung zur Beute.

Es ist demnach leicht erklärlich, dass die meisten Menschen nicht in

diejenigen Bahnen gelangen, zu denen sie befähigt sind, dass also der Menschheit die Früchte zahlloser besonderer Fähigkeiten verloren gehen und die Verirrten dem Unbehagen, dem Gefühle des Unglückes verfallen. Der französische König Louis 16. war ein tüchtiger Schlosser, aber die beschränkte Wahl seines Berufes führte ihn auf den Thron, zum eigenen Verderben; der östreichische Kaiser Franz war ein befähigter Siegellack-Verfertiger, musste aber Kaiser werden zum eigenen Unglücke und dem der Menschen; der preussische König Friedrich Wilhelm 4. war ein talentvoller Architekt und wäre als solcher glücklich geworden, aber als König führte er ein trauriges Leben. Aus gleichem Grunde finden sich allenthalben die Stellungen selten mit den dafür befähigten Männern besetzt: treffliche Stallmeister sitzen im Ministersessel, fromme Prediger stecken im Soldatenrocke, wogegen taugliche Obersten auf der Kanzel stehen und Reden donnern; Lakaien oder Betbrüder sollen Feldherren sein, wogegen der zum Feldherrn Befähigte in der Küche herrscht; auf dem Throne sitzt ein tüchtiger Feldwebel, während mancher Fürst bester Art im engen Kreise des täglichen Lebens wirken muss; an der Werkbank steht ein befähigter Rechtskundiger, wogegen auf der Richterbank ein geeigneter Schuhflicker sitzt; als Ärzte wirken Männer, deren Fähigkeiten sie zum Todtengräber oder Schlachter bestimmten u. s. w. In allen Fällen findet sich die Quelle des Übels in der verfehlten Wahl des Berufes und während Jeder an richtiger Stelle sein Glück gefunden hätte, muss er jetzt, durch Ungenügen in seinem Berufe, Leiden und Unzufriedenheit sich zuziehen. Wie zahlreich die Missgriffe der Wahl sind, zeigt sich am deutlichsten in Nord-Amerika, wo der Übergang aus einem Berufe zum anderen am wenigsten durch Gesetze und Sitten beschränkt ist: es findet ein unausgesetztes Wechseln der Lebensstellungen statt und wer als Landmann begann, wird häufig späterhin Kaufmann oder Seefahrer, Gewerker, Künstler, Arzt, Advokat oder gar Präsident und das Lebensende liegt gewöhnlich in aufsteigender oder absteigender Folge weit entfernt vom Anfange oder der höchsten Zwischenstufe. Wie gros die Verlüste an Kraft sind, welche die Menschheit erleidet, zeigt sich am auffälligsten zu Zeiten groser Umwälzungen: es tauchen plötzlich eine Menge Befähigter aus engen Kreisen empor, verrichten Gewaltiges und erheben sich zu Stellungen, die ihnen und ihres Gleichen unter anderen Verhältnissen fern geblieben wären. Die englische Umwälzung 1649 drängte den grosen Cromwell empor, der unter anderen Verhält-

nissen wahrscheinlich Brauer geblieben wäre; mit ihm erstand auch eine Anzahl tüchtiger Männer, die ihrem Vaterlande wichtige Dienste leisteten. Die französische Umwälzung von 1792 hob eine Anzahl einsichtvoller Männer empor, die, kämpfend mit grosen Mängeln ihres Eigenwesens und des zerrütteten States, doch das bewundrungwürdige Werk verrichteten, ihr Vaterland zu schützen wider dreifach überlegene Feinde der Fremde, den Verrath im Inneren nieder zu schlagen und den verbündeten Unterdrückern den Frieden vorzuschreiben. Ähnliches wiederholte sich auf anderen Stellen, sobald die Noth alle Schranken niederriss, welche der Wahl der Lebensstellung entgegen gestanden und die Männer in falsche Bahnen getrieben hatten: plötzlich schwangen sich Unbekannte empor und erwiesen sich Stellungen gewachsen, die Fähigkeiten von solcher Gröse erforderten, dass sie selbst solcher nicht bewusst waren, bevor sie in diese Bahn gelangten. Jedes Volk zeigt solche auffällige Beispiele, noch mehr aber minder auffällige des täglichen Lebens, in denen durch richtigen Wechsel des Berufes wirkliches Glück geschaffen wird und so liegt die Schlussfolgerung nahe, dieses seien nur vereinzelte Ausnahmen, wogegen der Regel nach die ursprünglich irrige Wahl unverbessert bleibe und das ganze Leben hindurch ihren unglücklichen Einfluss geltend mache.

Auch die Minderfälle, in denen die Wahl des Berufes die richtige war für das ganze Leben, sichern keineswegs das Glück und die Zufriedenheit, denn diese sind mehr oder weniger abhängig von der Anerkennung anderer Menschen. Wer in engen Lebenskreisen sich bewegt, hat mit der Bewerbung Gleichstehender zu kämpfen, ihren Neid und ihre Anfeindung zu ertragen und wird von den höher Stehenden übersehen, die ihn fördern könnten und sollten; er verkümmert im engen Leben, obgleich er befähigt ist zu Weiterem. In höheren Berufstellungen walten andere Hindernisse, seien es festgestellte Ordnungen, nach denen Beförderungen geschehen oder Launen und Vorurtheile der Verfügenden, rückständige Kenntniss oben oder unten, also Abhängigkeit von niederen Gestaltungen. Der Arzt soll es verstehen sich geltend zu machen, sonst verschaffen Kenntnisse und Eifer ihm nur geringe Ergebnisse bei endloser Mühe; der Advokat soll Aufsehen erregen, verzweifelte Fälle retten und sieht häufig seine Mühen durch kurzsichtige Richter vereitelt, hat auch nur zu oft das drückende Bewusstsein, dem Unrechte zu helfen, aber nicht dem Rechte und der Sittlichkeit zu dienen; den Priester verfolgt auf manchen Wegen die Überzeugung,

dass er nicht lehren dürfe was er wolle und dass er die Erkenntniss der Menschheit hindere, indem er lehre was er selbst nicht begreifen oder glauben könne; dem Kaufmanne lässt meistens die Gier nach gröserem Erwerbe und die Furcht vor Verlüsten keine Ruhe, er will immer mehr besitzen und über die Begierde gelangt er nie zum Genusse und zum erstrebten Glücke. So geht es durch die ganze Reihe des Berufes und der Lebensstellungen. Der Kriegerstand geniesst grose Achtung im Leben, aber nicht im eigenen Kreise; er vermag nur den Eitlen einigermasen zufrieden zu stellen, nicht aber den von höherem Streben und starker Selbstachtung erfüllten Mann. Ein drückendes Wirken auf dem Drillplatze, in der Wache oder Caserne, nebst nutzlosen Paraden soll das Leben im Frieden ausfüllen; dabei rücksichtlose Unterdrückung jeder Eigenthümlichkeit von oben, rohes Festschnüren in steife Formen; dabei das Bewusstsein, vorkommenden Falles gedankenlos sein Leben preisgeben zu müssen im blinden Gehorsame, sei es auch wider die eigene Überzeugung. Die gegenseitige Achtung ist gering und die gegenüberstehende Rohheit so gros, dass man durch Übereinkunft den Zweikampf für nöthig erachtet, um die Rücksichten zu erzwingen, welche unter gebildeten Männern ohnedies herrschen sollen. Dazu kömmt die unzureichende Besoldung, welche zum Schuldenmachen zwingt und in der Brust des stolz einher schreitenden Herrn jedesmal eine peinigende Beschämung wachruft, wenn er dem schmutzigen Wucherer begegnet, dem er seine Ehre und sein Glück verpfändet hat. Seine eigentliche Bestimmung soll er im Kriege suchen, also im Menschenmorde für Zwecke, denen er blindlings als Knecht dienen muss und deren Erreichung selten der Opfer werth ist. Die Aussicht getödtet oder verstümmelt zu werden ist hundertfach gröser als die auf Auszeichnung und Beförderung, und unter 100,000 Soldaten, die nach Napoleons Ausspruch, den Marschallstab in den Taschen tragen sollten, ist selten einer, dem er zufällt; auf den tieferen Stufen der Beförderung mindert sich jene Zahl, aber die Wahrscheinlichkeit bleibt auch dann gering genug.

Auch wer sein Streben dem Gemeinwohle widmet und glücklicher Weise in die rechte Bahn gelangt, wird fernab bleiben von seinen Zielen. Beim Wirken in der Gemeinde- oder Statsverwaltung ist er abhängig von Anderen, die entweder höherstehend ihn bekämpfen müssen und besiegen in seinen Vorschlägen, oder rückständig an Erkenntniss, ihn anfeinden und besiegen durch ihre Mehrzahl. Je mehr er an Fähigkeiten überlegen ist,

desto wirksamer ist der Neid und gröser das Bemühen ihn zu hemmen oder zu stürzen; je stärker er der Habsucht oder Verblendung entgegen wirkt, desto gröser ist die Feindschaft, aus der ihm das Leben verleidet wird; gewöhnlich muss er erleben, dass am ehesten diejenigen Masnahmen Genehmigung finden, welche den Sondervortheil habgieriger Leiter fördern, dagegen andere zurückstehen müssen, welche Opfer zum Gemeinbesten heischen. Bei allen Völkern und unter den verschiedensten Statsverfassungen wiederholt sich die Erfahrung, dass das Wirken zum Statswohle gewöhnlich die hochgebildeten Leute mit Ekel erfüllt und sie dazu führt, entweder diesen Beruf zu meiden oder demselben vor der Zeit sich zu entziehen.

Zu vorgenannten stätigen Hindernissen und Störungen kommen noch die vorübergehenden, nicht minder das Glück beeinträchtigend. Zunächst die Übel der unorganischen Welt: Erdbeben, Feuer, Sturm, Überschwemmung, Hagelschlag, Seuchen, Krieg u. a., die Tausende aus dem Zustande der Behaglichkeit in das Unglück stürzen, ihnen das ganze Leben vergällen. Andere Übel entspringen den Mängeln der Menschheit: sie irrt sich in ihren Berechnungen über Angebot und Begehr, so dass Handelskrisen entstehen, welche den Wohlstand zerrütten und Hunderttausende dem Hungertode aussetzen; oder sie schreitet fort in der Erkenntniss und lässt Diejenigen verkümmern, welche dadurch rückständig werden. Neue Heilweisen beeinträchtigen die Ärzte und Apotheker der alten Schule; Verbesserung der Gesetze und Einsetzung von Friedensgerichten schmälern das Glück der Advokaten; neue Lehren und steigendes Nachdenken der Menschen erniedrigen die Geltung der Priester; Erfindungen machen ganze Geschäftzweige brodlos; wandelbare Laune am Hofe wirft verdienstvolle Beamte aus ihrem Berufe in die Vergessenheit; nothwendige Verbesserungen des States beseitigen Wirkungkreise, deren Verwalter ihr Glück darin fanden. Die Bewegungen der Welt im Ganzen wie die der Menschheit im Besonderen bringen unausgesetzt Änderungen mit sich, die gleich einer Mauserung eine Menge des Vorhandenen ausstosen und darunter auch viele Menschen mit ihrem Wirken und ihrem Glücke.

Im Streben nach Glück durch Lebensstellung und Beruf sind die Störungen so zahlreich, dass die Mehrzahl jenes Ziel verfehlen muss und also die Unzufriedenheit der Einzelnen stätig rege gehalten wird.

§. 454.

Zu denjenigen Bestrebungen, welche am ehesten Glück verheissen, gehören vorzugsweise die auf **Erfindungen** gerichteten, denn der Erfinder scheint so hoch und unabhängig zu stehen, dass die meisten Sorgen ihn nicht erreichen.

Der Erfinder hat das Bewusstsein für die Menschheit zu arbeiten und auf dem Wege zum eigenen Glücke sich zu befinden; sein Leben müsste ein glückliches sein, wenn jede erstrebte Erfindung gelänge und alsdann auch zur Anerkennung gelangte, wie zum Ertrage. Die Wahrscheinlichkeit, dass diese Umstände zusammen treffen, ist sehr gering und deshalb ist die Geschichte der Erfinder noch mehr als die der Erfindungen ein Leidensgemälde traurigster Art. Zahllose Menschen mühen sich ab um Erfindungen zu machen, aber selten wird das Ziel erreicht; in jeder Stadt und in allen Lebenskreisen giebt es Strebende dieser Art, welche sich irgend ein Ziel stellen, möglich oder unmöglich, und lange Jahre hindurch nach der Lösung suchen. Kaum einer unter hundert erlangt was er wollte, denn entweder fehlen ihm die Vorkenntnisse, um das Ziel und die Möglichkeit der Erreichung beurtheilen zu können, oder er kennt nicht die richtigen Mittel und geht gewöhnlich zu Grunde, bevor er so weit gelangt. Wenn es gelingt eine Erfindung zu machen, zeigt sich meistens, dass sie keinen Werth habe für die Menschheit, indem sie entweder von anderen Erfindungen übertroffen wird oder den vorhabenden Zweck nicht vortheilhafter erreicht als die bisherigen Weisen, oft auch der Zweck mittlerweile aufgehört hat der Menschheit zu dienen. Man rechnet z. B. in England, dass unter 20 Patenten höchstens eines sich befindet, welches der Mühe lohnt, indem es eine nützliche und durchführbare Erfindung zur Geltung bringt; unter diesen sind wiederum die wenigsten nutzenbringend für ihre Erfinder, denen es der Regel nach an Geschäftskunde fehlt, um sich den Nutzen zu sichern. Es ist wiederholt von fremden Erfindern geklagt worden, dass sie in England um ihre Erfindungen geprellt worden seien, dort wo sie goldene Früchte zu ernten suchten. Der Grund lag aber in der Unkunde des geschäftlichen Lebens, dem Fremdsein der Welt, welches den meisten Erfindern anhaftet, die zumal in England dem Deutschen, Franzosen u. a. doppelt gefährlich, ihn auf unrechte Bahnen leiten und seinen Gewinn verlieren lassen. Den

englischen Erfinder trifft meistens das gleiche Unglück aus derselben Ursache: sie ernten selten die Früchte ihrer Erfindung, welche Anderen zufallen, die Geschäftskenntniss genug besitzen, um der Erfindung Geltung zu verschaffen. So kam noch in neuerer Zeit an den Tag, dass der Erfinder einer wichtigen Verbesserung an den Mähmaschinen nur 50 £ daraus gelöst hatte, wogegen sein Käufer 3000 £ dafür empfing und ihr Werth späterhin auf 22000 £ geschätzt ward.

In der Gegenwart muss die Zahl der Erfinder verhältnissmäsig viel gröser sein als zu irgend einer frühern Zeit, denn die Thätigkeiten und Berufswege sind zahlreicher geworden und mit der bereicherten Erkenntniss hat das Streben zugenommen. Dagegen war in früheren Zeiten das Suchen schwieriger, denn bei mangelnder Kenntniss haschten sie im Dunkel, setzten sich unerreichbare Ziele, wie Goldmachen, Herstellung der unaufhörlichen Bewegung (des perpetuum mobile), des Unsterblichkeittrankes u. dergl. oder verfolgten die Ziele durch Versuche, die von keinerlei Vorkenntnissen geleitet wurden. Diejenigen, welche nützliche Erfindungen machten, wie z. B. Guttenberg, ernteten nicht die Früchte derselben, weil es an gesetzlichen Einrichtungen mangelte und die Erfinder selten Geschäftsleute sind. Man darf rechnen, dass gegenwärtig die Erfinder unter den Europäern nach Hunderttausenden zählen und dass der gröste Theil derselben seinen Erwerb vernachlässigt, um unter Sorgen und Entbehrungen nach dem vorschwebenden Ziele zu streben, seine Zeit und Kräfte anzuwenden, um für die Menschheit eine Verbesserung zu ersinnen. Es unterliegt keinem Zweifel, dass das Bemühen ein edles sei und dass die bisherigen erfolgreichen Erfindungen nur erlangt werden konnten dadurch, dass Tausende sich abmüheten, also zahlloses Unglück die Quelle gemeinnütziger Entdeckungen sein musste. Allein das Unglück wird durch solche Betrachtungen nicht beseitigt, es herrscht in voller Macht und neben jedem Glücklichen fallen hundert ebenso strebsame und ehrenhafte Männer dem Elende zur Beute.

Jeder, welcher Erfindungen zu machen sucht, lebt im Vorgefühle des künftigen Reichthumes und wird weniger betroffen als seine hungernde Familie; aber auch ihn ereilt das Unglück, sobald er sein Streben als hoffnunglos erkennen muss und das Elend übersieht, in welches er sich und seine Familie gebracht hat. Zu Hunderten sterben sie stumm und

kummervoll dahin als Opfer eines edlen Strebeus, um so zahlreicher, je gewerbreicher das Volk ist, in welchem sie lebeu.

§. 455.

In ähnlicher Weise haben die Bestrebungen der Entdecker und Forscher mit Hindernissen zu kämpfen, welche das im Erreichen der Ziele gesuchte Glück trüben oder verfehlen lassen. Beide sind, gleich den Erfindern, darauf angewiesen nach Vermuthungen oder Wahrscheinlichkeitgründen in unerforschte Gebiete sich zu begeben, um Neues zu erkennen, den Bildungschatz der Menschheit zu bereichern; sie ernten die gleichen Leiden wie Jene.

Die Entdecker uud Forscher suchen Vorhandenes zur Erkenntniss zu bringen, wogegen die Erfinder sich bemühen, noch nicht Vorhaudeues zu schaffen; allein Jene wie Diese sind darauf angewiesen nach Muthmasungen zu verfahren nnd dabei denselben Gründen des Misslingens ausgesetzt. Um das vorgesetzte Ziel zu erreichen, ist es erforderlich, dass es ein mögliches sei, dass ferner zweckmäsige Mittel ausreichend angewendet werden und dass der Forschende lange genug lebe; mangelt es in einer dieser drei Beziehungen, so wird der Zweck verfehlt, denn nur das Zusammeuwirken aller kann den Erfolg sichern: die Wahrscheinlichkeit des Gelingens zu der des Misslingens verhält sich also mindesteus wie 1 zu 3. Es kann nicht fehlen, dass auch auf diesem Gebiete überwiegend Unglück gefunden wird von Deuen, welche die Erreichung ihrer Ziele als die Vorbedingung des Glückes betrachten. Unter den Entdeckern ist keiner stärker vom Unglücke heimgesucht worden als Columbus, der erleben musste, wie gefährlich es sei Fürsten zum Danke zu verpflichten. Er eröffnete der Herrschaft des spanischen Königs Ferdinand einen reichen Erdtheil, brachte ihm Gold und Erzeugnisse des entdeckten Amerikas; er stellte sich zum Ziele, das gesammte Land zu erforschen und in Besitz zu nehmen für den König. Mitten in seinen Entdecknngen ward er (1500) abgesetzt, in Ketten nach Spanien geführt und gedemütiget in Unthätigkeit gehalten. Aus Neid wider die Portugiesen ward ihm 1502 eine neue Fahrt bewilligt, aber so kläglich ausgerüstet, dass sie erfolglos ausfiel. Krank und zerrüttet kehrte er 1504 nach Spanien zurück, wo er treulos verlassen 1506 starb. Von den Entdeckern neuer Länder oder des Innern derselben haben

zu allen Zeiten die meisten den Tod gefunden vor Erreichung ihres Zieles. Die neuere Zeit erweist solches am überzeugendsten, wiewol zu keiner Zeit die Entdecker besser ausgerüstet sein konnten zu diesem Zwecke. Die Entdeckungreisen zur Erforschung des nördlichen Amerika haben unausgesetzt grose Opfer an Menschenleben gekostet, ohne einen nennenswerthen Erfolg zu bieten; auf den Reisen zur Erforschung des Inneren Afrikas haben meistens die Entdecker das Leben verloren und die Züge in das Innere Neu-Hollands sind zum grosen Theile erfolglos gewesen. Das daraus erwachsene Unglück hat nicht allein die ausgezogenen Entdecker betroffen, sondern auch ihre Angehörigen und das Leid, welches an die Öffentlichkeit gelangte, bildet in allen solchen Fällen nur einen Theil des vorhandenen.

Den Entdeckern auf anderen Gebiete drohete nicht minder das Misslingen, sei es in der Vergeblichkeit der Bemühungen oder in dem irrthümlichen Erfolge. Das Bemühen, die Grundstoffe und ihre Verbindungen so wie ihr Verhalten zu erkennen, hat vielen Forschern das Leben gekostet, sei es durch Verunglücken der Versuche oder durch Untergrabung ihrer Gesundheit. Der Irrthum war vielfach das Ergebniss und oftmals haben sie noch erleben müssen, wie die mühsam errungenen Erfolge werthlos gemacht wurden durch neuere Entdeckungen, welche das Übergewicht erlangten. Die Forscher am Sternenhimmel sind vielfach irre geleitet worden, vor allen diejenigen, welche auf dem Monde neue Entdeckungen machen wollten und das Leben der Sonne hat den unzähligen Forschungen bisher kein befriedigendes Ergebniss geliefert, also nicht das daraus erhoffte Glück geschaffen.

Den Forschern lohnt meistens nur dann die bleibende Erreichung eines Zieles, wenn sie auf kleine Schritte sich beschränken, vorsichtig von einer festen Thatsache zu einer anderen vorzudringen suchen: sie heben die Bausteine hervor, aus denen andere Männer Bauten aufführen und die gröseren Gefahren des Misslingens übernehmen. Diese Gefahren sind um so einflussreicher, je weiter der Forscher dahin strebt, Erkanntes zu verbinden, allgemeine Gesetze zu erforschen, Begriffe zu schaffen und Übersichten zu gewinnen, denn es wirken hiebei zusammen: die Irrungen, welche in den von Anderen gemachten Beobachtungen liegen, die Mängel des eigenen Wesens und die Unmöglichkeit die gesammte Welt zu überschauen, so dass Missgriffe um so wahrscheinlicher eintreten. Fast jeder Forscher

dieser Art hat erleben müssen, dass mühsame Schöpfungen des eigenen Verstandes abgesetzt wurden, dass er lange Jahre hindurch Begriffe aufbauete und als Überzeugung heftig vertheidigte, die er späterhin aufgeben musste, um höherer Erkenntniss Raum zu geben. Auf den Wegen der Wissenschaft liegen unübersehbare Reihen ausgestosener Gebilde, die von ihren Schöpfern unter Mühen und Sorgen gepflegt wurden: die ganze Begriff-Reihe der Atome, Monaden, Molektüle, der unwägbaren Stoffe der Wärme, des Lichtes u. a., der Lebenskraft, auch die zahllosen Einbildungen der Heilkunde, jede zu ihrer Zeit ein mühsamer Erwerb der Forscher, aber hingeworfen von den Nachkommen wie abgenutzte Kleider.

Das im regen Bemühen edler Männer bethätigte Streben nach Entdeckungen wird der Mehrzahl nicht durch das Erreichen der Ziele belohnt und also das im Gelingen ersehnte Glück nur ausnahmsweise erreicht.

§. 456.

Auch die anderen Bahnen des **Strebens für Menschenwohl** unterstehen derselben Überzahl der Fälle des Misslingens, denn sie sind ebenso der Klugheit und deren Irrungen, sowie den übermächtigen Einflüssen des Weltlaufes ausgesetzt.

Das Bemühen im Unterrichte der Rückständigen führt selten zum gewünschten Ziele: Eltern und Lehrer erlangen nur ausnahmsweise den vorgesetzten Erfolg. Gewöhnlich wird der Unterricht nicht abgemessen nach den besonderen Fähigkeiten des Kindes, sondern nach einer allgemeinen Anordnung, die, meistens nach alter Gewohnheit gebildet, blindlings aber unerschütterlich fest gehalten und durchgeführt wird. Dabei wird bei fast allen Völkern ein unverhältnissmäsiger Theil des Unterrichtes der aussersinnlichen Welt gewidmet, von welcher der Lehrer kein Verständniss gewonnen hat, also auch den Schülern nicht einprägen konnte, aber dennoch dem vergeblichen Bemühen sich widmen muss, sei es aus Gewohnheit oder Zwang. Das Ziel auf diesem ganzen Gebiete der Religion muss verfehlt werden und der Lehrer oder Priester kann nicht das Glück geniessen, welches er im Erreichen des Zieles zu finden hoffte. In anderen Zweigen des Unterrichtes sieht der Lehrer selten Männer aus seiner Schule hervorgehen, an denen seine Mühe sich lohnte· nach einem langen Leben voller Sorgen

und Entbehrungen drängen sich seiner Erinnerung übermächtig die Fälle des Misslingens auf. Der Unterricht der Eltern verfehlt ebenfalls in den meisten Fällen das Ziel: zunächst darauf gerichtet, die Kinder zu befähigen für die künftige Selbständigkeit, machen sich die Mängel der Eltern geltend in der Wahl des Zieles wie der Mittel. Das Ziel wird unrichtig erkannt, weil die Eltern dasselbe nicht wählen nach den besonderen Fähigkeiten der Kinder, sondern nach Vorurtheilen und Herkommen, oder auch mangeln Gelegenheit und Mittel, um die Besonderheit auszubilden. In anderen Fällen werden richtige Ziele gewählt, aber unzweckmäsige Mittel angewendet und aus beiden Fällen erwächst die grose Zahl der Unglücklichen, deren Lebenslauf zu einem misslungenen sich gestaltet, den wohlmeinenden Eltern zum Kummer, sich selbst und Anderen zur Last. Viele Eltern suchen das Ziel ihres Unterrichtes darin, den Kindern das Streben nach äusserem Ansehen einzupflanzen und machen deren Leben zu einem verfehlten, denn das erstrebte Ansehen ausbleibt oder wenn erlangt, kein Glück bereitet. Andere wollen ihren Kindern den Lebensunterhalt sichern, sei es durch Stammgüter, Verschaffung fester Einnahmen, Ämter u. dergl. zum Verderbe des Lebensglückes.

Überaus arm am Gelungenen sind auch die Bemühungen um Belehrung rückständiger Völker: das Gelungene beruht selten auf Wirklichkeit, viel öfterer auf Selbsttäuschung der Lehrer; das Mislungene dagegen ist tausendfältig gröser und bittere Wahrheit, in der Aufopferung vieler Menschenleben und der Vergeudung mühsam erworbener Schätze. Das gesammte Missionwesen, von katholischer wie evangelischer Seite betrieben, ist eine endlose Kette von irrig gewählten Zielen und Anwendung unzweckmäsiger Mittel, von Unglück auf allen Wegen begleitet. Die Missionäre sind zu Hunderten den Seuchen und Entbehrungen unterlegen, Tausende mühen sich erfolglos ab in Unkenntniss der Völker und ihres Glaubens, denselben verhasst und verderblich: die rückständigen Völker, welche von Missionären geleitet werden, sterben dahin, als ob das Christenthum ihren Untergang verschulde; wo die Christen Seelen retten wollen, sterben die Leiber allmälig aus an der Art der Gesittung, welche die Missionäre ihnen einpflanzen. Bei anderen Völkern mühen sich wohlmeinende Glaubensboten ihr Lebelang ab, ohne irgend Hoffnung auf Erfolg: bei den Hindu stehen ihnen die einheimischen Glaubenslehren gegenüber, aus welchen jedem Glaubensgeheimnisse der Christen, in deren Verbreitung die Missionäre den Kern

ihrer Bemühungen äussern, ein ähnliches Geheimniss gegenüber gestellt werden kann und da die Sittenlehren nahezu übereinstimmen, keinen Anlass zum Übertritte bieten. Sie haben ihre Dreieinigkeit wie die Christen, auch ihren Heiland Wischnu, der wiederholt unter Qualen die Menschheit erlöste, ebenso ihr Abendmahl in der Spendung des Somaopfers, ferner die Taufe, Priesterweihe nnd das Wirken des heiligen Geistes durch Priestermund nnd Orakel. Ihre Gesetzbücher enthalten die Vorschrift der Menschenliebe, Milde, Versöhnlichkeit, des Wohlthuns und anderer Tugenden in grösserer Ausführlichkeit und einfacher geordnet als die Bibel, und so vermögen ihre Priester den Missionären Ebenbürtiges und den Sitten besser Angepasstes entgegen zu stellen. In Afrika dagegen wird das Christenthum abgewiesen durch die Sitten der Vielweiberehen, die dem Volke dienlichen Thieropfer und die Abneigung vor dem Zwange europäischer Gewohnheiten; der Glaube Muhammad's hat dort den Vorrang, weil er dem Vorhandenen sich anpasst. An anderen Stellen weist der Verstand solcher Völker den christlichen Glauben ab, dessen Erzählungen so manches Wunderbare bieten, an dessen Aufnahme der Mensch frühzeitig gewöhnt werden muss, bevor er einen anderen Wunderglauben aufnimmt. Die rückständigen Völker sind aber zumeist mit eigenen Wunder-Vorstellungen versehen, und wie es auch auf Seiten der Christen geschieht, fühlen sie sich bei den heimischen Wundern jedes Zweifels überhoben, wollen aber die fremden mit dem Verstande beurtheilen, was die Wunder der Bibel ebenso wenig ertragen können wie die jener Völker. Der Fremdling müht sich vergebens ab, denn Niemand will die dem Christen theuren Lehren des Glaubens alter Völker aufnehmen, behandelt sie mit Zweifeln und Spott, denen der Missionär schwach gegenüber steht. Die Jesuiten waren die einzigen, welche Erfolge erzielten in Amerika; an anderen Stellen blieben sie wirkunglos oder führten groses Unheil herbei, wie z. B. in Japan. Die anderen Missionäre des Christenthums dagegen verfehlen durchgehends den Zweck, schaffen sich und anderen Menschen Unglück; in der Fremde bereiten sie Krieg und Tod und in der Heimat die Armut, indem sie in der Fremde diejenigen Mittel vergeuden, welche im Vaterlande Hunderttausende glücklich machen könnten. Das englische Volk verwendet jährlich nahezu eine Million Pfund Sterling in Bibel- und Mission-Gesellschaften für fremde rückständige Völker, während in ihrer eigenen Mitte, Armut, Rohheit und Verbrechen in Blüte verbleiben, weil die Verbreiter der Erkenntniss in fer-

nen Wüsten umher irren. Bei den fremden Völkern sind die christlichen Missionäre Boten des Zwistes und Anlässe zum Aussterben der Bevölkerung und in der Heimat gehen mittlerweile Hunderttausende zu Grunde, weil man ihnen Dasjenige entzieht, was in der Fremde vergeudet wird.

Im Bemühen für das Menschenwohl gingen Scharen edler Menschen zu Grunde, welche Unglück fanden anstatt des erhofften Glückes, Unheil säeten wo Segen erblühen sollte. Der edle Las Casas (1474—1556) als spanischer Missionär unter den Indianern auf St. Domingo, ward durch den Anblick der Gräuel, welche habgierige Statthalter sich erlaubten, bewogen, dem Könige vorzuschlagen, zu den schweren Arbeiten, bei denen die Indianer zu Tausenden erlagen, statt ihrer die stärkeren Neger zu verwenden, deren Ausfuhr von West-Afrika unlängst begonnen hatte. Der König folgte seiner Ansicht und die Gräuel des Sklavenhandels begannen, die vielen Millionen der Schwarzen ein vorzeitiges Ende bereiteten, ohne die Indianer zu retten, welche in 60 Jahren um 12 Millionen an Zahl abnahmen. Jedes Gebiet des Wirkens für Menschenwohl weist Fälle dieser Art auf, noch mehr aber solche, in denen der Zweck verfehlt ward oder erst lange nach dem Tode des Strebenden eintrat, so dass dieser seine Mühen schloss, ohne sichtbaren Erfolg errungen zu haben. Wie viele werden auf ihrem Todbette, in Unmuth über das Missverhältniss zwischen dem was sie erstrebten und erreichten, gleich Herder ausgerufen haben: „O, mein verfehltes Leben!" Jesus, gleich den anderen Maschiach des jüdischen Volkes, starb dahin, bevor er die Früchte seines Strebens überschauen konnte und sein Schmerzensruf am Kreuze: „Mein El, mein El, warum hast du mich verlassen?" erweist genugsam, wie er verzagte beim Anblicke des Endes seiner Mühen, indem er sein Volk nicht erlöst, sondern in gröserer Knechtschaft zurückgelassen hatte. Die grosen Lehrer aller Zeiten haben über anscheinende Erfolglosigkeit geklagt und prophetisch schauten sie in die Zukunft (§. 172), welche den Erlöser bringen solle zur Vollendung dessen, was ihnen nicht gelungen war; ihr erstrebtes Glück war dahin, und ihr Leben hauchten sie aus in Klagen über die Vergangenheit; nur noch in die Zukunft setzten sie das Vertrauen und sandten ihre Liebe zur Menschheit hinaus über das Grab, welches sie mit ihrem Unglücke versöhnen musste.

§. 457.

Die Erkenntniss der Misstände bei jedem Streben, selbst dem edelsten, ist Jahrtausende alt und hat frühzeitig zu der Vorstellung geführt, dass das Glück nur in der Entsagung zu finden sei, dass die Abscheidung aus dem Zusammenleben mit Anderen oder die Verzichtleistung auf Genüsse und Thätigsein, am sichersten schütze gegen Leiden und Unglück.

Zu allen Zeiten zogen sich erleuchtete Männer in die Einsamkeit zurück, um sich frei zu halten von den übrigen Menschen und deren Einflüssen oder sie wandelten unter Menschen und hielten sich geschieden, als ob sie einer andern Welt angehörten. So Kong-fu-dsü der Chinese, Buddha der indische Prinz und seine Nachfolger, Johannes der Täufer, Jesus, die Einsiedler der Egypter, die Stoiker der Hellenen und Römer, die Büser und Eremiten des entstandenen Christenthumes: alle geschieden sich haltend von den Menschen, sei es räumlich oder umgänglich, um darin das Glück zu finden. Es muss ein gemein menschlicher Zug sein, der diese Absonderung bewirkte, und dieser lässt sich erkennen in dem weiten Abstande der Bildungstufen, welcher die Vorgeschrittensten von der rückständigen Menge trennte zu allen Zeiten. Das Gebaren derselben in Worten und Thun erblickt der Vorgeschrittene mit Widerwillen, denn es stört den Einklang seines Wesens und bietet ihm wenig Aussicht auf eine rasch erreichbare nachhaltige Verbesserung; er ist in seinen Gedanken so viel weiter vorgeschritten, dass er seinen Zeitgenossen fremd ward, ihre Sprache redet, aber ihre rückständigen Meinungen nicht versteht, dass ihm Jegliches im anderen Lichte erscheint als ihnen und seine Rede entweder nicht verstanden oder, irrig und gehässig aufgefasst, mit den niedrigen Beweggründen verbunden wird, welche bei der rückständigen Menge gangbar sind. Aus Unmut verlässt er die Menschen, die er nicht versteht und die ihn nicht verstehen, oder er wandelt zwischen ihnen auf eigenen Wegen, fremd geworden im eigenen Volke, ruhig im Denken, Fühlen und Geniessen. So erschien Sokrates seinen Zeitgenossen, sich gleich bleibend unter allen Wechselfällen des Lebens, in Alles sich schickend, stets heiteren Sinnes, erhaben über jede Trauer und Furcht, mit Wenigem zufrieden, dem Leben geneigt, aber den Tod nicht fürchtend.

Noch weiter gingen die Buddhajünger und die Kyniker unter den

Hellenen, indem sie die Einschränkung des Lebens auf das Mindeste der Bedürfnisse als die Quelle des Glücks betrachteten, weil es sie unabhängig mache von den Leiden der schwankenden Genüsse, von den Mühen und Sorgen des Erwerbes und der unfreiwilligen Berührung mit anderen Menschen. Sie strebten nach einem schmerzlosen Leben und Buddha hatte zu dem Ende seinen Schülern empfohlen Bettler zu sein, mit dem Mindesten sich zu behelfen und sich zu bemühen, jede Erregung abzuwehren, jedes Gelüst zu beherrschen und sich zu versenken in völlige Ruhe der Beschaulichkeit. Buddha sagte: „Höret nicht auf das Fleisch; Leidenschaften bringen Furcht und Kummer; erstickt die Leidenschaft, dann zerstört ihr Furcht und Kummer". „Der Beschauliche verwerfe den Reichthum, bediene sich nur des Allernothwendigsten und tödte seinen Körper ab; seine Leidenschaften seien stumm, er begehre Nichts, fessele sich an Nichts, denke unaufhörlich nach über die Lehre, leide geduldig Unrecht und empfinde keinen Hass wider seinen Nächsten". Die Einsiedler der alten Egypter, vor dem Christenthume wie auch nach der Einführung, folgten derselben Richtung; ebenso die Essener unter den Juden und bei den Hellenen waren es die Kyniker Antisthenes, Diogenes, Krates und ihre Schüler, welche jedem Besitze, allen Bequemlichkeiten und Genüssen entsagten, um mit dem zu leben, was in Athen und Korinth fast umsonst zu haben war, namentlich Lupinen und Wasser. Die aus den Kynikern hervorgehenden Stoiker milderten die Lehre dahin, dass es nicht nöthig sei, die Güter und Genüsse zu meiden, sondern es genüge, wenn man dieselben mit Gleichmuth betrachte, als etwas Gleichgültiges, welches man geniessen oder entbehren könne, ohne dadurch bewegt zu werden.

Im Christenthume ging die Entsagung über in Selbstpeinigung, in Folge der richtigen Beobachtung, dass die Begierden, aus denen die meisten Übel entstehen, unserem Leibe anhaften. Da die Scheidung der Vorstellungen vom Menschenwesen in Leib und Seele am frühesten von den Egyptern ausgebildet war, welche namentlich die Vorstellung von dem Fortleben der Seele und der Vergeltung nach dem Tode damit verbanden, aus welcher die Geringschätzung des Leibes hervorgehen musste: so werden die Selbstpeinigungen bei Buddhaisten und Christen als Nachklänge der egyptischen Lehre aufzufassen sein. Buddha sagte: „Die begreifliche und wirkliche Welt ist eine erdichtete Täuschung, das Dasein des Menschen ein Traum, der Tod das Erwachen, der Körper ein unreines Gefängniss,

eine grobe Hülle, die man durch Fasten, Zerfleischung, Kasteiungen und Beschaulichkeit dünner und durchsichtiger machen soll." „Himmel und Erde sind vergänglich; verachtet euren aus vier vergänglichen Elementen bestehenden Leib und nehmet nur Bedacht auf eure unsterbliche Seele". Die nächstliegende Schlussfolgerung war, dass die Gläubigen von Allem sich los zu reissen hätten, was sie mit anderen Menschen verband, dass sie Eltern und Familie verliessen, auf Eigenthum und Genüsse verzichteten und durch Büsungen sich verfeinerten zum höheren Leben, denn Buddha hatte gelehrt: „Wer Vater und Mutter verlässt, um mir nach zu folgen, wird ein vollkommener, himmlischer Mensch." Diese Lehren verbreiteten sich in den Jahrhunderten vor Christi Geburt durch ganz Westasien, wo sie noch in der Gegenwart herrschen in den zahlreichen Büsern und frommen Bettlern der Muhammadaner; sie drangen schon damals in alle Völker und Religionen ein und gaben Anlass zur Bildung besonderer Sekten. Unter den Juden war es die Sekte der Essäer, welche Lehren jener Art anhing und unter den Aussprüchen Jesu befinden sich viele, welche auf denselben Vorstellungen beruhen. Er lehrte seinen Jüngern völlige Entsagung des Eigenthumes, Hingabe des Besitzes an Jeden der darum bitte, Selbstverstümmelung, wenn Auge oder Hand Ärgerniss errege, Entäusserung jeder Sorge um das Leben, Losreissung von Eltern und Familie, und Selbstverleugnung den Beleidigungen und Gefahren gegenüber. Diese Richtung ging in das Christenthum über, weniger durch die Judenchristen als durch die Heidenchristen, und kam um so mehr zur Geltung, als letztere das Übergewicht erlangten (§. 187). Der heilige Augustin lehrte: diese ganze Welt, d. h. alles Sinnliche solle verachtet und nur zur Nothdurft des Lebens gebraucht werden. Diese Entsagung, welche bei Egyptern, Karthagern und Römern schon vorher ihre Anhänger gehabt hatte, ward durch die Verfolgungen der ersten Christen um so stärker genährt, da der heidnischen Übermacht nur durch völlige Entsagung und Ergebung entgegen gewirkt werden konnte. Die Lehren der Kirchenväter und die Hingabe der Glaubensopfer brachten im Christenthume die Abschliessung von anderen Menschen zur Herrschaft: es mehrte sich die Zahl der Einsiedler, der Klöster und Klosterbewohner; die Selbstpeinigung, Keuschheit, Armut und Entsagung galten als höchste Pflicht, als nothwendiges Mittel zum seligen Leben und zum himmlischen Glücke. Die Klöster wurden Zufluchtörter für Alle, welche dem menschlichen Leben

entfremdet waren, sei es durch Neigung zur Beschaulichkeit, durch Ekel vor dem Treiben anderer Menschen oder Reue über die sklavische Hingabe an Gelüste, Trauer über entschwundenes Glück oder das Bewusstsein einer ungehörigen Lebensstellung: im Kloster beruhigten sich alle Stürme, Hoffnung und Furcht stumpften sich ab und wer im Gewühle des Menschentreibens sich unglücklich gefühlt hatte, erlangte den Frieden durch ermattende Entsagung. Jedesmal wann die europäischen Völker starken Erschütterungen ausgesetzt waren, füllten sich die Klöster mit Denen, die den Wechselfällen sich nicht gewachsen fühlten oder denselben unterlagen, und im Volke herrschte die Vorstellung, das Klosterleben sei ein höheres Dasein, welches durch Geschenke des Volkes sicher gestellt und gefördert werden müsse.

Dieselbe Neigung findet sich in der Gegenwart bei den griechischen wie römischen Christen, durch Mönchs- und Nonnenklöster befriedigt und gefördert. Sie herrscht noch stärker bei den Buddhagläubigen in Mittel-Asien, wo einzelne Klöster Tausende enthalten; sie hat auch unter den Muhammadanern ihre Gläubigen unter den zahlreichen Fakiren und Derwischen, die entweder das Land als Bettler durchziehen oder zu besonderen Moscheen gehörig, ein Mönchsleben führen und vom Almosen leben. Die älteste und Stammform findet sich noch jetzt bei den Bramagläubigen Hindu, deren Einsiedler in Wäldern und Tempeln des ganzen Vorder-Indiens sich vorfinden. Auch unter den Denkern der Neuzeit hat diese Neigung ihren Vertheidiger gefunden in Schopenhauer, der das Aufgeben alles Wollens als die höhere Stufe des Lebens bezeichnet, das wahre Heil in der Verneinung des Willens zum Leben findet; in der Bejahung desselben fand er die Quelle aller Besonderheit, der Selbsucht, des Zwiespaltes, Hasses und der Bosheit, wogegen in der Verneinung des Willens der Einklang, die Gerechtigkeit und Menschenliebe sich offenbare.

Würde diese Richtung herrschend in der Menschheit, so müsste sie allmälig ihrem Untergange sich nähern, denn ihre bisherige Fortbildung hat nur durch Mühen, Sorgen und Leiden geschehen können und die Verneinung derselben, die Meidung der Arbeit und aller Genüsse, welche Sorgen und Leiden bereiten können, würden also die Rückbildung zur Herrschaft bringen. Dennoch muss derselben ein rein menschlicher Beweggrund als Ursache gegeben sein, um Jahrtausende hindurch bei Egyptern und Indern, Tibetanern und Mongolen, Juden, Christen und Mu-

hammadanern, Ariern und Semiten, Priestern und Philosophen ihre Anhänger zu finden; die Männer bewegend zur Hingabe des Strebens nach Ansehen und Besitz, die Weiber zur Entsagung der Liebe und Ehe. Ohne einen durchgehenden Grundzug liesse sich das allgemeine Wirken der Neigung nicht erklären, nicht ihre Unabhängigkeit von den Unterschieden des Geschlechtes, Volkes und Jahrhunderts, die Gleichheit im Einsiedler-, Bettler- und Büserleben, welche seit mehr als 2000 Jahren in den Völkern der nördlichen Erdhälfte sich äussert. Dieser Grundzug lässt sich erkennen, wenn die Betrachtung die verschiedenen Äusserungen jener Neigung auf ihre Quelle zurück führt, indem gleichmäsig für alle sich ergiebt, dass ein selbstüchtiges Streben nach Glück und der einfache Wille zum Leben auf das Eigenwesen beschränkt, die Ursachen dieser allgemeinen Neigung seien, dass in der Verkennung des eigenen Wesens als Glied der Menschheit, die Ursache liege, deren Wirkung in der Abscheidung von der Menschheit sich offenbare. Statt Freud' und Leid mit der Menschheit zu tragen und seinen Antheil hin zu nehmen, trennt sich der Selbstüchtige, zieht seine Schultern zurück von der gemeinsamen Last und verschwindet aus der Gesellschaft, der er sein Leben und seine Bildung verdankt; nach dem Genusse ihrer Wohlthaten, sie undankbar ihrem Schicksale überlassend, nur um das eigene Behagen zu retten. Es ist die entgegen gesetzte Äusserung der Selbsucht, die am anderen Ende als Genussucht sich äussert, beides Gestaltungen des Willens zum Leben und zum Glücke: die Genussucht sucht es in unmäsiger Hingabe an das Streben nach Genuss; die Entsagung dagegen in unmäsiger Ertödtung desselben Strebens. Beide wollen nur ihr Sonderleben retten, indem sie in selbstüchtigen Ausartungen der Genussucht und Entsagung dahin lebend, den Genuss als eines der Hauptmittel zur Fortbildung der Menschheit (§. 382) verkennen und sich der Rückbildung überliefern.

Die Genussucht ist ein verderblicher Irrthum, aber die entgegen gesetzte Entsagung nicht minder; der Missbrauch des berechtigten Strebens nach Genuss sichtbar in dem daraus entstehenden Unglücke, erweist nicht, dass die Unterlassung des Strebens Glück bringen werde, sondern belehrt nur den Menschen über den richtigen Gebrauch, zeigt die Grenze, innerhalb welcher das Bemühen sich zu halten habe, um fortbildend zu sein. Ebenso die Leiden und Mühen, welche uns in der Menschheit treffen, sind nicht Gründe, um die Menschheit zu fliehen, sondern um unsere Klugheit

zu mehren und für das Wohl der Menschheit nutzbar anzuwenden. Die Meidung kann uns Ruhe verschaffen und Leidenlosigkeit, aber nicht die Fortbildung der Menschheit fördern, in der unsere Bestimmung liegt und zu der auch die Dankbarkeit uns verpflichten sollte, indem wir aus ihrem erworbenen Schatze an Gütern und Bildung nach Kräften entleihen, um Menschen zu sein. Wir wären Diebe, wenn wir uns mit dem Entnommenen fortschleichen wollten, um es in Ruhe zu geniessen, aber nicht ringend helfen wollten, dem Schatze das Entnommene zu ersetzen durch die Früchte des eigenen Lebens; wenn wir die Schuldner der Menschheit verbleiben wollten, lediglich weil die Rückzahlung nur durch Mühen und Sorgen erworben werden kann.

§. 458.

Bei richtiger Einsicht der Stellung des Einzelnen zur Menschheit wird erkannt, dass nur im Streben für die Menschheit das Glück gefunden werden könne und dass dieses nur gesteigert wird, wenn der Erfolg das Streben krönt.

Das Streben für die Menschheit ist ein Alles umfassendes, in allen Kreisen des Lebens anwendbar und Niemand steht so tief, dass er nicht zu seinem Theile beitragen könnte. Die Kräfte des Einzelnen, namentlich seine Einsicht, weisen ihm den Bereich seines Wirkens an; in seiner Arbeit für die Menschheit liegt die Quelle seines Glückes, aber der Erfolg ist vielfach abhängig vom Weltlaufe und steht häufig nicht in seiner Macht. Der Mensch hat also sein Glück nicht vom Erfolge abhängig zu machen, sondern zunächst in seinem Streben zu suchen und das Gelingen mag er hinnehmen zur Steigerung seines Glückes, muss es aber entbehren können, wenn der Weltlauf dasselbe vereitelt. Der Mensch als Einzelwesen untersteht der Menschheit und mit dieser der gesammten Welt; er darf nicht erwarten, dass Alles und Jedes nach ihm sich richte, sondern er muss der Gesammtheit sich unterordnen, sich einfügen nach bester Erkenntniss und wenn sich erweist, dass er aus Unkenntniss fehl ging, muss er die Folgen hinnehmen. Die Welt und im Besonderen die Menschheit kann nur fortgebildet werden, wenn Jeder in seiner Stellung kräftig dafür arbeitet; in der Menschheit ruht das Glück jedes Einzelnen, nur in ihr kann es erworben

werden und Jeder ist dazu berechtigt wie verpflichtet, möge er den Boden ackern oder vom Throne aus herrschen.

Beim Urtheile über menschliches Glück wird dasselbe gewöhnlich gedacht in der Gestalt einer Menge des Besitzes von Gütern und Kenntnissen; das Streben wie auch das Urtheil wird dadurch irre geleitet. Das Glück im Bewusstseine des Einzelnen ist jedesmal verschieden, sowol in jedem Menschen wie auch in den Zeitabschnitten seines Lebens und es liegt lediglich in dem Verhältnisse zwischen seinen gesetzten Zielen und deren Erreichung, ruhe diese in der Gegenwart auf Überzeugung oder in der Zukunft auf Hoffnung. Das Glück ist demnach nicht abhängig von den Mengen, sondern von dem Einklange und dieser ist möglich bei den engsten und nächsten Zielen wie bei den weitest und fern gesteckten; es ist sogar bei ersteren weit wahrscheinlicher, weil solche minder den störenden Einflüssen des Weltlaufes ausgesetzt sind. Aus dieser althergebrachten Wahrnehmung entstanden die Vorstellungen des Menschen vom Glücke der Urzustände der Menschheit oder des Hirtenlebens, des Ackerbaues, des Lebens in beschränkten Verhältnissen u. s. w. weil dort der Einklang zwischen den Zielen und deren Erreichung bei minderer Zahl der Störungen wahrscheinlicher ist.

Die Erreichung der Ziele des Lebens ist einentheils abhängig von der Wahl erreichbarer Zwecke und anderentheils von der Wahl zweckmäsiger und ausreichender Mittel. Der Weltlauf kann vielfach störend einwirken, aber bedingt nicht alleinig das Gelingen, vielmehr sind jene beiden Vorbedingungen noch einflussreicher und drängen die Störungen des Weltlaufes um so mehr zurück, je höher die Klugheit ist, welche in jenen Wahlen sich äussert. Es genügt nicht zum Gelingen, dass der Mensch sich hohe Ziele stecke, sondern sie müssen nicht allein überhaupt menschlich erreichbar sein, sondern auch seiner Besonderheit gemäs; es genügt nicht, dass die Mittel zweckmäsig seien, sondern sie müssen auch ausreichen und das Meiste was wir Weltlauf nennen, ist innerhalb der menschlichen Klugheit, welche dem Walten begegnen kann um so mehr wie die Erkenntniss in dieser Richtung sich entwickelt. Der Landmann, welcher seinen Viehstand bereichern will, wählt einen erreichbaren und der Menschheit dienlichen Zweck; wenn er das Vieh auf fruchtbaren Weiden sich pflegen lässt, hat er auch ein zweckmäsiges Mittel erwählt; allein es reicht nicht aus, wenn er rückständige, dürftige Arten pflegt, denn der Weltlauf lässt in

solchen die Fortbildung zu langsam fortschreiten und der Züchter wird wenig Glück geniessen. Wenn seine Erkenntniss dagegen hoch genug steht, um den Werth ausgesuchter Arten zu kennen und die Zuchtwahl sachkundig zu betreiben, dann wird die Erreichung im Einklange zum gesteckten Ziele stehen und sein Glück erwachsen, indem er die Fortbildung der Menschheit durch Mehrung der Nahrungmittel fördert. Der Weltlauf wirkte in beiden Fällen, aber zum Unglücke oder Glücke je nach der Erkenntniss des strebenden Menschen. Auf höheren Gebieten liegt der Irrthum weit öfterer in der Wahl des Zieles, welches entweder menschlich unerreichbar ist oder den Fähigkeiten des Wählenden nicht gemäs. Die Bemühungen um Erfindung endlos wirkender Maschinen waren auf das höchste Ziel, das Wohl der Menschheit, gerichtet, aber auf ein menschlich unerreichbares und deshalb schwand das Glück des Einklanges dahin, sobald die Hoffnung endete. Tausende setzen sich das Ziel grose Künstler oder Gelehrte werden zu wollen, verfolgen also einen der Menschheit dienlichen und auch menschlich erreichbaren Zweck, wenden meistens auch die zweckmäsigen Mittel zur Übung und Belehrung an; allein der Zweck ist ihrem Eigenwesen nicht erreichbar und ihr Glück dauert nur so lange wie sie ihre Hoffnung rege halten; der Einklang wird zerstört, weil die Fähigkeit mangelte.

Auch die stärksten Äusserungen des Weltwillens, den Weltlauf in seinen übermächtig scheinenden Einwirkungen, kann der Mensch vielfach durch Klugheit hindern, seine Zwecke zu vereiteln. Der Schiffer vermag dem Winde entgegen zu segeln, wenn er an passenden Stellen lavirt und er gelangt zum Ziele, wenn auch nicht auf dem kürzesten Wege; selbst den ärgsten Wirbel-Stürmen, den Teifunen des östlichen Meeres, weiss der kündige Führer auszuweichen, seitdem er das Gesetz des Vorrückens derselben kennt. Den verheerenden Seuchen weicht der Mensch aus, welcher die Bedingungen der Gesundheit kennt und befolgt, so dass er den schädlichen Einflüssen des Weltlaufes, aus denen solche Seuchen entstehen, übermächtigen Widerstand entgegen setzt. Dem nachtheiligen Wirken des Weltlaufes im Leben der Menschheit, kann der Mensch seine Bemühungen entziehen, wenn er jedem übermächtigen Zuge oder Anpralle ausweicht, der in jeder Gestalt, sei es ein Krieg oder eine Geschäftskrisis, ein Aufruhr oder eine Zeitstimmung, jedesmal nur in einem Theile des Gebietes der Menschheit wüthet, eine mäsige Breite einnimmt, aus deren Strömung

Jeder sich abseits flüchten kann, den nicht Pflicht und Ehre zum Widerstande zwingen. Wer übermächtigen Strömungen unnütz sich entgegen wirft, handelt nicht edel, sondern unklug und dennoch entsteht so oft das Unglück lediglich hieraus. Es bleiben verhältnissmäsig wenig Fälle übrig, in denen der Mensch dem Weltwillen unterliegt, ohne dass es menschlich möglich gewesen wäre, solchem durch Klugheit zu entgehen.

Wer nach Höherem strebt, die Fortbildung der Menscheit fördern will, geniesst das Glück, welches die Hoffnung und das etwaige Gelingen ihm schaffen; er leidet dagegen unter der Unzufriedenheit, welche ihn zur Verbesserung des Gegenwärtigen antrieb und so lange anhält, bis das Ziel erreicht sein wird. Dieses Gemisch aus Angenehmem und Unangenehmem ist erfahrungmäsig der Fortbildung des Einzelnen am günstigsten, ist auch die einzige Bedingung seines Wohlbefindens, also seines Glückes: fehlt ihm die Hoffnung, dann verzagt er und vergeht im Elende; hört seine Unzufriedenheit auf, dann erschlafft er und wird in Üppigkeit zerrüttet; in beiden Fällen verfällt er der Rückbildung, wogegen er durch Hoffnung und Unzufriedenheit sich fortbildet zu höheren Stufen. Völlige Zufriedenheit ist Tod, wie auch Göthe den Faust (1. Akt) sagen lässt:

Faust: Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So sei es gleich um mich gethan!
Kannst du mich schmeichelnd je belügen,
Dass ich mir selbst gefallen mag,
Kannst du mich mit Genuss betrügen;
Das sei für mich der letzte Tag!
Die Wette biet' ich!

Mephistopheles: Top!

Faust: Und Schlag auf Schlag!
Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! Du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn!
Dann mag die Todtenglocke schallen,
Dann bist du deines Dienstes frei,
Die Uhr mag stehn, der Zeiger fallen,
Es sei die Zeit für mich vorbei!

Und als Faust späterhin nach einem viel bewegten Leben ausruft:

„Im Vorgefühl' von solchem hohen Glück
Geniess ich jetzt den höchsten Augenblick!“

sinkt er zurück und wird begraben, ein echtes Bild des menschlichen Ringens.

Glücklicherweise bedarf der Mensch zu seinem Glücke nicht des Erreichens, sondern die Hoffnung genügt, das Vorgefühl, welches den Strebenden ermuthigt und schon belohnt, bevor das Ziel errungen ist. Diese Vorfreude ist gewöhnlich reicher und beglückender als die nachherige Freude am Errungenen; der Strebende, so lange er in der Fortbildung befindlich ist, steckt sich nach dem Erreichen eines Zieles sofort ein höheres, den mittlerweile gesteigerten Wünschen und Fähigkeiten angemessen und, statt des Genusses am Errungenen, überlässt er sich aufs Neue der Vorfreude im Ringen. Es ist klar, dass sein Glück vorwaltend im Streben liege und minder im Erreichen, wie es auch Faust ausspricht:

„Das ist der Weisheit letzter Schluss:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muss.“

Die Hoffnung im Ringen ist vom eingreifendsten Einflusse auf die Fortbildung des Einzelnen, also auch auf die Menschheit: die Jungfrau beginnt mit dem Erwachen der Liebe ihre Selbstbildung, wenn sie auch noch nicht weiss, für wen sie sich schmückt und sich häusliche Fähigkeiten aneignet; Braut geworden, nimmt ihr Dasein eine andere Gestalt an und selbst wenn das Band zerrisse, ihre Hoffnung versiegte, hat sie einen Gewinn in ihrer Fortbildung erlangt. Im Einzelnen lässt sich an Weibern und Kindern das Verhältniss des Glückes am deutlichsten erkennen: unbekannt mit der Erreichbarkeit der Ziele sind sie beständig mit Wünschen erfüllt; mangelt es an der Erfüllung, so ertönen Klagen über solches Unglück; entsteht aber die Hoffnung auf baldige Erfüllung, dann erhebt sich die Vorfreude und jeder Tag ist ein glücklicher, der bis dahin verstreicht; sobald aber das Ziel erreicht ist, befriedigt der Genuss nicht lange, das oft Ersehnte wird zurückgesetzt und vergessen, um neuen Wünschen sich hinzugeben: mehr oder weniger ist dieses bei allen Menschen der Fall. Hierin liegt auch die Quelle des Unglückes der Reichen: sie geniessen seltener die Vorfreude, weil sie die Mittel haben, ihre meisten Wünsche rasch zu befriedigen; ihnen

entgeht die Freude des Ringens, das Vorgefühl des späteren Genusses und statt des Wochen und Monate langen höheren Glückes der Vorfreude, wird ihnen nur der kurze Genuss des neuen Besitzes.

Das Glück in der Vorfreude kann gemehrt werden durch den Genuss des Besitzes, leistet aber seinen bildenden Einfluss auch ohnedies; die Bildung wird meistens durch das Misslingen gefördert, welches wir gewohnt sind als Unglück aufzufassen. Das Misslingen schärft die Erkenntniss, stählt den Willen und treibt zu neuen Versuchen; der Verdruss führt zur Selbstprüfung und die Verfolgung steigert den Widerstand, befestigt die Überzeugungen und erhebt zur stolzen Zuversicht: Alles der Fortbildung günstig, wenn es nicht im erdrückenden Übermase sich äussert, sondern mit dem Gelingen anderer Bestrebungen abwechselt. Trifft den Menschen zu wenig Ungemach, erreicht er seine Ziele zu oft, dann erschlafft er und verkümmert im Genusse; wie es am auffälligsten sich zeigt an Künstlern, die wegen ihrer hohen Begabung alle Wege geebnet finden und im Übermuthe zu Grunde gehen, oder an den gröseren der französischen Schriftsteller neuerer Zeit, die ihre leichten Werke so hoch bezahlt erhalten, dass die Lust zu gediegenen Arbeiten schwindet und sie zu Lohnknechten übersättigter Leser hinabsinken, deren Lehrer und Erheber sie sein sollten.

Nicht Jedem ist es gegeben, im steten Ringen mit anderen Menschen sein Leben hinzubringen; Viele sehnen sich nach Ruhe, nach Erlösung aus dem Getümmel und müssen sich demgemäs einrichten. Das persische Sprichwort sagt:

Eines bist du dem Leben schuldig,
Kämpfe oder suche die Ruh!
Bist du Ambos, sei geduldig;
Bist du Hammer, schlag' zu!

Die meisten Menschen suchen ihr Glück auf den breiten Pfaden des Lebens: drängend und geschoben, schiebt sich die dichte Menge hastig vorwärts mit wüstem Geschrei, in Staubwolken gehüllt; Jeder folgt dem Zuge willig oder gezwungen, den Vordermännern nacheilend, in der Hoffnung, dass am Ende auch sein Ziel ihn lohnen werde; nach beiden Seiten sinken die Schwachen und Unterliegenden dahin, die Scharen lichten sich vorne, aber der stätig zunehmende Nachwuchs drängt aufs Neue die Reihen zusammen und hastig weiter schiebt sich die Menge, ohne Wahl und Voraus-

sicht, mögen Abgründe sich öffnen oder die gerade Strase in unabsehbarer Ferne sich verlieren: der Nachschub eilt über die Sinkenden hinweg und das Erlebniss der Vorderen wiederholt sich unaufhörlich in ihren Nachfolgern.

Aus diesem Strome der drängenden, fallenden und sich verjüngenden Menschheit retten sich Manche seitwärts, werfen aus dem Staube den Blick hinaus in die prangende Natur, erquicken sich und erwecken Andere durch Zuruf; Einzelne derselben wagen sich hinaus auf die Seitenpfade des külen Waldes und im sorgsamen Weiterdringen bewegen sie sich denselben Zielen zu, aber selbstwählend und im behaglichen Genusse des Erfrischenden, welches an den Pfaden sich bietet. Weit ab von der staubigen platten Bahn, auf der die hastige Menge Blumen und Gebüsche niedertrat, umfängt sie das rege Leben der Waldeinsamkeit, laben sie die selbstgewählten Früchte, umgiebt sie wonniger Blütenduft und ihr Auge erquickt sich am Blumenteppiche unter den Füsen, am blauen Himmel und den eilenden lichten Wolken. So schwinden Tage und Jahre und auf selbstgewählter Bahn, frei von den Gefahren und Hemmungen des Gewühles, überholen sie weitaus die drängende Menge, gefolgt von einer Schar dankbarer Gefährten, die ihrem Rufe folgend, aus dem Getümmel entweichend die ruhigen Pfade wandeln. Alle bemüht den Mitlebenden neue Bahnen zu eröffnen und Richtwege zu zeigen, hüten sie sich in die drängende Menge sich zu begeben, um nicht widerwillig geschoben zu werden; im Ringen für die Menschheit bewahren sie sich ihre Unabhängigkeit, so lange sie leben und am Ende empfängt das Grab die befriedigten, sanft Entschlafenen. Für Männer dieser Art ist Gelassenheit rathsamer als Kampfbegier, sie müssen roher Kraft gegenüber lieber Ambos sein als Hammer; aber das Streben, der Vorgenuss der Hoffnung ist ihnen keineswegs fremd, denn sie wirken mächtig und mit Erfolg zur Fortbildung der Menschheit, deren Ziele die ihrigen sind und in derem allmäligen Fortschreiten sie die Früchte ihrer Arbeit reifen sehen.

Die Erde ist nicht gros genug zur Befriedigung aller Wünsche und Bestrebungen, aber gros genug für das Glück aller Menschen. Die Menschheit soll ihren Zweck in ihrer Fortbildung erreichen, möge der Einzelne dabei sich glücklich oder unglücklich fühlen; sein Behagen und vermeintliche Glückseligkeit ist nicht die Bestimmung der Welt, aber er mag sie mit dieser vereinen, wenn seine Erkenntniss ihn befähigt, seine Stellung

zur Menschheit und ihrer Fortbildung richtig zu wählen und seine Ziele zweckmäsig zu erstreben. Das sichere Unglück der Menschen ist die mangelnde Erkenntniss, die Unwissenheit: „Licht, mehr Licht!" rief der sterbende Göthe, denn nur im Lichte kann die Menschheit gedeihen mit ihrem Glücke.

Alte und neue Welt.

§. 459.

Die Gegenwart scheidet wie immer eine alte Welt der Vergangenheit von einer neuen Welt der Zukunft, Beide den rastlosen Strom der Weltbildung ausmachend, aber Erstere der rückblickenden Erkenntniss erschlossen, wogegen Letztere nur durch Vorausblick weissagend hergestellt werden kann. Die Verschiedenheit ist jedoch nicht so gros wie sie auf den ersten Blick erscheint, denn auch die alte Welt ist für die Erkenntniss des Menschen ein Denkerzeugniss, ist nur die Gestaltung der ausser sich versetzten Eindrücke, theils von der Aussenwelt empfangen, theils durch den Verstand gebildet: sie ist also ebenso wol ein Gedankending, wenn auch durch Rückblick geschaffen. Aber auch die Herstellung einer neuen Welt durch Vorausblick geschieht im Wesentlichen durch Rückblick, nämlich durch gedachte Fortsetzung der im Vergangenen entdeckten Folgereihen; sie bewegt sich auf ziemlich sicherer Bahn, wenn sie an diesem Leitfaden fortschreitet.

Zunächst bedarf es einer Übersicht des g e g e n w ä r t i g e n S t a n d e s d e r F o r t b i l d u n g und der Stufen des zurückgelegten Bildungweges, um das Durchgehende des Verlaufes heraus zu stellen, die Gesetze der Heranbildung zu erkennen, deren fortgeführte Anwendung auf die Zukunft zu bestimmten Gestaltungen führen muss. Diese lassen sich aus den vergangenen Stufenfolgen im Voraus erkennen, sobald man nur daran festhält, dass die Welt keine regellose oder launenhafte Fortbildung sei, sondern eine gesetzmäsige, in bekannten Bahnen unablässig fortschreitende und dass auch fernerhin ihr Gewinn sich nur mehren könne durch die Überschüsse, welche die Fortbildung übrig lässt nach Abrechnung der gleich

zeitigen Rückbildung. Es kann dabei füglich die Betrachtung der Welt beschränkt werden auf die Menschheit, denn sie ist für unsere Erkenntniss die Blüte der Welt, die höchste Gestaltung der Erde (§. 438) und die Erde ist der einzige Weltkörper, von dem wir die Stufen der Heranbildung kennen. In der Menschheit wiederholen sich überdies alle Gesetze der Weltbildung in ihrer beschleunigten und höchsten Anwendung, zu ihr stehen auch alle anderen Gestaltungen in Unterordnung; und so genügt es die Menschheit als Grundlage der Betrachtungen anzuwenden, auch die übrige Welt nur in so weit damit zu verbinden, wie es zur Erläuterung hervorragender Wechselbeziehungen rathsam sein mag.

Die Übersicht der Gegenwart und Vergangenheit wird wesentlich dadurch erleichtert, dass die Stufenreihe der menschlichen Heranbildung nicht allein in der Geschichte der Vergangenheit, sondern auch in den gleichzeitigen Lebenden sich darstellt, dass man also die Vergangenheit der höheren Stufen überschaut, wenn man das Rückständige der Gegenwart als ihre Vorstufe betrachtet. Dieses wird erleichtert durch die Gleichartigkeit des Menschenwesens zu allen Zeiten und bei allen Völkern; dagegen erschwert durch die Störungen und Abweichungen, welche die örtlichen Verschiedenheiten der Lebensverhältnisse ausübten auf die Fortbildung der gleichartigen Fähigkeiten und Mängel. So weit die gesammte Menschheit in Betracht kommt, fehlen allerdings die tiefsten Stufen der Heranbildung, denn der Mensch hat von jeher sein eigenes Geschlecht viel weniger geschont als die tiefer stehenden Thiere: der Stärkere hat unerbittlich die Schwächeren ausgerottet und wie in der Jetztzeit die Völker der tiefsten Stufen aussterben oder von höher Stehenden als Wild gejagt und verspeist werden, so müssen auch in der Vorzeit ganze Reihenfolgen spurlos vertilgt worden sein, aus denen wir hätten unmittelbare Anknüpfungen an das Thierreich gewinnen können, um die jetzt stattfindenden Lücken der Betrachtung durch allmälige Übergänge auszufüllen. Der Verlust ist jedoch von keiner eingreifenden Bedeutung, denn in der erhaltenen Stufenreihe, wie die Gegenwart sie darstellt und welche aus den Kunden der Vergangenheit ergänzt werden kann, sind ausreichend diejenigen Merkmale gegeben, deren aufsteigende Folge mit einiger Sicherheit in die Zukunft fortgesetzt werden kann, um im Voraus die künftigen Gestaltungen zu schauen.

Die Betrachtungen werden auch hierin (§. 31) sich beschränken auf die Europäer und ihre Ableger, so dass die übrigen Völker alter und neuer

Zeit nur in so weit betrachtet werden, wie sie auf die Fortbildung der Arier bestimmend eingewirkt haben, namentlich die Alt-Egypter und Semiten. Jene Beschränkung wird gerechtfertigt durch die Überzeugung, dass in der europäischen Menschheit die Gestaltung der Zukunft liege und dass die übrigen Völker der Erde, denen ein Leben der Zukunft beschieden ist, dasselbe auf europäischen Grundlagen fortbilden werden, deren Art bestimmend ist für alle Bewohner des nördlichen gemäsigten Erdgürtels, in welchem die Geschichte der Menschheit ihren augenscheinlich übermächtigen Verlarf auch fernerhin nehmen wird.

§. 460.

In der Schätzung der Gegenwart steht die Religion obenan, als Inbegriff der gedachten Bezüge zur aussersinnlichen Welt (§. 62), in welcher die Vorstellungen der weitaus überwiegenden Mehrzahl den Grund der Entstehung und des Bestandes der Welt gestalten. Sie verdient deshalb auch in den Erörterungen voran zu gehen.

Die Religion der Europäer, seien sie Christen, Mosaiten oder Muhammadaner, beruht auf der gemeinsamen Vorstellung, dass ausser der sichtbaren Welt ein unsichtbares, vollkommenes Wesen vorhanden sei, welches jene Welt aus Nichts erschaffen habe und sie regiere. Dieses Wesen habe dem Menschen Gesetze gegeben zur Richtschnur seines Thuns und werde in diesem Leben ihn und nach seinem Tode die unsterbliche Seele belohnen oder bestrafen, je nachdem er den Gesetzen gemäs lebte; dasselbe gestatte dem Menschen die Verbindung durch das Gebet und Sühnungen verschiedener Art, die von Einfluss seien auf die Entschlüsse des höchsten Wesens. In diesem Durchgehenden offenbart sich die Gleichartigkeit des Menschenwesens, welches in der Welt seine Übermächte erkannte und bei fortschreitender Wahrnehmung deren Bereich ausdehnte, aber ihre Verschiedenheiten zusammen fasste, bis sie in einem Wesen vereinigt waren. Dasselbe ward von jedem Volke und jeder Art der Religion verschieden benannt als Theos, Deus, Gott, Bog, Adonai, Allah u. a., aber in allen Namen den gleichen Grundzug festhaltend, den schon der Kirchenvater Origines in den wenigen Worten bezeichnete: „Was der Mensch nur immer über alles Andere setzt, das ist sein Gott.“

Diesem Gleichartigen untergeordnet sind die Verschiedenheiten der

Geltung und Gestaltung, welche unter den Europäern ihren Ausdruck haben. Das höchste Wesen ist im Glauben der Christen, mit geringen Ausnahmen, ein dreieiniges, bestehend aus Vater, Sohne und heiligem Geiste: Ersterer Schöpfer der Welt, die zweite Person Erlöser der Menschheit und der Dritte der Führer zum wahren Glauben; alle Drei Eines. Bei den Mosaiten ist das höchste Wesen (Adonai) einfach, ebenso bei den Muhammadanern als Allah und in diesen Beiden wie auch in der christlichen Dreieinigkeit liegen Semitisches und Arisches zusammen. In den christlichen Vorstellungen ist zuvörderst im Gott-Vater der arische Himmelsherr (§. 40) zu erkennen, als das wohlthätige und zuverlässige Walten des Regen- und Gewitterhimmels im gemäsigten Erdgürtel, scharf verschieden von den Übermächten der heissen Länder; selbst im Mittelmeer-Becken, wo frühzeitig die Vorstellungen der dunklen Menschheit eindrangen, hat dem heidnischen Himmelsherrn Zeus oder Jupiter, als Theos und Deus die höchste Stellung bleiben müssen, wenn auch zurückgedrängt. Im erlösenden Gott-Sohne offenbart sich Semitisches, welches in den Vorstellungen der Untilgbarkeit menschlicher Sünde und der dazu erforderlichen Sühne durch ein stellvertretendes, vollkommenes Opfer (§. 162) liegt. Im heiligen Geiste findet sich noch älteres Semitisches, aus der afrikanischen Heimat stammend, vereint mit späterem Arischen. Im Laufe der Zeit haben aber alle drei Vorstellungen Veränderungen erleiden müssen: Gott-Vater ist im Süden Europas durch eine stätig zunehmende Schar von Heiligen in den Hintergrund gedrängt worden, übermächtig waltend, aber mittelbar zugänglich und die Angelegenheit der Menschen leitend; Gott-Sohn ward frühzeitig mit dem Demiurg der Heidenwelt in Verbindung gesetzt und ebenso der heilige Geist, so dass der Demiurg doppelt in das Christenthum aufgenommen ward (§. 415). Die Auffassung Gottes in einer leichteren oder strengeren Weise ist verschieden je nach der Neigung des Volkes oder der einzelnen Menschen, so dass allenthalben der Ausspruch Luthers seine Anwendung findet: „Wie du dich kehrest und wendest, so kehret und wendet sich Gott. Denkst du, er zürne mit dir, so zürnt er. Denkst du, er sei unbarmherzig und wolle dich in die Hölle stosen, so ist er also. Wie du von Gott gläubest, so hast du ihn. Glaubst du es, so hast du es; glaubst du es aber nicht, so hast du nichts davon.“

Bei den Mosaiten ist der Adonai nicht länger der Sonnenheld, der Herr der Frühlingssonne, wie bei den Chaldäern und Israeliten zur Zeit

Salomo's, sondern hat durch ihr Leben in Europa den arischen Grundzug angenommen der Allgemeinheit in küler Milde und Festigkeit; es ist nicht das Prangende des Jünglings wie ehedem, sondern der Ernst des Mannes, welcher mit der Vorstellung von ihm verbunden wird.

Im Glauben der Muhammadaner ist Allah von Anfang her mehr oder weniger arisch gestaltet worden. Die Gestaltung ist nicht örtlich in Arabien entstanden, sondern vom Propheten aus der Ferne eingeführt worden: es sind die auf seinen Reisen unter Christen und Juden erworbenen Kenntnisse und Lehren ihrer Glaubensschriften, welche er in der Allah-Vorstellung seines Korans nieder legte und die den Arabern wie den anderen Völkern mit dem Koran aufgedrungen wurden. Es giebt im Allah keinen Zug, den nicht Christen und Mosaiten in ihrem höchsten Wesen wieder finden können und wenn er auch aus dem alt-semitischen El entstanden ist, so hat er doch in Muhammads Lehre die Kennzeichen des alten Wüstenherrn noch stärker abgelegt als in den jüdischen und christlichen Vorstellungen, so weit diese aus der älteren Geschichte der Israeliten entnommen werden.

Die stufenweise Entwicklung der Gottesvorstellungen bis zur Gegenwart lässt erkennen, dass ihre durchgehende Gestaltung aus der menschlichen Erkenntniss waltender Übermächte erwuchs und dass, je nachdem die Zunahme der Bildung die Machtverhältnisse des Menschen veränderte, er die älteren Übermächte verliess, um neuere anzuerkennen; dass je nach den örtlichen Lebensverhältnissen die verehrte Übermacht sich umgestaltete und bei Ausdehnung der menschlichen Erkenntniss die Gottesvorstellung über grösere Theile der Welt und zahlreichere Bezüge des Lebens ausgedehnt ward, bis sie gegenwärtig Alles umfasst d. h. das All, so weit der Einzelne es erkennt. Vorwaltend wird dabei festgehalten, dass Gott ein von der Welt verschiedenes Wesen sei, älter als die von ihm geschaffene Welt, nämlich ewig, wogegen die Welt einen Anfang gehabt habe und ein Ende nehmen werde; dass Gott da sein könnte ohne Welt, aber die Welt nicht ohne Gott.

Der gläubige Christ, Mosait oder Muhammadaner eröffnet die Beziehungen von seiner Seite durch das Gebet, welches entweder gesungen oder gesprochen wird; im Vereine mit Anderen an Versammlungörtern oder allein; in vorgeschriebener Fassung und Zahl oder nach Gutdünken. Bei den Christen tritt eine noch nähere Verbindung ein im Genusse des Abend-

mahles, wobei, nach der Auffassung der Meisten, der Gläubige das aus Brod und Wein umgewandelte Fleisch und Blut der zweiten Person der Dreieinigkeit geniesst und damit die Vergebung seiner Sünden empfängt. Ausserdem ist durch den heiligen Geist den römischen Christen die nächste Verbindung eröffnet, eine Quelle der Gnade, welche herrührt von der Ausgiessung des heiligen Geistes über die Jünger Jesu, von denen der Geist durch Händeauflegen den Priestern mitgetheilt ward, die in ihrem Verbande diese Gabe vererbten und die Gläubigen daran Theil nehmen lassen.

Zu den Lehren der Religion gehört auch diejenige von der Seele und ihrer Unsterblichkeit. Gemäs derselben besteht der Mensch aus einem stofflichen Leibe und einer flüchtigen Seele, welche beide in der Entstehung des Menschen ihren Anfang nahmen, von denen aber nur der Leib im Tode endet, wogegen die Seele ein unabhängiges Leben ewig fortführt. Der Leib kann nicht ohne Seele bestehen, aber die Seele ohne den Leib, ähnlich dem Verhältnisse zwischen Gott und Welt. Bei den Mosaiten ist der Glaube an das Fortleben der Seele minder ausgeprägt, weil er nicht in ihren Stammschriften begründet liegt, sondern erst später durch Berührung mit anderen Völkern entstand; bei den Christen und Muhammadanern dagegen hat er sich dahin ausgebildet, dass die Seelen der Verstorbenen, je nach den Thaten des Erdenlebens, ewig belohnt oder bestraft werden sollen. Gebete für die Seelen der Verstorbenen finden sich bei den Christen, Mosaiten und Muhammadanern in Anwendung; bei den römischen Christen überdies der Glaube an ein Fegefeuer, in welchem die Seelen für den Himmel vorbereitet werden.

Das Gleichartige des Menschenwesens äussert sich in allen diesen Glaubensätzen darin, dass der Mensch auf Grund der Beschränktheit seiner Sinne, namentlich des Sehens, diejenigen Bewegungen der Welt, welche jenseit der Grenzen seiner Sinne vorgehen (§. 2), als nicht vorhanden betrachtet und in Folge dessen zweierlei Eindrücke der Welt empfängt: den der Raumerfüllung und der Raumveränderung, zu deren Bezeichnung er die Ausdrücke Stoff und Geist anwendet. Zum Stofflichen rechnet er Alles was an sich unbeweglich erscheint, weil die Bewegungen zu gering sind, um durch seine Sinne auf seinen Verstand wirken zu können; zum Geistigen rechnet er das Unterscheidende in denjenigen stofflichen Dingen, deren Bewegungen stark genug sind, um durch seine Sinne Eindruck auf ihn zu machen. Da die Sinne der Menschen allenthalben und zu allen Zeiten

gleichartig waren und sind: so musste auch die durch ihre Mängel entstandene Unterscheidung der empfangenen Eindrücke eine durchgehende sein; wenn sie auch zuerst bei den früh entwickelten Alt-Egyptern zu Vorstellungen führte, so konnte sie doch im Laufe der Zeit in Abstufungen über die ganze Menschheit sich verbreiten. Die Unterscheidung ist frühzeitiger am Menschen selbst gemacht worden, als an der Welt im Ganzen, denn es fand sich die Scheidung des Menschen in Leib und Seele bei Völkern, welche, wie z. B. die alten Israeliten, nur an örtlich wirkende sichtbare Übermächte glaubten, also noch nicht dahin gelangt waren, die Welt in Stoff und Geist einzutheilen. Bei den Egyptern und Chaldäern war das Gleiche der Fall, denn sie verehrten den sichtbaren Sonnenherrn (Osir, Horus, Bal, Adonai u. a.), während sie an eine unsichtbare Seele des Menschen glaubten und Erstere waren sogar so weit fortgeschritten, dass sie der nach dem Tode des Menschen fortlebenden Seele, in ihren Zuständen der Seligkeit oder Wanderungen durch niedere Gestaltungen, in Gedankenbildern folgten. Die herrschenden Gottesvorstellungen sind im Wesentlichen gebildet worden nach der am Menschen gedachten Unterscheidung in Leib und Seele, übertragen auf die Welt im Ganzen; Beide ruhen auf gleicher Grundlage, der Verschiedenheit der Eindrücke, welche ein Ganzes auf den Verstand macht: der ganze Mensch ward geschieden in Leib und Seele; das Weltall ebenso in Welt oder Natur und Gott; in beiden Fällen also Stoff und Geist, Raumerfüllung und Raumveränderung, das vermeintliche Beharren unterschieden von der sichtbaren Bewegung. Die Begrenztheit der Sinne und namentlich des Sehvermögens war verwendet worden als Masstab zur Unterscheidung und Eintheilung der Eindrücke, welche der Mensch selbst oder die ganze Welt auf den Verstand macht und der Verstand schuf eine demgemäse Eintheilung durch Hinaussetzung der Innenwelt in die Aussenwelt (§. 15).

Die Stufenfolge bis zur Gegenwart lässt sich einigermasen erkennen, weil die Gestaltungen, wegen der allgemeinen Begründung im Menschenwesen, grösere Ähnlichkeiten bieten als in den meisten anderen Richtungen des menschlichen Nachdenkens. Die rückständigsten Vorstellungen vom Fortleben der Seele dachten selbige im Grabe schlummernd mit dem Leibe, späterhin unter der Erde ein trauriges Schattenleben führend oder in Felsklüften und Gebirgen hausend; auf höherer Stufe wurden Diejenigen ausgeschieden, deren Leben belohnenswerth erschien und ihnen ward ein Fort-

leben im fernen Westen der Erde zugetheilt, welches die Annehmlichkeiten des Erdenlebens besas ohne dessen Leiden. Die Sternkunde führte die Vorstellungen dahin, dass über den Wolken im ungetrübten Lichte der Aufenthalt der Seligen sei, entgegengesetzt dem dunklen unterirdischen Leben der Übrigen und in der Gegenwart hat die Erkenntniss der Vorgeschrittenen sich dahin ausgebildet, dass nur noch sinnbildlich das Oben und Unten zur Bezeichnung des Aufenthaltes der Seelen angewendet werden und man darauf verzichtet, die Orte des Fortlebens deutlich zu bezeichnen. Die Unsterblichkeit der Seele wird aber unverändert festgehalten und ebenso der Glaube an die Vergeltung für das Erdenleben, der Art, dass die Seele ewig zu büsen habe für ihre Sünden oder ewig belohnt werde für ihre Tugenden; wobei das irdische Leben des Menschen als die Vorschule des ewigen gedeutet wird, als eine kurze Prüfungzeit, nach derem Ergebnisse das eigentliche, ewige Leben der Seele sich gestalten werde.

Die Unzufriedenheit des Menschen mit den Ergebnissen seines Lebens, die Leiden, von denen er sich heimgesucht fühlt, hatten frühzeitig die Gedanken darauf gelenkt, die Ursachen aufzufinden und diese zu erkennen in der Sünde, der Beleidignug des höchsten Wesens durch Handlungen, welche dessem vorausgesetzten Willen zuwider seien. Der Mensch ward seinem Gotte gegenübergestellt nicht allein als schwaches, sondern auch als widerstrebendes Wesen und die Quelle dieses Strebens in einem bösen Wesen gesucht, welches als Teufel oder Schaitan wider die Absichten des Höchsten wirke und dazu des Menschen wie alles Übrigen der Welt sich bediene, welche demgemäs in den Gedanken der Menschen in gut und böse eingetheilt wird. Der Mensch wendet auch hierin sein Wesen als Masstab an für die Welt, nennt das Rückständige böse oder Sünde und das Vorgeschrittene gut oder Tugend und je nach dem Verhältnisse zu seinem Wesen spaltet er die Welt in zwei Reiche (§. 120), denen er zwei entgegengesetzte Beherrscher überstellt, als Gott und Teufel, Adonai oder Allah und Schaitan.

Die Gottesvorstellungen der Gegenwart gestalten sich um so lichter, wo dem Höchsten ein geschiedenes böses Wesen gegenüber gestellt wird, dem alles dem Menschen Nachtheilige, Unangenehme und Feindliche beigemessen werden kann, so dass im Höchsten lediglich das Gute, Lichte und Reine zusammen gefasst wird. Wo dagegen der Glaube an den Teufel abgeschafft ward, trübte sich die Gottesvorstellung durch Aufnahme des Bösen in dieselbe, deren Anschluss und Einordnung bisher in keiner, der

gangbaren Auffassung genügenden Weise geschehen konnte. Die Scheidung der geistigen Gestaltung in Gott und Teufel ist fasslicher, wiewol sie nicht vermeiden kann, mittelbar durch die Schöpfervorstellung auch das Böse dem Höchsten einzuordnen, der, indem er die Welt schuf, auch das Böse hinein legte, also den Grund desselben in sich tragen musste. Allein dieser Bezug liegt der unmittelbaren Auffassung nicht nahe und deshalb drängt in neuester Zeit die Priesterschaft den Glauben an den Teufel stärker hervor, weil er zur Erklärung der Weltvorgänge fasslicher ist.

Verbunden mit den verschiedenen Glaubenslehren haben die christlichen Europäer Versammlungsstätten zur gemeinsamen Andacht und geordnete Einrichtungen für die kirchlichen Angelegenheiten. In ihrem arischen Wesen lagen nicht die Vorbedingungen dazu, denn dieses kannte in seiner ursprünglichen Reinheit nur Andachthandlungen unterm freien Himmel, auf der Höhe oder im Walde; erst die nachherige Berührung mit dunklen Völkern, so wie die Einflüsse der Alt-Egypter und Semiten, haben die Tempel und Tempelgebräuche zu ihnen gebracht. Von den Egyptern stammen die Einrichtungen und Bezeichnungen als: Gotteshäuser und Gottesdienste, Weihungen und Gesänge, Kniebeugungen, Räucherungen, Heiligungen, Farben der Gewänder, die Klingeln, der Kelch (mit geweihetem Nilwasser), die Umzüge, Reliquien und deren Aufbewahrung in Laden, die Götterbilder, Opferungen und Spenden, Beichte, Sühnungen und Sünden-Vergebungen, Walfahrten, Priesterordnungen u. s. w.; Alles dem arischen Grundwesen der Europäer fremd und aus der Ferne zugetragen, nicht als Zubehör des semitischen Christenthumes, sondern aus Egypten in das hellenische und römische Heidenthum gelangt und aus diesen in das Christenthum hinüber genommen (§. 187).

So zeigt die Gegenwart ein vielgestaltetes Wesen der Religion im Kreise der europäischen Völker, jedoch in seiner Grundlage ruhend auf die Eintheilung des Menschenwesens und der Welt in Stoff und Geist, je nach der Verschiedenheit der Eindrücke, die der Mensch vom eigenen Wesen und der Welt empfängt; eine Verschiedenheit, die in den Mängeln der menschlichen Sinne ihren Ursprung hat und in der Gleichartigkeit des Menschenwesens die Ursache trägt zu ihrer allgemeinen Verbreitung unter rückständigen und vorgeschrittenen Völkern des Alterthumes wie der Gegenwart.

Nachdem diese Mängel erkannt worden sind, wird die künftige Fortbildung der Religion eine demgemäs verschiedene werden und namentlich

die arische Grundlage des Lebens der Europäer jene egyptisch-semitische Decke abzuwerfen suchen, welche das wahre Leben verhüllt. Den ersten Anstos in dieser Richtung gab die Reformation des 16. Jahrh., indem sie Alles verneinen wollte, was über den Inhalt der Bibel hinaus in das Christenthum getragen worden war; ausserdem das Volk aufrief zur Entscheidung, dasselbe der Vormundschaft des Priester-Verbandes entzog und ihm die freie Forschung auf dem Gebiete der Bibel sicherte. Der Fortschritt war ein beengter, aber dennoch gewaltiger, denn er durchbrach eine tausendjährige, mit grosem Geschicke und strenger Beharrlichkeit erhaltene Schranke, wälzte das buntfarbige Egyptische ab und eröffnete die Bahn zu weiteren Fortschritten, weiter gehend als die Reformatoren wollten und voraussehen konnten. Mogte das evangelische Christenthum verknöchern und das katholische erstarren, so leistete doch das Vorhandensein eines unabhängigen Gebietes ausserhalb des alten Glaubens seinen Dienst und wirkte auch auf diesen zurück: die einflussreichsten Fortschritte, welche auf evangelischem Gebiete stattfanden, machten sich alsbald auch auf dem katholischen geltend, welches z. B. den Kirchenlehren zuwider den Glauben an Zauberei, Hexen und den Teufel aufgegeben hat oder mindestens zurück drängte, seitdem derselbe bei den Evangelischen schwand und ebenso folgsam, denselben in neuerer Zeit wieder hervor sucht, seitdem im Bereiche der Evangelischen dieser Glaube aufs Neue auftaucht.

Die christliche Religion jedes Bekenntnisses stützt sich aber noch immer auf den Wortlaut der Bibel und jede Abtheilung hat bestimmte Stellen derselben, welche sie hervorhebt zur Unterscheidung, auch ihre besonderen Weisen zur Ergänzung der Lücken und Auflösung der zahlreichen Widersprüche. Jede derselben stützt sich aber nicht auf den Inhalt der Bibel, wie er in den Urschriften vorhanden ist, sondern auf eine der zahlreichen Übersetzungen, von denen eine jede tiefgreifende Unrichtigkeiten enthält, am stärksten in denjenigen Stellen, welche den hauptsächlichsten Glaubenslehren zur Stütze dienen. In Folge dessen zeigt die Gegenwart einen neuen Kampf, das Entstehen einer neuen Reformation, welche diejenige des 16. Jahrh., welche auf Bibel-Übersetzungen sich stützte, in ihren Glaubensätzen verdrängt durch neue Lehren, welche auf die Urschrift sich gründen. Namentlich in Deutschland, Frankreich und England bereitet sich diese Umwälzung vor, die Deutschen auch dieses Mal voran, aber dem evangelischen Glauben bedrohlicher als dem katholischen, weil Jener der Bibel

die höchste und alleinige Geltung beimisst, also die Urschrift am höchsten halten muss, selbst wenn der bisherige Glaube darüber zu Grunde ginge; wogegen die Katholiken nicht der Bibel, sondern den Beschlüssen ihres Priesterverbandes (der Kirche) die höchste Geltung beimessen, also die Urschrift nicht weiter anzuerkennen brauchen als ihre kirchlichen Lehrsätze es gestatten. Das Zurückgehen auf die Urschrift zwingt die Evangelischen, den Glauben aufzugeben, als ob die Israeliten Eingottgläubige gewesen wären, also anzuerkennen, dass sie Heiden waren wie Andere, indem sie mehrere Anbetungwesen zu gleicher Zeit hatten (§. 41) und solche auch in einer ganzen Folgereihe wechselten. Damit verlieren alle Aussprüche, welche die Bibel diesen Wesen der aussersinnlichen Welt beimisst, ihre höhere Geltung, hören auf bedingend zu sein für die christlichen Glaubenslehren. Ein tieferes Eingehen zeigt, dass auch Jesus an den altsemitischen El glaubte, weit verschieden von dem arischen Himmelsherrn, den noch die jetzigen Europäer verehren in Vorstellung und Namen (§. 42). Der wahre Jesusglaube ist also niemals unter den Europäern herrschend gewesen, sondern das arische Wesen der Urheimat ward nur überdeckt von egyptischen und semitischen Gestaltungen. Die Fortbildung der Religion wird in der nächsten Zukunft dazu führen, alles Fremdartige, nicht im Wesen der Europäer Begründete auszuscheiden, die Bibel ihrer Urfassung gemäs, als eines der geschichtlichen Denkmäler der Menschheit zu deuten und der Priesterherrschaft die unverdient genossene Unterstützung zu entziehen, damit die Rückbildung derselben ihren naturgemäsen Verlauf nehme und die aus dem Wortglauben entstandene Täuschung und Heuchelei ihr Ende finde.

§. 461.

Zur Religion gehörig, aber in der gangbaren Deutung von ihr verschieden, zeigt sich die W i s s e n s c h a f t als eine der Hauptbahnen, auf denen die Menschheit aus der Vergangenheit durch die Gegenwart fortschreitet in die Zukunft.

Zur Wissenschaft gehört im Grunde Alles was der Mensch durch seinen Verstand zum Inhalte seiner Erkenntniss machte, also auch das in der Religion Geschaffene. Da jedoch der Mensch von jeher unterschiedliche Eindrücke empfing, aus denen er auf eine sinnliche und aussersinnliche Welt schloss (§. 17), mit welcher Letzteren er auf besonderen Wegen in Ver-

bindung trat (§. 63): so schied er frühzeitig demgemäs die beiden Gebiete der Erkenntniss. Schon in dem egyptischen Priesterverbande, welcher alle Zweige der Wissenschaft in seinem Kreise pflegte, war der Prophet ein besonderer Forscher, dem allein die Verbindung mit der aussersinnlichen Welt zukam und dem die Pfleger der anderen Zweige an Geltung nachstanden. Diese Scheidung zwischen Denen, welche der aussersinnlichen Welt sich widmeten und Denen, welche die Sinnenwelt erforschten, setzte sich fort durch alle Folgezeit und führte zuletzt dahin, dass die Priester gänzlich auf jenen Zweig sich beschränkten und diesen als Religion, so wie ihr Bemühen als geistlich hervorhoben; dagegen die anderen Zweige den ausserhalb ihres Kreises stehenden Gelehrten überliessen, sie von der Religion unterschieden als Wissenschaften und das Bemühen als weltlich bezeichneten.

In der Geschichte der Wissenschaft, so weit sie für Europa in Betracht kommt, sind zwei Zeiträume der anhaltenden Fortbildung zu unterscheiden, die durch eine lange Zwischenzeit der Ruhe und Rückbildung getrennt waren. Der erste Zeitraum erstreckt sich nachweisbar von 2000 vor Chr. G. bis 200 nach Chr. G. gefolgt von der dumpfen Zwischenzeit bis zum 13. Jahrh. in welchem der zweite Zeitraum aufdämmerte, dessen Fortbildung seitdem sich steigerte bis zur Gegenwart. Im Zeitraume des Alterthumes war zuerst die dunkle Menschheit Trägerin der Wissenschaft, welche späterhin auf die helle überging und in den Hellenen zur höchsten Blüte gelangte; in dem Zeitraume der Neuzeit ist die helle Menschheit ausschliessliche Trägerin und hat zuerst durch Wiederbelebung und Verbreitung der hellenischen Wissenschaft sich gefördert, späterhin aber in selbständiger Weise die Forschungen und Bearbeitungen im Gebiete der Wissenschaft betrieben. Der Ursprung der Wissenschaft fällt zusammen mit dem Ursprunge der menschlichen Erkenntniss, deren Ausdruck sie bildet. Eine geordnete Übersicht und Eintheilung der verschiedenen Bereiche menschlicher Erkenntniss findet sich jedoch zuerst bei den Alt-Egyptern, in denen die Afrikaner den Gipfel ihrer Fortbildung erreichten. Ihre Werke, von denen Kunden oder Theile erhalten worden sind, umfassten alle Zweige der Wissenschaft, sowol des aussersinnlichen wie des sinnlichen Theiles der Welt: Religion, Sternkunde, Naturforschung, Heilkunde, Geschichte, Völkerkunde, Gewerklehre, Stats- und Rechtswissenschaft, Dichtkunst, Rechnenkunde und Messkunst, Baukunst, Bildnerei, Malerei, Schrift-

kunde und Tonkunst. In jedem Zweige brachten sie es zu hoher Entwicklung und auf jedem Gebiete des Wissens der Gegenwart finden sich Grundlagen und wesentliche Gestaltungen, die aus dem alten Egypten stammen. Die Sternkunde bedient sich des egyptischen Thierkreises und anderer Bezeichnungen, die Naturforschung hängt noch jetzt an den alten Eintheilungen, die Heilkunde kannte schon damals die Wirkungen der Bäder, Leibesübungen, Aderlässe, Klystiere, Fasten, Salben und Kräuter; Geschichte und Völkerkunde waren beschränkt, aber die Rechtswissenschaft weit entwickelt, so dass ihr heimliches und schriftliches Verfahren noch jetzt in Europa herrschend ist; ihre Rechnenkunde hat sich auf uns vererbt und die Landmessung ward mindestens ebenso allgemein angewendet wie jetzt; die Baukunst schuf grose und dauerhafte Werke, auch die Urformen der Säulenbildungen, des Strebenden und Überhängenden; ihre Bildnerei und Malerei brachte es zur Darstellung deutlicher und selbständiger Gestaltungen, ihre Schriftkunde ward die Grundlage für alle Völker und in den Gewerken wurden sie die Lehrer der Folgezeiten, denn Weberei, Töpferei, Glasmachen, Bergbau, Schmelzen und Verarbeiten von Gold, Kupfer, Zinn, Eisen, Blei u. a. stammen aus Egypten; ebenfalls Gerberei, alle Holzbereitungen, Färberei, Goldschlägerei, Schnitzerei, Steinschneiden, Ackerbau, Entwässerung und Berieselung des Landes u. a., so dass noch jetzt die Einrichtungen der Bildungvölker im häuslichen wie im geschäftlichen und Verbandleben vielfach auf egyptischen Grundlagen ruhen. Von dorther bildeten sich die Semitenvölker (Babeloner, Assyrer, Phöniker, Israeliten und Kleinasiaten) und durch diese ward das Erlernte und Bereicherte den Hellenen zugetragen, welche ausserdem die Urquelle besuchten und in eigenthümlicher (arischer) Weise das Empfangene fortbildeten. Auf demselben Wege empfingen die Tusken und Römer die Zweige der Wissenschaft und gleich den Hellenen nahmen sie begierig Alles auf was ihnen dienlich erschien, betreffe es die Religion, Künste, Gewerke oder das Denkwissen, und auch sie legten bei Fortbildung derselben ihre Eigenthümlichkeiten hinein. Die höchse Stufe ward bei den Hellenen erreicht, welche in Folge ihrer grosen Zersplitterung und Unabhängigkeit von Priesterverbänden, das Erlernte in den verschiedensten Weisen fortbilden konnten; dabei in der Pflege des Wissens mit Kühnheit vorgingen und in den Künsten Mäsigung mit Schönheit und freier Formenentwicklung vereinten; selbst in der Statskunst und Kriegskunde standen sie höher als die Römer,

wenngleich diese deren Anwendung im weiteren Bereiche pflegten. In der Sternkunde gelangten die Hellenen dazu, die Sterne aus ihrer Menschlichkeit oder Göttlichkeit zu erdenartigen Körpern herab zu setzen; ihre Naturkunde erreichte im Aristoteles eine hohe Stufe; Geschichte und Völker kunde wurden durch sie auf umfassenderen Grundlagen entwickelt; die Stats- und Rechtswissenschaft erlangte, bei der Mannigfaltigkeit ihres öffentlichen Lebens, fast alle Formen und Erfahrungen, welche noch in der Gegenwart gangbar sind; ihre Dichtkunst schuf die schönsten Werke aller Zeiten und so auch die übrigen schönen Künste. Ihre Denkwissenschaft (Philosophie) drang kühn über die Grenzen des Erlernten hinaus und bemühete sich, frei vom Glaubenszwange, zum Urgrunde des Daseins vorzudringen. Die innere Umwandlung des Volkes bedingte bei Hellenen wie Römern, dass die Fortbildung der Wissenschaft allmälig Freiheit und Kühnheit verlor und als der Einbruch der arischen Völkerhorden verwüstend jene Bildungvölker überzog, gelangte vorübergehend die rückständige Erkenntniss der Sieger zur Herrschaft und die dumpfe Schlaffheit, welche im Christenthume das Übergewicht erlangte, brachte im Reiche der Wissenschaft einen Stillstand zu Wege, der bald in Rückbildung ausartete.

Die Zerrüttung aller statlichen Verhältnisse und des Wohlstandes der Völker liess Jahrhunderte lang die Wissenschaften schlummern. Einentheils war der erstarrende neue Glaube, die christliche Religion, der freien Forschung feindlich; anderentheils nahmen die Völkerkämpfe und Fürstenränke alle hervorragenden Fähigkeiten in Anspruch. Mittlerweile erhielten sich die Wissenschaften unter der Herrschaft der Araber in Westasien, die bei Unterjochung der griechischen Völkerschaften deren Kenntnisse in sich aufnahmen und beim nachherigen Vordringen durch Nord-Afrika nach Spanien (8 Jahrh.) dort das Wissen der alten Hellenen aufleben liessen. Die Pflege war jedoch mehr erhaltend als fortbildend, denn dort war der Koran das Hinderniss, wie bei den Christen die Bibel und was der Religion nicht eingefügt oder untergeordnet werden konnte, blieb unbeachtet. Die eingreifende Neugestaltung fand erst im 15. Jahrh. statt, als der 1436 neu erfundene Buchdruck durch erleichterte und erweiterte Mittheilung der Gedanken, die Wissenschaft zum Gemeingute machte. Die engen Kreise der Gelehrten wurden durchbrochen, die einzelnen Kunden des Alterthumes fanden in dem erweiterten Bereiche fruchtbaren Boden. Eine der ersten Früchte war die Entdeckung Amerikas 1492 und die Umseglung der Erde

(1519); diesem folgte (1543) dio Entdeckung des Kopernikus von der Umdrehung der Erde, die Entdeckungen des Galilei, Keppler u. a., so dass die Grundlagen der bisherigen Naturkunde völlig umgestaltet wurden. Es folgten sich im raschen Verlaufe neue Entdeckungen im Bereiche der Naturkunde, wie die der Körperlichkeit der Luft durch den Druckmesser (Barometer) des Toricelli und die Luftpumpe des O. von Guerike, die Entdeckung des Blutumlaufes durch Harvey, des Wärmemessers (Thermometers) durch Drebbel u. s. w., bis Newtons Beweisführung der gegenseitigen Anziehung der Sterne den weiteren Forschungen eine durchgehende Grundlage gab, das Gesetz der einfachsten und am weitesten verfolgbaren Art der Bewegung. Seitdem ist die Erforschung der Thatsachen mehr und mehr herrschend geworden in der Wissenschaft, das Eindringen der Forschung in die Beschaffenheit des Vorhandenen und das Bemühen, vor allen Dingen jede Gestaltung weitmöglichst zu zerlegen und bis auf ihren Beginn zurück zu verfolgen. In ersterer Richtung gelangte das Wissen zu den einfachen Stoffen, auf letzterer zum Gleichartigen in der Menge der Gestaltungen; zu den Gesetzen der Bildungen und Mischungen, den Ähnlichkeiten der Bewegungen und den verfolgbaren Richtungen (Plänen) der Bildungreihen. Die Forschungen schritten fort in Breite und Tiefe: sie führten einerseits zur Erkenntniss der zahllosen Verschiedenheiten und stellten demgemäse Eintheilungen fest; andererseits hoben sie das Gemeinsame der tieferen Merkmale hervor und schufen Ordnungen, Übersichten, Gesetze und Stufenreihen der vorhandenen Bildungen.

Was die neuere Wissenschaft so wesentlich unterscheidet von der alten, ist das tiefere Eingehen auf das Wesen der Gestaltungen: es ist nicht allein das Anschauen und Berechnen der äusseren Gestalten und ihrer sichtbaren Bewegungen, sondern das Zerlegen, Wägen, Messen, Versuchen, Mischen und Entmischen, Vergleichen und Zusammenfassen, was dem zweiten Zeitraume ein so groses Übergewicht über den ersten verleiht. Der Forscher und Denker des Alterthumes begnügte sich mit der Auffassung der äusseren Erscheinung und Anordnung des Vorhandenen, so wie die Gestaltungen von selbst den Sinnen sich darstellten; er ergänzte die Lücken durch Wesen der aussersinnlichen Welt, welche seine Einbildung schuf und ausbildete je nach den vermeintlichen Erfordernissen, oder er erhob ein Besonderes zum Allgemeinen, machte Wasser, Luft oder Feuer zur Grundlage von Allem, weil ein Theil der Umgestaltungen unter derem Einflusse stattfanden. Der For-

scher und Denker der Gegenwart dagegen begnügt sich nicht mit der von selbst sich darstellenden Erscheinung, sondern verändert sie willkürlich, dringt in den Zusammenhang ihres Inneren und lässt das absichtlich Geschiedene unter anderen Einwirkungen sich verbinden, um das Verhalten jedes Einzelnen unter den mannigfachsten Verhältnissen zu erforschen. Während die Alten sich begnügten, die äussere Form in ihren Einzelheiten zu erkennen und dieses als das Wesenhafte aufzufassen, setzen die Neueren diese Äusserlichkeiten zurück, um das Wesenhafte in dem Grundzuge der Anlage ganzer Bildungreihen zu erkennen, in der Eigenthümlichkeit der Stoffmischungen und der einfachsten Formen des Aufbaues, in den wichtigsten Theilen der Anordnung und den Ähnlichkeiten der Gestaltungen bei stufenweiser Unterordnung. Die Lücken werden nicht ohne Weiteres durch Gebilde der aussersinnlichen Welt ausgefüllt, sondern einstweilen unausgefüllt gelassen; der Forscher greift allerdings in solchen Fällen zu Vermuthungen, um nach Wahrscheinlichkeitgründen seine Versuche anzustellen; allein jene sind nicht Gestalten der Einbildung, sondern Schlussfolgerungen aus erkannten Verhältnissen, welche er als Leitfaden benutzt im Bemühen um die Ausfüllung der Lücken. Sein Verstand schreitet langsam und tastend weiter vor in das dunkle Gebiet des zur Zeit Unerkannten, wogegen im Alterthume die Einbildung eilends umher flog und das Dunkel bevölkerte; die Neuzeit forscht, geleitet vom Zweifel und dem Streben nach Erkenntniss; sie wirft täglich Altes fort, um Neues aufzunehmen und überlässt das zur Zeit Unerkannte den Priestern, um es nach Belieben durch Glaubensgestalten der Vorzeit auszufüllen und den Dichtern, um mit Gestalten der eigenen Einbildung das Dunkel zu schmücken.

Die Wissenschaft der Gegenwart ist ganz und gar sachlicher Art; in ihr gilt vor Allem die Thatsache und jede Schlussfolgerung hat nur in so weit Werth, wie sie von Thatsachen hergeleitet und durch erkannte Gesetze gestützt wird. Es sind noch viele Theile des Gebietes unerforscht, aber man lässt sie einstweilen im Dunkel ruhen, bis sie aufgehellt werden können. Vom eingreifenden Einflusse ist in dieser Beziehung die Entdeckung gewesen, dass die Luft ein Körper sei und dass es eine Anzahl einfacher und verbundener Gasarten gebe, welche gemessen, gewogen und zur sichtbaren Gestaltung übergeführt werden können. Es verschwand damit die Vorstellung des geheimnissvollen Unkörperlichen, der Bewegung ohne Gestalt, welche bis dahin zum Vergleiche gedient hatte bei Verdeutlichung der We-

sen der aussersinnlichen Welt. Nunmehr war das Luftige, Ätherische oder Geistige zum Körper geworden, liess sich dehnen und drücken, entzünden, aus festen Gestalten austreiben oder solchen einverleiben. Dadurch ward die bisherige Verbindung der Geister mit der Sinnenwelt zerrissen, die ganze Geisterwelt ward der menschlichen Vorstellung entrückt dadurch, dass sie jede Möglichkeit der Gestaltung und unsichtbaren Bewegung verlor. Das Dasein von Geistern in luftartiger Beschaffenheit hörte auf glaublich zu sein, und unstofflich geworden, hörten sie auf begreiflich zu sein; sie wurden erkannt als Erzeugnisse des einbildenden Verstandes, als Begriffe, die der Mensch versucht hatte sich zu schaffen aus den vorwaltenden Eindrücken, die das Wesen der lebenden Menschen, unterschieden vom gestorbenen, auf den Beobachter macht.

Die zukünftige Fortbildung der Wissenschaft wird auf dem Wege der Forschung alle voreiligen Gestalten der Einbildung verdrängen, an die Stelle des Glaubens das Wissen setzen und die aussersinnliche Welt nicht auszufüllen suchen durch unsichtbare und stofflose Geister, sondern sie allmälig erhellen und der Wissenschaft erobern. Der Dichter im Menschen wird, wie er mit dem hellenischen Glauben die schöne Vermenschlichung aller Bewegungarten (Kräfte) verlor, so auch in nächster Zukunft mit dem christlichen Wunderglauben die Vergöttlichung jener Kräfte aufgeben müssen. Der Dichter wird verlieren, aber der Weise wird gewinnen, die Gefühle werden ruhiger und küler, aber die Gedanken höher und reiner werden, der Mensch wird weniger schwärmen aber mehr thun, den Blick weniger nach dem Himmel richten, desto mehr aber sich umschauen in der Menschheit, wird nicht länger selbstsüchtig sein Glück suchen im geschiedenen Fortleben und Geniessen nach dem Tode, sondern im Streben dieser Welt für die Fortbildung der Menschheit. Das Leben wird männlicher werden, klarer und entschiedener, dabei aber friedlicher, denn die Wissenschaft fechtet mit Gründen und Erläuterungen, wogegen die Religion in Verfolgungen, Scheiterhaufen und Gefängnissen ihre Stütze suchte; die Menschenliebe wird gewinnen, denn jeder Forscher weiss, dass der Irrthum auf allen Wegen liegt und er selbst dem Irrthume ausgesetzt sei, das Irren also nicht der Anlass zum Hasse sein dürfe.

Die Wissenschaft hat in ihrer Fortbildung auch die Folge, das Leben freundlicher zu gestalten, indem sie den Menschen in den Stand setzt, die Gefahren des Weltlaufes zu überwinden oder ihrem Wirken sich zu entziehen.

Was unsere Vorfahren erschreckte und niederwarf, ist dem Menschen der Jetztzeit ungefährlich; war Jenen das Leben ein angstvolles, am Tage von Gefahren umringt, in der Nacht vom Grauen vor Geistern erfüllt, so gestaltet sich das Leben der Gegenwart mehr und mehr zu einem freudigen, denn bekannt mit den Gefahren und deren Begegnung, freier von der Furcht der Einbildung und muthiger durch Erkenntniss der menschlichen Fähigkeiten, macht sich der Mensch zum Herrn auf Erden, zwingt die übrigen Gestalten zu seinem Dienste und wagt es sein Glück durch eigenes Thun aufzubauen. Die Wissenschaft mehrt die Mittel zum Leben und verlängert das entstandene Leben, hebt also die Menschheit in ihrer Zahl; sie erleichtert den Kampf um das Dasein, steigert und regelt den Genuss und führt den Menschen zu höherer Erkenntniss, bereichert also auch die Fortbildung des Menschenwesens. Ihr Gebiet ist unbegrenzt und bietet dadurch, in steter Erweiterung der Erkenntniss der Menschheit, auch für die Zukunft unendliches Glück. Der Mensch, indem er erkennt, dass er Herr sei in dieser Erdenwelt und dass hier die Quellen seines Lebens und seiner Seligkeit fliessen, wird freier von Furcht und reicher an Hoffnung, Zufriedenheit und Selbstachtung.

§. 462.

Das Familienleben hat, gleich jeder anderen Gestaltung des Menschenwesens, einen steigenden Bildunglauf bis zur Gegenwart zurückgelegt, aber augenscheinlich den Gipfel noch lange nicht erreicht.

Die Ehe umfasst zwei Menschen verschiedenen Geschlechtes und deren Kinder; sie hat den Zweck der Fortbildung Beider durch gegenseitige Ergänznng und der Verjüngnng der Menschheit durch den erzielten Nachwuchs. Von den Grenzen der Thierheit beginnend, hat die Menschheit die Erreichnng jener Zwecke mehr und mehr angebahnt nnd allmälig sind die Weiber und Kinder zur menschenwürdigen Geltnng erhoben worden. Auf den rückständigsten Stufen ist das Weib eine Last für den Mann, eine Gefährtin, die von seinem Erwerbe zehrt und deshalb jede Behandlung erdulden muss. Auf höherer Stufe ward es Arbeitsklavin und erhob sich erst später, nach Entdeckung des Feuers, zur nützlichen und deshalb geachteten Genossin. Es offenbart sich auch hierin eine wesentliche Verschiedenheit zwischen der dunklen Menschheit der heissen Länder und der hellen Menschheit des gemäsigten Erdgürtels: dort in der Hitze reift das

Weib längst vordem es ausgewachsen ist und verblüht so rasch, dass es den grösten Theil seiner Lebenszeit abgelebt ist, aus dem Kindesleben sofort in die Ehe übergeht und aus dieser rasch zurück sinkt in ein reizloses Alter, in welchem es nur als Arbeitsklavin dienen kann; in gemäsigten Ländern reift es langsamer, so dass zwischen den Kinderjahren und der Ehe ein sonniges Jungfrauenleben liegt, auch blüht sie länger als Frau, das grösere Arbeitbedürfniss giebt ihr eine höhere Nutzleistung und namentlich das Feuer, dessen Hut und Verwendung ihr anvertraut ward, erhöhete ihren Werth für den Mann und dadurch ihre Geltung in der Ehe. Im gemäsigten Erdgürtel nähert sich die Frau der Stellung einer ergänzenden Hälfte, einer Mitarbeiterin zum gemeinsamen Wohle und gewinnt dadurch mehr Selbstbestimmung über ihr Leben.

Anfänglich war die Liebeswahl unbeschränkt wie im Thierreiche, ohne die beiderseitige Fortbildung und die Verjüngung der Menschheit als vorgesetzte Zwecke zu verfolgen. Späterhin ward die Wahl beschränkt, um diese Zwecke, so weit sie erkannt wurden zu ermöglichen, und die elterliche Fürsorge erstreckte sich allmälig so weit, dass den Töchtern die Liebeswahl gänzlich entzogen ward. Diesem Zwange haben sie durch alle Zeiten und bei den verschiedensten Völkern sich zu entziehen gesucht durch List, Widerstreben oder Flucht, und der weiblichen Hälfte der Menschheit ist dadurch frühzeitig die Verstellung, Täuschung und Entsagung als vorwaltende Beigabe ihrer Liebeswahl zugetheilt worden. Im Laufe der Zeit hat die zunehmende Bildung den rohen Zwang beseitigt, die Liebeswahl hat an Einfluss gewonnen, ist aber andererseits wiederum geschmälert worden durch die Rücksichten auf Ernährung, welche den Kreis der Wahl beengen und den Verbänden als Vorwand dienen, um beschränkende oder abschreckende Einrichtungen zu treffen.

Die Geltung des Nachwuchses hat ebenfalls im Laufe der Zeit durch Fortbildung der Erkenntniss gewonnen: die Kinder, welche anfänglich unbeschränktes Eigenthum der Eltern waren, sind zu Mitgliedern des Verbandes erhoben worden und geniessen dessen Schutz und Förderung; ihre Entstehung ist als eine Nothwendigkeit zur Erhaltung des Verbandes erkannt worden, und wird nur noch behindert durch die wahnwitzige Furcht vor Übervölkerung (§. 306), so wie die selbsüchtige Rücksicht der Eltern auf den eigenen Genuss des besitzenden Lebensunterhaltes. Der Verband wirkt der Verjüngung entgegen, indem er die von seiner Genehmigung

abhängige Schliessung einer gewaltsam bindenden Ehe als Vorbedingung der Erzielung des Nachwuchses geltend macht und in härtester Weise Mutter und Kind dafür büsen lässt, wenn seiner Forderung nicht entsprochen wird. In Frankreiah wird dem verführten Weibe sogar jede gesetzliche Hülfe verweigert wider Den, der die Kinderlast mit ihr theilen sollte und der Verband schneidet seinerseits die Hülfe ab, welche die Menschenliebe gebietet, um mit dem Tode des Verkümmerns Diejenigen zu strafen, welche den Gesetzen der Menschheit mehr gehorchen als denen ihrer rückständigen Gesetzgeber. Die Furcht vor Übervölkerung ist der Moloch der Neuzeit, dem die Kinder jährlich zu Tausenden geopfert werden und überdies die Mütter; auch beide nicht im raschen Feuertode, sondern im langsam hinmarternden Verkümmern.

Neben der Ehe hat sich durch alle Zeiten die Wildniss erhalten in den die Menschheit entwürdigenden Gestaltungen der Unnatur, der Preisgebung, der Vielmännerei und Vielweiberei; dabei als Ausgeburt der Wildniss die Geschlechtspest. Sie sind sämmtlich die Folgen der Ehebeschränkuug und der Unterdrückung der weiblichen Menschenhälfte in ihrer Fortbildung: indem erstere dem menschlichen Geschlechtstriebe, der unglücklicher Weise das ganze Jahr hindurch lebt, die naturgemäse Äusserung schmälert durch Ehehindernisse oder Bestrafung; letztere dagegen das Weib zwingt, eine Last zu sein für Zeitlebens, dadurch dass es gehindert wird, sich die selbständige Lebenserhaltung zu erringen. Aus der Beschränkung erwachsen die naturwidrigen Übel, die Verneinung und Verhinderung des Lebens und die Krankheiten, deren Verbreitung die Wildniss sichert; es entstehen daraus die Kindermorde vor und nach der Geburt, die augenfällige Schwächung der weiblichen Hälfte und die Übertragung dieser Schwächezustände auf die Kinder.

So zeigt die Gegenwart eine Mannigfaltigkeit von Verhältnissen, die fortbildend wie rückbildend sich durchkreuzen: die Ehe einerseits als Liebesbund heben, andererseits hinab drücken zur Versorgung-Anstalt; die Liebeswahl von Fesseln befreien, welche der elterliche Zwang auferlegte, andererseits in neue Fesseln schlagen durch die Rücksichten auf Stand und Lebensgewohnheiten; die den Nachwuchs fördern durch den Schutz der Ehe wider die Wildniss und ihn wiederum hindern durch Beschränkung der Eheschliessung; die Geltung des Weibes heben durch gesetzlichen Schutz und sie andererseits mindern durch Verwehrung der Theilnahme

an nutzbaren und ernährenden Thätigkeiten. Der Verband (Gemeinde, Stat) sucht einerseits der Wildniss zu wehren, indem er die geschlossene Ehe zur Bedingung der wirkenden Liebe macht und pflegt sie andererseits, indem er die Ehe zu einer Fessel gestaltet, deren Zerreissung er gar nicht oder überaus schwer gestattet, desto mehr aber deren Umgehung duldet. Statt glückliche Ehen zu schaffen, indem er unglückliche sich trennen lässt, hält er diese zwangsweise zusammen und weist sie an auf Ergänzung durch die Wildniss. Dieser innige Zusammenhang offenbart sich um so stärker, je gröser die Hindernisse der Scheidung sind, also bei katholischen Völkern mehr als bei evangelischen; nicht etwa, dass die Verschiedenheit des Bekenntnisses dabei mitwirkte oder der Katholik als solcher sittlich tiefer stehe, sondern die bei katholischen Völkern geltende Unauflösbarkeit der Ehe fördert die Unsittlichkeit in höherem Grade, indem sie die beiden Genossen einer unglücklichen Ehe lediglich auf die Wildniss anweist, statt ihnen die Schliessung anderer Ehen zu gestatten. In Paris und Wien, den beiden Hauptstädten des Katholicismus nördlich der Alpen, findet sich deshalb auch am stärksten die zur Schau getragene Geringschätzung der Ehe und Verherrlichung der Zustände der Wildniss: in Büchern, Zeitschriften und Schauspielen wird die Ehe als eine Fallgrube für Leichtsinnige oder Dummköpfe dargestellt, die Preisgebung als Poesie des Lebens, die Untreue und der gegenseitige Betrug der Ehegenossen als Abwechslung in der Eintönigkeit des Zusammenlebens und das Streifen der Männer in der Wildniss als Lebensgenuss. Die Unlösbarkeit unglücklicher Ehen ist die Quelle des Verderbes, und indem der katholische Priesterverband die Ehe dadurch zu heiligen suchte, führte er ihre Unheiligkeit, ihre Zerrüttung herbei und verhalf der Wildniss zum Siege über die Ehe.

§. 463.

Das Leben im Verbande hat von den rückständigsten Zuständen her seinen wohlthätigen Einfluss auf die Fortbildung der Einzelnen und der Gesammtheit allmälig erweitert in Ausdehnung und Tiefe, so dass die Gegenwart eine Fülle der verschiedensten Gestaltungen desselben offenbart, die theils in der Fortbildung, theils in der Rückbildung sich befinden. Dieses offenbart sich in den Statseinrichtungen und den Gesellschaft-Ver-

hältnissen der Menschen, letztere den ersteren untergeordnet, aber dennoch unabhängig ihren Verlauf nehmend.

Dem Verbande ist das Einzelnleben voraufgegangen, die einfache Gestaltung des Willens zum Dasein, der nur sich als höchsten Zweck anerkennt und geltend macht. Im Verbande dagegen stellte sich der Wille der Gesammtheit über den Einzelnwillen, bekämpfte und unterdrückte ihn, so weit es nöthig schien und liess keinen höhern Zweck gelten als den des Gemeinwohles. Da aber das Dasein des Einzelnen nicht aufgehoben werden konnte, um den Willen zu beugen, so setzte sich von Anbeginn her dieser Zwiespalt fort durch alle wechselnden Gestaltungen des Verbandes und die Gegenwart zeigt uns, ebenso deutlich wie die Vergangenheit, den Widerstand des Einzelnen, die Selbsucht im Kampfe wider die Anforderungen der Gesammtheit, auch weitschichtige Anordnungen der Letzteren in Gesetzen, Gerichten, Häschern und Gefängnissen, um dem Willen der Gesammtheit den Willen des Einzelnen unter zu ordnen.

Als der Einzelne in den Verband eintrat, welcher zur späteren Bildung des States führte, war die Erkenntniss des Gemeinsamen erst im Entstehen, bezog sich auf das Einfachste und Nächstliegende, welches den Willen der Einzelnen am wenigsten beschränkte. Es war zuerst eine freie Verbindung zur gemeinsamen Kriegsführung, sei es zur Vertheidigung oder zum Raube. Später aber gestatteten die Erfordernisse nicht, dass der Wille zum Dasein sich im Einzelnen geltend mache durch Enthaltung, sondern zwangen jeden Wehrhaften, sich am Kriege zu betheiligen; sie verliehen ihm das Recht und die Pflicht, an den Berathungen Theil zu nehmen und gleichgeltend mit abzustimmen; aber seine Stimme war nur dann entscheidend, wenn sie zur Mehrheit gehörte, anderenfalls musste er dieser sich fügen und selbst wider seine Ansicht am Kriege Theil nehmen. Diese erste Beschränkung des Einzelnwillens war sofort die eingreifendste unter allen, denn sie unterdrückte den Willen zum Dasein unmittelbar, indem sie das Leben als Selbstzweck verneinte, jedem Einzelnen die Verfügung über das eigene Leben nahm und ihn, selbst wider seine Ansicht, der Gefahr aussetzte, sein Leben zu verlieren. Dieser Eingriff hat zu allen Zeiten den stärksten Widerstand des Einzelnen gefunden, der mit mehr oder minder berechtigter Selbsucht den Erfordernissen des Krieges sich widersetzt, denselben sich zu entziehen sucht, um sein Leben zu retten. Der Stärke dieses Willens angemessen, hat die Gesammt-

heit von jeher sich genöthigt gesehen, durch geschärfte Gesetze und Strafen den Einzelnwillen nieder zu halten, ihn zu zwingen das Dasein zu verneinen, so oft der Krieg es erfordert.

Dieselbe Rücksicht griff auch ein in die anderen Beziehungen des Einzelnen, indem sie die Erhaltung und Mehrung der Manneszahl zur Aufgabe stellte, zu diesem Ende dem Morde nud Zweikampfe wehrte und die Ehe unter ihren Schutz nahm. Jeder ward beschränkt in der Ausübung seiner Rache und gemeingiltigen Gesetzen untergeordnet; die Ehe ward zu einem gesetzlichen Bunde und deren Nachwuchs der Fürsorge der Gesammtheit unterstellt. Die Ausübung der Rache ist stufenweise stärker beschränkt worden, so dass nicht allein dem Morde, sondern auch der Verletzung und endlich der wörtlichen Beleidigung gewehrt ward. Die Ehe ward in so weit dem Schutze der Gesammtheit unterstellt, dass es den Männern gewehrt ward, einander die Frauen abtrünnig zu machen und Kinderlast aufzubürden; die Kinder wurden geschützt gegen willkürliche Tödtung und ihnen Gelegenheiten zum Unterricht geschaffen. Allmälig wurden den Frauen und Kindern die Rechte an den Mann und Vater gemehrt, die Äusserung des Willens im Manne auch in dieser Beziehung dem Willen der Gesammtheit untergeordnet.

Die Erhaltnng der Manneszahl durch Vermeidung des Mordes führte dazu, die Anlässe zum Streite zu hindern, der bei jeder Art der Entstehung zum Morde führen konnte. Es ward deshalb auch die Sicherheit des Eigenthums der gesetzlichen Überwachung unterstellt und jede Verletzung des Besitzes als eine Gefährdung der allgemeinen Sicherheit betrachtet und bestraft. So entstand im Laufe der Zeit eine stätig wachsende Zahl von Gesetzen, deren beschränkender Einfluss immer tiefer in die Verhältnisse der Einzelnen eingriff, ihren Eigenwillen, ihre Selbsucht in immer weiteren Beziehungen abhängig machte von den Beschlüssen der Gesammtheit. Wie sehr der ursprüngliche Beweggrund der Verhinderung des zum Morde führenden Streites, masgebend geblieben ist in den Gesetzen, ergiebt sich aus der Wahrnehmung, dass auch in der Gegenwart die Gesetze, mit geringen Ausnahmen, nur auf Männer Bedacht nehmen, nur deren Streitfragen lösen, dagegen die Rechte der Frauen und Kinder gegenüber anderen ihres Gleichen und den Männern, nur beiläufig und geringfügig in Betracht ziehen, weil eben nicht zu befürchten ist, dass ihr Streit zum Morde führen könne.

Der Verband, welcher zunächst in der Gemeinde, am höchsten aber im State seine Gestaltung hat, brachte im zunehmenden Mase den Eigenwillen der Genossen zur Unterordnung, lehrte die Erfordernisse der Gesammtheit erkennen und stellte über den weiten Bereich eines zahlreichen Volkes die gemeinsamen Erfordernisse fest, so wie die damit verbundenen Rechte und Pflichten jedes Einzelnen. Die ursprüngliche Selbstbestimmung, die Unbeschränktheit des Entschlusses ist jedem Genossen genommen worden und er hat nicht länger voran zu stellen was er will, sondern was er darf, was das Gesetz ihm auferlegt und wider seinen Willen geltend macht. Hieraus entsteht nicht allein ein Zwiespalt im Bewusstseine jedes Einzelnen, der auf allen Wegen sein eigenes Wesen mit den fremden Anforderungen des Verbandes einen soll, sondern es erwuchs auch daraus ein steter Kampf zwischen dem Einzelnen, der seinen Willen der Selbsucht geltend macht so weit er kann, und der Gesammtheit, welche dem Eigenwillen fast allenthalben Schranken setzt und ihn zwingen will, demgemäs sich zu fügen. Da aber die Gesammtheit weder allgegenwärtig noch allwissend ist: so kann sie nicht jedem Einzelnen auf allen Wegen folgen und ihn überwachen; da sie überdies nur durch Bevollmächtigte ihren Willen kund geben und durchführen kann: so ist sie auch nicht jedem Einzelnen an Erkenntniss überlegen: sie steht also in zweien Beziehungen im Nachtheile dem Einzelnen gegenüber. Die Folge davon ist, dass die Gesammtheit einen ungleichen Kampf mit den Einzelnen führt, indem ihr die Mehrzahl der Verletzungen ihrer Gesetze entgeht; auch dass sie, im Falle der Entdeckung, vielfach mit der überlegenen Klugheit des Einzelnen zu kämpfen hat und seiner Schlauheit unterliegt.

Der Verband hat die Leitung seiner Angelegenheiten aus zweien Gründen erweitern müssen, nämlich bei zunehmender Zahl seiner Genossen um so mehr Leiter zu ernennen gehabt und bei anwachsender Vielseitigkeit seines Lebens, die Leiter in gröserer Mannigfaltigkeit auswählen müssen, dabei jedem das Fach seines Wirkens um so enger begrenzt, je mehr es nöthig ward, den Gesammtwillen in jedem einzelnen Fache mit möglichster Kraftäusserung wirken zu lassen. Es ist daraus die stätig wachsende Zahl der Leiter der Gesammtheit erwachsen; ferner die Nothwendigkeit die Leitung immer mehr an Beamte über gehen zu lassen, welche sich die besonderen Fächer zur Lebensaufgabe machen; auch dabei die Fächer der einzelnen Beamten durchgehends immer mehr zu theilen, enger zu be-

grenzen und von einander zu trennen. Es hat sich auf diesem Wege der Beamtenstat gebildet, welcher die stätig zunehmenden Befugnisse der Gesammtheit den Einzelnen gegenüber zu vertreten nnd durchzuführen hat nnd in jedem Volke den wirklichen Leiter bildet, dem gegenüber der Wille des Einzelnen wirkunglos ist.

Die Spitze der Leitung des Verbandes hat sich im Lanfe der Fortbildung verschieden entwickelt, je nach der örtlichen Gestaltnng des Lebens. Verbände, welche den Krieg als ihre Hauptaufgabe betrachteten oder ihn dauernd führen mussten, setzten einen Kriegsherrn an die Spitze, dem sie, wie es der Krieg erfordert, die weitest gehenden Befugnisse übertrugen. Andere Verbände, welche den Frieden als das Bedingende ihres Lebens erkannten, übertrugen die Leitung einer Mehrzahl von gleichberechtigten Männern, denen sie, wie es die mannigfaltigen Verhältnisse der Friedenszustände erfordern, geschiedene und gegen einander abgegrenzte Befugnisse verliehen. Je nachdem die Entwicklung der einzelnen Verbände sich gestaltete, aus Kriegszuständen zum anhaltenden Frieden über gingen oder umgekehrt, änderten sie oftmals ihre Spitzen demgemäs, nm der eingetretenen Umwandlung zn genügen, und die Gegenwart zeigt uns deshalb diese Einrichtungen in gröster Mannigfaltigkeit, vom Alles leitenwollenden Kriegsherrn bis zn der in Alles eingreifenden Gesammtheit. Den desfallsigen Verhältnissen der Europäer liegt die arische Einrichtung der Leitung durch die Gesammtheit zum Grunde, welche in der Vorzeit unter Friedenszuständen die Ältesten zu Leitern der Gesammtheit erhob, im Kriege dagegen einen gewählten Kriegsherrn und je nach dem Vorherrschen des Friedens oder Krieges, die eine oder andere Seite der Leitung bleibend machte. Seit der Auswanderung aus der Urheimat in Mittel-Asien bis zur schliesslichen Festsetzung in Europa, waren bei den Ariern die Kriegszustände die Regel und deren Erfordernisse mussten dauernd das Übergewicht erlangen, je mehr die Zustände des Friedens dem Gedächtnisse der auf einander folgenden Geschlechter entschwanden. Der glückliche und siegreiche Hordenführer ward Leiter, und wer unter den Hordenführern sich auszeichnete, dem ordneten die Übrigen sich unter: er ward ihr Fürst. Da aber Kriegskunde und Tapferkeit nicht erbliche Eigenschaften sind: so ward der Fürst gewählt, entweder von den Hordenführern (dem Adel) oder von der Gesammtheit der Waffenträger. Mit diesen Ein-

richtungen des Krieges drangen die Vorfahren der jetzigen Romanen, Teutonen und Slaven in Europa ein; sie drängten und schoben sich im Wechselkampfe, bis die einzelnen Stämme zur Ruhe kamen in neuen Ansiedlungen. Es traten allmälig Friedenszustände ein und mussten demgemäs die Einrichtungen sich ändern, d. h. die einheitliche Leitung des Krieges sich auflösen in die vielfältige Leitung des Friedens. Die ursprüngliche Gleichheit der Waffenträger war nur noch bei einzelnen Stämmen erhalten worden; bei den meisten waren bleibende Standesunterschiede erwachsen, sei es durch die Volksverschiedenheit der Leiter von den Geleiteten oder durch die Unterjochung anderer Stämme, oft auch durch die dauernde Gewohnheit der Unterordnung im Kriege und die Abstufung der Beutetheilung; je nachdem gab es bleibende oder wandelbare Spitzen, erbliche oder wählbare. Es war jedoch die Wählbarkeit überwiegend, weil sie durch den Kriegszustand bedingt worden war, welcher es erforderte, dass der tüchtigste Mann an die Spitze gestellt werde und dass dieser von Denen gewählt werde, welche ihr Leben seiner Leitung anvertraueten. Als die zunehmenden Friedenszustände den Zwang des Krieges milderten, gewannen die dem Kriegsherrn Untergebenen an Macht, drängten seine Gewalt zurück und setzten ihm Schranken durch Gesetze, deren Verletzung sie mit dem Tode bestraften. Je nach der stattgefundenen Entwicklung des Volkes war entweder die gesammte Zahl der Männer der Leiter und Vertreter oder es waren die Häupter der einzelnen Horden, der Adel: in beiden Fällen standen sie dem Kriegsherrn gegenüber als Glieder der Gesammtheit, welche die einheitliche Spitze wählte, absetzte und bestrafte nach Gutdünken. Je nachdem das eroberte Land unter die Genossen vertheilt ward zum freien Eigenthume oder nur zur Benutzung dargeliehen, entwickelten sich die Zustände verschieden: im ersteren Falle entstanden die Verbände freier Bauerschaften, im zweiten dagegen die Lehnsverbände, deren Genossen gemeinsam die Eigner des gesammten Landes waren, welches unter der Leitung eines erwählten Mitgliedes (Fürsten) eingetheilt und den Einzelnen nur zur Benutzung geliehen ward. In beiden Fällen ward das Land in Gehöfte getheilt, alt-arischer Weise gemäs, jedoch mit dem Unterschiede, dass in den Verbänden freier Bauerschaften jedes Gehöft dem anderen gleich war und seiner Sippe verblieb; wogegen in den Lehnsverbänden die einzelnen Lehen ungleich vertheilt wurden, so dass Adelsgüter und Bauerhöfe entstanden, welche den zeitweiligen Nutzniessern

genommen werden konnten, die alle gleich berechtigt, aber ungleich begütert wurden.

Diese Lehnsverhältnisse waren weitaus überwiegend in Europa, erlitten aber eine wesentliche Umgestaltung, als die Lehnsträger (Fürst und Adel) durch Treulosigkeit die Lehnsgüter in erblichen Besitz umwandelten; den übrigen Genossen jeden Antheil an dem gemeinsamen Landbesitze abschnitten, indem sie das geliehene Gut raubten und zum festen, vererblichen Besitze ihrer Familien machten. Dabei verlieh der Adel dem Fürsten seine Würde erblich und da dieser verpflichtet war, das gemeinsame Gut wider den Adel zu wahren, beging er eine doppelte Treulosigkeit als Lehnsherr und Lehnsträger. So entstand in fast jedem Volke eine Anzahl unabhängiger Fürstenthümer, jedes mit einem erblichen Fürsten an der Spitze und einer Anzahl adliger Besitzer des übrigen Landes, die dem Fürsten unterstanden, aber ihm gegenüber das Volk vertraten. Je nach dem Verlaufe der Begebenheiten blieben diese Fürstenthümer im Volke getrennt bis in die Neuzeit, wie z. B. in Italien und im Nordreiche; oder die Fürsten eines Volkes wählten sich einen Vorgesetzten, wie die deutschen Fürsten bis 1806 einen Kaiser; oder auch die mächtigsten Fürsten benutzten günstige Gelegenheiten, um die schwächeren zu unterdrücken, wie in Spanien, Frankreich und Grosbrittanien. Im ersteren Falle entstand die Zerrissenheit des Volkes durch eine Anzahl sich befehdender Fürsten, im zweiten Falle ein Wahlreich voller Schwächen, im dritten Falle ein geschlossenes Reich kräftig nach innen und aussen. Das Streben aller Fürsten ging dahin, den Adel, welcher die Gesammtheit wider sie vertrat, unmächtig zu machen, denn der Adel übte seine Gewalt mit gefährlicher Schärfe, indem er nach Gutdünken Fürsten absetzte, verjagte oder tödtete und bis in das 19. Jahrhundert hinein zahlreiche Todesurtheile über Fürsten fällte und vollstreckte. Die Könige und Fürsten bedienten sich dazu des Mittels der Spaltung und der offenen Befehdung oder heimlichen Ausrottung: die Spaltung geschah durch Berufung der Städteabgeordneten zu den Reichstagen oder Parlamenten, wie es die deutschen Kaiser, englischen, spanischen und französischen Könige thaten; die Unterdrückung durch Fehden ward bei allen Völkern üblich und je nachdem es den Oberherren gelang, fanden sie (in Frankreich u. a.) ihr Ende oder dauerten (in Polen) bis in das 18. Jahrhundert fort.

Die Gegenwart zeigt alle Stufen der Entwicklung in Gestaltung der

Spitze: unbeschränkte Beherrscher eines zahlreichen Volkes in Russland, Frankreich und der Türkei; begrenzte Beherrscher ganzer Völker in Spanien und England oder groser Völkertheile in Italien, Östreich, Preussen, Baiern u. a., stufenweise und verschieden beschränkt bis zum Wahlvorstande der Schweiz. Sie zeigt ferner, wie geschlossene Reiche nicht allein ein ganzes Volk umfassen, sondern auch beträchtliche Theile anderer Völker, namentlich in Russland und Frankreich, oder auch aus zahlreichen Völkertheilen zusammen gesetzt sind wie Östreich; wie dagegen das deutsche Volk und ebenso das nordische in Fürstenthümer zersplittert bleiben, wogegen das italische Volk im Übergange aus der Zersplitterung zur Einheit fortschreitet. Die Neuzeit hat schroffe Übergänge aus einer Form zur anderen erlebt: in Frankreich eine Reihenfolge von König- und Kaiserreichen, so wie Republiken verschiedener Art; in Italien, Spanien, Deutschland und dem Norden die Übergänge vom unbeschränkten zum beschränkten Fürstenthume. Es sind Völker in ihrer Geltung gestiegen und andere gefallen: das polnische ist durch Raub unter verschiedene Fürstenhäuser gekommen, wogegen das italische seiner Fürstenhäuser sich entledigt. Der Adel ist in Frankreich und Spanien zerrüttet worden, wogegen er in England, Deutschland, Schweden und Ungarn sich erhalten hat, in der Türkei gänzlich fehlt und in Russland nur so weit gilt, wie er im Beamtenwesen sich empor arbeitet. Die Priesterverbände haben in ganz verschiedener Weise sich entwickelt: in Italien hat der katholische Verband ein Fürstenthum in Besitz, dagegen ist er in Frankreich zur Beamtenstellung gesunken; die evangelische Priesterschaft ist in England reich begütert, angesehen und mächtig, dagegen bei den anderen Völkern zu Stats- oder Gemeinde-Beamten geworden; die griechische in Russland ist ein gegliedertes Beamtenthum, in der Türkei dagegen eine richtende Körperschaft. Allenthalben aber zeigt sich das Beamtenwesen als die stärkste Entwicklung der Gesammtheit, mächtiger als Fürsten und Verfassungen, Adel und Priesterschaften; in den verschiedenen Völkern und Zeiten ziemlich gleichmäsig herrschend in solcher Machtfülle, dass jede andere Gewalt nur so weit Einfluss üben kann, wie das Beamtenwesen solches gestatten und fördern will.

Als die Fürsten den Adel unterdrückt hatten, welcher die Gesammtheit ihnen gegenüber vertrat, waren ihre gefährlichsten Widersacher beseitigt, welche ohne Weiteres mit Todesurtheilen wider missliebige Fürsten verfahren waren und solche auch in irgend einer Art vollstreckt hatten

Sie unterdrückten nächstdem die Priesterschaften, welche meistens mit dem Adel verbündet gewesen waren und ihren Segen zu Allem gegeben hatten; sie drängten dabei auch die Vertreter der Städte zurück, welche ihnen früher wider den Adel hatten dienen müssen, nunmehr aber unnöthig geworden waren. Nachdem dieses vollbracht, ward die Hauspolitik herrschend: jeder Fürst hörte auf, die Spitze eines geschlossenen Verbandes zu sein, und wandelte sich um in das Haupt eines Fürstenhauses, welches Eigner eines besonderen Theiles der Erdoberfläche sei, sammt den darauf lebenden Menschenherden. Er hielt sich nunmehr verpflichtet, diesen Besitz seines Fürstenhauses zu mehren mit allen Mitteln, so dass es unerheblich ward, welchem Volke die Menschenherden zugehörten, die man gewann oder im Verluste hingab. Diese Hauspolitik verneinte alle Rechte der Völker und gefährdete ebenso sehr den Besitzstand anderer Fürsten; sie brachte alle Mittel der Gewalt und List, der Verbündung und des Verrathes der Verbündeten zur Herrschaft; sie zwang die Völker, sich stätig wider einander zu waffnen, um den Überfällen vorzubeugen, welche die Fürsten einander zutraueten, überdies aber auch zur Niederhaltung der Unzufriedenheit im eigenen Bereiche. In der Gegenwart ist die Hauspolitik herrschend in Europa: fast jedes Fürstenhaus sucht seine Macht auszudehnen, mit anderen sich zu verbinden durch Verwandschaft oder gemeinsames Trachten zum Nachtheile Dritter, und in jeder Richtung, wenn auch mehr oder minder verhüllt, bildet der Vortheil der Völker die untergeordnete Rücksicht, indem er nur in soweit in Betracht kommt, wie er die Fähigkeit und Macht des Fürstenhauses mehrt, aber im Übrigen unbedenklich zurückgesetzt, wenn die Hauspolitik des Fürsten es verlangt. Die fürstliche Statskunst und Statsverwaltung, das gesammte Ränkespiel der Statskünstler gestaltet sich nach der Hauspolitik der Fürsten; die Ehre und das Ansehen des Fürstenhauses gilt als gleichbedeutend mit der des Volkes, d. h. für jene muss das Volk einstehen; die Bemühungen, anderen Fürstenhäusern Abbruch zu thun, gelten als Verdienste um das Volk, und die Europäer sind gezwungen, nahezu vier Millionen Soldaten bewaffnet zu erhalten und weit über 1000 Millionen Thaler jährlich aufzuwenden, um den Gefahren vorzubeugen, mit denen die Hauspolitik der Fürstenhäuser einander bedroht.

Ausser den Statsverhältnissen, welche sämmtliche Genossen eines Volkes oder States mit einander verbinden, haben sich Gesellschaft-Ver-

hältnisse ausgebildet, welche nicht allein Volksgenossen mit einander verbinden zu gemeinsamen Zwecken, sondern über das Gebiet des eigenen Volkes oder States hinausreichen; die auch den einzelnen Menschen in verschiedenster Weise mit vielen anderen dauernd oder vorübergehend in Verband setzen. Die ursprünglichste Gestaltung derselben waren die Jagd-Verbände, in denen bereits die Keime aller nachherigen Verhältnisse auf anderen Gebieten sich vorfanden. Es entwickelte sich die Abhängigkeit der Arbeitnehmer von dem Arbeitgeber, und die Abhängigkeit Aller vom Leben der Menschheit, welches auf den Gebieten der Arbeit sich äussert in den Verhältnissen zwischen Angebot und Begehr. Die Verschiedenheit der Fähigkeiten und der Einflüsse des Weltlaufes führten zur ungleichen Vertheilung der Güter, welche die Menschheit aus den Lebensüberschüssen der Einzelnen ansammelte, und hatten zur Folge, dass aus dem ungleichen Besitze des Bodens die Landsklaverei entstand, und aus dem der beweglichen Güter die Geldsklaverei; beide Arten das Missverhältniss zwischen dem Arbeitgeber und Arbeitnehmer (Capital und Arbeit) zu einer verderblichen Höhe steigernd.

Die Landsklaverei hat sich überaus nachtheilig geäussert in Folge der Erbrechte, welche die Vertheilung des Landes hinderten, also bei steigernder Zunahme der Bevölkerung das Verhältniss zwischen Landbesitzern und Landlosen immer mehr zu Ungunsten der Letzteren gestalteten. In Folge dessen häuften sich bei Ersteren die Lebensmittel an, deren die Landlosen bedurften zur Erhaltung des Daseins, und da sie nur durch Arbeit in den Besitz der Nahrung gelangen konnten, waren sie gezwungen, ihre Arbeit unter jeder Bedingung zu verkaufen, wenn sie ihnen auch nur die dürftigsten Mittel zum Unterhalte verschaffte. Die verhinderte Landtheilung mehrte nicht allein das Angebot der Arbeit, sondern minderte auch den Begehr, indem sie diejenigen Arten der Ausnutzung des Bodens förderte, welche mit geringster Arbeit ausreichenden Ertrag bieten. Auch hieraus entstand ein Drängen der Landlosen, welche ihre Arbeit, ihr Leben für das niedrigste Mas des Lebensunterhaltes anboten und verkaufen mussten, weil ihnen selbst eine Landfläche fehlte, aus der sie ihren Unterhalt ziehen konnten. Diese Landsklaverei hat sich allmälig gemindert: einestheils durch Aufhebung der Leibeigenschaft, wodurch es den landlosen Arbeitnehmern möglich ward, ihr Angebot über den Bezirk der Heimat hinaus zu tragen und andere Wege des Begehres zu versuchen; anderen-

theils durch Minderung der unveräusserlichen Landgüter und Zersplitterung der Bodenflächen, so dass eine stätig zunehmende Zahl von Landlosen zu unabhängigen Besitzern werden konnten und um so viel der Andrang und die Verlegenheit der Arbeitnehmer sich minderte.

Die Geldsklaverei hat einen verschiedenen Verlauf genommen, indem sie bis zur Gegenwart den Bereich ihres Wirkens erweitert hat und gedeihliche Masnahmen zu ihrer Minderung erst jetzt beginnen. Sie ist weit weniger die Folge der Erbrechte als die Landsklaverei, weil die beweglichen Güter eines Volkes sich stätig mehren, also niemals das gesammte Besitzthum einer festen Anzahl von Genossen gehören konnte, wie es bei der unveränderlichen Bodenausdehnung der Fall war, und weil überdies die beweglichen Güter, ihrem Wesen nach der zunehmenden Zersplitterung anheim fallen. Sie ist fast ausschliesslich das Erzeugniss der Unkenntniss der Menschen, welche sie hülflos macht und dadurch zwingt, ihre Arbeit, ihr Leben unter jeder Bedingung zu verkaufen, welche ihnen das Dasein für die Gegenwart sichert. Die Unwissenheit ist es überdies, welche sie unfähig macht, der Menschheit solchen Nutzen zu leisten, der ihres Unterhaltes werth ist; ferner sie hindert, den Ertrag ihrer Arbeit in der zweckdienlichsten Weise anzuwenden. Die Folge ist, dass die Menschheit sie verhungern lässt oder dass sie selbst den Lohn anwenden, ihr Leben zu verkürzen statt es zu verlängern. Diese Hülflosigkeit der Menschen hat sich gemehrt ungeachtet des steigenden Wohlstandes und obgleich dieser stärker gewachsen ist als die Zahl der Menschen, denn die Erkenntniss hat nicht im gleichen Mase zugenommen. Die erste Folge davon ist gewesen, dass die meisten der geldlosen Menschen nicht gelernt haben, der Menschheit höheren Nutzen zu leisten, sondern sich abmühen, im Wetteifer zu arbeiten wider Dampfmaschinen, welche nicht durch den Verbrauch von Getreide und Fleisch arbeitfähig erhalten zu werden brauchen, sondern durch die ungleich wohlfeileren Steinkolen, die also Arbeiten zu Preisen liefern können, für welche der arbeitende Mensch sein Dasein nicht zu erhalten im Stande ist. Die zweite Folge ist gewesen, dass jene Menschen nicht gelernt haben, ihr Leben anzuwenden, dass sie entweder sich begnügen, so viel zu erwerben, wie zur dürftigen Erhaltung ihres Daseins im arbeitfähigen Theile des Lebens ausreicht, oder jeden entstehenden Überschuss verschwenden, also auf beiden Wegen ihre Hülflosigkeit dauernd machen. Diese hat es verhindert, dass der steigende Wohlstand sich vertheilen

konnte, hat dahin geführt, dass die sich mehrenden Güter in den Händen Derjenigen sich anhäuften, welche es verstanden, dieselben zu erwerben, zu verwalten und zu mehren, indem sie der Menschheit größeren Nutzen leisteten als Andere, sich nicht damit begnügten so viel zu erwerben, wie zur Erhaltung ihres Daseins in der Gegenwart ausreichte, und endlich jeden entstehenden Überschuss ansammelten und der Menschheit nutzbar machten, statt ihn zu verschwenden. Das dazu erforderliche Mas der Erkenntniss ist ein bescheidenes, wie die meisten Derjenigen erweisen, in derem Besitze die Güter sich anhäufen. Allein der Unterricht der Menschen, welcher mehr mit dem Himmel als mit der Erde sich befasst, stärker dem Glauben als dem Wissen Förderung bietet, hat bisher in Unkenntniss darüber erhalten, dass jene drei Mittel anzuwenden sind, wenn man der Geldsklaverei sich entziehen und in Unabhängigkeit von der Willkür Anderer, das Glück des Lebens im Verbande sich sichern will.

Die Gegenwart zeigt die fortschreitende Abnahme der Bodensklaverei, aber dagegen die stattgefundene Zunahme der Geldsklaverei. Letztere hat in dem anwachsenden Fabrikwesen ihren Gipfelpunkt erreicht, in welchem die Menschen zu Tausenden der Geldsklaverei verfallen, in der sie das einzige Mittel finden wider das Verhungern, dem sie sonst unterliegen würden durch ihre Hülflosigkeit. Im Fabrikwesen hat auch die Ausbeutung der Unkenntniss ihre heftigste Wirkung geäussert, indem es meistens die Hülflosen lediglich zeitweilig gegen das Verhungern schützt, aber nicht ihrer Hülflosigkeit überhebt; sie entweder gänzlich in ihrer Beschränkung erhält oder mit frommen Täuschungen befriedigt, indem man ihnen das irdische Elend mit himmlischen Hoffnungen zu versüsen sucht, um desto mehr den irdischen Lohn zur eigenen Bereicherung zu behalten. Der entstandene Hass der Hülflosen hat, wie in früheren Jahrhunderten die Bodensklaven zu Bauernkriegen griffen, so in neuerer Zeit die Geldsklaven zu Arbeiter-Unruhen geführt und in den Lehren des Socialismus sich ausgeprägt; in minderer Ausdehnung hat sie zur Verneinung jedes Besitzrechtes, zum Communismus, sich gesteigert, welcher jedes Eigenthum als Diebstahl erklärt, dem durch allgemeine Besitzergreifung ein Ende gemacht werden solle. Das Gebiet der Geldsklaverei befindet sich demnach in der Gegenwart in derselben Verfassung, welche im Beginne der Bauernkriege auf dem Gebiete der Landsklaverei herrschte, und in Paris wurden 1830 und 1848 schon die ersten Schlachten geliefert, in denen die Geldsklaven wider die

Besitzer fochten und unterlagen. Andererseits haben die Statsverbände daran sich gewöhnt, die Erb- und Besitzrechte anzutasten, haben in wachsender Ausdehnung das Recht der Verfügung über das eigene Leben hinaus beschränkt und die Verfügung des Verbandes über den Besitz der Einzelnen erweitert, indem sie das Besitzrecht aufhoben durch zwangsweise Entäusserung (Expropriation), so oft das Gemeinwohl solches erheischte, sei es zu Masnahmen und Unternehmungen des Verbandes (States) oder zu Unternehmungen besonderer Erwerbsverbände (Aktien-Gesellschaften). Die Rechte des Besitzers und der Verfügung darüber sind in der Gegenwart von zweien Seiten angefochten: einerseits von den Güterlosen, den Geldsklaven und ihren Wortführern; andererseits von der Gesammtheit des Verbandes, dem State und seinen Wortführern. So gewinnt das Gemeinsame der Menschheit jedenfalls an Ausdruck, wenn auch der Verschiedenheit der Bildungstufen gemäs: in rückständigster Form seitens der Güterlosen und in vorgeschrittener durch den Stat; erstere der Rückbildung angehörig und der Menschheit feindlich, Letztere aber der Fortbildung zugehörig, der Menschheit dienlich und förderlich.

Wie im Verbande die Gesammtheit der Genossen sich zu schützen sucht wider die Unfälle des Daseins, welche der Weltlauf mit sich bringt, so haben sich auch die Einzelnen weitere Sicherheit zu schaffen gesucht wider diejenigen Unfälle, denen die Gesammtheit ihre Genossen ausgesetzt bleiben lässt: sie haben die Sicherstellung in vielen wichtigen Beziehungen gefunden in den Versicherung-Verbänden, deren Theilhaber bestimmte Gefahren, denen der Einzelne ausgesetzt ist, übernehmen oder deren nachtheilige Einflüsse aufheben durch Ersatzleistung. Diese Verbände haben sich in zunehmender Zahl, Gestaltung und der Bereiche ihrer Sicherstellung fortgebildet; in der Gegenwart schliessen sie auch gegenseitig Verbindungen unter sich oder durch grösere Verbände, so dass der Bereich ihrer Einwirkungen über die ganze Menschheit sich verbreitet und kein den Menschen zugänglicher Ort der Erdoberfläche vorhanden ist, der von ihren Einflüssen unberührt bliebe.

In der Jetztzeit enthält das Leben im Verbande noch sämmtliche Formen der früheren Gestaltungen, theils in ihrer Rückbildung, dem Untergange nahe, anderentheils in der Fortbildung zum Gipfel. Es finden sich noch Überbleibsel des ehemaligen Lehnswesens, in Lehnsgütern, welche beim Aussterben der Familie des Besitzers den Nachkommen des ehemaligen

Lehnsherrn zufallen; die Landsklaverei herrscht noch, wenn auch durch Abschaffung der Leibeigenschaft gemildert, bei allen Völkern, welche die Theilung des Landbesitzes verhindern durch Festegüter und Erstgeburtrechte, sowol in England wie in Russland und den übrigen Ländern, aber allenthalben im Abnehmen; die Geldsklaverei herrscht zunehmend in allen Zweigen, wo die Erkenntniss nicht stärker anwächst als der Wohlstand und die Menschenzahl, oder wo sie zumeist solchen Gebieten zugewendet wird, auf denen die Befreiung von der Geldsklaverei nicht erreicht werden kann. Im Ganzen gerechnet steht jedoch das Leben im Verbande auch auf diesem Gebiete höher als je zuvor, denn die zunehmende Geldsklaverei hat ihre Ausgleichung gefunden durch die Abnahme der Landsklaverei, welche beide auf gleichem Gebiete liegend, gegen einander gerechnet werden dürfen; die Geldsklaverei ist auch leichter zu beseitigen und kommt nur in ihren schroffsten Gestalten der Landsklaverei gleich, wie sie auch nur deshalb sich stärker aufdrängt, weil sie an besonderen Orten, in den Fabrikstädten gesammelt erscheint, wogegen die Bodensklaverei sich über das ganze Land ausdehnt. Die Gegenwart zeigt den zurückgelegten Bahnlauf und giebt damit den Faden in die Hand, an welchem die Schlussfolgerungen für die Zukunft gebildet werden können.

§. 464.

Die Heranbildung der Menschheit zeigt in ihrem bisherigen Verlaufe eine stufenweise Entwicklung des Menschenrechtes, aus den kleinsten Keimen allmälig anwachsend in Weite und Tiefe.

Im Grunde sind sämmtliche Bildungen auf dem Gebiete des Rechtes zu betrachten als Schritte, welche zur Hervorhebung des Menschenrechtes geschahen, welches meistens unbewusst den Grundzweck bildete, der nur deshalb nicht offenbar war, weil seine Gestaltungen in kleinen Kreisen stattfanden, welche mehr oder weniger von der übrigen Menschheit sich absonderten. Wenn demnach die stufenweise Entwicklung des Rechtes sich darstellt als Thierrecht, Verbandesrecht, Völkerrecht und Menschenrecht (§. 118), so sind diese dennoch nur als Abtheilungen und einander folgende Gestaltungen des Menschenrechtes zu betrachten, welches in ihnen seinen stufenweise fortschreitenden Ausdruck fand, gleichlaufend mit der Fortbildung des Menschenwesens in den einzelnen Völkern. Je rückständiger die Men-

schen irgendwo sind, desto mehr überwiegen die niedrigen Stufen in ihren Beziehungen zu einander: das Menschenrecht wirkt lediglich in den Gestaltungen des Thierrechtes, als Raub, Mord, Diebstal, Rache u. a. Bei fortschreitender Bildung kommt das Menschenrecht in der demgemäsen Gestaltung des Verbandesrechtes zur Geltung und drängt das Thierrecht zurück, welches nur unter den rückständig Gebliebenen und nach aussen hin herrschend bleibt. Auf höherer Stufe erhält das Menschenrecht die Gestalt des Völkerrechtes und erst nachdem es auch die Beschränkung dieser Stufe überwunden hat, kommt es als allgemeines Menschenrecht zur Geltung.

Die Heranbildung der Menschheit ist aber eine ungleichmäsige gewesen (§. 405), so dass nicht allein die einzelnen Völker, sondern auch die Einzelnen eines jeden Volkes auf den verschiedensten Stufen der Bildung leben, in um so gröseren Abständen, je höher das zum Vergleiche gewählte Volk im Ganzen steht. Demgemäs hat jederzeit das Menschenrecht in den verschiedenen Gestaltungen geherrscht, jedoch allmälig zu höheren Stufen fortschreitend, in derselben Weise wie die Menschheit sich fortbildet, als Wanderzug, dessen Spitze auf neuer Bahn dem Gipfel sich nähert, während die Rückständigen noch auf der von Jenen zurückgelegten Bahn empor wandern, also gleichzeitig alle Stufen des Emporstrebens in dem unabsehbaren Zuge zu erkennen sind, von den rückständigsten am unteren Ende bis zu den vorgeschrittensten der Spitze. Die Betrachtung kann in dieser Beziehung in zwiefacher Weise geleitet werden, ebenso wie bei der Heranbildung der Menschheit überhaupt (§. 363) nämlich: in örtlicher Folge, von den rückständigsten Völkern der Jetztzeit hinauf zu den vorgeschrittensten oder in zeitlicher Folge, von den Zuständen der Urzeit eines Volkes bis zu seiner gegenwärtigen Bildung: das Ergebniss wird in beiden Fällen dieselbe Stufenreihe und das Walten weit verschiedener Gestaltungen darlegen.

Das Menschenrecht, in seiner rückständigsten Gestalt des Thierrechtes, waltete, als der Mensch an den Grenzen des Thierreiches und im Zusammenleben mit demselben seine Fortbildung erstrebte. Mit den höheren Thieren auf gleicher Stufe, theilweis noch tiefer lebend, bedingte die Gleichstellung das Walten des Thierrechtes: Raub und Mord füllten das ganze Rechtsgebiet aus. Auch seines Gleichen gegenüber kannte der Mensch keine höhere Gestaltung und der Krieg wider Jeden war das Menschenrecht, welches Jeder besas. Diese Verhältnisse walten noch jetzt unter den rück-

ständigsten Menschen, sei es an entfernten Orten der Erde oder inmitten der Bildungvölker und wie in Abessynien die Christen fremde Dörfer nächtlicher Weile überfallen, um Menschen zum Verkaufe zu rauben. so ziehen auch in den grosen Städten Europas bei Tag und Nacht Horden umher, bereit durch Raub und selbst Mord ihre Deutung des Menschenrechtes zu bethätigen. Im Alterthume fand das Gleiche statt in noch gröserer Ausdehnung: die alten Israeliten überfielen die Bewohner Palästinas mit Raub und Mord, tödteten oder trieben sie in die Sklaverei, weil sie dieses Thierrecht als Menschenrecht betrachteten. Die anderen Völker thaten das Gleiche: die Hellenen schwelgten im Andenken an gelungene Raubzüge und die Eroberungkriege der Römer waren nichts Anderes, als Ausübungen des Menschenrechtes auf seiner rückständigsten Stufe als Thierrecht. Das Eindringen der Arier in Europa gehörte derselben Stufe an, denn es war vorbedacht auf Raub und Mord gerichtet wider die vorhandenen Bewohner; ihre Ansiedlung durch gegenseitige Bekämpfung stand ebenso tief; auch alle nachherigen Eroberungkriege der Völker oder Fürstenhäuser waren lediglich Gestaltungen des Thierrechtes. Die Kriege der Vorzeit wie der Jetztzeit wurden von der einen oder anderen Seite unternommen unter der Voraussetzung, dass Raub und Mord zum Menschenrechte gehören: sie stehen also auf der rückständigsten Stufe, der ebenso die Thaten der Räuber, Diebe und Mörder inmitten der Bildungvölker angehören, die Raubzüge der Sklavenhändler in Afrika wie diejenigen der wilden Stämme an anderen Orten.

Überblickt man die Menschheit im Ganzen, so zeigt sich, dass die Geltung des Thierrechtes allmälig abgenommen hat, dass die rückständigste Stufe des Menschenrechtes gegenwärtig einen engeren Bereich ausfüllt: die Zahl und Bedeutung derjenigen Völker und Menschen, welche dasselbe als Menschenrecht geltend machen, sind viel geringer als in der Vorzeit, auch die Ausübung desselben hat an Schädlichkeit verloren und in der Gegenwart zeigt sich eine anwachsende Geringschätzung des Kriegsruhmes, sowie überwiegende Vorliebe für den Frieden und den sicheren Besitz und Genuss der Güter.

Die höhere Stufe im Verbandesrechte erwuchs später, aber aus dem Thierrechte, denn ihr anfänglicher Zweck war die gegenseitige Stärkung einer Anzahl Raubgenossen, welche ihr Thierrecht durch Verbindung um so wirksamer ausüben wollten wider Thiere und fremde Menschen. Sie

beschränkte zunächt die Geltung des Thierrechtes im Inneren des Verbandes, brachte es aber dagegen um so stärker zur Wirkung nach aussen, wo Raub und Mord um so übermächtiger wirken konnten. Dieses minderte sich, als die Verbände sich erweiterten, die Sippen zu Stämmen, die Stämme zu Völkern sich zusammen schlossen, denn es erweiterten sich die Gebiete, in denen das Verbandesrecht die rückständigere Gestalt unterdrückte und es minderten sich in der Menschheit die Berührungpunkte, an denen Anlass zur Anwendung des Thierrechtes gegeben war. So zeigt sich in der Gegenwart, wie die meisten Völker auf rückständigen Stufen das Verbandesrecht nur auf enge Bereiche anwenden, auf Horden und kleine Stämme, so dass dem Thierrechte ein um so gröserer Aussenbereich verbleibt, in welchem Raub und Mord, als Krieg der Horden wider einander wüthen; andererseits wie in Bildungvölkern Europas viele Millionen sich vereinigt haben, welche das Verbandesrecht in ihrem Bereiche herrschen lassen und wegen der verhältnissmäsigen Minderung der Berührunggrenzen um so weniger Anlass haben, dass Thierrecht nach aussen geltend zu machen. Im Alterthume herrschten rückständigere Zustände, denn selbst das hochgebildete Volk der Hellenen konnte nur vorübergehend dahin gelangen, das Verbandesrecht über den Bereich des gesammten Volkes auszudehnen, nämlich nur dann, wenn es zur Abwendung einer gemeinsamen Gefahr nöthig war; zu anderen Zeiten herrschte die höhere Gestaltung nur in den engen Bereichen der einzelnen Statsverbände, und das Thierrecht waltete entscheidend in den Beziehungen der Stämme und Städte zu einander. Ebenso die Römer, welche allerdings, so weit ihre Eroberungen reichten, das Verbandesrecht zur Herrschaft brachten: sie dehnten in unersättlicher Gier nach neuen Eroberungen, die Wirksamkeit des Thierrechtes immer weiter aus und jeder durch Raub und Mord glücklich beendete Krieg rückte nur die Grenzen vor, über welche hinaus sie demnächst das Thierrecht erstrecken wollten. Allerdings muss ihnen zu Gunsten gerechnet werden, dass jenseit jener Grenzen ohnehin das Thierrecht herrschte und dass sie nach glücklicher Eroberung das Verbandesrecht zur Anwendung brachten, also der höheren Gestaltung des Menschenrechtes den Bereich erweiterten. Allein diese Verbesserung ward wesentlich beeinträchtigt durch den endlosen Fortgang der Kriege, die auch zu friedlichen Völkern getragen wurden; ferner durch die Unterdrückung der bereits vorhandenen höheren Gestaltungen des Menschenrechtes im Inneren; und die allmälige Stärkung des Thierrech-

tes in den Herrschern, welches das ganze Reich zerrüttete und zur Beute roher Horden werden liess. Die Fortbildung des neueren Europas hat in umfassenderer und dauerhafterer Weise dem Verbandesrechte zum Übergewichte über das Thierrecht verholfen: es sind allenthalben feindliche Stämme zu Völkern vereint worden, wodurch das Verbandesrecht in grosen Bereichen herrschend gemacht ward, wo ehedem das Thierrecht unbeschränkt waltete; das höhere Recht ist auch genügend gesichert worden, um einen Rückfall in frühere Zustände zu verhindern.

Viel später entstand das Völkerrecht, weil erst in den letzten Jahrhunderten die Europäer so weit gelangten, einander in Völkern gegenüber zu stehen, wogegen bis dahin nur das Verbandesrecht die höchste Gestaltung des Menschenrechtes sein konnte. So lange z. B. Engländer und Schotten mit einander kämpften, konnten sie fremden Völkern gegenüber nicht als ein Volk sich fühlen; es gab also kein gemeinsames Völkerrecht, weder unter sich noch Anderen gegenüber. Ebenso bei den Franzosen, im gespaltenen Italien und dem zerrissenen Deutschen Reiche: so lange das Verbandesrecht nicht im ganzen Volke zur Geltung gekommen war, konnte das Völkerrecht sich nicht entwickeln. Allerdings lagen in jenem die Keime und ersten Gestalten zu diesem, denn beide sind nur stufenweise Fortbildungen des Menschenrechtes, so dass die höhere aus der tieferen hervorgehen musste; allein das Völkerrecht erhebt sich besonders dadurch über das Verbandesrecht, dass es mit gröserer Freiheit des Entschlusses gebildet ward, von unabhängigen Bildungvölkern, welche ohne äussere Nöthigung in ihren gegenseitigen Beziehungen die Anlässe zur Anwendung des Thierrechtes ausschliessen wollten. Das Alterthum bietet in seinen Gesandschaften und Verträgen die Anfänge des Völkerrechtes, allein als unterscheidbare Gestaltung zeigt es sich erst seit dem 15. Jahrh. In der Neuzeit hat es zu steigender Geltung sich erhoben, so dass es allmälig statt der Fürstenhäuser die Völker zum Gegenstande nimmt und voran stellt; während es früher als genügend erachtet ward, die Beziehungen der Fürsten zu einander zu regeln und daneben nur mittelbar diejenigen der Völker, treten jetzt im Völkerrechte stärker die gegenseitigen Beziehungen der Völker hervor, so dass statt der früheren Heirat- und Erbverträge, jetzt die Handels-, Post-, Pass-, Telegraphen- und Eisenbahn-Verträge den Gegenstand des Völkerrechtes bilden.

Das Menschenrecht in seiner höchsten Gestaltung, ausgedehnt über

alle Menschen in gleicher Geltung, ist das Erzeugniss höherer Bildung und hat erst darin diese Stufe erreichen können, als die Erkenntniss so weit gediehen war, auch nur in denjenigen Gebieten des Menschenthumes wo solches geschah. Im Alterthume zeigen sich nur spärliche Gestaltungen, in einzelnen hervor leuchtenden Männern und lediglich im Gebiete einzelner Bildungvölker. Die älteste der bekannten Gestaltungen erscheint im erhabenen Kong (Confucius), der im 6. Jahrh. vor Chr. G. das chinesische Volk lehrend durchzog, um allenthalben das einfache Menschenrecht zur Herrschaft zu bringen, indem er der Unterdrückung des Volkes entgegen strebte und Letzteres zur eigenen sittlichen Hebung anleitete. Die nächste erscheint im Sarwathasidha (Buddha), welcher im 4. Jahrh. in Vorder-Indien erstand, in dem durch Kasten gespaltenen Volke die Gleichheit aller Menschen lehrend. Es folgte später Jeschua (Jesus) im jüdischen Volke, welcher ebenso die Gleichheit aller Menschen lehrte und allgemeine Menschenliebe zur Pflicht machte; er verneinte gleich Buddha alle Kasten- und Völker-Unterschiede, indem er jeden Menschen befähigt erklärte das Himmelreich zu erwerben. In diesem Sinne schritt auch das Christenthum fort in seiner Bildung, schätzte alle Völker und Stände gleich, liess sie an den Wohlthaten der Gesammtheit Theil nehmen ohne Unterschied und wenn es auch einen sich ausscheidenden Priesterverband bildete, so verlieh es ihm doch auf dem Gebiete des Menschenrechtes keine Vorrechte auf Kosten der anderen Gläubigen, vielmehr schmälerte es ihnen das ihrige durch die Gelübde der Keuschheit und Armut. Auch der Araber Muhammad (7. Jahrh.) half dem Menschenrechte zur erweiterten Geltung, indem er allen Völkern den neuen Glauben eröffnete, allen Menschen ohne Unterschied gleiches Anrecht gewährte und allgemeine Menschenliebe zur Pflicht machte. Das höchste Menschenrecht konnte aber erst dann zur Geltung kommen, als die Heranbildung so weit fortschritt, dass es nicht länger einzelne Häupter waren, die es lehrten, sondern eine Menge Hochstehender in Jedem der Bildungvölker demselben zur Geltung verhalf und es aus dem Gebiete der Religion in das der Wissenschaft übertrug. Solches geschah im 15. Jahrh. nach dem Aufleben der Werke des Alterthumes, welche das rein Menschliche in Worten und Bildwerken offenbarten, und an den Beispielen der grosen Männer der Vorzeit, die Humanität als Menschenpflicht und Menschenrecht sich entwickelte. Es erwuchs die Überzeugung, dass unter Menschen ein allgemeines Recht herrschend sein sollte, welches,

unabhängig von Volks- und Glaubensunterschieden, jedem Menschen zukomme; nicht als ein Geschenk, welches ihm nach Belieben gereicht oder vorenthalten werden dürfe, sondern ihm als Miterben der Hinterlassenschaft der Vorlebenden gehöre; dass auch derselbe Verband, welcher ihm Pflichten anferlege, ihm ein bestimmtes Mas an Rechten gewähren solle, genügend um als Mensch leben zu können, und sich fortbildend den Schatz der Menschheit zu mehren.

Die Gegenwart zeigt alle Stufen des Menschenrechtes neben einander, gemäs den weiten Abständen der Bildungstufen, auf welchen die einzelnen Völker und die einzelnen Genossen eines jeden Volkes unter und über einander stehen. Das Thierrecht herrscht noch in Raub und Mord bei Völkern und Einzelnen; das Verbandesrecht macht sich noch immer nachtheilig fühlbar in Gemeinde- und Bezirks-Absonderungen, in Verbänden des Adels, der Priester, Arbeitgeber, Wohlhabenden u. a.; das Völkerrecht ist noch immer beschränkt auf die Bildungvölker des Christenthumes und das Menschenrecht wird erst zum geringsten Theile anerkannt. Dennoch zeigt sich, wie die Entwicklung jetzt höher steht als je zuvor, wie allmälig die unteren Stufen verlieren und die höheren gewinnen, wie der ganze Zug empor geschritten ist, wenn auch die Rückständigen noch im Bereiche der untersten Stufe wandeln.

§. 465.

Unverkennbar ist das 19. Jahrh. eine Zeit des Überganges aus alten Zuständen zu neuen. Die Umwandlungen nehmen einen rascheren Verlauf als früher und die am Ende des vorigen Jahrhunderts begonnene Gährung hat alle Gebiete des Menschenlebens erfasst. Es sind weit- und tiefgreifende Änderungen im Anzuge, von Vielen ersehnt und gefördert, von Anderen gefürchtet und angefeindet; jedenfalls aber mit heftigen Erschütterungen verbunden, wenn nach den bereits stattgehabten Erlebnissen auf das Kommende geschlossen werden muss. Es würde der Erörterung der R i c h t u n g u n d M i t t e l d e r G e g e n w a r t bedürfen, um in dieser Beziehung annähernd Vorausschlüsse machen zu können.

In der Gegenwart zeigt sich auf allen Bahnen der menschlichen Fortbildung eine Anhäufung des Strebens und der Mittel zur Beseitigung lästiger Hemmungen; ein rastloses Drängen nach allen Richtungen, behindert durch

Schranken die den Anforderungen des Fortschrittes entgegen stehen. In der europäischen Menschheit haben sich ererbte Bildung und Güter in solcher Mannigfaltigkeit angesammelt, dass ihre Menge zu einer hemmenden Last geworden ist; neben den neueren, höheren Gestaltungen hat man die älteren, rückständigen bewahrt und in Folge dessen kann die Gegenwart noch fast alle Stufen der Jahrhunderte und Lebensweisen unserer Vorfahren aufweisen, in den unzähligen Bezügen des europäischen Lebens. Wie vor 4000 Jahren der Vorfahr in Asien, so wandert noch jetzt der Ziegenhirt der Abruzzen umher, in Schaffell gekleidet, rückständig im Glauben und Wissen wie Jener; in Lappland zieht der Renthierzüchter mit seinen Herden wie vor 3000 Jahren sein Vorfahr in Mittel-Europa, dürftig und unwissend. Der Geisterspuk mit Bezauberungen und Geheimmitteln herrscht noch jetzt im Glauben der Menge wie vor Jahrtausenden; der Römer der Gegenwart hat wie ehemals seine Penaten und Laren, nur mit christlichen Namen belegt; auch fürchtet er den bösen Blick wie sein Vorfahr der Heidenzeit. Der Gottesglaube hat bei der grosen Mehrzahl noch jetzt die Gestaltung der arischen Urzeit: über den Wolken im Himmel lebt der Herr der Welt, herabschauend und belohnend oder bestrafend nach Verdienst, oder Leiden verhängend nach unwandelbarem Rathschlusse. Der Europäer schmückt noch jetzt, wie der Alt-Egypter vor 4000 Jahren, das Fortleben seiner Seele mit himmlischer Wonne, bestehend aus irdischen Freuden, oder denkt es gepeinigt mit höllischen Qualen, den irdischen nachgebildet. Noch jetzt herrscht in unserer Mitte die Wildheit des Geschlechtslebens, wie in der Urzeit an den Grenzen der Thierheit. Es findet sich die Zwangsehe mit dem Verkaufe der Töchter wie vor Jahrtausenden; die Verwahrlosung der Kinder und selbst der Kindermord finden ihre Förderung in Gesetzen und Sitten; die Menge in Millionen wächst auf zur Verwilderung wie in der Vorzeit. In den Staten finden sich die Kriegszustände übermächtig herrschend und Raubkriege zur Eroberung als höchste Aufgabe der Völker, wie bei den Vorfahren in Mittel-Asien; auch der Menschenmord zur Heldenthat erhoben, wie bei den rohen Ahnen auch der dürftigen Steppe. Es giebt noch jetzt unbeschränkte Kriegsherren wie auf dem Wanderzuge vor 3000 Jahren und blindfolgende Völker wie damals, kampfgierig und blutdürstig im Ruhme ihr Glück suchend. Der Geist der alten Egypter und Semiten lebt noch jetzt in den Religionen der Europäer, wie auch in der Wissenschaft: in den Kirchen wandelt er umher, prunkend und täuschend; in den

Gesetzen hat er seine rachsüchtigen, blutig strafenden und peinigenden Vergeltungweisen vererbt, sein heimliches und unverständliches Rechtsverfahren; in der Statslenkung den blinden Gehorsam der Völker und die Erblichkeit der Herrscher, von Gottes Gnaden Eigenthümer des Landes, auf welchem Menschenherden sich ernähren, von Ehrfurcht erfüllt und zu jedem Opfer verpflichtet ohne Einspruch; in der Heilkunst die Aderlässe, Bäder, Salben, Heilkräuter u. a.; in Wissenschaften und Künsten gewerblicher Art eine Menge Fertigkeiten und Kenntnisse. Zum Alten hat sich stets das Neuere gesellt und dasselbe nur theilweise verdrängt, so dass die Menge und Mannigfaltigkeit immer gröser ward; Jegliches blieb in Geltung, fand seine Anhänger und Vertheidiger, und die Erbschaft der alten Welt wuchs zu einer Anhäufung von Vorstellungen, Begriffen, Sitten und Gesetzen, welche zuletzt auf allen Wegen hinderlich geworden ist. Alle Gestaltungen der Menschengeschichte der letzten 4000 Jahre leben noch gegenwärtig in den Europäern; von den verschiedenen Lebensweisen der Arier finden sich die Zeitfolgen und Gestalten in der Gegenwart: der dürftige Hirte der Urzeit, wie der beschränkte Ackersmann der späteren Zeit; der rohe Dieb und Räuber Mittelasiens und der hochfahrende, rohe Ritter des Mittelalters; der grübelnde Gelehrte des Klosters, brütend über Glaubens-Geheimnisse wie vor 1000 Jahren, und der feurige Glaubensbote jener Zeit. So begegnet man auf den meisten Wegen die nahezu unverändert wiederholten Gestalten längst entschwundener Zeiten.

Der lästige Anwachs des Erbtheiles unserer Vorfahren macht sich besonders in der Gegenwart fühlbar, welche ein beschleunigtes Leben verlangt und ermöglicht; um so stärker werden die Hemmungen erkannt, welche das Alte und rückständig Gewordene bereitet. In richtiger Erkenntniss der Sachlage ist in der Neuzeit vorwaltend gestrebt worden, zunächst Raum zu schaffen durch Beseitigung des Abgestorbenen, dasselbe in seiner Werthlosigkeit nachzuweisen und durch Angriffe zum Einsturze zu bringen. Die Untersuchung des Vorhandenen bis auf seine Grundlagen und die Verneinung der Berechtigung des Veralteten ist ein hervorragender Zug der Gegenwart; aber weit entfernt davon ein Fehler zu sein, den der Vorwurf treffen könne, dass er Nichts schaffe, ist er vielmehr ein um so gröseres Verdienst, als er für unsägliche Mühen wenig Lohn in sichtbaren Früchten bietet, da er wesentlich darauf sich beschränkt, das Veraltete zu vernichten. Immer schroffer treten sich die Anhänger des Alten und ihre

Bekämpfer entgegen: Jene das Theuerste ihres Lebens mit allen Kräften und den Rechten des Besitzes vertheidigend, Diese im Namen der Menschheit das Alte untergrabend, verspottend und zertrümmernd. Zwischen Beiden steht eine überwiegende Mehrheit, deren Trägheit das Vorherrschen der einen oder anderen äussersten Meinung verhindert und deren Einsicht sie zur Vermittlung befähigt, so dass nicht einerseits das Alte ungebürlich hindernd bestehen bleibe und andererseits nicht das Zertrümmern übermächtig vorschreite, sondern sogleich Neues und Besseres an die Stelle des beseitigten Alten trete. Die starren Anhänger des Alten wollen aber das Bestehende in seinem ganzen Umfange erhalten: der Papst Pius 9. verbot neuerdings tyroler Priestern den Bart so wachsen zu lassen wie die Kirchenväter ihn trugen, weil, wie er sagte, alsdann auch andere Neuerungen begehrt und eingeführt würden; die englischen Bischöfe lehnten neulich im Oberhause den Antrag ab, gerichtet auf Abschaffung des Priestereides in Bezug auf die 39 Sätze des englischen Glaubensbekenntnisses, an denen die Meisten zu Heuchlern und Meineidigen werden und begründeten dieses, unter Anerkennung der Misstände, lediglich dadurch, dass es zu anderen Neuerungen führen würde; selbst die Häupter der Freimaurer-Logen kämpfen wider jeden Versuch, die unnützen und theilweis lächerlichen Gebräuche abzuschaffen, weil sonst das Ende der Neuerungen nicht abzusehen sei. Ähnliches findet in den Statsverwaltungen statt: die alten Grundsätze und Einrichtungen der Kriegsherrschaft werden hartnäckig vertheidigt wider die Anforderungen der Friedenszustände, zu denen der Zuwachs an Bildung und Gütern die Völker geführt hat; bei den meisten Völkern werden Adelskammern geschaffen, um die Einführung der Verbesserungen zu zügeln oder gar schroff zu hindern und das englische Oberhaus sowol wie die ersten Kammern der anderen Völker, haben fast jedesmal bei wichtigen Änderungen erst dann nachgegeben, wenn die Empörung drohend das Haupt erhob. In den Besitz- und Arbeit-Verhältnissen zeigt sich Ähnliches: das Recht des Besitzes wird in schroffster Weise geltend gemacht und dem Elende der Besitzlosen der Hohn des verschwendenden Reichthumes gegenüber gestellt; der Arbeiter bleibt der Unkenntniss und dadurch der Landsklaverei und Geldsklaverei ausgesetzt; jede Schmälerung der Besitzrechte zum allgemeinen Besten findet den schroffsten Widerstand bei Besitzenden, wenn nicht ihr besonderer Vortheil übermächtig gefördert wird; jede Masnahme zur Minderung der Sklaverei wird von den betheiligten Arbeitgebern

als ein Angriff auf geheiligte Einrichtungen der Vorzeit bekämpft und zu vereiteln gesucht. Je schroffer die Verhältnisse sich gestalten dadurch, dass einerseits die gesteigerten Fortschritte der Neuzeit die Beseitigung des hinderlichen Alten verlangen, und andrerseits der Widerstand der Anhänger des Alten sich verbittert und zu rücksichtlosen Mitteln greift, desto heftiger und tiefreichender kann der Kampf werden, von dem die Entscheidung abhängt. Es lässt sich nicht verkennen, dass allgemein das Gefühl herrsche, eine Entscheidung durch Kampf stehe bevor, von der einen Seite für nothwendig gehalten, von der anderen befürchtet und vorbereitet. Die Kinder der neuen Welt werden von den Anhängern der alten bezeichnet als Demokraten, Neuerer und Ungläubige und diese geben die Bezeichnungen Aristokraten, Zopfträger und Abergläubige zurück; Jene rechnen auf ihre zunehmende Zahl, welche es ermögliche äussersten oder günstigen Falles Gewalt anzuwenden, Diese dagegen auf die stätig gemehrte Zahl der Soldaten, deren durch harte Gesetze erzwungene blinde Gehorsam zur Verfügung steht. Dabei lässt sich jedoch nicht verkennen, dass die neue Welt von Hoffnung erfüllt ist, die alte dagegen von Furcht und dass namentlich in den Spitzen die Furcht vor Demokraten eine krankhafte Überreizung bildet, welche den Blick trübt, zu kurzsichtigen Mitteln verleitet und das Eintreten des befürchteten Entscheidungkampfes um so wahrscheinlicher macht. Das Fürstenthum, wie der Adel und die Priester der verschiedenen europäischen Völker, offenbaren die aus Misstrauen in ihre eigene Kraft erwachsende krankhafte Furcht, durch welche der befürchtete Umsturz um so eher herbei geführt werden kann. Die einzige Hoffnung auf das nicht Eintreten desselben beruht auf die wachsende Einsicht der zwischenstehenden Mehrheit, so wie auf die Sterblichkeit der Furchtsamen, deren Fehler durch höher gebildete Nachfolger getilgt werden.

Es kommt noch hinzu, dass das Anwachsen der Bedürfnisse der Einzelnen immer mehr zur Sparsamkeit drängt und die Menschen nicht länger geneigt sind, solche durch Einschränkung der nothwendigen und Frucht tragenden Aufwendungen zu bethätigen, sondern durch Aufhebung der unfruchtbaren Ausgaben für stehende Heere, nutzlose Priester und überflüssige Beamte. Diesem Streben setzt die ganze Menge der bedroheten Betheiligten sich entgegen und so sammeln sich von beiden Seiten die Kämpfer, bereit bei geeigneter Gelegenheit zur Gewalt zu schreiten: auf der einen Seite die grose Überzahl mit geringem Zusammenhalt, auf der

anderen die Minderzahl fester geschlossen. Das Volk ist aber nicht zum Kampfe gezwungen, denn es hat in der Unterlassung der Steuerzahlung ein Mittel, dem jedenfalls der Sieg verbleiben müsste.

In Europa vollzieht sich allmälig dieselbe Gärung und Klärung, welche bei den Hellenen im 5. Jahrh. vor Chr. G. begann und in den folgenden Jahrhunderten sich fortsetzte: das arische Grundwesen, von den zugetragenen Schätzen des Südens erwärmt und gezeitigt, ist kräftig genug geworden, um des Fremdartigen nicht länger zu bedürfen und scheidet dasselbe aus, um sich in eigener Art weiter zu bilden. Die Europäer stehen jetzt im Kampfe mit dem bunten Wesen Afrikas wie damals die Hellenen (§. 227), werden aber, da keine rohe Übermacht sie bedroht, diesen Kampf durchführen können auf allen bezüglichen Gebieten des Lebens, langsam aber sicher vorschreitend.

Betrachtet man die Wahrscheinlichkeit des Gelingens dieser Umwandlungen, so ergiebt sich völlige Siegesgewissheit, denn es liegt das arische Grundwesen unausrottbar in allen Europäern, selbst in den arisch umgebildeten Mosaiten; auch sind die Mittel zur Durchführung gewachsen und die Umwandlung vollzieht sich im Inneren der Menschen, ist also den Einflüssen der Gewalt entzogen. Jenes Grundwesen ist erwachsen aus den Verhältnissen des gemäsigten Erdgürtels (§. 42), verschieden von dem der heissen Länder; es ist fortgebildet worden durch den bleibenden Aufenthalt in diesem Gürtel und Alles was vom Süden herkam, selbst das Christenthum, hat dem Arischen sich unterordnen müssen (§. 206), so dass jenes Grundwesen nur das Äusserliche in den kunstvollen Gestalten der Fremde aufnahm. Wenn demnach auch Kämpfe zwischen alter und neuer Welt zu bestehen sind, so lässt sich deren Ausgang schon im Voraus bestimmen, denn die Kämpfer auf beiden Seiten tragen das arische Grundwesen als Eigenstes in sich. Die Vertheidiger des Alten wüthen gegen sich selbst, fechten einen Kampf der nicht anhaltend durchgeführt werden kann, indem entweder in diesen Kämpfen ihr Innerstes zum Durchbruche kommt, so dass sie von der Fortsetzung abstehen, oder nach ihrem Tode die Ersatzmänner fehlen, weil die Nachfolger im Dienste, nicht ihre Nachfolger im Kampfe für das Alte geworden sind, sondern ihr Eigenstes entwickelt haben. Die Kämpfer auf der arischen Seite werden also unausgesetzt sich mehren, während die Gegner allmälig aussterben müssen.

Die Mittel zur Durchführung sind ungleich gröser als diejenigen,

welche den Denkern der Hellenen zu Gebote standen. Diese waren einzelne erhabene Gipfel, die aus einer weiten Tiefebene (Volksmenge) empor ragten, vergleichsweise gröser als die Männer des 19. Jahrh., weil die Ebene an ihrem Fuse so tief lag, aber eben deshalb auch von minderem Einflusse als die Männer der Neuzeit, die rings umher von Scharen Anderer umgeben sind, welche aufnehmend und mitwirkend eine wachsende Macht bilden, der das Übergewicht zufallen muss. Die Denker der Hellenen konnten ungehört verhallen oder vorübergehend im kleinen Kreise ihrer Schüler glänzen, auch der Nachwelt ein unschätzbares Erbtheil hinterlassen; aber ihre unmittelbare Wirkung blieb gering. Überdies war das Volk in fortwährender Erregung, sei es durch Bürgerkämpfe oder auswärtige Kriege, im Parteitreiben der gebildeten Städtebewohner oder den Auflehnungen der geplagten Landbewohner. Im endlosen Getreibe waren die Gebildeten so sehr mit den äusseren Bedürfnissen der Sicherheit des Gemeinwesens beschäftigt, dass sie der Fortbildung des Inneren um so weniger Zeit und Kraft widmen konnten. Ihrem rastlosen Streben nach sofortigen Erfolgen erschienen die Denker und Lehrer als eine nutzlose Schar von Müssiggängern oder als Träumer, welche sich mit unbrauchbaren Dingen beschäftigten, theilweise sogar mit gefährlichen, weil sie der Priesterweisheit entgegen traten, die von der Mehrheit für völlig ausreichend gehalten ward. Es erging ihnen wie noch jetzt den ebenso in rastloser Thätigkeit zum sofortigen Erfolge befangenen Engländern und Nordamerikanern, welche in der Mehrzahl der Vorgeschrittenen wie der Rückständigen, ihre Zeit nicht ertragslos anwenden wollen und deshalb den Glauben in hergebrachter Weise betreiben, in die Kirche gehen wie und wann es Gebrauch ist, an den Inhalt der Bibel oder, richtiger gesagt, der irrigen Bibelübersetzungen blindlings glauben, höchstens über Nebenpunkte sich streiten und abscheiden, aber im Übrigen dem Herkommen folgen und sehr unzufrieden sich geberden, wenn Jemand diese Gewohnheit stören will durch Anzweiflung der alten oder Aufstellung einer neuen Lehre. Das tägliche Geschäft verbietet es, anhaltend mit Denken sich zu beschäftigen, welches, nicht zum Geschäfte gehörig, keinen Ertrag liefert; man hält es für eine Beschäftigung, die nur Demjenigen zukömmt, welcher Priester ist oder werden will, also Geld daraus zu lösen vermag; wer ein anderes Geschäft betreibt, bleibt davon und sucht möglichst leicht sich abzufinden, damit er nicht Zeit und Kraft ertragslos verwende. Im handeltreiben-

den und stets geschäftigen Volke der Hellenenstädte walteten ähnliche Verhältnisse mit gleicher Wirkung und auch deshalb der geringe Erfolg der Denklehrer. In der Gegenwart entwickelt sich der Kampf auf einem anderen Gebiete: die Denker, welche dem Alten und Herkömmlichen gegenüber stehen, sind nicht Grübler, welche tiefes Denken fordern und ertragslose Lehren bieten, sondern Forscher, welche sichtbare und unmittelbar aufzufassende Lehren und Ergebnisse vorlegen, dadurch wohlthätig einwirken auf das Leben, auch die Mittel zum Erwerbe, zur Schaffung von Reichthümern bieten, also übermächtig gewinnend den Vertheidigern des Alten gegenüber stehen, welche keinen Ertrag liefern, sondern Einschüsse verlangen, für die sie höchstens Anweisungen auf eine künftige Welt ausstellen. Die Forschung der Jetztzeit geht von dem nahe Vorliegenden, dem unmittelbar Fasslichen aus und steigt allmälig zum Höheren und ferner Liegenden empor, so dass Jedermann im Stande ist dem Zuge sich anzuschliessen und zu folgen, so weit er kann und mag. Sie offenbart ferner unausgesetzt fassliche und fruchttragende Ergebnisse und während bei den Hellenen und noch vor einigen Jahrhunderten in unserer Mitte, die Denker als Männer angesehen wurden, welche mit Nutzlosem sich beschäftigen, gelten sie jetzt als solche, deren Forschungen Goldgruben eröffnen können. Die Entdeckungen im Reiche der Elektricität, des Galvanismus und Magnetismus mogten als Spielereien erscheinen, bis der Blitzableiter ein fassliches Ergebniss bot und noch mehr der Telegraph der Neuzeit: aus dem anscheinenden Spielzeuge ward ein erdumspannender Gedanken-Mittheiler. Als der Forscher Talg schmolz und untersuchte, erlangte man die Kenntniss der Zusammensetzung der Fette, welcher die Menge wenig Werth beilegen mogte; aber es entstand daraus die Herstellung des Sterin und anderer Fettsäuren und der Nutzen ward handgreiflich. Als die Düngerstoffe untersucht und mit den Bestandtheilen der Früchte verglichen worden waren, entwickelte sich die Lehre von der Fruchtfolge und der Landbenutzung, die sofort in ihren Ergebnissen fasslich ward. Die Versuche mit Steinkolen, Gastheer und Erdöle förderten Bestandtheile zu Tage, welche als Beleuchtungmittel, Arzeneien, Farben u. a. sichtbaren Nutzen schafften. Die Forschungen im Gebiete des Völkerlebens, die Statistik, lehrte das Verhältniss kennen zwischen der Unkenntniss und dem Verbrechen, der fehlerhaften Lebensweise und der Armut, alles verbunden mit Lebensverkürzung; was früher als Bosheit und Erbsünde der Menschen erklärt ward,

erschien nunmehr als Wirkung einer im Bereiche der Menschheit liegenden Ursache und was man vordem als Strafe oder Heimsuchung sich gedacht hatte, ward nunmehr als Folge einfacher und abhilflicher Mängel der Erkenntniss erkannt. Auf diesen und unzähligen anderen Wegen leitet das Denken im 19. Jahrh. seine Ergebnisse in das Leben der Völker über, treibt seine Wurzeln nach allen Seiten und nimmt den Raum ein, auf welchem vordem das Alte und Fremdartige gedieh; es erstickt dasselbe in den Lebenden und verhindert sein Entstehen in den Nachkommen.

Das stärkste Förderungmittel ist der Buchdruck gewesen und geblieben; nächstdem haben die Dampfmaschine, Eisenbahn und der Telegraph gewirkt, um die Fortbildung des Arischen zu fördern, also die Rückbildung des fremden Eingedrungenen in seinen vorzüglichsten Theilen zu beschleunigen. Vordem hatten die Forscher und Denker nur in kleinen Kreisen ihre neuen Lehren verbreiten können, namentlich an Hochschulen durch öffentliche Vorträge, welche von Schülern aufgefasst, nieder geschrieben und an anderen Orten verbreitet wurden. Wollten die Lehrer weiter wirken, so mussten sie wandern unter steten Gefahren und wie die Denker der Hellenen meistens ein ruheloses Leben führten, so auch im Mittelalter die Gelehrten, welche Italien, Frankreich, England und Deutschland durchwandernd, bald hier bald dort vorübergehenden Aufenthalt nahmen, um ihre Ansichten zu verbreiten. Kam ihnen auch die allgemeine Geltung der lateinischen Sprache dabei zu Statten, so beschränkte sich dieses doch auf die gelehrten Kreise, und die Menge des Volkes konnte nicht unmittelbar theilnehmen. Seitdem der Buchdruck erfunden war, vermogte Jeder von einem Orte aus auf alle Völker zu wirken, indem er seine Lehren tausendfältig gedruckt versandte: war der Druck lateinisch, so ging er durch die gelehrten Kreise aller Bildungvölker Europas; war er in der Volksprache, so verbreitete er sich durch das ganze lesende Volk und fand bei den anderen Völkern seine Übersetzer, welche denselben Vorgang dort wiederholten. Im 16. Jahrh. brachte die begonnene Bewegung eine Flut von Flugschriften zu Tage, die in allen Städten und Dörfern in der Landessprache verbreitet, derselben ihre allgemeine Bedeutung und nachhaltige Geltung verschaffte: die Menge ward in Aufregung gebracht und unwiderstehlich. Der Buchdruck war es, welcher seitdem dem ganzen Volke die Früchte der Erkenntniss zugänglich machte; welcher durch die getreue Wiedergabe der Gedanken des Verfassers die unmittelbare Auffassung der-

selben ermöglichte; welcher durch Wohlfeilheit der Herstellung sie Jedem zugänglich machte und durch Werke hoher und niederer Art die Neigung zum Lesenlernen und zum Unterrichte steigerte. Es gab bald keinen Zweig des Wissens, der nicht seinen sprachlichen Ausdruck und seine Verbreitung durch den Buchdruck fand; die mündliche Verbreitung trat dagegen zurück und beschränkte sich auf enge Kreise, so dass in der Gegenwart die Hochschulen von weit geringerem Einflusse sind als vordem und auch deren Lehrer ihre Geltung weit mehr suchen und finden im Geschriebenen und durch Druck Verbreiteten, als in ihren mündlichen Vorträgen. Der Buchdruck hat überdies den unschätzbaren Vortheil gebracht, dass durch die weite Verbreitung einer jeden schlagenden Ansicht eine öffentliche Meinung sich bildet, der auf die Dauer nichts widerstehen kann, weil sie, auf allen Seiten herrschend, durch ihren Ausspruch jeden Widerstand überwindet. Vordem stand nur die Empörung zu Gebote, um Änderungen zu erzwingen und auch späterhin war diese das gebräuchliche Mittel an allen Stellen, wo die Unwissenheit des Volkes es verhinderte, durch Druckschriften eine öffentliche Meinung zu bilden. So lange solche fehlte und wo sie jetzt noch fehlt, blieb als einziges Mittel das Umherziehen von Rednern, welche die Zuhörer mündlich erregten, alsdann sie zu Unruhen weiter führten und im Fortwälzen des Stromes einen Krieg entzündeten. So die Bauernkriege (§. 337), der Hussitenkrieg und die Umwälzungen der Franzosen, bei der des Lesens unkundigen Menge durch Redner entzündet und fortgewälzt. Wo dagegen der Buchdruck herrscht, bildet sich eine öffentliche Meinung, die nicht in Folge plötzlicher Erregung zum Aufruhr ausartet, sondern in Wort und Schrift ihr allgemeines Vorhandensein bekundet; dadurch, wenn auch langsamer, das gewünschte Ziel herbeiführt und dieses viel sicherer festhält, als die Erregung, der als naturgemäse Ausgleichung jedesmal eine Abspannung folgt, in welcher die rasch errungenen Früchte grösstentheils wieder preisgegeben werden. Nächst dem Buchdrucke hat die Dampfmaschine am stärksten gewirkt, indem sie die Menschen von einer grosen Zahl roher Arbeiten befreiete, also zur höheren Erkenntniss frei machte; indem sie auch vielen Menschen lohnende Zweige der höheren Erkenntniss im Baue und Betriebe der Maschinen eröffnete; ferner die Erzeugnisse zum bildenden Genusse des Menschen nicht allein mehrten, sondern auch wohlfeiler machten, so dass sie allgemeiner verbreitet und auf die Bildung fördernd einwirken konnten. Die Eisenbahnen haben den

Verkehr der Volksgenossen unter sich, sowie mit fremden Völkern gefördert, haben die Menschen mit einander in Berührung gebracht und ihnen die Überzeugung eingeflöst, dass die örtlichen Unterschiede, in Sprache, Glauben und Gebräuchen, höchst geringfügig sind im Vergleiche zum Durchgehenden, allgemein Menschlichen; dass es nicht allein nützlich, sondern auch möglich sei, in Frieden mit einander zu leben, denn man erkennt allgemein, dass jedes Volk auf seinem Grunde mit eigenen Kräften sein Wohlergehen gründen wolle und nur verlangt, von anderen Völkern nicht gestört zu werden. Überdies haben sie, gleich den Telegraphen, eine Menge neuer Beziehungen zwischen den Völkern eröffnet, sie von einander abhängig gemacht, ihre Mischung gefördert und den Europäern allmälig das Verständniss eröffnet, dass sie zu einander gehören, zahlreiche Eigenschaften gemeinsam besitzen, Verwandte seien, die schon seit vielen Jahrhunderten auf einander einwirkten; dass auch jedes Volk von den anderen in sich aufgenommen habe und Ähnlichkeiten offenbare, an deren Vorhandensein man früher nicht dachte. Man steht sich nicht länger gegenüber, sondern zur Seite und indem sich die Völker auf gleichen Wegen begegnen, stärkt sich ihr Vertrauen auf die Richtigkeit des Weges; auch streifen sie die hemmende Furcht ab vor dem gemuthmasten Widerstande der anderen.

Dergestalt offenbaren sich die Mittel, welche der neuen Welt zu Gebote stehen, als übermächtig und stätig anwachsend, so dass die Richtung zum Ziele unverrückt festgehalten werden kann, und die Erreichung derselben keinem Zweifel unterliegt, wenn sich auch die Länge der Bahn und der Zeitfrist nicht genau im Voraus berechnen lassen.

§. 466.

Der Verlauf der bisherigen Heranbildung der Menschheit lässt die einzelnen Ziele der neuen Welt erkennen, wenn in Gedanken die Richtung der stattfindenden Bewegungen in die Zukunft hinaus verfolgt wird.

Es wurden in der Menschheit (§. 363) zwei Strömungen erkannt, gerichtet auf Fortbildung der Zahl und des Menschenwesens, beide steigend bis zur Gegenwart, so dass sich annehmen lässt, sie werden auch in Zukunft ihre Bewegung in gleicher Weise fortsetzen. Die Fortbildung der

Zahl hat sich im Laufe der Zeit bei den vorgeschrittenen Völkern Europas bis auf nahezu $^1/_{100}$ jährlich gehoben, weniger bei den Franzosen als bei den Deutschen und Engländern. Sie ist jedoch noch weit entfernt von der schon in der Gegenwart erreichbaren und bei den französischen Canadiern längst erreichten Mehrung; noch weiter von dem Mase, welches die Ergiebigkeit der weiblichen Menschenhälfte gestattet, in deren Zuständen die Grenze der jezeitigen Mehrung liegt. Als Ursachen der beschränkten Zunahme lassen sich erkennen: das durch steigende Steuerlasten behinderte Anwachsen des Wohlstandes, was auf das Entstehen des Lebens nachtheilig einwirkt durch Hinderung der Ehen und Beschränkung ihrer Ergiebigkeit; die durch ungleiche Steuervertheilung den Unvermögenden übermäsig aufgebürdeten Lasten, welche noch mehr den Nachwuchs hindern; die Ehebeschränkungen und Erschwerungen der Scheidung, welche die Wildniss fördern, zum Nachtheile der Verjüngung der Menschheit; die allgemein mangelnde Sorge um die Erhaltung des entstandenen Nachwuchses, begründet in der Unkenntniss der Eltern, der Nachlässigkeit des Verbandes (der Gemeinde oder des States) oder gar durch die frevle Furcht vor Übervölkerung wissentlich gefördert. Diese hinderlichen Ursachen sind in allmäliger Abnahme: die Steuerlasten nehmen nicht mehr im gleichen Verhältnisse zu mit dem Wohlstande, so dass eine Mehrung der Güter eintritt, aus denen die Zunahme des Lebens erwächst; die ungleiche Steuervertheilung mindert sich durch allmälige Abschaffung der Steuern von den Lebensmitteln, welche zumeist auf den Unvermögenden ruheten: die Ehebeschränkungen werden gemildert und die Scheidungen minder erschwert, so dass der Ehe ein gröseres Gebiet geschaffen und die Wildniss eingeschränkt wird; die Sorge um die Erhaltung des entstandenen Lebens mehrt sich durch zunehmende Erkenntniss der Eltern, durch Wohlthätigkeit-Vereine, welche helfend einschreiten, durch Masnahmen des Verbandes zur Gesundheitpflege und durch das Schwinden der menschenfeindlichen Vorstellung, dass eine Übervölkerung zu befürchten sei und ihr gewehrt werden müsse. Diese günstigen Verhältnisse befinden sich in augenscheinlicher Steigerung und es wird demgemäs die Menschheit immer mehr dem Ziele sich nähern, auf welches die Fortbildung der Menschenzahl sich richtet.

Die Fortbildung des Menschenwesens zeigte sich in dreien Bahnen (§. 370) als Ergebniss des Kampfes um das Dasein, des Strebens nach

Steigerung des Genusses und des Strebens nach höherer Bildung. Sie wird voraussichtlich in denselben Bahnen sich fortbewegen müssen und wie sich erkennen lässt, mit reicheren Mitteln und auf höheren Stufen, sowol in jeder Bahn wie auch im gegenseitigen Verhältnisse der drei Bahnen.

Der Mensch bleibt auch in Zukunft in Verbindung mit der übrigen Welt, also den Verhältnissen derselben unterworfen und hat dem Weltlaufe sich anzupassen, wenn er sein Dasein erhalten will. Es wird ihm also auch fernerhin der Kampf um das Dasein nicht erlassen werden, er wird seine Fähigkeiten als Einzelner wie auch im Vereine mit Anderen anstrengen müssen, um den Kampf wider feindliche Einflüsse der übrigen Welt zu bestehen: Luft und Wasser, Hitze und Kälte werden ihn bedrohen und gefährden, das Erdreich mit seinen Pflanzen und Thieren wird sein Leben beeinträchtigen nach wie vor; noch mehr werden die Nebenmenschen im Verbande sein Dasein bedrohen, sei es durch Schmälerung seines Lebensunterhaltes, durch mörderische Angriffe oder durch Beanspruchung seines Lebens zu gemeinsamen Zwecken. Der Kampf wird nie aufhören, aber die Ziele der neuen Welt sind auf Minderung des Kampfes gerichtet, durch Mehrung der Mittel zum siegreichen Widerstande gegen die Aussenwelt und durch Minderung der Veranlassungen, welche die Kämpfe der Menschen mit einander so nachtheilig gestalten. Die Mehrung der Mittel zum Siege über die Aussenwelt lässt sich erkennen in der fortschreitenden Ausdehnung der Menschheit über die Erde, der Verdrängung und Ausrottung feindlicher Thiere und Pflanzen, auch in Ersetzung derselben und der dem Menschen gleichgiltigen Wesen durch nützliche, d. h. solche die zur Erhaltung seines Daseins dienen. Die gewonnene Erkenntniss hat ihn in den Stand gesetzt, nicht allein vordem übermächtige Thiere zu besiegen, sondern auch der Hitze und Kälte, dem Wüstensturme und Meeresgewoge zu widerstehen, den schädlichen Seuchen durch Beseitigung ihrer Brutstätten vorzubeugen, der Hungersnoth durch Trockenlegungen, Bewässerungen und sparsame Verwendung der Nährfrüchte zu wehren, den Krieg zu mindern, die Stärke durch Vereinigung in allen Zweigen der Thätigkeit zu mehren, durch freie Bewerbung im Geschäftsbetriebe die Nachtheile in der Stellung der Schwächeren möglichst gleich zu vertheilen und dadurch innerhalb des Erträglichen zu halten; vor Allem aber durch Unterricht die Bildungfähigen rascher zu fördern. So wird das Leben als Erfolg des siegreichen Kampfes (§. 381) auf allen

Wegen erleichtert und gesteigert, damit das Menschenwesen auch fernerhin sich fortbilde, in Frieden und Eintracht.

Im Streben nach Steigerung des Genusses zeigt sich das Ziel im unablässigen Bemühen nach gröseren und höheren Genüssen. Der Raub, als rückständigstes Mittel zur Erlangung von Genüssen, in seiner gefährlichsten Gestalt als Raub- oder Eroberungkrieg (§. 374) wird auch fernerhin an Geltung verlieren, indem die Völker nicht allein bei steigendem Wohlstande zur Erkenntniss gelangen, dass der glücklichste Raubkrieg ihnen nicht die Verlüste ersetzen könne, welche sie mittlerweile im eigenen Kreise erleiden, sondern auch dadurch, dass sie sich entwöhnen, ihre Fürstenhäuser als Eigenthümer des Landes und Volkes zu betrachten. Das Volk hält sich nicht länger verpflichtet, sein Leben und seine Güter herzugeben, um jede vermeintliche Verletzung der Ehre des Fürsten zu rächen oder die Grenzen des beherrschten Landes auf Unkosten anderer Völker zu erweitern, oder gar fremde Völker in Unterjochung zu erhalten, weil ein Vorfahr des Fürsten sie erobert habe und deshalb der Nachkomme sie betrachtet als Eigenthum seines Fürstenhauses. Der Raub hört auf Anerkennung zu finden, je mehr die Völker lernen, den Frieden höher zu schätzen, und wie die Eroberer der Vorzeit immer mehr den Glanz verlieren in der Achtung der Menschheit, so stellen sich auch den Kampf- und Eroberunggelüsten jetziger Fürsten immer stärkere Hindernisse entgegen, so dass jeder Krieg ihre Geltung und selbst ihre Herrschaft, nicht allein von aussen her, sondern auch im Inneren gefährdet. Das zur Erlangung von Genüssen bisher angewendete Mittel der Sklaverei (§. 383) wird auch fernerhin mehr und mehr schwinden: in Nord-Amerika wird sie durch den gegenwärtig wüthenden Bürgerkrieg zerrüttet, nach welcher Seite sich auch der Krieg entscheiden möge; in Russland hat die Abschaffung der Leibeigenschaft sie beseitigt und die noch stattfindenden Züge aus Afrika nach Osten und Westen werden sich mindern in dem Mase wie der zunehmende Anbau den Werth des Schwarzen in seiner Heimat steigert. Während jene beiden rückständigsten Mittel sich mindern, wird der Handel (§. 384) als höheres Mittel zur Erlangung der Genüsse, stätig zunehmen, denn nicht allein mehren sich unablässig die Genussmittel, sondern es wird auch ihr Austausch erleichtert durch steigende Wohlfeilheit und Sicherheit ihrer Fortschaffung. Die Seefahrt bringt die Erzeugnisse Indiens und Amerikas

tausende Meilen weit nach Europa mit geringerer Kostenaufwendung als in der Vorzeit dazu gehörte, um sie 10 Meilen weit zu schaffen. In Folge solcher Wohlfeilheit strömen den Europäern Genussmittel zu aus allen Theilen der Erdoberfläche: selbst der Arme geniesst zu Zeiten chinesischen Thee und westindischen Kaffee, ostindische Gewürze und virginischen Tabak, verwendet grönländischen Thran und australische Wolle oder egyptische Baumwolle, hat Horn aus Buenos Ayres oder Zinn aus Banka in seinen Knöpfen und zerschneidet sein Brod mit Eisen aus Schweden oder England. Der Handel wird immer mehr den Austausch fördern können, denn mit der Zunahme des Verbrauches und der Hervorbringung erniedrigen sich die Frachten, weil grösere Schiffe zur Verwendung kommen, deren Frachtraum geräumiger ist im Verhältnisse zum Gefäse, und welche auch mit verhältnissmäsig weniger Mannschaft und gröserer Sicherheit fahren. Auf dem Lande werden sie billiger durch Verbesserung der Flussfahrt und zunehmende Anlage von Kanälen, durch Ausdehnung des Eisenbahnwesens und Ermäsigung der Betriebskosten. Auf allen Wegen werden sich die Mittel zur Steigerung des Genusses durch den Handel mehren, und zwar im stärkeren Mase als die Zahl der Menschen, so dass durchgehends jeder Mensch seinen Antheil zu steigern vermag, ohne denjenigen anderer Menschen zu schmälern. Auch das höhere Mittel des Genusses, die Anfeurung der Einbildung (§. 385) wird in der Zukunft zur allgemeineren Anwendung gelangen und im steigenden Mase den freundlichen Seiten der Weltvorgänge zugewendet werden. Die düsteren Vorstellungen der Dichter und Propheten der Vorzeit treten mehr und mehr zurück, der Geister- und Gespensterglaube verliert sich allmälig, die dunkle Tiefe des Unerforschten und Aussersinnlichen hört auf die Menschen mit Grauen zu erfüllen, auch lassen sie die Befürchtung schwinden, dass nach allen Seiten ein unergründlicher, launenhafter, zürnender und strafender Weltwille über ihnen stehe; das Niederbeugende der Priesterlehren und Trauerspiele hört auf zu wirken und an ihre Stelle tritt das Erhebende der Erkenntniss der Welt und die Vorliebe für Lustspiele; denn der Mensch sehnt sich die Welt zu erkennen, auf die er einwirken kann, auch seinen Genuss zu finden im Freudigen, statt sich erschüttern zu lassen durch die Trauer einer Welt, die ausserhalb seines Lebenskreises liegt. Der Mensch als Dichter und Prophet wird in der neuen Welt der Zukunft in anderer und höherer Weise sich offenbaren, zu der Humboldt die Bahn eröffnet hat, edlere und freund-

lichere Genüsse bietend als die düsteren und kalten Bilder der alten Welt, die den Menschen niederbeugen statt ihn zu erheben.

Das Streben nach höherer Bildung wird auch fernerhin das erhabenste Ziel der Fortbildung sein und wie es rückwirkend auf die beiden niederen Bahnen diese veredelt, wird es auch auf eigener Bahn sich erheben zur gröseren Ausbreitung, Tiefe und Höhe. Wohin der Blick sich wendet, zeigt sich die Steigerung der Erkenntniss und ihrer Geltendmachung: es schärfen sich die Sinne durch Geräte, es wächst die Macht des Gedächtnisses durch das Schriftwesen und die Büchersammlungen, der Verstand steigert seine Fähigkeiten, sichert sich das Gelingen seines Denkens und erweitert das Gebiet seiner Anwendnng. Jede Bereicherung giebt die Mittel zu ferneren Erwerbungen; denn wie die Grenzen sich erweitern, mehren sich die Berührungpunkte mit dem ausserhalb Liegenden und die Zahl der Wege, welche hinaus führen in das unerforschte Gebiet. Alles führt dazu das Leben der Erkenntniss zu bereichern nnd zu erhöhen: die beschleunigte Bewegung auf allen Gebieten erzeugt rascheren Wechsel, stärkere Aneignung höherer Stufen und grösere Ergiebigkeit des Lebens der Einzelnen. Aus gröseren Überschüssen wird um so rascher und reicher der Bildungschatz der Menschheit anwachsen, und die Unbeschränktheit der menschlichen Bildungfähigkeit (§. 390) giebt die Gewähr, dass die Ziele der neuen Welt in dieser Bahn niemals zum Ende werden können, dass die Menschheit in ihrem Streben nach höherer Bildung unaufhörlich fortschreiten kann und wird, zu höherer Erkenntniss, festerem Entschlusse und reicherem Glücke.

§. 467.

Dieses Streben äussert sich in verschiedenen Richtungen, zumeist aber im Glauben und Wissen der Menschen, diesen höchsten Bethätigungen seines Verstandes, im Wirken als Einbildung und Nachdenken.

Vom Aubeginne der Entwicklung des Verstandes herrschten im Menschen Glauben und Wissen neben einander: er wusste die Vorstellungen, welche er auf Grund der sinnlichen Eindrücke aus ermittelten Ursach-Verhältnissen durch Nachdenken gewonnen hatte; er glaubte an Vorstellungen, welche er durch Einbildung in der aussersinnlichen Welt gebildet hatte. Religion und Wissenschaft begannen mit einander, weil dem Menschen durch

die Begrenztheit seiner Sinne, die Welt sich eintheilen musste in eine aussersinnliche und sinnliche: jene das Gebiet des Glaubens, diese des Wissens. Diese Scheidung in den Gedanken des Menschen musste durch alle Zeiten verbleiben, weil die Grundursache, nämlich die in seinem Wesen liegende Begrenztheit seiner Sinne dieselbe war und blieb; er mogte die Beobachtungen seiner Sinne schärfen durch Geräte und sein Wissen bereichern durch Nachdenken, die Grenzen erweiterten sich, aber das Gebiet der Sinnenwelt war nach wie vor begrenzt und jenseit streckte sich jederzeit nach allen Seiten die aussersinnliche Welt, dunkel und geheimnissvoll. Das Streben nach höherer Bildung begnügte sich nicht damit, die Sinnenwelt zu erforschen, sondern richtete seine Fähigkeiten darüber hinaus, suchte mittelst der Einbildung den zerrissenen Faden der Vorgänge zu entdecken und schuf dadurch die verschiedensten Gestaltungen, welche man in der Gegenwart als Glauben und Aberglauben bezeichnet, je nachdem man sie für mehr oder minder wahrscheinlich hält.

Zum Gebiete des Glaubens der Jetztzeit gehört auch Alles und Jedes, was Aberglaube genannt wird, denn nicht allein entspringen beide derselben Anwendung der Einbildung zur Erforschung der aussersinnlichen Welt, sondern es bildet auch jeder Theil des Aberglaubens einen Theil des wirklichen Glaubens jetzt lebender Menschen, und kein Theil des Glaubens eines Menschen der Gegenwart ist gesichert dagegen, von anderen gleichzeitig lebenden oder später folgenden als Aberglaube erkannt zu werden. Die Unterscheidung zwischen Glauben und Aberglauben ist in jedem Menschen verschieden: beide bilden eine Stufenreihe von Vorstellungen vom trübsten Aberglauben bis zum lichtesten Glauben, und jeder Gläubige errichtet nach Masgabe seiner besonderen Erkenntniss, also verschieden von allen anderen, auf der Stufenreihe irgendwo eine Scheidung, um die unterhalb befindlichen Vorstellungen als Aberglauben zu trennen von den oberhalb ansteigenden Vorstellungen, welche er als Glauben bezeichnet. Wenn also im Allgemeinen das Gebiet des menschlichen Glaubens erörtert werden soll, so muss Alles eingeschlossen werden, was durch Einbildung im Bereiche der aussersinnlichen Welt an Vorstellungen und Bildern geschaffen worden ist und in der Gegenwart Anhänger hat, also für die vorliegenden Erläuterungen, vom weitest Abergläubischen zum höchsten Gläubigen unter den Europäern.

Zum Gebiete des Wissens gehört in gleicher Weise Alles und Jedes was die Europäer der Jetztzeit an Vorstellungen besitzen, welche durch

Nachdenken aus den Eindrücken der Sinnenwelt gebildet wurden, wenn dieselben auch von anderen gleichzeitig Lebenden als Irrthum bezeichnet werden. Die Unterscheidung zwischen Irrthum und Wissen ist ebenfalls in jedem Menschen verschieden: beide bilden eine Stufenfolge von Vorstellungen, die vom rückständigsten Irrthume zur höchsten Erkenntniss reicht und auf welcher jeder Wissende, nach Masgabe seiner Bildungsstufe, irgendwo die Schranke errichtet, durch welche er für sich Irrthum und Wissen von einander trennt, indem er die unterhalb stehenden als Irrthum bezeichnet, die oberhalb ansteigenden als Wissen. Das allgemeine Wissen der Europäer umfasst also alle gangbaren Irrthümer, ebenso wol wie die höchsten Vorstellungen der Erkenntniss.

Die Schranken zwischen Aberglauben und Glauben, Irrthum und Wissen sind nicht allein in jedem Menschen verschieden, sondern auch zu jeder Zeit, so dass die gleichzeitig Lebenden nicht allein die Grenzen verschieden hinstellen, sondern auch Jeder für sich sie verschiebt, je nachdem das Wirken seiner Einbildung und seines Nachdenkens in Fortbildung oder Rückbildung ein anderes wird. Das Beten und Opfern vor weinenden oder die Augen bewegenden Madonnenbildern nennt der Römer seinen Glauben, wogegen der gebildete Katholik es als Aberglauben bezeichnet; Jener hegt die Vorstellung von der aussersinnlichen Welt, dass die Seele der Mutter Jesu jene Wunder in ihren Bildern zu wirken vermöge, was Dieser dagegen verneint: die Grenzen zwischen Aberglauben und Glauben sind verschieden, aber der Glaube der Katholiken umfasst Beides. Es wird aber vielfach geschehen, dass ein Römer, welcher in der Jugend gläubig Theil nahm an der Verehrung, bei fortschreitender Bildung selbige dem Aberglauben zurechnet. also für sich die vorherige Grenze höher setzt. Andererseits kann es geschehen, dass jener Gebildete bei vorschreitender Rückbildung des Alters seine Grenze wiederum hinunter rückt und zum Verehrer der wunderthätigen Bilder wird, nunmehr zum Glauben rechnend, was er vordem als Aberglauben bezeichnete. In ganz Europa herrscht unter Christen, Mosaiten und Muhammadanern der Glaube an Zauberei, Besprechungen, bösen Blick, Geistererscheinungen, die der höher Gebildete als Aberglauben bezeichnet, der Rückständige dagegen als vollgiltigen Glauben in sich trägt. Die Grenzen zwischen Aberglauben und Glauben hat Jeder an einer anderen Stelle auf der Stufenreihe gestellt und verschiebt sie in seinem Leben nach oben oder unten, je nachdem seine Fortbildung oder Rückbildung ihren

Verlauf nimmt. Die strenggläubigen Priester der evangelischen Deutschen und Engländer unterstellen die Hälfte ihres Glaubensgebietes dem Teufel und lassen ihre Einbildung fast den grösten Theil der aussersinnlichen Welt mit Teuflischem ausfüllen, was dagegen von den rein Gottesgläubigen als Aberglaube bezeichnet wird. Es ist die Verschiedenheit der Grenze, welche von Ersteren unterhalb des Teufels gedacht wird, so dass ausser Gott auch der Höllenfürst in das Gebiet des Glaubens eingeschlossen wird; wogegen Letztere die Greuze oberhalb des Teufels denken, so dass nur Gott innerhalb des Glaubens verbleibt und der Teufel dem Aberglauben zugewiesen wird. Jeder Gläubige verschiebt aber nach Zeit und Umständen diese Scheidung, je nachdem sein Verstand als Einbildung wirkend, andere Bilder, Vorstellungen und Begriffe schafft, so dass Manche im weiteren Verlaufe vom Teufelsglauben abfallen oder demselben sich zuwenden.

Ähnliches findet im Gebiete des Wissens statt: Jeder setzt die Grenze zwischen Irrthum und Wissen nach Masgabe seiner Erkenntniss und verschiebt sie jedesmal, wann seine Erkenntniss sich ändert. Die vier Elemente: Erde, Wasser, Luft und Feuer bilden noch jetzt bei Millionen den Inhalt des Wissens von den Bestandtheilen der Erde; die Kenntniss der Erdoberfläche geht bei den Meisten nicht hinaus über den Bereich des selbst Gesehenen und über das jenseit Liegende hegen sie nur wenige und irrige Vorstellungen; der Landmann rottet Thiere aus, die ihm gröseren Nutzen leisten als Schaden; der Gewerker hält an alten Arbeitweisen und Geräten fest, weil ihre Aneignung leichter und ihre Anschaffung wohlfeiler ist; Millionen suchen ihre Genüsse in Branntwein und Tabak: Alle sich bewegend in Vorstellungen, welche von Anderen als Irrthümer bezeichnet werden. In jeder Richtung des Wissens scheiden sich die Irrthümer je nach der Bildungstufe des Erkennenden und in jedem Augenblicke werden die Schranken höher oder tiefer gestellt, je nachdem die Bildung ihren Verlauf nimmt, auf- oder absteigend.

Diese Bewegungen werden sich auch in der neuen Welt fortsetzen, und zwar wie bisher fortschreitend, in der Art, dass die Schranken zwischen Aberglauben und Glauben, Irrthum und Wissen allmälig höher gestellt werden, der Glaube und das Wissen sich stufenweise läutern. Auch das gegenseitige Verhältniss wird ein höheres, indem die Einbildung allmälig dem Nachdenken weicht, der Verstand davon absteht, die aussersinnliche Welt mit Glaubensvorstellungen auszufüllen und statt dessen um so mehr sich an-

strengt, die Sinnenwelt zu erweitern, um das vordem Aussersinnliche dem Gebiete des Wissens einzuverleiben. Da die Sinne begrenzt sind und bleiben, so wird auch fernerhin ein Aussersinnliches vorhanden sein, ein dunkles Gebiet, über welches der Mensch zur Zeit Nichts wissen kann. Allein was bisher als Gegenstand dem Aussersinnlichen zugerechnet ward und den Inhalt des Glaubens bildete, hat aufgehört den Sinnen entzogen zu sein und ist erkannt worden als rückständige Vorstellungen früherer Zeiten. Was dagegen nunmehr ausserhalb unserer Sinne liegt, ist niemals Gegenstand des Glaubens gewesen, weil die Einbildung ebenso wenig wie das Nachdenken Etwas wusste von dessen Vorhandensein: es war beiden Anwendungen des Verstandes völlig dunkel und unbekannt und konnte keinen Anlass bieten zu Vorstellungen. In der nächsten Zukunft vollzieht sich im beschleunigten Mase diese Umwandlung des Glaubens in Wissen: die Grenze zwischen Aberglauben und Glauben rückt zusehends höher und der Glaube kann sich nur höher gestalten, indem er in das Wissen übergeht, seine aussersinnlichen Gestalten der Einbildung überführt in Erzeugnisse und Begriffe des Nachdenkens. Die Gottes-Vorstellungen gehen über in Gottesbegriffe (§. 55); der Glaube an das Fortleben des einzelnen Menschen nach dem Tode erhöht sich zur Erkenntniss des Fortlebens und der Fortbildung des Einzelnen in der Menschheit (§. 276); der Glaube an Sünde und Erlösung steigert sich zum Wissen der ungleichmäsigen Fortbildung der Einzelnen und der Erhebung durch gesteigerte Erkenntniss; Lohn und Strafe werden aus der übersinnlichen Welt übergeführt in die nahestehenden Ursachverhältnisse der Sinnenwelt; der Mensch starrt nicht länger blöde und zitternd hinaus in das dunkle Aussersinnliche, sich dünkend einem unerforschlichen Willen gegenüber stehend, sondern blickt offenen Auges hinaus in die Sinnenwelt, forscht und erkennt die Ursach-Verhältnisse, welche in allen Kreisen walten; der Mensch kennt jetzt den Willen, der ihm Gutes und Böses darbietet, spaltet aber nicht seine Welt (§. 120), sondern fasst sie als Einheit, in welcher er lebt als Glied der Kette und herrscht als ihre höchste Gestaltung (§. 438).

Niemals wird die Menschheit derartig sich fortbilden, dass alle Einzelnen zu gleicher Stufe der Bildung gelangen; sie werden vielmehr gleichzeitig auf weit entfernten Abständen, jedoch auf gleicher Bahn sich fortbewegen, den höchsten Zielen zugewendet. Das Vorhandensein der ganzen Mannigfaltigkeit der Erdbildungen, von den einfachen Stoffen stufenweise

ansteigend durch das Pflanzenreich und Thierreich zum Menschen, beruht auf der ungleichmäsigen Fortbildung, und das gleiche Gesetz findet auch in der Menschheit seinen Ausdruck. Es werden deshalb auch fernerhin Aberglauben und Irrthum bestehen neben Glauben und Wissen; aber die Schranken in beiden Gebieten rücken empor und der Glaube wird mehr und mehr in das Wissen überfliessen, bis er endlich ganz verschwunden sein wird. Die Wirkungen davon werden demgemäs nur allmälig sich steigern; wie aber bisher die Abnahme des Glaubens zu gröserer Menschenliebe führte, wird diese auch fernerhin an Ausbreitung und Tiefe gewinnen. Die Erhebung vom düsteren Glauben zum freudigen Wissen wird zunächst die Folge haben, die Streitfragen der 150 christlichen Sekten zu vernichten, den daraus entstehenden Glaubenshass zu tilgen, die gegenseitigen Verfolgungen und Zurücksetzungen aufzuheben und Alle in der Überzeugung zu vereinen, dass die unermessliche Welt nur im Einzelnen erkannt werden könne und Jeder dem Anderen gestatten müsse, auf seinem Wege zur Erkenntniss zu gelangen, dem Irrthume ausgesetzt nach Masgabe seiner Bildungstufe. Von diesem Standpunkte aus erscheinen alle Menschen als Wandergenossen, die zusammen um so besser fortschreiten, je weniger sie sich hindern und je mehr sie einander behilflich sind im Vordringen. Jeder hat seine Stelle neben, vor und hinter Anderen und gelangt weiter mit den Übrigen, wenn er weiss sich zu gehaben, dem Zuge sich einzuordnen und dessen Strömungen klug zu benutzen.

Die neue Welt wird durch den Übergang des Glaubens in das Wissen glücklicher werden, sich sicherer fühlen, mit besserer Auswahl geniessen und freudiger sich fortbilden. Der Mensch kann sein Wohlergehen in jeder Beziehung nur dadurch begründen, dass er sich in Einklang setzt mit der übrigen Welt, so weit sie auf ihn einwirkt; denn Jegliches was wir Unglück, Strafe und Leiden nennen, ist nur der Mangel an jenem Einklange, den der Mensch durch Unkenntniss verfehlte. Je mehr das Wissen zunimmt, erkennt der Mensch die in der Welt wirkenden Ursachverhältnisse, lernt sie abschätzen in ihren Beziehungen zum Menschenwohle und sein eigenes Thun demgemäs einrichten. Setzt er sich in Einklang, so bleibt das Weh der Welt ihm fern, oder wenn es ihn trifft, greift er thätig ein, um es zu mildern oder zu beseitigen. Der Glaube vermag solches nicht, denn er hüllt alle höheren Bezüge in unerforschliche Rathschlüsse, statt auf fassliche Ursachverhältnisse sie anzuweisen; er drückt den Menschen

nieder zur verzagten Unterwerfung, statt ihn aufzurichten zum muthigen Handeln; er lehrt ihn dulden und verkümmern, statt ihn anzufeuern zur Fortbildung durch Erkenntniss und Ringen für die Menschheit. Je mehr der Glaube in das Wissen übergehen wird, desto reger wird die Menschenliebe sein und reicher das Menschenglück.

Die Mittel zu diesem hohen Zwecke liegen zumeist im Unterrichte, vor Allem in der Jugendzeit, wann der Mensch am empfänglichsten ist und meistens die Richtung erlangt für sein ganzes Leben. Die wichtigsten Lehrgegenstände sind Lesen und Schreiben, denn diese Fertigkeiten setzen den Menschen in Verbindung mit dem Bereiche der ererbten Erkenntniss, eröffnen ihm alle Bahnen, so dass er je nach seiner Eigenthümlichkeit sich entwickeln kann, indem er das Schriftwesen seiner Abtheilung benutzt. Im Übrigen gehen Rechnen und Zeichnen voran, dann Natur- und Gesetzkunde, sowie Alles, was unmittelbar anschaulich gemacht werden kann. Der Unterricht hat sich mehr und mehr dieser Richtung zugewendet, wenngleich die Priester aller Parteien diese sachgemäse Gestaltung des Jugend-Unterrichtes stören, indem sie den Glauben ihrer besonderen Abtheilung dem Gedächtnisse der Jugend einzufügen suchen; welchem Beginnen die Erkenntniss der Neuzeit mehr und mehr wehrt, indem sie der Schule den fasslichen Unterricht zuweist, aber das Unfassliche der Religion den Priestern überlässt, die ausserhalb der Schule der Jugend wie den Erwachsenen ihre Religion lehren mögen. Die Verwechslung und Vermengung der Schule mit der Kirche, des Schullehrers mit dem Priester hat den grosen Nachtheil herbeigeführt, dass die Schulen meist allenthalben geschieden werden nach Glaubensbekenntnissen; dass um der Unterschiede des Glaubens willens, die Kinder einer Stadt in sämmtlichen Zweigen des Unterrichtes von einander getrennt werden; dass statt der Gewöhnung an einander, sie aus einander gehalten werden und sich meiden sollen, als ob sie gegenseitig Ansteckung zu befürchten hätten. Die Vorgeschrittenen dringen mit Recht auf allgemeine Schulen ohne Religion-Unterricht, so dass die Kinder ohne Unterschied der Glaubensbekenntnisse den Schulunterricht zusammen empfangen können, und der unterschiedliche Religion-Unterricht jeder Glaubens-Abtheilung ausschliesslich von ihren Priestern in den Kirchen ertheilt werde. Über die Fertigkeiten des Lesens, Rechnens, Schreibens und Zeichnens herrscht keine Verschiedenheit, ebenso wenig bezüglich der Natur-, Gesetz- und Sittenkunde: Christen und Mosaiten, Katho-

liken und Evangelische können einander darin gegenseitig unterriehten, ohne dass ihr Glaube beeinträchtigt werde. Es ist doch viel einfacher, die Religion auszuscheiden von der Schule, um der Einheit des Unterrichtes willen, als alle Zweige unnöthig zu zerreissen, um der scheidenden Glaubensbekenntnisse willen? Es wird dadurch auch der Übelstand vermieden, dass die Jugend desselben Bekenntnisses zweierlei Religion erlerne, in der Schule verschieden von derjenigen der Kirche; denn die Lehrer wie die Priester scheiden sich in Freisinnige und Wortgläubige, und in den meisten Fällen sind Lehrer und Priester, die zusammen wirken sollen, verschiedener Meinung und lehren demgemäs. Häufig folgen sich im Amte Priester von nahezu entgegengesetzten Ansichten, und der Lehrer, welcher mit dem Vorgänger übereinstimmte, steht dem Nachfolger gegenüber; das Gleiche ist der Fall, wenn Lehrer einander folgen, die abweichender Ansicht sind, und so ist Übereinstimmung des Religion-Unterrichtes in der Schule und Kirche allenthalben nicht die Regel, sondern die Ausnahme. Diesen erkannten, gemeinschädlichen Übelständen wird abgeholfen, sobald der Unterricht in den Glaubensbekenntnissen gänzlich den Priestern überwiesen wird: der Zwiespalt unter den Kindern wird vermieden und der Zwiespalt im Glaubensunterrichte jeder Abtheilung; Einigkeit und Frieden werden die Folge davon sein.

Das Streben der neuen Welt wird fernerhin auch dahin sich richten, den Unterricht der Kinder nicht nach dem Güterbesitze der Eltern, sondern nach den besonderen Fähigkeiten der Kinder abzumessen. Die Begabung des Menschen ist weit verschieden und gänzlich unabhängig von dem Reichthume, so dass die Menschheit nur dann darauf rechnen darf, aus den vorhandenen Keimen den höchsten Ertrag zu gewinnen, wenn sie allen Kindern ohne Ausnahme in gleicher Weise sämmtliche Bahnen der Erkenntniss eröffnet und die Wahl ihrer Fortbildung lediglich nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten bestimmt. Die Menschheit theilt sich nicht in Arten wie die Thiere, dass man durch Zuchtwahl edle Arten heranbilden und vererben könnte, indem man ihnen den besten Unterricht zuwendete und für die übrigen Arten ein geringes Mas genügen liesse. Vielmehr zeigt sich bei den Menschen gänzlicher Mangel an Anlage zu derartiger Vererbung: die Kinder der edelsten Männer werden der Regel nach mittelmäsige Menschen, und von mittelmäsigen Eltern entstehen Kinder edelster Art; die Familien der Fürsten und des Adels haben bei gröster Sorgfalt

in der Erziehnng, ungewöhnlich selten Männer von hervorragender Begabnng erzielt; dagegen sind solche meistens aus gewöhnlichen und selbst ärmlichen Geschlechtern hervor gegangen. Es liegt also kein Grund vor, um den Unterricht der Jugend nach den Vermögensverhältnissen der Eltern zu bemessen, sondern zur ausgiebigsten Fortbildung der Menschheit darf lediglich die vergleichsweise Befähigung masgebend sein. Dem Kinde des Bettlers oder Züchtlinges sollten die Schnlen höchster Art nicht allein offen stehen, wenn es zu deren Benutzung befähigt ist, sondern der Verband sollte auch in solchen Fällen durch Unterhalt und Ausstattung das Erforderliche thun, um die Benutzung zn ermöglichen. Einestheils um aus der besonderen Befähignng den grösten Nutzen zn ziehen, statt Schaden dadurch zu leiden, und anderentheils, nm an dem Kinde die Ungunst der Verhältnisse auszugleichen, denen es dnrch seine Abstammung ausgesetzt ist und sonst wahrscheinlich dazu führen würden, die hervorragende Befähigung wider das Gemeinwesen zu richten, diesem ein um so gefährlicheres und lästigeres Mitglied aufznbürden. Das Papsttsum, wie auch die Jesuiten haben zu ihrer Glanzzeit jenen hohen Grundsatz zur Geltung gebracht nnd demselben die grösten Erfolge zu verdanken gehabt. Ihre Schulen waren Allen geöffnet, nur die Fähigkeiten waren bestimmend für den höheren Unterricht nnd ihre grösten Männer verdankten lediglich dem Unterrichte ihre Geltung, Stellung, Würde und ihren hohen Menschenwerth. Als sie die Gleichberechtignng aufgaben, sanken sie und verfielen der Rückbildung.

Es ist längst durch Zahlen erwiesen worden, dass Unterricht nnd Verbrechen im umgekehrten Verhältnisse zu einander stehen, d. h. je beschränkter der Unterricht, desto zahlreicher und schwerer die Verbrechen und je verbreiteter der Unterricht, desto weniger und leichter die Verbrechen. Der Unterricht vermag nicht mit einem Schlage die Menschen tadellos zn machen; aber er hebt sie allmälig, indem er der Unkenntniss abhilft, aus welcher die Vergehen erwachsen und dadurch, soweit er sich erstreckt, den Menschen die richtigen, gesetzlichen Wege eröffnet. Was die Vorgeschrittenen eines Volkes, die Gesetzgeber und Richter, als Vergehen und Verbrechen bezeichnen, sind Handlungen, die auf rückständigen Stufen der Bildung oder nnter rückständigen Verhältnissen als zulässig oder gar als Heldenthaten gelten; was diesen in nnserer Mitte Geltung verschafft, sie zur Erscheinung bringt, sind lediglich die rückständigen Bil-

dungstufen und Verhältnisse der Begeher. Diesem Rückstande der Erkenntniss lässt sich am ausreichendsten durch Unterricht abhelfen, für den wiederum die gröste Empfänglichkeit in der Jugend vorherrscht. Bei allen Völkern zeigt der Vergleich zwischen den Verbrechern und dem Unterrichte, dass Jene zum grösten Theile keinen Unterricht genossen haben, dass ihnen selbst die Hülfmittel des Lesens und Schreibens mangeln, so dass sie auch als Erwachsene das Versäumte nicht nachholen konnten. Gewöhnlich ergiebt der Vergleich, das 80 bis 90 % der Verbrecher im Lesen und Schreiben ungeübt sind und von den Pflichten der Menschen zu einander nur geringe Vorstellungen haben; dass ihnen die Fähigkeit mangelt Verbrechen im Voraus abzuschätzen und sie durch Wahl der Selbsterkenntniss zu vermeiden, so oft die Gelegenheit zur Begehung sich bietet. Allerdings umfasst der Jugend-Unterricht nicht alle Bezüge des Lebens, überlässt also noch Theile des Gebietes der Unkenntniss, woraus sich erklärt, dass auch solche Menschen dem Verbrechen anheimfallen können, welche guten Schulunterricht genossen haben. Dieser Mangel ist nicht gänzlich zu beseitigen, allein weit stärker als bisher zu mindern, wenn der Unterricht mehr als jetzt den Bedürfnissen des Lebens angepasst wird, man namentlich die Gesetzkunde zu einem Theile desselben macht, so weit sie die allgemeinen Bezüge des Lebens betrifft; denn es ist wichtiger die Wege zu kennen, auf denen man das Zuchthaus vermeiden kann, als diejenigen auf denen das Himmelreich erworben werden solle: jenes ist eine nahe stehende, unzweifelhafte Gewissheit, dieses dagegen ein fern liegender Gegenstand des Glaubens oder Zweifels.

Der Unterricht wirkt auch dadurch den Verbrechen entgegen, dass er die Fähigkeiten zum Leben ohne Verbrechen mehrt, den Menschen geeigneter macht, im Verbande eine nützliche Stellung auszufüllen. Es mindern sich dadurch die Verlegenheiten, welche zu Vergehungen und Verbrechen führen können; es wächst die Beweglichkeit und Verwendbarkeit der Menschen, so dass sie nicht durch jede ungünstige Strömung hülflos gemacht werden, sondern sich selbst neue Wege des Fortkommens eröffnen können. Im Gefühle der Fähigkeit wächst die Zuversicht, das Ehrgefühl und der Muth zum Kampfe wider missliche Verhältnisse und dadurch wird das Zutrauen anderer Menschen gehoben, dessen Jedermann bedarf, welcher unter den vielfältigen Verhältnissen des Lebens eine nützliche Stellung ausfüllen will, sei er Rathgeber der Fürsten oder Kaufmann, Künstler und

Gewerker oder der Knecht eines Landmannes, denn Keiner steht hoch oder tief genug, um des Vertrauens anderer Menschen entbehren zu können; selbst Päpste, Sultane und Kaiser bedürfen desselben. In der Gegenwart werden diese Verhältnisse mehr erkannt als früher: es schwindet die Befürchtung, dass der Unterricht den Unbegüterten schädlich sei, als Anlass gebend zur Unzufriedenheit mit ihrer Stellung, denn das Gegentheil erweist sich bei allen Empörungen, in denen der Hass wider besser Gestellte am ehesten und schärfsten bei den Rückständigsten und Rohesten sich ausspricht; es mehrt sich die Überzeugung, dass ein Volk um so stärker von Armut und Verbrechen heimgesucht wird, je geringer der Unterricht ist; es erweist sich aus den Steuerverhältnissen, dass ein Volk um so ausgiebiger ist an Leistungen, je mehr es in der Erkenntniss fortschreitet, weil es durch diese in den Stand gesetzt wird, seine Arbeit, sein Leben um so höher zu verwerthen. Der Jugend-Unterricht ist das nächste und ausgiebigste Mittel zur Steigerung der menschlichen Erkenntniss, denn er wird von einem unbepflanzten Boden mit Begierde aufgenommen und giebt der wachsenden Erkenntniss ihre Richtung für das folgende Leben, zur Zeit wann es nicht erst der Ausrottung von Irrthümern bedarf, um das Höhere einzupflanzen und das Menschenwesen noch so biegsam ist, dass ihm mit geringer Mühe die geeignete Richtung gegeben werden kann. Die nachfolgende Steigerung der Erkenntniss, deren jeder Mensch bedarf, geschieht um so leichter und ausreichender, wenn im Jugend-Unterrichte der Grund gelegt ward und die Fähigkeiten in ihre richtigen Bahnen geleitet wurden; am jungen Baume lässt sich mit einem Fingerdrucke erwirken, was am ausgewachsenen Stamme keine zehn Pferdekräfte zu Stande bringen würden.

Das Wissen der Menschheit in seinen höchsten Gestaltungen bildet ein Reich für sich, frei von den Schranken der Verbände, der Volksthümlichkeit (Nationalität) und des Glaubens, unbeirrt durch Stand und Besitz, Alter und Geschlecht: die Wissenschaft ist rein menschlich und bietet jedem Menschen ihren ganzen Reichthum, denn sie ist unerschöpflich. Sie war es, welche die Völker des Alterthumes frei durchwanderte wie die Völker der Neuzeit; jedes Volk mogte sie anwenden auf die heimatlichen Verhältnisse je nach seiner Eigenthümlichkeit, aber für alle Völker war sie gemeinsam; der Glaube mogte verschieden sein in jedem Volke und erstarren, die Wissenschaft war nur eine für alle Völker und schritt fort, langsam oder rasch

je nach Umständen. Sie war und ist weit genug für Alle und was gegenwärtig im Kreise eines jeden der Bildungvölker zur Bereicherung des Wissens geschaffen wird, wird bald auch das Eigenthum der anderen, willig gegeben und freudig empfangen. Es giebt keinen Zweig der Wissenschaft, der nicht in jedem Volke seine Pflege findet und wenn auch jedes, seiner Eigenthümlichkeit gemäs, vorwaltend besondern Zweigen sich zuneigt, so schliesst es doch dadurch die übrigen nicht aus, sondern empfängt in diesen um so mehr, wofür es in anderen den Ersatz bietet. Es findet ein steter Austausch statt zwischen den Völkern; im Reiche der Wissenschaft verlieren sich mehr und mehr die Einseitigkeiten der verschiedenen Völker und das Bewusstsein des gemeinsamen Dienstes der Wissenschaft vereint die durch Entfernung, Sprache und Glauben geschiedenen Jünger.

Sie haben jedoch mit einer grosen Schwierigkeit zu kämpfen, deren Überwindung der neuen Welt zufallen wird, nämlich der Trennung durch Sprache und Schrift, welche im Reiche der Wissenschaft weit stärker sich fühlbar macht als im übrigen Leben. Im geschäftlichen Verkehre der Völker ist die Sprachverschiedenheit minder einflussreich, denn nur an den Landesgrenzen sind Berührungen vieler Menschen möglich und dort genügt es beiderseitig ausser der eigenen die Nachbarsprache zu kennen; im Inneren des Landes fällt diese Nothwendigkeit meistens hinweg. Der weiter reichende Verkehr mit fremden Völkern findet gewöhnlich statt durch Zwischenhändler, welche die Sprachen beider Völker reden; ausnahmsweise bedarf es weiterer Sprachkenntnisse und in diesem Falle finden sich Männer zusammen, von denen Jeder eine oder mehrere fremde Sprachen redet und wird dadurch die Verbindung für Millionen Menschen hergestellt. Der Handels-Verkehr der Europäer mit den Völkern Amerikas lässt sich im Wesentlichen durch Vermittlung der englischen und spanischen Sprache führen; in Europa lässt er sich bei mehreren Völkern mittelst der französischen erreichen und in allen bedeutenden Hafenplätzen der Erde ist die englische Sprache vorherrschend, weil englische und amerikanische Schiffe die Mehrzahl bilden. Dagegen sind im Reiche der Wissenschaft die Verhältnisse viel verwickelter: es werden nicht allein von Alters her die lateinische und griechische Sprache gepflegt, sondern es wächst die Zahl der lebenden Sprachen, deren Kenntniss es bedarf, um sich unterrichten zu können vom Stande der Wissenschaft im Allgemeinen oder eines besonderen Faches. Die Hochschulen haben längst aufgehört, die hohe Stellung einzunehmen

wie im Mittelalter und stehen jetzt als Pfleger der Wissenschaft weit zurück gegen das Schriftwesen, welches in Büchern und Zeitschriften nicht allein den Kern des mündlichen Unterrichtes der Hochschulen liefert, sondern auch die Arbeiten der zahlreich ausserhalb stehenden Forscher und Denker. Sie haben auch seit Jahrhunderten die allgemeine Benutzung der lateinischen Sprache abgeschafft, welche vordem die wissenschaftliche Verbindung der Europäer vermittelte und so herrschen jetzt übermächtig im ganzen Bereiche der Wissenschaft die lebenden Sprachen der zahlreichen und vorgeschrittensten Völker Europas. Wer als Deutscher, Engländer, Franzose, Italiener oder Russe nur seine Muttersprache versteht, verschliesst sich weite Bereiche des Wissens, und wenn ihm auch Übersetzungen in Zeitschriften und Büchern zu Gebote gestellt werden, verliert er nicht allein die Zeit bis zu ihrer Herstellung, sondern macht auch seine Erkenntniss abhängig von der Auswahl Anderer, welche das ihm Nöthige auslassen und dagegen das ihm Überflüssige mittheilen; wer also sich auf seine Muttersprache beschränkt, ist gleich dem Einarmigen, behindert in seinem Streben. Die fremden Sprachen so weit nöthig zu erlernen, übersteigt dagegen nicht allein die Fähigkeiten der meisten Menschen, sondern es würde auch deren Erwerbung einen unverhältnissmässigen Theil der Zeit und Kräfte erfordern, da Sprachkenntnisse, wenn auch schätzenswerth an sich, doch als Hülfgeräte nur niedrig stehen im Vergleichswerthe zu anderen Zweigen des Wissens. Das Übel der Sprachunterschiede wächst immer mehr heran und die aus Sprachunkenntniss entstehende Einseitigkeit und Lückenhaftigkeit des Wissens der Einzelnen macht sich mehr und mehr geltend; bei aller Regsamkeit des Verkehrs fassen die solchergestalt Beschränkten nur das ihnen in der eigenen Sprache Zugängliche, überschätzen das Vaterländische ungebührlich und halten sich mancher Verpflichtungen überhoben, zu denen ein Diener der Wissenschaft sich verbunden erachten soll. Dem Übelstande könnte vielfach abgeholfen werden, wenn eine der verbreitetsten oder dienlichsten Bildungsprachen allgemein gemacht würde, sei es die lateinische wie im Mittelalter oder die französische, welche schon jetzt einen weiten Bereich in der Wissenschaft hat. Allein die lateinische ist längst erstarrt und rückständig geworden; die französische leidet, wie die meisten anderen Sprachen an dem Übelstande, dass es ihr an Wurzelwörtern gebricht, so dass sie Bereicherungen meistens nur ausführen kann, indem sie aus der altgriechischen Sprache die Wurzeln entnimmt und daraus

Wörter bildet, die weder griechisch noch französisch sind. Die einzigen Sprachen, reich an Wurzeln, also zu jeder Erweiterung fähig, sind die deutsche und griechische; allein erstere ist überaus weitschichtig in ihrem Baue, so dass ihre Erlernung und Anwendung sehr schwierig bleibt und die altgriechische ist der Jetztzeit entfremdet, so dass ihr Reichthum nur noch den Mischlingsprachen als Bergwerk dient, aus dem sie den Stoff zu neuen Gebilden entnehmen. Ausserdem leiden alle europäischen Sprachen unter dem grosen Übelstande, dass sie unnöthig weitläufig sind in ihren Wort- und Satzbildungen, dass sie weder durch sparsamste Benutzung der Buchstaben ihre Wörter schaffen, noch durch sparsamste Benutzung der Striche ihre Buchstaben bezeichnen, auch weit davon entfernt sind, ihre Schriftarten in der handlichsten Weise zu gestalten. Wie nachtheilig die vorbenannten Übelstände sind, lässt sich am überzeugendsten an dem russischen Unterrichte erweisen, welcher in allen höheren Schulen die Kenntniss der französischen, deutschen und englischen Sprache einschliesst und zwar mit solcher Bevorzugung, dass die feinerzogenen Russen ungewöhnliche Fertigkeit in Sprachen erlangen. Ihre Erziehung, mit Einschluss der Kenntniss ihrer Muttersprache, erfordert, dass sie russische, lateinische und deutsche Buchstaben erlernen, dabei in jeder Sprache vier Schriftarten, nämlich gros und klein, Druck und Schrift, also im Ganzen 12 verschiedene Alphabete, die allerdings manche Ähnlichkeiten bieten, aber ebenso zur Verwirrung wie zur Erleichterung. Die unausbleibliche Folge ist, dass der Sprachunterricht einen unverhältnissmäsigen Theil einnimmt und zu wenig Zeit und Kraft übrig lässt für die wichtigeren Zweige des Wissens. In Folge dessen wird die russische Erziehung von dem Vorwurfe der Oberflächlichkeit betroffen, dem sie nicht entgehen kann, da sie auf die Kenntniss der Geräte des Wissens so vielen Fleiss verwendet, dass die Anwendung dieser Geräte dagegen zurückstehen muss. Der Unterricht ist einseitig und beschränkt auf helfendes Wissen, auf Kenntniss der Mittel zum eigentlichen Lernen und daraus entsteht die Oberflächlichkeit, welche durch gewandte Sprachkenntnisse besticht, aber die weiten Gebiete des höheren Wissens öde lässt.

Das Bedürfniss nach Beseitigung der Sprach- und Schriftunterschiede in Europa ist ein allgemein und tief begründetes: die Erlernung der verschiedenen erforderlichen Sprachen führt zur Oberflächlichkeit; eine allgemeine Zeichensprache einzuführen, wie die Chinesen sie besitzen (§. 392),

würde nur die Einheit der Schrift erreichen, nicht die der Lautsprache; eine lebende Sprache herrschend zu machen, würde weder in sprachlicher noch in schriftlicher Beziehung ausreichen und überdies die Eitelkeit der anderen Völker wider sich haben, von denen keines zu überzeugen wäre, dass nicht im Grunde genommen seine Sprache den Vorzug verdiene. Dass die verschiedenen Übelstände anerkannt werden, ergiebt sich daraus, dass bei den minder zahlreichen Völkern (Holländern, Dänen u. a.), wie auch bei den Russen, wegen der minderen Ausbildung ihrer Sprache, wissenschaftliche Werke oder Mittheilungen für alle Völker in fremden Sprachen und vorzugsweise französisch abgefasst werden. Diesem Streben wirkt aber entgegen, dass die Italiener beginnen den alten Ruhm im Reiche der Wissenschaft zu erneuern und ihre Sprache einzuführen; dass auch die Russen gegenwärtig in ihrer Sprache Bücher und Zeitschriften abfassen, welche der Kenntnissnahme der anderen Völker werth sind und, jemehr ihre Bildung sich steigert, desto stärker die Geltung einer Sprache wachsen muss, von 60 Millionen geredet. Dass die Nachtheile der Buchstaben-Verschiedenheit sich fühlbar machen, zeigt das zunehmende Streben der Deutschen, die lateinische Schrift anzunehmen, welche auch unter slavischen Völkern angewendet wird, so dass es vorzugsweise noch der Russen bedürfte, um sie herrschend zu machen. Den Zeitverlüsten der weitschweifigen Schriftzeichen hat man begonnen, durch Kurzschrift (Stenographie) abzuhelfen, nicht allein bei Aufzeichnung öffentlicher Reden, sondern auch durch versuchte Einführung in das Geschäftsleben. Es sind also längst Bestrebungen wirksam, um den verschiedenen, gefühlten Nachtheilen abzuhelfen; allein alle ungenügend und für jede einzelne Abhülfe eine Kraftaufwendung erfordernd, welche ausreichen würde, um durch eine Masnahme alle Zwecke im weitesten Umfange zu erreichen. Wollte man z. B. die französische Sprache zur herrschenden machen, so würde es den übrigen Völkern mehr Mühe kosten diese zu erlernen, als eine ganz neue Sprache die eigens gemacht würde, um durch Einfachheit und Kürze so leicht wie möglich zu sein und anwendbarer als die französische oder irgend eine der übrigen. Wollte man die lateinische Schrift herrschend machen, so müssten die Deutschen, Dänen, Norweger, Russen, Slavonier und Griechen sie neu erlernen, mit grösserer Mühe als eine neue Schrift, die auf gröste Einfachheit und leichteste Schreibung mittelst der Feder berechnet wäre. Wollte man irgend eine der Kurzschriften allgemein machen, so

würde der Zweck nur theilweise erreicht, wenn man ihre Anwendung auf die verschiedenen Sprachen erlernte, denn jede taugt nur in dem bezüglichen Volke, kann also nicht dem allgemeinen Verkehre dienen. Der einzige Weg, mit der geringsten Aufwendung an Zeit und Kräften den höchsten Erfolg zu erzielen, kann nur in der Anfertigung einer neuen Sprache und einer neuen Schrift gefunden werden: Erstere im möglichst einfachen Baue und thunlichster Kürze der Wörter; Letztere in einfachster Form der Lautbezeichnungen (Buchstaben und Silben), so dass die Erlernung leicht und die Anwendung mündlich wie schriftlich mit gröster Zeitersparung möglich würde. Alle minderen Hülfen, welche bereits im Gange sind oder noch ergriffen werden, sind Verschwendungen an Zeit und Kraft, verglichen mit jener; sie können den Verkehr der Europäer vereinfachen, aber nur örtlich und theilweise, aber niemals die Hindernisse so leicht und allgemein beseitigen wie die Herstellung und Einführung einer neuen Sprache und Schrift.

Denke man sich, eine neue Sprache sollte von Sprachkennern der verschiedenen europäischen Völker geschaffen werden und zwar durch Benutzung der günstigen Eigenthümlichkeiten einer jeden, so würden zunächst für die am meisten gangbaren Bezeichnungen die kürzesten Laute gewählt, welche eine oder die andere Sprache besitzt; ebenso zu ihrem Ausdrucke die kürzeste Schreibweise, welche in derselben oder anderen Sprachen angewendet wird. Wenn sie z. B. zur Bezeichnung des Wassers das französische Wort als das kürzeste wählten, so würden sie dessen Schreibweise „eau“ als überflüssig lang verwerfen, weil in allen Sprachen der Buchstabe „o“ ausreicht, um den Laut jenes Wortes zu bezeichnen. Die Ersparung wäre gros, denn die Nichtfranzosen hätten statt eines zwei- oder dreisilbigen Wortes ein einsilbiges und statt 4, 5 oder 6 Buchstaben zu schreiben, nur einen; auch die Franzosen schrieben nur einen statt dreier Buchstaben. Das englische I zur Bezeichnung des Eigenwesens wäre sehr passend, könnte auch „ei“ ausgesprochen bleiben, da es vortheilhaft wäre, diesen so oft angewendeten und dazu dienlichen Laut einfach zu bezeichnen, was leicht geschehen könnte, indem man es vom neuen Zeichen des i unterschiede, nicht wie im Englischen das gleiche Zeichen für beide Laute. Es liegen in den verschiedenen Sprachen ausreichend Bestandtheile zerstreut, aus denen durch geeignete Auswahl eine beste Sprache zusammen gesetzt werden könnte und da in allen das gleiche Menschenwesen sich

ausgeprägt hat, dem die neue Sprache dienen sollte: so läge in solcher Art der Herstellung die sachlich geeignetste von allen. In viel wichtigeren Bezügen als die oben nebenher zum Beispiele genommenen, können die verschiedenen Sprachen benutzt werden und auch die kleineren bieten viel Brauchbares. Einige Sprachen haben geeignete Deklinationsformen, andere einfache Conjugationen, einige besitzen Kürze des Ausdruckes, Einfachheit der Wort- und Satzbildungen, die dänische hat eine zweckmäsige Passivform, die böhmische gilt als sehr reich gebildet, die schwedische und spanische bieten den gothischen Wohlklang, die italienische ihre Klarheit und der Bau der türkischen wird von Kennern als ein Muster gepriesen. In jeder hat das Menschenwesen in einer oder anderen Beziehung die höchste sprachliche Gestaltung der Gegenwart hervor gebildet; es würde also nur darum sich handeln, diese Vorzüglichkeiten heraus zu nehmen und durch ihre Zusammenstellung eine Menschensprache zu schaffen, welche jede einzelne Volkssprache überträfe, weil sie nur ihr Vortreffliches enthielte, nicht ihre Mängel. Sie wäre ein Erzeugniss des Menschenwesens gleich jeder anderen, jedoch die Hervorbringung der höchsten Erkenntniss der Jetztzeit; wogegen jede der einzelnen Volkssprachen das Erzeugniss der Vergangenheit ist, Spuren aller Zeiten und selbst der rückständigsten in sich trägt und von ihren Einseitigkeiten nicht befreit werden kann, weil sie zu fest verwachsen sind und dem Gedächtnisse des Volkes sich tief eingeprägt haben. Irgend eine Sprache durchgreifend zu verbessern, erfordert mehr Mühe als eine neue zu schaffen: wie viel leichter wird also nicht Letzteres sein, als alle Sprachen so weit zu verbessern wie sie dessen benöthigen.

Nächst der neuen Sprache würde es einer neuen Schrift bedürfen, da die jetzige an Vielfältigkeit und nutzloser Weitschweifigkeit leidet, auch den Bewegungen der Hand sich mangelhaft anpasst. Die verschiedenen Kurzschriften haben den Unterschied stark genug heraus gestellt, so dass es verhältnissmäsig leicht sein würde, eine der neuen Sprache angepasste Schrift zu bilden. Sie würde vorzugsweise auf Leichtigkeit und Kürze des Schreibens einzurichten sein, denn der Buchdruck kann jede Art mit gleicher Leichtigkeit bewältigen und bedarf nur der Kürze der Schrift, welche es gestattet möglichst viel auf gleiche Fläche zu drucken.

Die Erkenntniss der Gegenwart ist dahin gelangt, nicht allein die Übelstände der Zersplitterung in Sprachen und Schriften zu erkennen, son-

dern auch die Vereinfachung anzubahnen. Allein die eingeschlagenen Wege erfordern übermäsige Anstrengungen für kleine, zögernde Schritte und in dem bisherigen Fortgange, der nur geringe Beschleunigung zulässt, würden Jahrhunderte vergehen, bevor die wünschenswerthe Einheit der Sprache und Schrift erzielt werden könnte. Der beschleunigte Fortschritt der Wissenschaft wird aber durch solche Verzögerung ungebürlich benachtheiligt; der Völkerverkehr erleidet immer mehr Hemmungen und Zeitverlüste, und so wird die neue Welt über kurz oder lang der Aufgabe sich unterziehen müssen, eine neue Sprache und Schrift zu schaffen, um alle Verbindungen angemessen zu erleichtern, und die Zeit und Kräfte der Menschheit sparsam zu verwenden. Gelänge das Werk, so würde es sich durch seine Vorzüge allgemein Eingang verschaffen und die einzelnen Volkssprachen mit der Zeit absterben; sie verblieben in ihren Werken wie das Griechische und Lateinische der Vorzeit, wären aber als lebende Sprachen von der Menschheit in ihrer Verjüngung ausgestosen wie so manches andere, vordem lebende Gebilde.

Der neuen Welt wird das herrschende Streben nach Vereinfachung der Wissenschaft und nach allgemeiner Verbreitung unter alle Völker und Volkstheile auch in anderen Weisen zum Vortheile gereichen. Der stattfindende Übergang vom mündlichen Vortrage zu schriftlichen Abhandlungen, die durch Druck vervielfacht werden können, führt die Pflege der Wissenschaft aus den dumpfen Hörsälen in die freie Luft des allgemeinen Verkehrs, zwingt die Lehrer, sich kurz zu fassen, statt ein dürftiges Wissen möglichst lange auszuspinnen; gewöhnt sie daran, um Einfachheit und Deutlichkeit sich zu bemühen, da die Leser nicht ein Orakel bewundern, sondern einen Lehrer verstehen wollen und weit sicherer die Fehler ermitteln können als die Zuhörer einer Rede oder Vorlesung. Der Werth der Redner, Professoren und Prediger wird sich mindern: das Wort wird an Geltung verlieren, während die Schrift gewinnt. Gleichzeitig wird die Selbstüberhebung schwinden, die noch so vielfach unter den Jüngern der Wissenschaft wuchert, am meisten bei Denen welche am wenigsten Veranlassung dazu haben, nämlich den Gedächtnisswissern oder Fachgelehrten, welche in einem engen Bereiche schätzenswerthe Forschungen Anderer ihrem Gedächtnisse eingeprägt haben, vielleicht auch einiges Selbstgeschaffenes hinzu fügten und, weil ihnen ausserhalb ihres engen Gebietes alles dunkel ist, dieses Dunkel gründlich geringschätzen, auch jeden nicht

zu ihrem Fache Gehörigen als Laien bezeichnen, um sein Urtheil abzuweisen. Diese Selbstüberhebung, welche so viele Gelehrte mit den Zunftmeistern gemein haben, die jeden als Pfuscher bezeichnen, welcher nicht in ihrer Weise lernte, wird um so mehr schwinden müssen, je stärker die Neuzeit drängt zum umfassenden Wissen und zur gemein verständlichen Darstellung der Lehre, also zur Entäusserung des verworrenen, dunklen und mit antiken Worten und Sprüchen durchwebten Gemisches, wie es bisher der Wissenschaft der Hochschulen würdig gehalten wurde: es wird die Zunft fallen und die freie Wissenschaft gewinnen.

Andererseits treibt die Fortbildung den Einzelnen dazu, vorwaltend auf ein Fach sich zu beschränken, wenn er mit mässigen Fähigkeiten Tüchtiges leisten will. Der Gehalt des Wissens vertieft sich mehr und mehr, das Gebiet erweitert sich im überraschenden Mase, so dass ein kleiner Theil genügt, um Zeit und Kräfte eines Menschenlebens in Anspruch zu nehmen. Nicht allein, dass die einzelnen Fächer sich scheiden, sondern jedes Fach spaltet sich in Abtheilungen, denen die Meisten ausschliesslich sich widmen: z. B. in der Heilkunde wird die Wundarzneikunst geschieden von der Heilkunst des Inneren, überdies die Augenheilkunde, Heilung ansteckender Krankheiten, der Hautübel, Athmungkrankheiten, die Irrenheilung u. a. als besondere Fächer abgeschieden, jedes Fach ausreichend, um den sich Widmenden völlig in Anspruch zu nehmen. Die Naturforscher haben ebenfalls sich gespalten in Stein-, Pflanzen-, Thier- und Menschenkenner (Mineralogen, Botaniker, Zoologen und Anthropologen) und Letztere haben sich wiederum getheilt in Physiologen, die das Leben des Leibes erforschen und Psychologen, welche das Leben des Nervenwesens (der Seele) zu erkunden suchen. Derartige Arbeittheilung, welche in allen Zweigen fortschreitet, muss einerseits der Wissenschaft zu reicherer Fortbildung verhelfen, indem jeder Zweig mit grösserer Schärfe und Tiefe bearbeitet werden wird, andererseits aber die Folge haben, den Einzelnen beschränkter zu machen, ihn zur Einseitigkeit zu entwickeln und seine allgemein menschliche Bildung zu beeinträchtigen. Solcher Mensch wird von einem kleinen selbständigen Werke zu einem brauchbaren Rade in einem grosen Werke; der Einzelne verliert, aber die Menschheit gewinnt und da in dieser das höchste Ziel der Welt liegt: so ist diese Fortbildung eine angemessene, möge sie auch vielen Menschen ihre allgemeine Entwicklung beeinträchtigen. Der Einzelne kann aber in einem beschränkten Kreise sein Glück

finden, wie die Erfahrung allerorts lehrt und so liegt auch in dieser Beziehung kein Grund vor, um den Fortschritt zu beklagen, welcher den Menschen sein Glück finden lässt im beschränkten Wirken für die Menschheit. Jeder hat im Reiche der Wissenschaft Raum und Freiheit in Fülle, um wählen zu können nach seinen Fähigkeiten und zu erlangen was der eingeschlagene Weg bietet.

„Wer stets denselben Weg in gleicher Richtung hält,
Der kommt in kurzem um die Welt,
Wer alle Windungen und Pfade will begleiten,
Wird nie sein Weichbild überschreiten.“ (Rücker.)

Möge er das Durchgehende aller Fächer verfolgen oder im einzelnen Fache jede Einzelnheit erforschen wollen, so wird er das erhoffte Glück finden können, wenn er jeden anderen Forscher als Genossen achtet und nie die Männer sondern nur die Ansichten kämpfen lässt; eine Verbesserung, welche ebenfalls die Gegenwart anbahnt und die Zukunft in der neuen Welt zur Herrschaft bringen wird.

§. 468.

Das allmälige Ausscheiden des Semitischen wird im Leben der Europäer auch die Ehe und das Verhältniss der Weiber und Kinder umgestalten, sie ausschliesslich auf arischer Grundlage fortbilden.

Die gegenwärtigen Gesetze und Einrichtungen bilden ein Gemisch von arischer Einehe mit semitischer Schmälerung der Gleichberechtigung beider Geschlechter. Den Verhältnissen des gemäsigten Erdgürtels folgend herrscht die Einehe und selbst die zwischen uns lebenden Semiten (Mosaiten) haben sich dem gefügt, obgleich ihr geltendes Gesetz ihnen die Vielweiberehe gestattet. Andererseits hat das Semitische der heissen Länder in so weit Einfluss gewonnen, dass die weibliche Hälfte der wohlhabenden Europäer zurück gedrängt und auf die Wohnung angewiesen wird, wie es in den heissen Ländern die Frühreife der Töchter und die Unzuverlässigkeit der Frauen gebietet. Die arische Küle hat von jeher dazu geführt, die Ehe als eine Genossenschaft zu betrachten, bei deren Schliessung der Verstand als Berechnung mitwirkt, die Verhältnisse beider Theile abwägt und langsam zu einem Entschlusse gelangt. Die semitische Wärme dagegen hat die Leidenschaft zur Geltung gebracht, die unmittelbare Be-

werbung, das Romantische und die ungebürliche Höherstellung des sinnlichen Genusses. Dieser Einfluss ist zeitlich und örtlich ein zwiefacher gewesen: durch die semitischen Einwanderer auf die Hellenen, in dem Jahrtausend vor Christi Geburt, und durch die Araber auf Spanier und Italier während des Mittelalters. Unter den Hellenen führten diese Einflüsse bei den Höhergestellten zur Zurückdrängung des Weibes, zur Beschränkung desselben auf seine Gemächer, zur Fernhaltung aus den Zusammenkünften. Wie zu allen Zeiten suchten die Unterstehenden diese neuen Sitten der Höheren thunlichst nachzuahmen und ist zumal die weibliche Hälfte in solchen Fällen durch ihre Bewerbung nahezu gezwungen, den Sitten der Vornehmen so weit möglich nachzukommen, um durch Hebung der äusseren Stellung ihrer Bewerbung höhere Kreise zu eröffnen: Mütter und Töchter strebten damals wie jetzt danach gute Partien zu machen und unterwarfen sich gern den Beschränkungen der vornehmeren Sitten, um die geeigneten Lebenskreise sich zu eröffnen. Die Ausschliessung der weiblichen Menschheit aus den Zusammenkünften war beiderseitig von verderblichem Einflusse, denn die Männer unter sich, wie auch die Weiber unter sich verwilderten, weil die gegenseitigen Anstandsrücksichten aufhörten. Namentlich von den Zügellosigkeiten der Männer in Athen sind ausreichende Kunden aufbewahrt worden, um zu erkennen, dass alle Laster der heissen Länder Eingang gewonnen hatten, selbst in Lebenskreise, in denen Sokrates mit Platon, Xenophon und derartigen Männern sich bewegten. Dass die Weiber unter sich mehr in Worten als Werken der Zügellosigkeit verfallen sein werden, erklärt sich aus der Beaufsichtigung; aber noch jetzt berichten Europäerinnen, welche morgenländische Harems besucht haben, dass die Gespräche der Weiber sehr unanständig waren; auch ist bekannt, dass vielerorts die europäischen Frauen unter sich ebenso zügellose Gespräche führen wie die Männer, weil die gegenseitige Scheu fehlt. Die Scheidung der Geschlechter im Umgange ward verderblich nach beiden Seiten und bei den hellenischen Männern kam noch hinzu, dass sie, um der weiblichen Gesellschaft bei ihren Gelagen nicht zu entbehren, käufliche Weiber hinzu zogen, welche das semitische Morgenland herüber sandte; dass auch derartige Buhlerinnen zu hohen Stellungen sich empor schwingen konnten, da sie des Umganges und der Achtung ihres Geschlechtes nicht bedurften. Von Griechenland wie auch durch semitische Einwandrung gelangten diese Sitten nach Rom: Frauen und Töchter wur-

den zurück gedrängt und nur der Matrone (dem geschlechtslosen Weibe) das öffentliche Auftreten gestattet, den übrigen dagegen die Zurückhaltung und Beschränkung auferlegt. Es kam schon damals die Verhüllung des weiblichen Geschlechtes auf, welche dasselbe beim Erscheinen ausserhalb des Hauses wider Unschicklichkeiten schützen sollte, in Wirklichkeit aber der Zügellosigkeit Vorschub leistete, indem es die allgemeine Aufsicht vereitelte, es möglich machte, Häuser jeder Art zu besuchen, da die Gleichheit der Tracht und Verhüllung jede Einzelne gegen Entdeckung sicherte. Es konnte dahin kommen, dass die Frauen der Senatoren und selbst Kaiserinnen durch Unzucht das gröbste Ärgerniss erregten, gefördert durch die Abscheidung der Männer und die Verhüllung der Frauen. Die gleiche Erfahrung ward im Mittelalter in den Städten Italiens gemacht: es ward die schwarze Tracht gebräuchlich und dabei Verhüllung durch Schleier oder Halbmasken, wie es der Anstand beim Verlassen des Hauses erforderte. Daraus entstand die Zurücksetzung des Anstandes in Erleichterung der Zügellosigkeit, denn jede Erwachsene war der anderen ähnlich und konnte am lichten Tage ihre Buhlwege machen, ohne erkannt zu werden. Das Gleiche findet noch jetzt im Morgenlande statt: die verhüllten Frauen durchstreifen Strasen und Basare ohne Scheu, denn jede ist unkenntlich und kein Mann dürfte es wagen, seine eigene Frau ertappen zu wollen, weil er Gefahr liefe, die Frau eines Anderen zu enthüllen; sie besuchen Läden oder verschwinden in Häusern üblen Rufes durch ihre Verhüllung geschützt: die semitische Wahrung des Anstandes dient der Zügellosigkeit.

Die Zurücksetzung der weiblichen Hälfte gelangte durch die Römer nach Spanien, Frankreich, England und West-Deutschland, und wenn auch durch die Völkerwandrung das arische Grundwesen zur übermächtigen Geltung kam, selbst in Italien das Römische unterdrückte, so lebte doch Manches wiederum auf, als die rauhen Völker die Künste, Sprache und Sitten der Unterjochten annahmen und die Höhergestellten sich bemüheten, durch feinere Sitten sich noch mehr zu erheben über ihre rauhen Genossen. Das Gleiche wiederholte sich in Spanien und Frankreich: der weiblichen Hälfte ward strengere Zurückhaltung auferlegt, grösere Abscheidung von den Männern und derem Umgange.

Als die Araber Spanien erobert hatten (712—755), brachten sie den Bewohnern mit den Wissenschaften, Künsten und Sitten des semitischen

Morgenlandes, auch die glühende Verehrung des Weibes, als Trägerin der Schönheit und Helferin zum sinnlichen Genusse. Die Liebe ward nicht verehrt als Mittel zur Verjüngung der Menschheit, sondern als Zweck, und das Weib nicht als Ehegenossin, sondern als Buhlerin, als Theilnehmerin an heimlichen Genüssen. Diese Abweichung ist begründet in den Verhältnissen der heissen Länder, wo der Mann das 10jährige Mädchen welches er ehelicht, nicht als Genossin, als ebenbürtige Hälfte seines Lebens anerkennen und behandeln kann; es ist ein Kind, wenn auch körperlich gereift, nur zum Genusse dienlich und seinen ganzen Werth tragend in seiner körperlichen Schönheit, seiner Entwicklung als schwellende Knospe. Sobald dort die Frau ausgewachsen und verständig wird, um dem Manne zur Seite stehen zu können, ist sie welk geworden und wird, wenn möglich, durch eine jüngere, aufblühende ersetzt. Die Dichtkunst des Morgenlandes findet deshalb an der weiblichen Hälfte nur ihre geschlechtlichen Unterscheidungen zu rühmen und selbst bei bildlichen Vergleichen, wie im Hohen Liede der Bibel, sind Wangen und Brüste, Haar und Augen, Lippen und Schos die Gegenstände der Verehrung; auch wird jede Bewerbung nur auf Erreichung des Genusses gerichtet. Diese Eigenthümlichkeit der heissen Länder ward von den Arabern nach Spanien verpflanzt und verbreitete sich in reizend üppigen Liedern und Gewohnheiten über die anderen Völker Europas, so weit die Wissenschaften und Künste der hochgebildeten Araber Spaniens Einfluss gewinnen konnten. Es erblühete eine Zeit der Ritterlichkeit in Liebesbewerbung, der Kampfspiele mit Preisvertheilung durch weibliche Hand, der Liebeslieder wie sie von den Troubadours in Süd-Frankreich und den Minnesingern West-Deutschlands gedichtet wurden: Alle das Weib anscheinend hoch erhebend, aber in Wirklichkeit nur als Mittel zum Genusse feiernd. Die Flut der Minnelieder, die Liebeshöfe an denen Streitfragen der Liebe entschieden wurden, brachten jene semitischen, bunten und glühenden Vorstellungen zur Herrschaft, und durch alle folgenden Jahrhunderte entstand bei den Völkern eine Unzahl von Liebesliedern, in denen die Liebe als höchster Sinnengenuss gefeiert wird, meistens in Wendungen, die ebenso wol auf eine Buhlerin als auf eine Jungfrau ihre Anwendung finden können.

Diese Nachklänge des eingedrungenen semitischen Wesens, welche allerdings ihre menschliche oder beziehentlich thierische Berechtigung haben, schwinden zusehends vor dem Ernste des Lebens und werden in der

neuen Welt voraussichtlich ihr Ende finden. Das arische Wesen fasst das Verhältniss der beiden Menschenhälften küler, ernster und prosaischer: der Mann will eine Lebensgefährtin, keine Beischläferin, und die Jungfrau will gesichert werden für ihre Lebenszeit, einen bleibenden Anhalt haben und ihre Stellung als Frau einnehmen; der Mann weiss was er bietet und braucht nicht zu winseln in Klagetönen, auch die Jungfrau wünscht keine Schmachtlieder, sondern einen bündigen, verständigen Antrag; die romantische Dichtkunst wird überflüssig und ihre ohnehin kränkelnden Blüten verschwinden in der zunehmenden Küle des siegenden arischen Wesens.

Die Zurückdrängung des Weibes hatte aber ein ungleich gröseres Übel im Gefolge, indem sie die wirthschaftliche Ergiebigkeit des weiblichen Lebens minderte und es dadurch in grösere Abhängigkeit brachte. Im Hirten- und Ackerleben der Arier in der Urheimat und auch während des ersten Aufenthaltes in Europa, stand das Weib weit mehr dem Manne gleich als nachher: die Arbeiten waren ebenmäsig vertheilt, die weibliche Hälfte war gleich nützlich beschäftigt und erwarb sich ihren Unterhalt gleich dem Manne; die Frau war vollberechtigte Genossin und wer die Tochter ehelichen wollte, nahm den Eltern eine werthvolle Arbeiterin. Die Weiterbildung, welche vornehmlich vom Süden heran kam, änderte dieses Verhältniss in allen Zweigen, welche über das Hirten- und Ackerleben hinaus lagen: sie schloss die weibliche Hälfte aus von der Theilnahme daran und drückte dasselbe in diesen Zweigen zu einem Minderwerthe hinab. In den alten, arischen Beschäftigungen verblieb das Weib selbsterhaltend, Überschuss ergebend, weil es nach wie vor Theil nimmt an allen Arbeiten: melkt, buttert und Käse macht, Vieh wartet, düngt, erntet und drischt, kocht und backt, spinnt, strickt und näht, auch webt und färbt wie vor Tausenden von Jahren. Aber in Künsten und Gewerken, Handel und Verwaltung hat man die weibliche Hälfte ausgeschlossen, ihre Fortbildung gehemmt und sie der Rückbildung übergeben. Die Folge davon ist gewesen, dass Frauen und Jungfrauen dieser Kreise an Kräften und Fähigkeiten rückständig geblieben sind, dass ihre Ausbildung als überflüssig angesehen und vernachlässigt wird oder auf Nutzlosigkeiten sich richtet, welche weder sie selbst noch Andere befriedigen können. Die Ausschliessung von Allem was das Leben gewinnbringend und mannigfaltig in Freud und Leid gestaltet, hat die Folge gehabt, der Langenweile und nutzlosen Zeittödtung Eingang zu verschaffen, oder das Streben nach Beschäftigung und Ab-

wechslung abzulenken zum Klatschen und zur Putzsucht, darin dem Neide, der Bosheit, Eitelkeit und dem Misstrauen reichlich Nahrung gebend. Die Zurücksetzung macht ihren Einfluss sogar in der Gehirnbildung sichtbar, denn es zeigt sich bei Vergleichung des männlichen und weiblichen Gehirnes, dass das weibliche bei rückständigen Völkern dem männlichen in Bau und Gröse viel näher steht als bei vorgeschrittenen Völkern, dass also die Fortschritte der Bildung zur Entwicklung des Gehirnes überwiegend bei den Männern gewirkt haben. Es giebt keinen Grund, welcher berechtigte anzunehmen, dass die weibliche Hälfte minder bildungfähig sei; es kann also nur die Hemmung ihrer Bildung den Rückstand hervor gebracht haben.

Die Beschränkung der weiblichen Hälfte ist mit zunehmender Bildung verbreiteter und nachtheiliger geworden. Einestheils haben die ursprünglichen Beschäftigungen, welche beide Hälften einander nahezu gleichstellten, minder zugenommen als die neueren, welche die weibliche Hälfte zurück setzten: die ländliche Bevölkerung bildet jetzt im Vergleiche zur städtischen einen viel geringeren Theil des Volkes, die Beschränkung hat also durch grösere Zunahme der Städte über weitere Bereiche sich ausgedehnt. Sie ist nachtheiliger geworden dadurch, dass der zurückgesetzten weiblichen Hälfte ein groser Theil ihrer Beschäftigungen entzogen worden ist durch Fabriken und Maschinen: spinnen und weben haben aufgehört, stricken und sticken verschwinden, jede Nähmaschine arbeitet für drei Nähterinnen. So wird das weibliche Leben immer unergiebiger und der Unterschuss, den seine Unterhaltung erfordert, mehrt sich von Jahr zu Jahr. Der Andrang zu lohnenden Beschäftigungen wird gröser, das steigende Missverhältniss zwischen Angebot und Begehr mindert die Preise und steigert die Noth; das weibliche Leben verliert an Werth. Wenn man die verhältnissmäsig geringe Zahl der glänzend besoldeten Künstlerinnen abrechnet, bleibt für die weibliche Hälfte die Preisgebung der einzige Zweig, welcher ansehnlichen Überschuss ergeben kann, aber nur für die kurze Blütenzeit. Deshalb wird als Selbstfolge dieser Weg im zunehmenden Mase betreten werden, je mehr dem weiblichen Leben durch Zurücksetzung die Möglichkeit der Selbsterhaltung geschmälert und entzogen wird. Statt eines Lebens voll andauernden Mangels wird eine kurze Glanzzeit im Rausche der Lust gewählt, um das nachfolgende Elend durch Erinnerung an eine Blütenzeit zu versüsen oder vordem unter zu gehen. Dieses zeitweilig glänzende Elend wächst in

den grosen Städten London, Paris, Berlin, Wien, St. Petersburg u. a. immer weiter heran und wird in doppelter Weise genährt: durch zunehmende Nahrunglosigkeit des weiblichen Geschlechtes, und anwachsende Putz- und Vergnügungsucht, die am stärksten gepflegt wird von den Preisgebenden, welche Reiz und Entschädigung darin suchen und finden. Diese Hingabe des Weibes, welche in der demi-monde ihren Ausdruck findet, äussert sich in einer noch niedrigeren Gestalt in dem Unzuchtwesen groser und kleiner Städte; andererseits als höhere und anständig geltende, in den Ehen, welche von weiblicher Seite geschlossen werden ohne Liebe und Achtung, lediglich um glänzend versorgt zu werden. In allen Gestalten, von der niedrigsten zur höchsten, ist es die durch Zurücksetzung herbeigeführte Unmöglichkeit sich selbst zu ernähren, welche die Jungfrau treibt, ihr Leben dadurch selbsterhaltend zu machen, dass sie ihre Schönheit, ihre körperlichen Reize verkauft oder vermiethet, weil diese das einzige Besitzthum sind, welches am Weltmarkte hoch genug bezahlt wird, um reichlichen Lohn zu ergeben. Die besondere Gestaltung des Verhältnisses hängt lediglich davon ab, ob sich ein Käufer finde für zeitlebens, so dass äusserlich eine anständige Ehe daraus entsteht, oder ein Käufer für eine Reihe von Jahren, so dass eine freie Ehe daraus wird, oder nur Miether im raschen Wechsel sich finden in Unzucht. Die Ursache ist in allen Fällen dieselbe, nämlich Unfähigkeit der Selbsterhaltung, der weiblichen Hälfte aufgedrungen durch Zurücksetzung und Ausschliessung von den ernährenden Arbeiten.

Die Quelle des Übels ist längst erkannt und sind einzelne Versuche gemacht worden, um die weiblichen Fähigkeiten Theil nehmen zu lassen an lohnenden Arbeiten, welche bisher die Männer ausschliesslich betrieben. Es haben sich in Nord-Amerika wie in England Jungfrauen zu Ärzten herausgebildet, und wenn auch durch männliche Beschränktheit und Böswilligkeit gehindert, diese Absicht glänzend durchgeführt. In London ist eine Buchdruckerei eröffnet worden, in welcher Satz und Druck durch weibliche Hände beschafft wird. In verschiedenen Fabrikzweigen, welche Feinheit und Unermüdlichkeit erfordern, werden vorzugsweise Mädchen beschäftigt, und da ihr Tagelohn wohlfeiler ist als das männliche, so führt der Vortheil der Arbeitgeber zur ausgedehnteren Beschäftigung der weiblichen Hälfte. Es liegen aber noch grose Arbeitgebiete verschlossen, die eigens für das weibliche Geschlecht geeignet erscheinen, aber zur Zeit unzugäng-

lich sind, weil ihnen die Gelegenheit zur Ausbildung mangelt oder Zunft- und andere Handwerk-Verbindungen ihnen entgegenstehen. Allmälig werden auch diese Schranken gebrochen werden und die weibliche Hälfte in allen für sie geeigneten Fächern an den Arbeiten zum Gemeinwohle Theil nehmen; sie werden in der Beschäftigung die Nutzlosigkeiten vergessen, mit denen sie in Ermangelung anderweitiger Gelegenheit ihre Gedanken erfüllen; werden ihren Menschenwerth erkennen, indem sie sich selbst erhalten; und ihre Liebeswahl sichern, indem sie ihre Unabhängigkeit bewahren bis sie, ohne Zwang durch Noth oder dringende Eltern, den Ehebund schliessen mit begründeter Hoffnung auf Sicherung ihres Lebensglückes. Je mehr beide Geschlechter in den Stand gesetzt werden, ihren Unterhalt selbständig zu erwerben, desto sicherer können Ehen geschlossen werden und desto mehr wird die Fortbildung der Eheleute wie auch des Nachwuchses erreicht: die Liebe wird weniger vom Bleichgesichte der Sorge begleitet, die Ehe weniger aus Besorgniss gemieden oder leichtsinnig geschlossen, desto mehr aber mit Ernst und Zuversicht begonnen. Die Vortheile werden am stärksten der weiblichen Hälfte zufallen, deren Lebensbestimmung und Lebensglück vorwaltend in der Ehe begründet liegt: die Mehrung der ernsten Ehen zweier selbständiger Gatten wird die entsittlichenden Zwangsehen mindern, und indem sie der weiblichen Hälfte zur Erreichung ihres Lebenszieles verhilft, einerseits die Wildniss beschränken und zurückdrängen, andererseits dem naturwidrigen, keuschen Leben abhelfen, welches erfahrungmässig die Jungfrau entweder erschlafft oder verhärtet, je nach der minderen oder gröseren Kraft, mit welcher das Leben die Übelstände der Keuschheit überwindet.

Der Beschäftigung der weiblichen Hälfte mit lohnenden Arbeiten steht das Vorurtheil entgegen, dass ihre Bestimmung die Familie, das Haus sei, dass ihre geringere Kraft und öfteres Unwohlsein sie hindere und dass sie der zarten Zurückhaltung entzogen würden, in welcher die schönsten Eigenschaften des Weibes sich entwickelten. Dass ihre Bestimmung in der Familie liege, als Trägerin der Verjüngung der Menschheit, unterliegt keinem Zweifel; aber die Erfüllung dieser Bestimmung findet sich nur in der Ehe und da die Befähigung der Jungfrau zum selbständigen Unterhalte die Schliessung der Ehen erleichtern wird: so kann die darin liegende Bestimmung nicht als Grund gegen die Verbesserung gelten, vielmehr ist sie einer der stärksten Gründe zu Gunsten derselben. Wird solche Jungfrau in der

Ehe so sehr für ihre Familie in Anspruch genommen, dass sie derselben alle Zeit und Kraft widmen müsste, so steht ihr die erlangte Geschicklichkeit nicht entgegen, denn sie braucht sie nur ruhen zu lassen; wenn aber, wie es vielfach geschieht, dem Manne durch Krankheit oder Unglück die Fähigkeit zur Ernährung der Familie verloren ginge oder sie vorzeitig Wittwe würde, so käme ihre Fähigkeit zur selbständigen Ernährung sofort der Familie zur Hülfe: es gäbe also mehr glückliche und weniger hülflose Familien. Der andere Grund, dass es der weiblichen Hälfte an Kraft und Gesundheit mangele, ist noch weniger zutreffend. Es bedarf nicht der Hinweisung auf die Amazonen des Alterthumes oder die 4000 weiblichen Krieger des Königs zu Dahome, um zu beweisen, dass sie bei geeigneter Auswahl selbst zum Kriege fähig sind; sondern es genügt hervor zu heben, dass ihre mindere Kraft ausreichend durch grösere Feinheit ersetzt wird und dass am Weltmarkte die Feinheit weit höher bezahlt wird als die rohe Kraft, in welcher die männliche Hälfte überwiegt, deren Werth überdies im Sinken ist, seitdem die Rohkraft zunehmend durch Maschinen ersetzt wird. Ein weiblicher Uhrmacher würde höher bezahlt werden als ein männlicher Grobschmied; ein weiblicher Arzt dem Zartgefühle ihres Geschlechtes weniger Abbruch thun als ein männlicher, auch beliebter sein; ein weiblicher Kupferstecher, Steinschneider, Maler, Violinspieler, Goldschmied, Abschreiber, Schreiblehrer, Kassenbeamter, Zahlmeister u. s. w. ausreichend an Körperkraft begabt sein und höher bezahlt werden als ein männlicher Erdarbeiter, Strasenpflasterer oder Soldat für ihre Anfwendung roher Kräfte. Das öftere Unwohlsein steht ebenso wenig entgegen, denn es findet sich überwiegend bei unbeschäftigten Jungfrauen oder erschlafften Frauen und schwindet in den meisten Fällen oder wird überwunden, wenn das Bewusstsein der Pflichterfüllung sich entgegen stellt; die Zahl dauernd kränklicher Jungfrauen und Frauen würde unter solchen Umständen wenig gröser sein als die solcher Männer. Dass sie der zarten Zurückhaltung entzogen würden, ist ein Irrthum, denn die wenigen, welche dazu Neigung besitzen, würden demgemäse Beschäftigungen wählen gleich derartigen Männern; auch giebt es keine Stellung des Lebens, in welcher nicht das Weib Zartsinn und Zurückhaltung bethätigen könnte, wenn es solche besitzt.

Die Aufhebung der Beschränkungen würde das arische Weib aus dem semitischen Bann erlösen, dasselbe auch in denjenigen Zweigen, welche

den heissen Ländern entstammen, zur Gehilfin des Mannes und zum vollgiltigen Mitgliede der Menschheit erheben. Dem Gemeinwesen würde ein unschätzbarer Gewinn an bisher brachliegenden Kräften zugeführt; die Verwendung weiblicher Feinheit der Menschheit in allen geeigneten Zweigen nützen, auch das Geschlecht den Nutzlosigkeiten und Eitelkeiten entziehen, mit denen es seine müssige Zeit ausfüllt und seine brachliegenden Kräfte beschäftigt. Allenthalben haben die Verbände Schulen für den höheren Unterricht gestiftet und erhalten, beschränken sie aber auf die männliche Hälfte; sie werden sich gezwungen sehen, sie auch der weiblichen zu eröffnen, denn es giebt keinen Zweig des höheren Unterrichtes, in welchem dem Weibe die Fähigkeiten mangelten und dasselbe sich nicht bereits versucht und bewährt hätte. Dem Baumeister des Strasburger Münsters war seine Tochter die treffliche Gehilfin; weibliche Naturforscher und Mathematiker hat es mehrere gegeben, auch weibliche Maler und Bildhauer; Redner sind sie von Natur und unermüdliche Sachwalter; zur Krankenpflege und Heilkunde sind sie ganz besonders geeignet; kein Zweig der Statsverwaltung würde ungeeignet sein zu ihrer Verwendung, denn in gesetzgebenden Versammlungen giebt es unzählige alte Weiber in Männergestalt, die zum Vortheile für das Gemeinwesen durch verständige und muthige Frauen ersetzt werden könnten; auf den Thronen haben die Frauen durchgehends besser sich bewährt als die Männer. Es liegt demnach kein Grund vor, ihnen irgend einen Zweig menschlicher Thätigkeit zu verschliessen; vielmehr bedingen die Gerechtigkeit, das Gemeinwohl und die Sittlichkeit, dass ihnen alle Fächer eröffnet werden und dass alle Unterrichts-Anstalten, welche bisher der männlichen Hälfte ausschliesslich dienten, auch der weiblichen zugänglich gemacht werden. Sie wird allerdings ebenso wie die männliche dem Irrthume ausgesetzt sein, auch für ihre Irrthümer büsen müssen, häufig auch ihre Fähigkeiten schädlich verwenden; allein der Gewinn wird gröser sein als der Verlust, die Fortbildung das Rückbildende übertreffen und dem Schatze der Menschheit an Bildung und äusseren Gütern ein reichlicher Überschuss zufliessen.

Die Geltung der Kinder in der neuen Welt wird ebenfalls eine höhere sein, weil die Erkenntniss der Gegenwart dahin gelangt, jedes entstehende Menschenleben als einen Gewinn zu betrachten und die Fortbildung der Zahl der Menschen als eine Bereicherung des Gemeinwesens. Die Beschränkung der Zahl hat nur an einzelnen Stellen ihren Grund, wo die

vorhandene Bodenfläche oder die gangbare Ernährungweise nur eine bestimmte Zahl von Menschenleben erhalten kann und die Gelegenheit oder Kenntniss mangelt, durch Ausdehnung der Kraftverwerthung oder durch Auswanderung Hülfe zu schaffen. An solchen Orten gilt der Kindermord als Aushilfe oder, als milderes Mittel, das gebräuchliche mehrjährige Stillen zur Beschränkung der Ehen und ihrer Ergiebigkeit. Die verschiedensten Mittel sind in der Jetztzeit gleichzeitig in Anwendung, je nach dem Bildungstande des Volkes oder der Einzelnen, und viele der Hochgestellten, deren Pflicht es ist, Sitte und Menschlichkeit aufrecht zu erhalten, sind, durch die irrthümliche Lehre eines Malthus verblendet, Feinde des Menschenzuwachses, suchen denselben zu beschränken zum vermeintlichen Vortheile der Menschheit, welche sie von Übervölkerung bedroht glauben, wenn nicht der Mehrung Einhalt geschehe.

Die Furcht vor Übervölkerung ward als eine unbegründete erkannt (§. 306), denn die jetzige Bewohnerzahl Europas hat im 19. Jahrh. stärker zugenommen als vorher und dennoch ihren Wohlstand reicher gestaltet als je; die Mehrung der Zahl ist also dem Gedeihen nicht nachtheilig, sondern zuträglich gewesen. Die Voraussetzung des Malthus, dass die Mehrung der Menschheit in dem Verhältnisse wie 1. 2. 4. 8 u. s. w. geschehe, die gleichzeitige Zunahme des Lebensunterhaltes aber nur wie 1. 2. 3. 4 u. s. w. wird nicht allein durch die Erfahrung widerlegt, sondern ist auch in sich falsch; denn die Zunahme, welche durch 1. 2. 3. 4 dargestellt wird, ist nicht eine in gleichen Zeiträumen gleichmäsig fortschreitende wie die Mehrung der Zahl, sondern eine im Verhältnisse des Fortschreitens abnehmende: 1. 2. 4. 8. bleiben durchgehend Verdoppelungen und finden im gegenwärtigen Europa ihren Ausdruck in je 70 bis 100 Jahren: dagegen sind 1. 2. 3. 4. abnehmend in der Steigerung, fangen an mit Verdoppelung (1 zu 2), gehen dann zum anderthalbfachen über (2 zu 3), darauf 3 zu 4 u. s. w., so dass sie nicht gleichmäsigen Zeiträumen entsprechen, sondern willkürlich verkürzten: folglich eine falsche Berechnung bilden zur Stützung einer falschen Lehre.

Jene Furcht, welche dazu verleitet die Hemmung der Zahl als ein Gebot der Menschlichkeit zu betrachten, findet anscheinend zwei Stützen in der stattfindenden Auswanderung aus Europa, welche als Beweis der Übervölkerung gilt, und in der Wahrnehmung, dass fortschreitende Bodenzersplitterung, als unvermeidliche Folge wachsender Zahl, Verarmung fördere.

Beides sind Folgerungen auf beschränkten Gebieten gewonnen, ohne gebürende Berücksichtigung der Menschheit. Die Auswanderung aus Europa, welche jährlich eine halbe Million betragen mag, ist allerdings ein Verlust für die Europäer, welche die Kosten des Aufwachsens derselben trugen, ohne die Früchte zu ernten; sie schafft aber dagegen einen weit gröseren Gewinn für die Menschheit, der die geeigneten Setzlinge geschenkt werden, um brachliegende Länder in Amerika und Australien zu bevölkern. Sie ist vergleichbar dem Verluste einer Baumschule, welche veredelte Pflanzen zu Tausenden abgiebt, um weite Strecken wüsten Landes in üppige Gärten voll fruchttragender Gewächse umzuwandeln. Vom engen Standpunkte aus beurtheilt, erscheint die Auswanderung als Verlust, vom weiteren dagegen als ein, der Menschheit unschätzbarer Gewinn: die Mehrung der Zahl, welche zur Entlastung durch Auswanderung führt, ist also keineswegs menschenfeindlich. Die Auswanderung ist aber in Deutschland wie in England nicht die Folge der Übervölkerung, sondern der schädlichen Einrichtungen des Verbandes, welche es verhindern, die vorhandene Bodenfläche in der ergiebigsten Weise auszubeuten und die Arbeitkräfte des Volkes in der lohnendsten Art anzuwenden. In beiden Ländern giebt es weite, wüste oder unergiebig verwendete Flächen, auf denen der zunehmenden Zahl ausreichend Raum und Nahrung gegeben werden könnte: zahlreiche Sümpfe, More und Landseen bedürfen nur der Austrocknung, um Hunderttausende ernähren zu können; Jagdgründe und Parks von nutzlosen Pflanzen und Jagdthieren bevölkert, könnten zahlreiche Dörfer mit wohlgenährten Menschen tragen; weite Strecken, durch zeitweilige Flussanschwellungen dem Getreidebau entzogen, würden mit reichlichem Ertrage einer arbeitsamen Bevölkerung lohnen, wenn ihr die Mittel zur Abwehr der Anschwellungen geliehen würden. Die Landfläche ist es aber nicht allein, welche die Bevölkerung Europas ernährt, sondern auch der Gewerbfleiss und die Künste: viele Millionen finden ihren Unterhalt, ohne den Boden zu bearbeiten, ziehen die Stoffe zur Ernährung und Bekleidung aus anderen Welttheilen heran, wo die Bevölkerung Überfluss an solchen Stoffen erzielt. Bekanntlich sind aber Gewerbfleiss und Künste so vielfach gehemmt, dass es in der Macht der Völker liegt, durch Entfesselung der Kräfte noch anderen Millionen die Verwerthung ihrer Kräfte zu ermöglichen und der Mehrung der Zahl ausreichende Lebenssicherung zu bieten. Es bedürfte also nicht der Auswanderung, und die Europäer könnten sich den Verlust

ersparen, wenn sie wollten; so weit aber die Auswanderung stattfindet, ist sie nur vom engen Standpunkte aus ein Verlust, denn für die Menschheit ist sie ein Gewinn.

Die zweite Wahrnehmung, dass die Bodenzersplitterung Armut erzeuge, hat ihre Richtigkeit, denn je kleiner die Fläche, von welcher eine Familie sich ernähren soll, desto weniger ist der Ertrag und um so näher ist die Grenze des Unzureichens. Überschreitet die Mehrung der Familie das Mas der zu erzielenden Lebensmittel oder fehlt es ihr an der Kenntniss zur ergiebigsten Ausbeutung der Fläche, dann sinkt sie in Armut, die ihr wahrscheinlich erspart wäre, wenn ihr doppelt so viel Land gehörte. Gewöhnlich liegt aber der Grund nicht in der Kleinheit der Fläche, sondern in äusseren Verhältnissen, die man übersieht: ist die Fläche gemiethet, so ist der Eigner meistens die Ursache des Elendes, indem er entweder seine Pacht steigert, sobald er sieht, dass die Miether durch ihren Fleiss der Armut sich entziehen oder indem er die Überlassung einer genügenden Fläche weigert, damit sie nicht unabhängig werden, sondern durch Noth gezwungen, für ihn zu niedrigen Lohnsätzen arbeiten. Ist aber die Fläche Eigenthum des Bearbeiters, dann steht meistens entgegen, dass die Steuerlast übermächtig dem kleinen Grundbesitze auferlegt wird: die kleinen Flächen sind leicht und genau zu messen, auch ihr Ertrag zutreffend abzuschätzen, und da sie besser und ertragsfähiger bearbeitet werden, so fällt ihre Belastung nicht allein genau sondern auch möglichst hoch aus. Die grosen Landflächen dagegen sind selten zum vollen Mase bekannt, ihr Ertrag lässt sich nicht genau berechnen, ihre Besitzer sind durchgehends den Steuerbeamten überlegen, welche getäuscht werden oder sich täuschen lassen, und so wird der grösere Landbesitz in den meisten Ländern nur $^2/_3$ oder gar $^1/_2$ so stark belastet wie der kleine. Da aber die Statscasse eines bestimmten Steuerertrages bedarf, so kann sie die Einbuse nicht tragen und muss also die Steuern der kleinen Eigenthümer um so viel erhöhen, wie die der grosen zu wenig ertragen. Die kleinen werden erdrückt durch eine Steuerlast, welche die Unkenntniss oder Bestechlichkeit der Beamten ihnen aufbürdet und leiden also nicht, weil ihr Grundbesitz zu klein ist, sondern zumeist, weil der Stat sie ungerecht behandelt. In einer anderen Weise erscheint die Kleinheit des besessenen Landes als Quelle der Armut, wenn sie eine Folge der Erbtheilung ist, und wird hieraus bei manchen Völkern der Nutzen der Erstgeburtrechte

abgeleitet. Wenn ein Vater seinen Landbesitz unter 5 Kinder vertheilt, wird jedes derselben nicht so wohlhabend und gesichert in der Ernährung sein können wie die Eltern; von 2 Ackern lässt sich beim angestrengtesten Fleisse nicht so viel ernten wie von 10, und jedes der 5 Kinder wird also knapper leben müssen. Wenn dagegen vermöge des Erstgeburtrechtes der älteste Sohn das Ganze erbt und die übrigen 4 mit kleinen Theilen abgefunden werden, so wird allerdings sein Unterhalt und sein Besitz viel stattlicher verbleiben, aber die anderen 4 werden dagegen statt eines mäsigen Lebens die volle Armut geniessen. Unstreitig kann die Theilung eines Familiengutes so weit fortschreiten, dass in der dritten oder vierten Folge für jeden Erben das Los zu geringe wird, um davon leben zu können. Allein das Gleiche ist mit den beweglichen Gütern der Fall, und doch wird Niemand daraus ableiten wollen, dass jedesmal der älteste Sohn Alles erben solle, um als Rentner leben zu können; sondern man theilt ohne Ende und überlässt es jedem der Erben, durch eigene Anstrengungen ein Übriges zu erwerben. Dem Gemeinwesen kann es nicht dienen, eine kleine Zahl Wohlhabender zu schaffen auf Unkosten einer drei- oder fünffachen Zahl armer Geschwister; denn das Vermögen gleichmäsig vertheilt, giebt jedem der Erben die Mittel um sich empor zu arbeiten, wogegen bei ungleicher Theilung dem reichen Erben der Sporn mangelt und den anderen die Mittel: sie verkümmern mit einander, jener im Überflusse, diese in Armut. Allerdings giebt es Abhilfen, indem die Ausgestosenen anderen Zweigen sich zuwenden; allein auch hier trifft sie das Übel der Mittellosigkeit, welche sie in der Wahl beschränkt, also meistens ungeeigneten Fächern zutreibt, oder sie zwingt, von den dürftigsten Stufen sich empor zu arbeiten, im Widerspruche zu den vollen Lebensgewohnheiten des Elternhauses. In den schärfsten Formen machen sich diese Übelstände in England geltend, wo der Adel seine Güter nach dem Erstgeburtrechte vererbt. Der älteste Sohn erbt Würde und Güter, die jüngeren werden hinaus gestosen und hängen sich gleich Blutegeln an das Gemeinwesen. Das Heer und Beamtenwesen, sowie die Statskirche sind von den jüngeren Söhnen der Vornehmen erfüllt, denen der Familienstolz nicht gestattet, den bürgerlichen Zweigen sich zuzuwenden. Die Steuerpflichtigen haben eine Unzahl nutzloser Ämter auszustatten, welche lediglich geschaffen und erhalten wurden, um die armen Mitglieder jenes Standes zu ernähren; im Heere macht das glänzende Elend des nichtsnutzen Adels in jedem Kriege

die gröbsten Verstöse, welche das Volk mit Blut und Geld aufwiegen muss; in den meisten Verwaltungzweigen giebt es einen doppelten Satz von Beamten für die höchsten Stellungen, nämlich adlige, hochbesoldete aber unfähige Nichtsthuer, und bürgerliche, niedrig besoldete Arbeiter; jene um den unfähigen Adel zu ernähren, diese um die Arbeit zu verrichten. Allerdings gehen aus den jüngeren Söhnen des Adels auch viele tüchtige Männer hervor, welche mit Kenntnissen und Bildung begabt, vom Eifer getrieben und dem Einflusse ihrer Familie gehoben, zu den höchsten Stellungen gelangen und diese trefflich ausfüllen. Allein dafür werden dem übrigen Volke und dessen Söhnen auch alle höheren Bahnen verschlossen oder möglichst verwehrt, also eine vielfach grösere Zahl von Männern fern gehalten, die wahrscheinlich dem Gemeinwesen noch wichtigere Dienste leisten würden. Der Adel ist zudem so spärlich mit hervorragenden Männern ausgerüstet, dass das englische Volk seit langen Jahren von verknöcherten Greisen, wie Palmerston, Russell u. a., sich beherrschen lassen muss, unfähig zu anderem als dem alten Schlendrian. Ein lebenskräftiges Volk kann nicht so arm sein an tauglicheren Männern? Nur im Adel sind sie nicht zu finden, und deshalb wird dem Volke ein so entwürdigendes Armutzeuguiss ausgestellt.

In Deutschland und England entsteht alljährlich ein gröserer Zuwachs an Zahl, als bei den mangelhaften Einrichtungen im Landbau und den Gewerken Beschäftigung finden kann, so dass einentheils die Auswanderung als Abhilfe dient, anderentheils Masregeln im Gebrauche sind, um der vermeintlichen Zunahme der Armut zu wehren. Im französischen Volke dagegen äussert umgekehrt die mangelhaften Einrichtungen ihren Einfluss in der stockenden Fortbildung der Zahl, hervorgehend aus dem zunehmenden Bewusstseine des Elendes. Es wirkt dort noch mehr als in Deutschland und England die Überbürdung des Volkes mit Steuern und die ungerechte Bevortheilung der grosen Besitzer; so dass nicht allein die Steuern an sich den Überschuss schmälern, welcher der gröseren Zahl der Nachkommen vererbt werden sollte, sondern es mehrt auch die ungleiche Vertheilung dieser Last bei den meisten Franzosen das Elend so sehr, dass der Lebensüberschuss den Meisten verloren geht. Sobald ein Volk oder Bevölkerungtheil sich elend fühlt, fehlen Kraft und Lust zur Verjüngung der Menschheit, und wenn auch Manche alle Bedenken bei Seite setzen, so fehlen ihnen wiederum die Mittel, um den Nachwuchs zu erhalten. Im

Anfange dieses Jahrhunderts stellte sich das Verhältniss zwischen den im Jahre geborenen Kindern und den geschlossenen Ehen wie 4 zu 1, dagegen jetzt nur wie $3_{,20}$ zu 1, hat sich also gemindert um ein Fünftheil. Der jährliche Anwachs der Gesammt-Bevölkerung wird immer geringer: in 54 Departements hat sich die Bewohnerzahl vermindert und nur in 32 hat sie zugenommen, wozu allerdings der Zug aus den ländlichen Gegenden nach den grosen Städten mitwirkt; im Ganzen stellt sich aber doch das Verhältniss dahin, dass die Franzosen nur in 5 Jahren um so viel zunehmen wie die Deutschen, Engländer u. a. in einem Jahre. Es ist nicht so sehr der Belauf der Steuern an sich, welcher entscheidet oder das Mas der Dürftigkeit, sondern das Wohlbefinden der Bevölkerung, welches ebenso wol bei höheren Steuern herrschen kann, wenn der Ertrag der Arbeit sie bestreitet und Überschuss lässt, wie es auch unter dürftigen Verhältnissen, in entlegenen Gegenden herrschen kann, wo die Bevölkerung am gröbsten Leben ihr Genügen hat. Das Wohlbefinden mangelt nur dann, wenn das Volk trotz aller Anstrengungen nicht fortschreiten kann, wenn es erfahren muss, dass die kleinen Überschüsse, welche es ansammeln wollte, durch die Erhöhung der Steuern ihm genommen werden, so dass es seine Hoffnung auf Verbesserung aufgeben müsse. Unter solchen Verhältnissen steigt der Missmuth und dieser äussert sich unter Anderem durch Meidung der Ehe und Beschränkung der Kinderzahl, weil diese das Elend mehren und zum Schmerze der Eltern dasselbe mitempfinden würde. Es waltet im minderen Mase das gleiche Ursachverhältniss wie bei den aussterbenden Völkern Amerikas und Australiens, welche auf Kinder verzichten oder sie tödten, weil sie die Lust am Leben verloren haben und dieses Gefühl nicht fortpflanzen wollen. Allerdings wirken noch andere Verhältnisse in Frankreich, die namentlich unter den Wohlhabenden die Zunahme beschränken: zuerst Eitelkeit und Genusssucht, um deren Willen die Zweikinderehen sehr gangbar sind; demnächst Körperschwäche, in Folge der bodenlosen Ausschweifung des vorigen Jahrhunderts, und endlich das modische Vermeiden der ersten Mutterpflichten. Viele Tausende der Ehepare glauben ihre Pflichten gegen die Menschheit erfüllt zu haben, wenn sie zwei Kinder hinterlassen; sie fürchten, dass sie bei einer gröseren Zahl zu sehr sich einschränken müssten oder ihre Kinder nicht standesgemäs würden aussteuern können. Es liefern aber zwei Kinder nicht allein keine Mehrung, sondern auch nicht einmal ausreichenden

Ersatz für die Eltern, denn sie sind noch manchen Gefahren ausgesetzt, bevor sie erwachsen und so müssen die Zweikinderehen im Ganzen einen Unterschuss ergeben, die Bevölkerung mindern. Die Körperschwäche macht sich am stärksten sichtbar bei der Untersuchung für den Kriegsdienst, welche eine allmälige Minderung der Körpergröse und Mehrung der Fehler offenbart. Sie äussert sich auch im weiblichen Geschlechte durch das ungewöhnlich häufige Vorkommen der Unfähigkeit zur Stillung der Kinder, welche sehr ungünstig einwirkt auf deren Erhaltung, da nicht allein den Ammenkindern die naturgemäse Ernährung entzogen wird, in Folge dessen sie um so zahlreicher sterben, sondern auch das fremde Kind durch ungewohnte Nahrung, Mangel an Mutterliebe und grösere Unkenntniss der Amme so sehr gefährdet wird, dass das Sterben im ersten Jahre wie 8 zu 29 verhält, d. h. aus einer gleichen Anzahl sterben von Mutter gestillten 8, dagegen von Ammen gestillten 29. Zur Schwäche hat sich anderweitig noch die Faulheit als Beweggrund gesellt, welche den Säugling gänzlich entfernt und auf das Land giebt, wo sie der mangelnden Mutterpflege um so eher erliegen. Wenn überdies noch das französische Volk seine kräftigste Mannschaft auswählen lässt, um mit ihren Leichen fremde Länder des Ruhmes halber zu düngen, so muss nothwendig die Bevölkerung stufenweise schwächer werden.

Die neue Welt stellt auch für die Kinder bessere Zustände in Aussicht, denn die Übel, welche das Entstehen und die Erhaltung des Lebens hindern oder beschränken, werden mehr und mehr erkannt und in Folge dessen gemindert. Die Hindernisse der Fortbildung durch Unterricht schwinden, indem die Verbände es als Pflicht erkennen, die Schulen möglichst zu unterstützen und jedem Kinde zugänglich zu machen. Sie werden nicht umhin können, den höheren Unterricht nach den Fähigkeiten der Kinder abzumessen, statt nach dem Stande und Vermögen der Eltern. Die verderbliche Furcht vor Übervölkerung wird schwinden und die Erkenntniss sich Bahn brechen, dass mit der Zunahme der Zahl auch der Wohlstand und die Gesittung sich heben, dass überdies damit die Fähigkeit zur Vertheidigung wachse und zur Einwirkung auf die Fortbildung der Menschheit überhaupt. Es wird nicht länger als eine bedrohliche Sache erscheinen, wenn die wenig Besitzenden ihre Kinderzahl stark mehren; denn es wird bei ungehinderter Mehrung sich erweisen, dass in diesen starken Wildlingen die Kraft wohne zur höchsten Entwicklung und dass

die Völker bald verloren sein würden, wenn ihre Fortbildung von den Treibhauskindern der höheren Stände abhinge, die, weich und zartsinnig, meistens zu gebrechlich sind, um auf die Dauer ein Volk stark und einsichtvoll zu erhalten.

Die Gegenwart, als Vorstufe der Zukunft, deutet in einzelnen Zügen die Bahnen der Fortbildung an, welche sich gestalten wird in

a) Hebung des weiblichen Lebenswerthes. Es fallen allmälig die Bevormundungen des Weibes, indem sie gesetzlich fähig erklärt werden, ihre besonderen Angelegenheiten selbständig zu verwalten, sobald sie den auch für die Männer geltenden Vorbedingungen der Mündigkeit genügen. Hieraus folgt wiederum die Gleichstellung der Frau mit dem Manne bei Verfügung über das gemeinsame Vermögen, so dass der Mann niemals berechtigt sein könne für den Todesfall, wider den Willen seiner Frau einseitig darüber zu bestimmen. Es folgt ferner daraus die völlige Freiheit der Liebeswahl nach eingetretener Mündigkeit und die Verpflichtung der Eltern ihren mündigen Kindern einen Theil des Vermögens zu überlassen, wenn die Fortführung der ihnen angewöhnten Lebensweise dieses nöthig macht.

Zur Hebung des weiblichen Werthes führt ferner die fortgehende Aufhebung der Beschränkungen, welche die Sitte der Wahl des Lebensberufes entgegen stellt. Es giebt nicht allein zahlreiche Lebensstellungen und Beschäftigungen, in denen der weibliche Mensch dem männlichen gleich befähigt ist, sondern auch andere, zu denen es grösere Befähigung besitzt, so dass die Gesammtheit sowol in Menge wie Güte der Arbeit viel leistungfähiger wird durch Zulassung der weiblichen Hälfte zu jedem Berufe. Ob sie zu jedem Geschäftzweige geeignet sei, darf bezweifelt werden; wie weit sie ausreiche, kann aber nur durch völlige Freigebung der Wahl ermittelt werden, welche ihr Gelegenheit giebt, in allen Fächern sich zu versuchen, zu lernen, die ungeeigneten zu meiden und die geeigneten zu pflegen. Jedenfalls hat die weibliche Hälfte das Recht zum Verlangen, dass ihr gestattet werde, ihre Fähigkeiten zur Fortbildung der Menschheit in jedem Zweige der Thätigkeit zu versuchen, und dass jeder Weg zur Bildung, welcher der männlichen Hälfte offen steht, auch ihr eröffnet werde. Dieses Recht gelangt in der Gegenwart allmälig

zur Anerkennung und wird zur völligen Gleichstellung beider Geschlechter führen.

b) Förderung der Ehe. Die stärkste Waffe wider die Wildniss ist die geschlossene, glückliche Ehe, denn die Menschheit theilt sich den Geschlechtern nach in nahezu gleiche Hälften; die Einehe ist demnach Grundlage des Zusammenlebens und jedem erwachsenen Menschen ist es möglich, in solcher Ehe zu leben. Wenn dieses Ziel erreicht würde, wären ersichtlich alle Rückbildungen der Wildniss ausgerottet oder auf das Mindeste ihres Wirkens hinab gedrückt; es fehlte ihr der Boden zum Wachsen und die Pflege zum Gedeihen, indem der ganze Bereich des Geschlechtslebens in umhegte Gärten der Liebe und Ehe eingetheilt sein würde, ausser denen kein wüstes Land übrig bliebe.

Das augenscheinliche Ziel der Fortbildung ist also die Allgemeinheit der Einehe und die Sicherung der Beschränkung auf dieselbe, durch Förderung des Glückes der Ehe. Dieser Bund muss seinem Wesen nach ein freiwilliger sein und bleiben, so dass Niemand gezwungen werden darf in die Ehe zu treten oder darin zu verbleiben; die Anerkennung dieser Vorbedingung wird in der Gegenwart allgemeiner. Sie bedingt zunächst, dass die Hinderungen schwinden, welche der Verband den Ehelustigen entgegen stellt, dass er den beiden Genossen, sofern sie gesetzlich zurechnungfähig und mündig sind, es überlasse ihre Ehe zu schliessen nach eigenem Ermessen und nur die Freiwilligkeit des Bundes überwache, wie bei jedem anderen Vertrage von rechtlicher Geltung. Die Anerkennung der Freiwilligkeit als Grundlage der Ehe führt ferner zur Aufhebung aller weitergehenden Hemmungen der Ehescheidung, indem der Verband anerkennen wird, dass die einfache Erklärung, welche zur Schliessung ausreichte, auch zur Auflösung genügen müsse; um so mehr als sie, aus den Ergebnissen eines längeren und vertrauten Zusammenlebens hervorgehend, stärker begründet ist, als die auf weit unsichereren Gründen beruhende Erklärung, welche als genügend gilt zur Schliessung der Ehe. Ferner muss das Streben nach Verallgemeinerung der Ehe dahin führen, einerseits die Lasten zu mindern, welche die Ehen erschweren und andererseits die Erleichterungen aufzuheben, mit denen die Verbände die Meidung der Ehe belohnen. In ersterer Beziehung bürdet der Verband den Ehen nicht allein die Erhaltung, Pflege, Fortbildung und Ausstattung der Kinder auf, obgleich die

Vortheile aus dem Nachwnehse überwiegend dem Verbande in seinem Fortleben zufliessen, sondern er richtet auch einen grosen Theil der Steuern so ein, dass sie überwiegend den fruchtbaren Ehen zur Last fallen. Alle Steuern, welche von Verbrauchsgegenständen erhoben werden, treffen die Verbraucher nach ihrer Zahl, also die fruchtbaren Ehen stärker als die kinderlosen, die Ehen überhaupt stärker als die Ledigen, und da zu diesen Steuern alle Zölle, Accisen, Grund- und Wohnungsteuern gehören, ferner alle Sehulgelder der Kinder-, Fach- nnd Hochschulen: so belasten die Verbände eben Diejenigen am stärksten, welche für die bleibenden Zwecke der Gesammtheit, für das Fortbestehen des Verbandes durch Verjüngung, am meisten leisten. Dagegen erleichtert er durch dieselben Einrichtungen die Ehelosigkeit, welche vorwaltend den Fortbestand des Verbandes verneint: seine Steuer-Einrichtungen treffen den Ledigen nur einfach und der Ledige enthebt sich überdies zahlreichen Lasten durch das mindere Bedürfniss der Ansässigmachung, auf welche der Verband seine Steuerlasten wälzt. So sind mächtige Gründe der Eheschliessung feindlich, indem der Verband den Meidenden belohnt durch Verschonnng mit Steuern, die ihn treffen sollten und würden, wenn sie nach dem Vermögen nnd der Jahres-Einnahme bemessen würden. Die Erkenntniss, dass Steuern nur dann gerecht vertheilt werden, wenn die Stenerfähigkeit des Einzelnen zur Richtschnur genommen wird, dass also lediglich das Vermögen und die Einnahme eine gerechte Grundlage zur Besteuerung bilden, wird auch der Ehe zu Gute kommen, indem sie derselben die Lasten abnimmt, welche die Genossen des Verbandes kopfweise treffen, also die fruchtbaren Ehen am stärksten. Allein hierin ist nicht das alleinige Mittel zur Erleichterung der Ehe gegeben, denn es verbleiben auch dann noch derselben grose Aufwendungen zu Gunsten des Verbandes, die den Ehelosen nicht treffen. Der Verband hat zunächst den Eltern die Kinderlast thunlichst zu erleichtern und namentlich in denjenigen Richtungen, deren Früchte ihm unmittelbar zufallen, nämlich in der Ausbildung durch Erziehung und Unterricht. Ein gesunder, wohlerzogener und unterrichteter Nachwuchs kommt weit mehr dem fortlebenden Verbande zum Nutzen als den kurzlebigen Eltern; ein ungesunder, roher und unwissender Nachwuchs fällt dagegen gänzlich dem Verbande zur Last, der in seinen Krankenhäusern, Armen-Anstalten, Strafgerichten nnd Gefängnissen Abhülfe schaffen und sich siehern muss gegen die missrathenen Erzeugnisse früherer Ehen. Der

Verband wird zu der Einsicht kommen müssen, dass er am stärksten betheiligt sei am Gedeihen des Nachwuchses, dass er sorgen müsse für ein gesundes Aufwachsen und für die Erziehung der Kinder; dass er zu dem Ende den Eltern jede nöthige Erleichterung zu bieten habe, in der Fürsorge für gesunde Wohnungen, wohlfeile Lebensmittel und unentgeltlichen Unterricht der Kinder, letzterer auf allen Stufen lediglich abgemessen nach den Fähigkeiten der Unterrichteten. Er darf den Eltern nicht wehren für ihre Kinder mehr zu thun als er ihnen bietet, aber er sollte Jegliches ergänzen, was die Eltern unfähig sind am Erforderlichen der Jugend zu geben, denn jedes Minder fällt späterhin dem Verbande zur Last und zwar zu einer Zeit, wann an dem Erwachsenen nicht nachgeholt werden kann was an seiner Jugend versäumt worden ist. Der Verband wird aber noch weiter vorgehen, um die Ungunst der Ehe im Vergleiche zum ledigen Leben zu verbessern: man hat bereits vielerwärts eine Junggesellen-Steuer vorgeschlagen, die namentlich vom weiblichen Geschlechte befürwortet wird, welches durch eine fühlbare Strafe die Verächter zur Ehe treiben mögte. Es läge darin allerdings eine Ausgleichung der Minderlasten des Junggesellen-Lebens, allein keine Ausgleichung der Verschiedenheiten der Ehen; sie wäre nicht durchgehends abgemessen nach den Lasten, welche der Einzelne für den Verband in der Ehe übernimmt oder durch Ehelosigkeit von sich abwälzt. Die Gleichmäsigkeit der Durchführung des Rechtes wäre nur dann zu erreichen, wenn jeder Ehe eine Minderung sämmtlicher Steuern bewilligt würde für jedes gleichzeitig ihr zur Last liegende Kind, so dass ein Ehepar, je mehr es dem Verbande zu seiner Verjüngung dient, also darin schwere und kostspielige Leistungen zu seinem Nutzen liefert, um so mehr von den anderen Leistungen (Steuern) befreiet würde, so sehr, dass bei einer starken Kinderzahl völlige Steuerfreiheit einträte. Es wäre dadurch die Besteuerung der Junggesellen auf einem anderen Wege und allgemeiner erreicht, denn ausser diesen müssten auch die kinderlosen oder Kinder meidenden Ehen um so viel mehr steuern, als den an Kindern reichen Ehen erlassen würde.

§. 469.

Am auffälligsten vollzieht sich in der Gegenwart der Übergang zur neuen Welt in der F o r t b i l d u n g d e s S t a t e s, dessen Beziehungen im

Leben jedes Einzelnen wirksam sind nnd deshalb ihre Änderungen in der Hütte wie im Palaste merkbar machen.

Jeder Stat, möge er in seiner Verfassung auch noch so verschieden sein von anderen, bildet einen Verband von Menschen zum gegenseitigen Schutze und zur allseitigen Förderung; er hat seinen Zweck in sich, bildet aber einen Theil der Menschheit und dient derselben sowol als Einzelngestaltung wie auch im Verkehre mit anderen Statsverbänden. Der gegenseitige Schutz aller Genossen eines Verbandes bezieht sich sowol auf die Verhältnisse des Inneren wie nach aussen: jeder Genosse soll vertheidigt werden wider den anderen, wie auch sämmtliche Genossen wider die ausserhalb des Verbandes stehenden Menschen; die Mittel zu diesem Zwecke sind Rechtspflege nnd Vertheidigungkrieg. Die allseitige Förderung der Genossen äussert sich einentheils durch Sicherung der selbstthätigen Entwicklung des Einzelnen, anderentheils durch Eröffnung der Bahnen zur Fortbildung, sowol in Mehrung der Wege und Mittel des Unterhaltes, wie auch in Erzielung höherer Bildung durch Unterricht.

Je nach der Bildnngstufe der Genossen sind in den verschiedenen Staten benannte Zwecke und Mittel zum Bewusstseine und Ausdrucke gelangt: auf niederen Stufen bei rückständigen Völkern dämmert nur das Bewusstsein und wird lediglich der erstgenannte Zweck des gegenseitigen Schutzes einigermasen erkannt, auch werden die Mittel vorwaltend für ihn bemessen; bei den Völkern auf höheren Stufen gelangt auch der andere Zweck der allseitigen Förderung allmälig zur Erkenntniss, jedoch nur in den höheren Ständen und diese beziehen die allseitige Förderung zunächst auf ihre Verbände, gewähren vorwaltend diesen die Mittel nnd lassen erst nächstdem die Aussenstehenden Theil daran nehmen, so weit es ihrem Verbande dienlich erscheint; bei weiterer Fortbildnng dehnt sich in anderen Völkern diese Bevorzugung weiter aus über aussenstehende Genossen: der Adel zieht die Priester mit hinein, späterhin die Städtebürger nnd endlich die Besitzer unabhängigen oder verfügbaren Eigenthumes, so dass nur noch die Besitzlosen ausgeschlossen sind; in weitester Erstrecknng werden alle mündigen Genossen und endlich alle Bewohner der bezüglichen Fläche als unmittelbare Angehörige des States betrachtet, deren Förderung Zweck des States sei. Die Mittel dazu sind ebenfalls je nach den Bildungstufen abgemessen: wo Beschränkungen der Einzeln-Ver-

24*

bände herrschen, werden die Mittel fast nur für diese verwendet, nur für sie giebt es Sicherung der selbstthätigen Entwicklung, nur ihnen werden die Bahnen der Fortbildung geschaffen und der Unterricht dazu für sie bereitet. Für die ausserhalb Stehenden hat der Stat keine Mittel, auf welche ihnen ein rechtlicher Anspruch gestattet wäre; nur beiläufige und gelegentliche Almosen werden ihnen, nebst theilweiser Förderung, so weit solche den herrschenden Verbänden dienen kann. Auf höherer Stufe erweitern sich die Befugnisse der ausserhalb Stehenden und bei den höchstgebildeten Völkern der Gegenwart offenbart sich schon die Haltlosigkeit jeder Beschränkung, die, auf äusseren Kennzeichen der Geburt oder des Besitzes beruhend, die Genossen trennen soll in solche, die mehr oder minder berechtigt seien zur allseitigen Förderung.

Gleichzeitig lässt sich erkennen, wie mit der Fortbildung der Völker zu höheren Stufen, die Macht des States den Einzelnen gegenüber sich erweitert, wie er unter jeder Verfassung, von der russisch autokratischen bis zur amerikanisch demokratischen, seine Befugnisse ausdehnend, die einzelnen Genossen weiter beschränkt, sie im anwachsenden Mase zur Unterordnung zwingt, ihre Eigenthumsrechte und Verfügungen darüber schmälert, überhaupt dem Genossen das Gebiet seiner Willkür immer mehr verengt. Auf den rückständigsten Stufen hat jedes Mitglied nur ein Geringes von seiner Willkür zu opfern, hat den Genossen gegenüber sein Thierrecht nur in einzelnen Beziehungen des Raubes und Mordes aufgegeben; im Übrigen bleiben ihm auch im Verbande der Diebstahl und der Mord aus Blutrache oder im Zweikampfe, und ausserhalb desselben waltet das Thierrecht nach wie vor unbegrenzt; auch seine Frau und seine Kinder gehören ihm unbedingt, stehen mit dem Verbande in keiner unmittelbaren Verbindung. In der Fortbildung der Verbände zu Staten beschränken diese stufenweise fortschreitend den einzelnen Genossen immer mehr, nehmen ihm das Recht zum Diebstahle und Morde im Verbande, entziehen ihm sein Thierrecht ausserhalb desselben, beschränken seine willkürliche Verfügung über Weib und Kinder und legen ihm Verpflichtungen auf zu ihren Gunsten, verfügen über seine Kräfte, seine Arbeit und Güter, auch über sein Leben wider seinen Willen. Sie haben in der Gegenwart so sehr den Einzelnen beschränkt, dass er fast bei jeder Äusserung seines bewussten Thuns nicht allein zu fragen hat: „Was will ich?“ sondern gleichzeitig: „Was darf ich?“ meistens auch: „Was soll ich?“ und so in jedem Augenblicke an seine Ver-

bindung mit der Gesammtheit sich erinnern muss, wenn er Schaden meiden will.

Diese Erweiterung der Befugnisse und Eingriffe des States hat dazu geführt, die Gliederung seiner Verwaltung allmälig weitschichtiger und verwickelter zu gestalten, einen Verwaltung-Verband (Büreaukratie) zu schaffen, dessen Mitgliederzahl in doppelter Weise zunahm, einentheils weil die Volkszahl anwuchs, anderentheils weil die Beziehungen im Volke sich mehrten; dessen Selbstvertrauen und Übergewicht anwuchs mit seinen Befugnissen und Eingriffen; dessen Macht zunahm durch den gegliederten Zusammenhang und die durch Fachbildung erlangte Überlegenheit an Kenntniss. Bei den Völkern Europas hat die Gliederung und Beaufsichtigung des zahlreichen Beamten-Verbandes vorwaltend dazu geführt, ihn gänzlich abhängig zu machen von dem Fürsten, als Spitze der Verwaltung, und als die Vorstellung von der Legitimität, dem Rechte des Fürsten auf seine Würde vermöge der Geburt, dahin führte das Fürstenhaus zum Besitzer des Landes und der darauf lebenden Menschen zu erklären, verband sich damit die Einrichtung, dass die gesammte Verwaltung vom Fürsten ausgehe und abhange, demnach sämmtliche Beamte seine Diener seien. Dieser Zusammenhang, welcher den Fürsten anscheinend zum mächtigsten Genossen des States macht, ist aber kein nothwendiger, denn der Beamten-Verband hat die Bedingungen seines Daseins im Volke selbst, in der allmäligen Ausdehnung der Befugnisse der Gesammtheit dem Einzelnen gegenüber; er vermag deshalb auch ohne Fürsten zu bestehen, wie die Erfahrung in Frankreich wiederholt gezeigt hat. Es ist demnach eine Überschätzung der fürstlichen Spitze, wenn man sie als das mächtigste und wichtigste Glied der Verwaltung betrachtet; denn in Wirklichkeit ist der Beamten-Verband das Bleibende und Herrschende und der Fürst ist nur die hinzugekommene oder dem Baue aufgesetzte Spitze, welche allerdings fernhin leuchtet, aber in Wirklichkeit nur so weit gilt wie es dem Beamten-Verbande zulässig erscheint (§. 332).

In der Gegenwart richtet sich die Bewegung der Fortbildung sowol wider die Spitze der Verwaltung wie auch wider die Einrichtung derselben; man bestreitet nicht die Befugnisse des States, sondern strebt vielmehr sie auszudehnen, nur die Ausübung der Befugnisse sucht man zweckmässiger einzurichten. Es zeigt sich dabei als ziemlich gleichgiltig, wie die Spitze

benannt werde, denn eine Spitze muss unter allen Umständen vorhanden sein, und da eben mit wenigen Ausnahmen allenthalben Fürsten an der Spitze stehen, so zeigt sich die vorherrschende Meinung als dahin gehend, es bei dieser Bezeichnung bewenden zu lassen. Dagegen wächst der Widerstand gegen die Legitimität, das Herrschen vermöge der Geburt, wider die Vorstellung des Gottesgnadenthumes und des Besitzrechtes an Land und Leuten (§. 337). Das Fürstenthum befindet sich dem gegenüber in einer ungünstigen Stellung, die bei steigender Fortbildung nur wachsende Verlegenheiten in Aussicht stellt. Die Anforderungen der Völkerverwaltung an ihre Spitze werden zusehends gröser und sind längst über das Mas der Fähigkeiten eines Menschen hinaus, wie er durchschnittlich in der Aufeinanderfolge von Vater und Sohn erscheint: die Erblichkeit der Stellung erweist sich immer weniger sachgemäs. Die Fürsten wollen durchgehends Kriegsherren sein, weil in der Herrschaft über das Heer die Stütze ihrer Macht liegt; allein Kriegsherren wurden jederzeit gewählt vom Heere, wie es auch in der Sache selbst begründet lag, und so stellt sich die erbliche Kriegsherrn-Würde in Widerspruch mit den sachlichen Erfordernissen des Krieges und den Wünschen Derer, welche ihr Leben unter der Leitung des Kriegsherrn in Gefahr setzen sollen. Der Anspruch auf ein Besitzrecht am Lande ist unerweislich, denn die meisten Länder wurden von den darauf lebenden Völkern besessen und bearbeitet, längst bevor die bezüglichen Fürstenhäuser aus dem Volke durch Wahl erhoben wurden oder aus der Fremde einwanderten; die Völker betrachten sich nicht als Menschenherden, die auf und aus fürstlichem Lande sich ernähren, sondern als Besitzer und alleinige Eigenthümer des Landes, an dessen Erträgen das Fürstenhaus allerdings als Mitgenosse betheiligt ist, so weit es der Gesammtheit dient. Dazu kommen die Mängel der fürstlichen Erziehung, welche das Unzureichen für die gesteigerten Anforderungen des States mehren und die anstösige Lebensart mancher Mitglieder, welche den ganzen Stand mit Entwerthung bedrohen. Die Fürsten verlieren aus mehrfachen Gründen sowol an Macht wie an Geltung, theils aus Ursachen, die in der allgemeinen Fortbildung der Menschheit liegen, theils in den besonderen Verhältnissen unter denen sie leben (§. 344). Dagegen werden der Erkenntniss der Völker immer mehr die sachlichen Erfordernisse der Verwaltungspitze klar, und zwar drängen die steigenden Ansprüche dahin, zunächst die Obliegenheiten der Spitze nach dem Mase eines Menschenwesens zu-

beschränken nnd demnächst den tauglichsten Genossen zu ermitteln, welcher den Obliegenheiten in bester Weise genügen könnte.

Die, aus der Vorstellung des fürstlichen Besitzrechtes erwachsene Zusammenfassung der Verwaltung im Beamtenverbande und dessen fürstliche Spitze, ist bisher als Centralisation bei den Franzosen und Russen am weitesten durchgeführt worden, findet sich aber auch bei den meisten anderen Völkern weit über die sachgemäsen Grenzen fortgebildet. Wenn nnn die Völker streben, das Unzureichen der Fürsten auszugleichen dadurch, dass sie die Obliegenheiten der Spitze auf den Bereich der Fähigkeiten eines Menschen zurück führen, so müssen sie nothwendig auch den Beamten-Verband erleichtern, und in so weit, wie sie den Fürsten von der Beaufsichtigung befreien, für dieses nothwendige Erforderniss anderweitig sorgen. Die Übelstände jenes Unzureichens sind aber nicht allein von den Völkern erkannt, sondern auch von den meisten Fürsten selbst, denn das tägliche Anwachsen der erforderlichen Entscheidungen überragt die Arbeitfähigkeit der Fleissigsten, nnd sie selbst sehnen sich meistens danach, von dem einen oder anderen Theile befreit zn werden, je nachdem ihre besondere Neigung sich wendet. Bei diesem beiderseitigen Streben zum gleichen Ziele macht sich nicht allein die Verschiedenheit der Ansichten vom Ursprunge der Fürstenmacht geltend, sondern auch die Besonderheit der einzelnen Fürsten, welche darüber bestimmen wollen. Die meisten halten fest an der Vorstellung vom Besitzrechte durch Geburt nnd göttliche Vollmacht, von ihrem Eigenthumsrechte am Lande nnd dem daraus folgenden Rechte zur Verfügung über die auf ihrem Lande lebenden Menschen. Sie betrachten deshalb jede Beschränkuug ihrer bisherigen Macht als eine Gnade, deren Bemessnng ihnen allein zustehe und jeder will, verschieden von anderen, dieselbe einrichten, wie es zu seiner Besonderheit passt. Die Völker dagegen betrachten sich als die Inhaber der Macht und wollen dem Fürsten, als Spitze der Verwaltung, denjenigen Antheil übertragen, der den Kräften eines begabten Mannes angemessen ist; sie wollen ferner nicht mit der jedesmaligen Besonderheit wechselnd ihre Einrichtungen abändern, sondern durchgehende Verfügungen treffen, denen jeder nachfolgende Fürst sich anzupassen habe. Die beiderseitigen Wünsche nnd Ziele, auf Beseitigung der Überbürdung des Fürsten gerichtet, treffen zusammen; aber über die Mittel zum Zwecke herrscht grose Verschiedenheit der Ansichten, die zum schroffen Gegenüberstehen sich steigert.

Bezüglich des zweiten Zieles der Völker, den tüchtigsten ihrer Ge-

nossen an die Spitze zu stellen, ist die Verschiedenheit der Ansichten noch stärker, aber minder hervortretend, weil die Vorstellung von diesem sachlichen Erfordernisse nur in der Minderheit herrscht und der allgemeinen Auffassung viel weniger sich aufdrängt, zumal da auch starke Gründe dawider reden. Die Wahl der Verwaltungspitze der Staten war bisher das Ziel der Republikaner, ist aber auch in neuerer Zeit wiederholt zur Erlangung von Fürsten angewendet worden: Kaiser Napoleon 1. ward vom französischen Volke erwählt; nach ihm der König Louis 18.; späterhin der König Louis Philippe und neuerdings der Kaiser Napoleon 3. Die Wahlarten hatten ihre Mängel, allein die Wahlen selbst waren giltig und wurden auch von den übrigen Fürsten als solche anerkannt. Das Gleiche ist in Italien der Fall gewesen: die Toskaner, Neapolitaner, Sicilianer u. a. haben durch Wahl den König Vittore Emanuele an ihre Spitze gestellt. Die Ermittlung des Tüchtigsten durch Wahl ist demnach eine vorhandene und anerkannte Art, welche die neue Welt nicht erst zu entdecken braucht; sie kann solche als gebräuchlich anwenden, sofern sie es zweckmäsig findet und die Macht dazu besitzt.

Bei der angestrebten Befreiung der Fürsten von Überbürdung wird auf ihrer Seite groses Gewicht darauf gelegt, dass ihnen die Kriegsherrschaft verbleibe, die unbeschränkte Verfügung über das Heer und die alleinige Verfügung über Krieg und Frieden. Diese Forderung hat grosentheils ihre sachliche Begründung in den Erfordernissen des Krieges (§. 326), welche sich wesentlich darin von den Erfordernissen des Friedens unterscheiden, dass sie die einheitliche Leitung bedingen, damit der Krieg nach einem Plane geführt werde und der Stos auf den Feind mit einheitlicher Macht geschehe, auch das Geheimniss der vorhabenden Züge thunlichst gewahrt werde. Wenn demnach der Fürst die Leitung jedes vorfallenden Krieges verlangt, trifft solches mit jenen sachlichen Erfordernissen zusammen; nur bedingt es auch, dass er der Tüchtigste sei, denn nur diesem können die Tausende mit Aussicht auf Erfolg ihr Leben anvertrauen und nur solchem würden die Genossen überhaupt die Kriegsfrage unterordnen dürfen. Das Begehren der Fürsten erscheint also nur dann vollständig begründet, wenn ihre Tüchtigkeit zur Führung des Krieges ausser Zweifel steht oder sie am geeignetsten sind, den tüchtigsten Kriegsführer zu ermitteln. Das andere Verlangen der alleinigen Verfügung über Krieg und Frieden wird dagegen nicht durch die sachlichen Erfordernisse unterstützt,

denn die Frage, ob ein Krieg begonnen werden solle, bedarf der vielseitigen Erwägung und würde, wenn sie einem Manne überlassen bliebe, allen Mängeln unterliegen, denen der Einzelne ausgesetzt ist, ohne solche Vortheile zu bieten, wie in der Kriegführung die Einheit sie giebt. Während der Glanzzeit des Römischen Reiches hat der zahlreiche Senat über alle Fragen des Krieges und Friedens beschlossen, ohne sachliche Nachtheile zu spüren; vielmehr waren Ruhe der Erwägung und Festigkeit des Beschlusses die sichtbaren und erfolgreichen Ergebnisse dieser Art der Entscheidung über Krieg und Frieden. Das fürstliche Verlangen der Jetztzeit gründet sich auch nicht auf die sachlichen Erfordernisse der Kriegsfrage, sondern auf die Vorstellung vom Besitzrechte der Fürsten; indem daraus gefolgert wird, dass Derjenige, welchem Land und Leute gehören, auch über deren Verwendung zu verfügen habe, gleich jedem anderen Eigner, und dass überdies nur der Fürst an der Spitze, die Verhältnisse genugsam zu überschauen vermöge, um die Frage entscheiden zu können. Die Völker in ihren Vertretern verneinen dagegen das Eigenthumsrecht, also auch die unbeschränkte Verfügung; sie betrachten den Krieg als Sache des Volks, da dieses Geld und Blut dazu herzugeben habe und beanspruchen, dass darüber nicht verfügt werde nach den Eingebungen des Augenblickes und den Entschlüssen eines Mannes, dem der Zufall die Gewalt verlieh. Dieser Widerspruch ist zur Zeit nicht allgemein und deshalb von geringer Wirkung; er ist jedoch im Wachsen und kann um so mächtiger werden, als jede Verwaltungspitze den grosen Unterschied erkennt zwischen den freiwilligen Leistungen eines Volkes und den erzwungenen: freiwillig für einen Krieg, dessen Nothwendigkeit es anerkennt, kann ein Volk 5 % seiner Einwohnerzahl stellen; gezwungen lassen sich selten mehr als 2 bis $2^1/_2$ % erlangen. Die Fürsten werden also über kurz oder lang nicht umhin können, den Völkern den gebürenden Einfluss auf die Kriegsfrage einzuräumen und damit anzuerkennen, dass nicht die Vortheile und Absichten der Fürstenhäuser masgebend dafür seien, sondern diejenigen des Volkes, welches die Lasten und Opfer des Krieges zu tragen habe. Der Fürst würde ohne Zweifel jederzeit die Zustimmung des Volkes zu Vertheidigungkriegen erlangen, aber um so seltener zu Angriffkriegen; denn die Völker würden nicht die Früchte des Friedens opfern wollen, lediglich um den Ruhm oder die Menschenherden ihrer Fürstenhäuser zu mehren.

An die Frage bezüglich der Verfügung über das Heer knüpft sich die andere über die Zusammensetzung des Heeres und auch hierin gehen die Bestrebungen der Fürsten und Völker auseinander. Ursprünglich waren alle Heere die Auszüge des waffenfähigen Volkes; späterhin schufen die nach Unbeschränktheit strebenden Fürsten die Soldheere, um nicht länger vom Adel und dessem Gefolge abzuhängen, vielmehr denselben niederbeugen zu können; als die Empörung der Franzosen 1790 die Soldheere abschaffte und ihre Kriege fernerhin durch Ausgehobene (Conscribirte) führten, griffen auch die Fürsten allgemein zu diesem Mittel und behielten es bei für die Folgezeit. Die geworbenen Heere hatten allerdings den Vortheil, dass der Fürst sich unbedingt auf sie verlassen durfte, denn sie waren dem Volke fremd oder so sehr entfremdet, dass sie unbedenklich wider das Volk verwendet werden konnten; dagegen war der Nachtheil damit verbunden, dass beim Ausbruche eines Krieges und während desselben die Anwerbung neuer Mannschaft überaus schwer war, so dass, wenn man nicht durch Brandschatzung in Feindesland die erforderlichen Mittel erwarb, um so eher die eigenen erschöpfen musste. Diese Schwierigkeit wurde vermieden durch die Aushebung, welche das Volk zwang, unter allen Umständen die Mannschaft zu stellen und zugleich die Geldmittel schonte, welche vordem zur Anwerbung nöthig gewesen waren. Dagegen ward das Vertrauen auf die unbedingte Verfügbarkeit des Heeres wider das eigene Volk erschüttert und hielt man zur thunlichsten Erreichung dieses Zweckes es für nöthig, das Volksheer künstlich vom Volke zu scheiden und durch dieselben strengen Kriegsgesetze zu schrecken, welche früherhin für das zusammen gelaufene Gesindel der Soldheere nöthig gewesen waren. Als in neuerer Zeit auch dieses nicht ausreichend erschien, hat man sich bemüht, die gefährliche Bildung des Volkes vom Heere thunlichst fern zu halten dadurch, dass man den Gebildeteren es erleichterte sich zu befreien durch Stellvertreter, und auch die Anforderungen an die körperliche Tüchtigkeit so gestaltete, dass jene öfterer befreiet wurden als die ärmeren und rückständigen Jünglinge. Es findet vielfach eine Auswahl statt, welche vom Heere die Bildung mit ihren Ansprüchen fern hält, wodurch die unbedingte Verlässlichkeit erreicht werden soll, welche vor Jahrhunderten den rohen Soldheeren innewohnte bei der Verwendung wider das eigene Volk. Dieser Zweck soll überdies erreicht werden ohne die Aufwendungen, welche ein Soldheer erforderte und die in der Gegenwart der Statscasse

unerschwinglich wären; dazu dient die Stellvertretung, denn sie bringt die Wohlhabenden dazu die erforderlichen Kosten aufzuwenden, um Söldner (Stellvertreter) anzuwerben und lässt sonach in überwiegendem Mase die unteren Klassen das Heer stellen, ohne die Statscasse mit Weiterem zu belasten als der dürftigen Unterhaltung der Mannschaft und ihrer Führer. Nur durch diese Mittel ist es möglich gewesen, die Heeresmacht immer fort anschwellen zu lassen und allmälig die Einrichtungen für Volksheere, die allgemeine Wehrpflicht, durch Abänderungen so zu gestalten, dass blind gehorchende Söldnerheere erlangt werden sollten, ohne die Kosten der früheren Werbungen. Die Völker müssen allerdings den ganzen Schaden tragen, allein der gröste Theil der Opfer, nämlich der Verlust an Kraft und Fähigkeit zur Arbeit, braucht nicht in Steuern aufgebracht zu werden und wird deshalb nicht auffällig genug, um als Last deutlich erkannt zu werden: der Wohlhabende entrichtet sein Stellvertretergeld oder erlangt es, dass sein Sohn ausgeschlossen wird, angeblich wegen eines der zahllosen Fehler, die als Grund dienen können, in Wirklichkeit aber auf Grund der herrschenden Abneigung wider gebildete Soldaten; der Arme empfindet die Last, aber weiss nicht woher es kommt, dass sie so sehr drücke; der Ausgehobene fühlt sich wohl im Waffenrocke, der Sorge um seine Beschäftigung und seinen Unterhalt überhoben. Das Volk im Ganzen trägt schwere Verlüste an Arbeitkräften, an Mindererzeugnissen seines Lebens; die Fürstenhäuser dagegen haben Söldnerheere erlangt, auf deren blinden Gehorsam man rechnet wie bei den Landsknechten früherer Zeiten, ohne die hohen Handgelder und Löhnungen früherer Zeiten zahlen zu müssen. Die gröstmögliche Vertheidigungfähigkeit der Völker würde es bedingen, alle junge Mannschaft im raschen Wechsel zur Waffenübung heran zu ziehen, um möglichst Viele bereit zu haben; man wählt aber, z. B. in Frankreich, lieber eine kleinere Zahl aus der rückständigen Menge, um blind gehorchende Söldner zu haben, zur Verwendung im eigenen Volke.

Die Gegenwart zeigt bei allen europäischen Völkern, mit Ausnahme der Engländer, die Heere durch Auszug der jungen Mannschaft gebildet und zwar, da die grösere Wohlfeilheit es ermöglichte, auch die gegenseitigen Befürchtungen der Fürstenhäuser dazu drängten, zu einer drückenden Menge emporgetrieben. Es wird berechnet, dass gegenwärtig sämmtliche europäische Völker 3,800,000 Soldaten unter Waffen halten, für welche ungefähr 900 Millionen Thaler an Sold u. a. aufgewendet werden, ausser den

400 Millionen Thalern, welche als Verlust an Arbeitkraft den Völkern entgehen. Das Heerwesen ist dadurch zu einer Gefahr für die Fürstenhäuser geworden, statt ihre Stütze zu sein, und vereinen sich namentlich in der Gegenwart mehrere Umstände, welche gründliche Änderungen herbeiführen können zum grosen Nachtheile der Fürstenherrschaft. Zunächst sind jene Steuerlasten so drückender Art, dass sie sich fühlbar machen durch alle Stände, mit theilweiser Ausnahme des Adels, nämlich desjenigen Theiles der keine Güter besitzt, also die Steuerlast nicht empfindet, dagegen den Vortheil geniesst, durch das Heer seiner Armut aufzuhelfen, indem er seine Söhne darin versorgt, theilweis auch seine Töchter. Das Streben nach Herabsetzung der Lasten ist ein allgemeines und die Fürsten dürfen nicht hoffen, irgend einen nennenswerthen und einflussreichen Theil des Volkes auf ihrer Seite zu haben, um mit dessen Hülfe die drückende Heeresgröse aufrecht zu erhalten. Stellen sie aber allein dem ganzen Volke sich entgegen, so lenken sie die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Frage, ob es rathsam sei, dass ein Fürstenhaus an der Spitze stehe, welches dem ganzen Volke sich widersetze. Die Kinder des Volkes, aus denen das Heer besteht, führen die Unzufriedenheit der Eltern mit sich beim Eintreten; das Heer, auf welches die Fürsten sich stützen wollen, wird allmälig unzuverlässig und folgt nur so lange dem Zwange, wie dieser durch barbarische Strafen aufrecht erhalten werden kann; durchbricht aber irgendwie dieser Bann, dann gehört das Heer zu den Zertrümmerern der Fürstenmacht. Das Heer zum blinden Werkzenge der Fürstenmacht auch für den Frieden zu erziehen ist ersichtlich, denn die überaus geschärften Strafen, mit denen alle Genossen des Heeres auch zur Friedenszeit bedroht werden, die drückende und harte Behandlung, der Jeder ausgesetzt ist, haben den anerkannten Zweck, den blinden Gehorsam zum höchsten Gebote zu machen. Dass für den Krieg, dem Volke unter Waffen, Gesetze gelten, die dem Ernste des Würfelspieles um Leben und Ehre angemessen sind, erscheint sachlich begründet; dass aber ausserordentliche Gesetze herrschen für Friedenszustände, für Waffenübungen, und dass Jedermann sein ganzes Menschenwesen einem Banne unterwerfen solle, dessen Nothwendigkeit erst bei einem etwaigen Kriege eintreten würde, empört und erbittert die Mannschaft, ohne sie zum willigen Gehorsame zu erziehen. Es wird zu Gunsten der scharfen Behandlung im Frieden angeführt, dass dadurch das Verhalten zur Kriegszeit anerzogen werde, also bei ausbrechendem Kriege die sofortige Ver-

wendbarkeit gesichert sei; allein die Erfahrung lehrt, dass bei ausbrechendem Kriege sofort eine Lockerung der Zucht eintritt und auch gestattet wird, dass dieselben Offiziere, welche im Frieden überaus strenge waren, beim beginnenden Ernste der Gefechte um so nachgiebiger und schlaffer werden, aus Furcht im Getümmel der Rache zu verfallen. Da zahlreiche Erfahrungen, selbst bei stattgefundenen Scheingefechten zur Friedenszeit, gelehrt haben, dass diese Befürchtung nicht unbegründet sei: so lässt sich annehmen, dass die strenge Kriegzucht zur Zeit des Friedens nicht allein auf den Krieg berechnet sei, sondern auch auf die Verwendung des Heeres im Frieden zur Unterstützung der Fürstenmacht wider die Genossen des eigenen Volkes. Auf das Vorwalten dieser Rücksicht deutet auch die fast allenthalben gebräuchliche längere Dienstzeit, deren es eingeräumter Masen nicht bedarf zur Kriegstüchtigkeit, die vielmehr derselben entgegen arbeitet, indem sie nur einen Theil des Volkes waffenfähig macht und die Übrigen vernachlässigt, also die beim Ausbruche eines Krieges verfügbaren Eingeübten schmälert. Die Dienstzeit wird hauptsächlich verlängert, um der Mannschaft den blinden Gehorsam gewohnter zu machen; aber weniger zur Verwendung im Kriege, als zur Benutzung im Frieden, um die Genossen des eigenen Volkes nieder zu halten. Dieser von Statslenkern offen anerkannte Zweck ruft um so stärker den Widerstand im Volke wach, setzt die Fürstenmacht in zunehmend schroffer Weise dem Willen und Vortheile der Genossen des Verbandes entgegen. Das Unbehagen solcher Zustände ist ein allgemeines und wird am stärksten im Kreise der Fürstenhäuser empfunden, deren Furcht sich offenbart in dem krampfhaften Festklammern an das Heer, in den barbarischen Strafen mit denen Jeder im Heere bedroht und belegt wird, sobald er es am Gehorsame mangeln lässt, in der Nachsicht mit der das Heer in bürgerlicher Beziehung behandelt wird, und dem vielerwärts herrschenden Bestreben, das Heer nicht allein dem Volke möglichst zu entfremden, sondern geflissentlich in Widerstreit mit demselben zu setzen. Die Verhältnisse gestalten sich immer schroffer: die besonderen Zwecke der Fürstenhäuser werden nicht allein vorwaltend voran gestellt und hervor gehoben, sondern machen sich auch zum sachlichen Nachtheile geltend, indem sie die Wehrtüchtigkeit gefährden, also das Hereinbrechen der Gefahren äusserer Angriffe erleichtern. Aus sachlichen Gründen empfiehlt sich die Wehrbarkeit des ganzen Volkes, um bei ausbrechendem Kriege die grösstmöglichste Zahl geübter Mannschaft verfügbar

zu haben und dieses ist nur zu erreichen durch Verkürzung der Dienstzeit auf die zur Einübung des Waffendienstes ausreichende Zeitdauer, weil kein Volk seine gesammte Mannschaft auf längere Zeit entbehren kann: so vereinen sich die Vortheile des Volkes mit den sachlichen Gründen, um den Absichten der Fürstenhäuser zu widerstreben. Die Stellung der Letzteren wird auch dadurch bedroht, dass die Überzeugung sich Bahn bricht, der Stat besitze überhaupt nicht das Recht, einem Theile des Volkes, nämlich der jungen Mannschaft, die Lasten des Krieges aufzubürden ohne Entschädigung; denn wenn auch aus sachlichen Gründen die Kriegspflicht von ihr verlangt werden müsse, so entbinde dieses den Stat nicht von der Verpflichtung zur Entschädigung, die er in allen anderen Beziehungen anerkennt, wenn er von einem Theile des Volkes Opfer für das Gemeinwohl aus sachlichen Gründen verlangt. Die Gröse der stehenden Heere hat sich aber nur dadurch halten lassen, dass man die Mannschaft nicht entschädigte; denn wenn z. B. die französische Statscasse jedem Soldaten die für einen Stellvertreter erforderliche, also landübliche Entschädigung von etwa 800 fr. jährlich zahlen sollte, würden die Steuern um nahezu 400 Millionen erhöht werden müssen. Entweder müsste man die Steuerlast den Wohlhabenden unerträglich machen oder das stehende Heer vermindern; Beides will man nicht und deshalb beraubt man lieber das arme Volk seiner Söhne ohne Entschädigung, die man ihm nicht weigern könnte, wenn der Stat Hütten oder Felder nehmen müsste zum öffentlichen Nutzen. Dennoch werden die Fürstenhäuser mit diesem Rechtsanspruche zu kämpfen haben, der um so gefährlicher für ihre besonderen Absichten wird, weil er sie auch in Widerspruch mit dem Heere setzt, in welchem sie ihre Stütze suchen. Sie sollen dem Heere widerstreben, indem sie seine Dienstzeit verlängern über das sachliche Erforderniss hinaus, und ihm überdies die Entschädigung verweigern für das Opfer an Zeit, Kraft und Gütern, welches die junge Mannschaft zu bringen gezwungen wird, lediglich weil sie sachlich geeignet ist. Wollten dagegen die Fürstenhäuser den Anspruch auf Entschädigung anerkennen, dann wären sie gezwungen, entweder die Zahl des Heeres um so viel herab zu setzen, dass die bisherigen Ausgaben auch fernerhin ausreichten, oder die Steuern zum Unerschwinglichen zu steigern, um die Mehrausgaben zu decken. Ersteres zwingt sie die Vortheile aufzugeben, welche sie erstreben durch Verlängerung der Dienstzeit, Letzteres würde die Frage nach der Rathsamkeit der Fürstengewalt dringender machen: auf bei-

den Wegen würden ihre Absichten und Stellung darunter leiden. Die übergrose Zahl der stehenden Heere bedroht die Fürstenhäuser mit Gefahren von allen Seiten: ihre Beibehaltung ist ebenso gefährlich wie ihre Minderung; die lange Dienstzeit bietet Vortheile, aber auch grose Nachtheile; die allgemeine Wehrhaftmachung, wie in der Schweiz, steigert höchst günstig die Vertheidigungfähigkeit des Volkes, schmälerte aber sehr die Unbeschränktheit des Fürstenhauses, welches Gefahr liefe einen gewünschten Angriffkrieg scheitern zu sehen am überlegenen Widerstande des waffenfähigen Volkes; die Gewährung der Entschädigung, welche den Soldaten gebührt, ist gefährlich, aber deren Weigerung ebenfalls und die Fürstenhäuser werden solchergestalt immer mehr in Widerspruch gesetzt mit dem Volke. Die Entschädigungpflicht bietet zur Zeit nicht so viele Gefahren, weil sie bisher minder zur allgemeinen Erkenntniss gekommen ist als das bedrohliche Anschwellen der baren Heereskosten zur Friedenszeit; allein sie ist um so einflussreicher, weil sie den Widersachern der stehenden Heere die gefährlichste Waffe reicht, indem sie das Heer gewinnt und auf ihre Seite zieht. Selbst Diejenigen, welche die Waffenpflicht als eine allgemeine betrachten, für die der Stat nicht zu entschädigen habe — obgleich sie niemals eine allgemeine werden kann und der Stat in allen anderen Fällen für jedes andere Opfer besonderer Bevölkerungtheile entschädigt — selbst diese Vertheidiger der Nichtentschädigung räumen ein, dass sie nur auf die Waffenübung sich beziehe, nicht aber auf die Verwendung der jungen Mannschaft zu Polizeidiensten erstreckt werden sollte, denn zu diesen dürfe der Stat ebenso wenig sie heran ziehen, wie er zu Postboten, Polizeiwächtern, Zollbeamten u. dergl. die junge Mannschaft durch Losung auswähle und zum unbesoldeten Dienste zwinge. Die besondere Tauglichkeit einzelner Genossen des Volkes oder Abtheilungen desselben, kann dem State kein Recht geben, sie beliebig auszuwählen und zu zwingen, ihr Leben und ihre Fortbildung dem Gemeinwohle zu opfern ohne Ersatz: die Verwaltung der Polizei, Post, des Zolles, der Steuern, des Wegebaues, der Stats-Eisenbahnen, des Unterrichtes u. a. erfordert viele Tausende zum Dienste des Gemeinwesens, auch sind nur besondere Genossen des Verbandes dazu geeignet. Aber dieser sachliche Grund giebt dem State kein Anrecht, sie auszuwählen und zum Dienste zu zwingen ohne Entschädigung, vielmehr bietet er ausreichende Gehalte, um Freiwillige zu finden, und das Gleiche erscheint bedingt, wenn er einzelner Bevölkerungtheile aus sachlichen Gründen zu anderen

Zweigen der Verwaltung bedarf. Allgemeine und ausreichende Entschädigung aller Kriegspflichtigen ist eine der Hauptaufgaben der neuen Welt: nur sie könnte Gerechtigkeit üben, in deren Genügeleistung Staten unter allen Umständen voran gehen sollten; sie benachtheiligte in keiner Weise den Statshaushalt, da das Geld im Lande bliebe; sie führte zur Verminderung der stehenden Heere und vertheuerte die Kriege so sehr, dass die Kriegsgelüste abnehmen müssten und jeder entstehende Krieg um so eher sein Ende fände. Kriege können den Völkern nicht dienen und deshalb wäre die vermehrte Sicherung des Friedens ein Gewinn, welcher auch den Fürstenhäusern zu Statten käme, die alsdann (§. 407) mit minderer Furcht vor einander, ungeschmälert ihrer Friedensaufgabe sich widmen könnten.

Der steigende Wohlstand der Völker, die zunehmende Einlebung in feste Verhältnisse und das zunehmende Behagen an der Sesshaftigkeit führen im Allgemeinen grösere Friedensliebe herbei und steigern nicht allein die Abneigung wider den Krieg, sondern auch das Streben, den Kriegen vorzubeugen. Unter rückständigen Verhältnissen sind die Kriege minder nachtheilig: das Volk kann seine junge Mannschaft eher entbehren, der Krieg stellt Gewinn in Aussicht durch Plünderung und ausserdem Förderung zu einträglichen Stellungen u. s. w. Wo dagegen fortgeschrittene Zustände herrschen, gewährt der Frieden die gröseren und sicheren Vortheile: die junge Mannschaft kann im Frieden besser verwerthet werden; der Krieg bietet ihr nur Verlust, denn die Aussicht auf Plünderung ist gering, Brandschatzung und Raub sind abgeschafft, oder nur ausnahmweise den Höhergestellten zugänglich; statt Förderung in Aussicht zu stellen, zieht der Krieg gewöhnlich die junge Mannschaft aus einträglichen Stellungen heraus, zerreisst ihren Lebensplan und stellt sie nach beendigtem Kriege nicht allein als Krüppel, sondern auch als Gesunde viel ungünstiger als vorher. In den Völkern ist die Lust zu Angriffkriegen geschwunden, mit alleiniger Ausnahme derjenigen, welche die Beherrschung durch fremde Fürstenhäuser brechen wollen, und diese ausschliessliche Richtung ist dem Fürstenthume überhaupt gefährlich. So werden ihm nicht allein die Mittel zur Ausdehnung seiner Macht durch Angriffkriege geschmälert, sondern auch die hie und da verbliebene Neigung wird ihm zum Gegner.

Die Rückbildung der Fürstenmacht (§. 344) ist augenscheinlich im Fortschreiten und kann, wenn nicht Umgestaltungen ihres Wesens eintreten, zu ihrem Untergange führen. Dennoch ist nicht zu verkennen, dass sie

eines der wohlthätigsten Mittel zur Fortbildung der Menschheit gebildet hat und auch fernerhin bei richtiger Anwendung sein könnte. Die Einheit des Willens an der Spitze der Verwaltung bietet grose Vortheile, sobald sie von umfassender Klugheit geleitet wird; wenn sie nicht den Glanz eines Fürstenhauses oder die Vergröserung des Land- und Menschen-Besitzes voran stellt, sondern die Fortbildung der Menschheit in dem geleiteten Volke. Dazu bedarf es aber der Kenntniss der Eigenthümlichkeiten des Volkes und der besonderen Richtung, welche die Fortbildung desselben nimmt; ausserdem des festen Willens, bei groser Selbstüberwindung und vorsichtiger Beharrlichkeit. Es genügt z. B. nicht, das Volk der Russen mit pariser Firniss zu überziehen oder unter deutsche Einrichtungen zu beugen, sondern es sollte in seiner Weise fortschreiten. Ebenso wenig eignen sich alle Theile eines Volkes zu gleichen Einrichtungen und deshalb strebt der östreichische Stat vergebens danach, zehn verschiedene Völkerschaften nach einem Mase zu lenken. In allen Fällen handelt es sich nicht darum, ein gleiches Vorbild für Alle aufzustellen und durchzuführen, sondern jeder Bahn, auf welcher ein Volk sich heran bildet zu höheren Stufen, seiner weiteren Fortbildung offen zu halten und diese zu fördern in seiner Weise. Es wird damit das Gebiet der menschlichen Fortbildung nicht verlassen, vielmehr liegen die verschiedensten Bahnen innerhalb ihrer Grenzen, so dass der Fürst sicher geht als Leiter und Schirmer, wenn er das Volk seiner Eigenthümlichkeit gemäs höher führt; dagegen aber höchst unsicher verfährt, wenn er ohne Kenntniss der Volksthümlichkeiten nach einem Vorbilde herrschen will, welches denselben widerstreitet. Es können einsichtige und durchgreifende Fürsten, namentlich auf grosen Gebieten, bewunderungwürdige Schritte thun; allein solche sind nur dann von Erfolg, wenn sie der Eigenthümlichkeit des Volkes entsprechen, denn sonst bleiben sie fremd und scheinen wol, aber nützen nicht. Die glänzende Bahn der Kriege und Ränke, auf welche Peter I. die Russen geführt hat, ist der Fortbildung des Volkes vorwaltend schädlich gewesen; denn, um der Unterjochung fremder Völker willen, wurden die Kräfte vergendet, deren die Russen um so mehr bedurften, um trotz der Ungunst des Landes die erforderliche Fortbildung zu erlangen. Selbst, wenn das von einem Fürsten Geschaffene nützlich an sich ist, hängt der Einfluss lediglich von seinem Leben ab: es besteht mit seiner Kraft und Fürsorge, sinkt aber bei seinem Tode dahin; ausgenommen den Fall, dass es im Leben des Volkes wurzelt, in seiner

besonderen Bahn der Fortbildung liegt, dann bleibt es zum dauernden Nutzen bestehen. — Der eingerissene Zwiespalt erscheint zur Zeit unlöslich, denn das Fürstenthum besitzt nicht länger die Fähigkeit, den Anforderungen des States zu genügen und kann auch nicht eine wesentlich veränderte Stellung einnehmen, ohne sich selbst zu beseitigen. Manche Fürsten legen besonderes Gewicht auf ihre Kriegsherrschaft, weil ihre Vorfahren Kriegsherren gewesen sind; allein diese Stellung bedingt aus sachlichen Gründen die Ernennung durch Wahl, denn unter 1000 Kriegern ist selten einer, welcher die zum Feldherrn nöthige besondere Fähigkeit besitzt, und so darf es nicht einem Zufalle überlassen bleiben, bei dem die Wahrscheinlichkeit wie 999 zu 1 waltet, dass ein unfähiger Feldherr an die Spitze gelange; durch die Wahl des Kriegsherrn würde aber die Legitimität völlig vernichtet. Andere legen besonderes Gewicht auf ihre göttliche Berufung, welche nirgends in überzeugender Weise dargelegt werden kann. Lassen sie aber diesen Anspruch schwinden, dann bleibt nur das Besitzrecht durch Geburt, welches lediglich im Herkommen begründet liegt, also vom freien Willen des Volkes abhängt, dessen Huldigung jedesmal die Thronfolge genehmigen muss, also auch durch Verweigerung sie unterbrechen könnte. Wollten die Fürsten das herkömmliche Erbrecht verlassen, dann hörte das Bestehen der Fürstenhäuser auf und sie hätten sich selbst beseitigt. Ihrerseits kann also eine gründliche Änderung des Verhältnisses nicht bewirkt werden, denn solche wäre ihr Untergang, und dennoch lässt sich nicht verkennen, dass die fortschreitenden Bewegungen sich immer mehr gegen die Fürstenmacht wenden. Die zunehmende Friedensliebe lässt die Würde des Kriegsherrn an Werth abnehmen und stellt die Erfordernisse des Friedens an die Spitze des Verlangens; die zunehmende Bildung und der erhöhete Wohlstand verlangen möglichst gesteigerte Einsicht an der Spitze der Verwaltung, die aber niemals in Familien erblich anzutreffen ist, sondern nur durch Auswahl unter den gleichzeitig Lebenden ermittelt werden kann. Es werden also die beiden Grundlagen der Fürstenmacht angegriffen: die Kriegsherrschaft und das Geburtrecht, und zwar in der Richtung, welche augenscheinlich zur Republik führt, möge auch die Zwischenstufe des verfassungmäsigen Fürstenthumes die Erreichung derselben verzögern. Es ist nicht zu verkennen, dass ein Fürst, unter die verfassungmäsige Vormundschaft seiner Minister gestellt, vom fürstlichen Standpunkte aus betrachtet, nur der Schatten eines Herrschers sei: er hat zu thun und zu vollziehen, was

seine Minister anordnen, möge es seiner Ansicht entsprechen oder nicht, und seine Verfügungen haben keine Geltung, wenn nicht die Minister solche unterschriftlich verbürgen. Diese Zwischenstufe würde einen besonderen Werth haben, wenn es darum sich handelte, die Fürsten allmälig auszuscheiden, ihnen ihre Stellung zu verleiden, so dass es um so leichter würde, sie durch irgend ein Abkommen zu veranlassen, durchgreifenden Änderungen ihrer Stellung zuzustimmen. Es mag sein, dass sie diesem Zwecke späterhin dienen wird, denn die allgemeine Stimmung der Völker ist nicht zu Umwälzungen geneigt; wenn also der Zwiespalt zwischen den Völkern und der Fürstenmacht zur Unlöslichkeit sich steigern sollte, dürfte es dahin kommen, dass die Völker lieber eine gütliche Vereinbarung schliessen als Gewalt anwenden, dass sie es vorziehen, das Fürstenhaus durch Entschädigung zur Aufgabe der Stellung zu veranlassen, statt anhaltende Kriege darum zu führen, welche den Wohlstand stören, Blutvergiessen veranlassen und fremder Einmischung Gelegenheit bieten. Die Stimmungen der Völker sind in dieser Beziehung nicht völlig gleich, namentlich die der Franzosen mehr einer stürmischen Umwälzung zugeneigt; bei den Deutschen würde aber in solchem Falle weit eher die Neigung zu einem gütlichen Übereinkommen überwiegen, geleitet von der Überzeugung, dass die Fürsten nicht Feinde des Volkes seien, sondern nur durch den Zwang der hergebrachten Verhältnisse in den Zwiespalt mit den Erfordernissen des Volkes gerathen, der allerdings gelöst werden müsse, aber friedlich erledigt werden könne.

Mit dem Fürstenthume thatsächlich, aber nicht nothwendig verbunden, ist der weitschichtige Beamten-Verband, dessen rastloses Streben nach Ausdehnung seiner Gewalt dahin geführt hat, den scheinbaren Einfluss des Fürsten über alle Kreise zu erstrecken, ihm Gelegenheit zu bieten, seinen Namen allenthalben geltend zu machen. In den meisten europäischen Staten ist so Vielerlei und meistens Unwichtiges von fürstlicher Genehmigung und Beaufsichtigung abhängig, dass zehn Fürsten nicht ausreichen würden, um die dem einzelnen dadurch aufgebürdeten Pflichten zu erfüllen. Die naheliegende Folge ist, dass der Fürst mit ungebürlicher Verantwortlichkeit belastet wird, nicht allein für Das was unterbleiben muss, weil er überbürdet ist, sondern auch für Alles was geschieht in seinem Namen, aber nicht von ihm beaufsichtigt werden kann. Die unverständige Überbürdung der Fürsten ist die Folge der Masregeln, welche vom 12. Jahrh. an im wachsenden Mase durchgeführt wurden, um die Macht des Adels zu

hrechen, der als Lehnsverhand in jedem einzelnen Stamme alle Gewalt besas und ausübte, auch den Fürsten nur als gewählten und ahsetzharen Vertreter der Gesammtheit auf Lebenszeit ernannte, aber im Übrigen als Genossen hehandelte. Diese Macht ward von den Fürsten gehrochen dadurch, dass sie zunächst ihre eigene Würde erblich machten in ihrer Familie, demnächst die vom Adel geübten Befugnisse durch fürstliche Beamte ausüben liessen, deren Wirkungkreis und Zusammenhalt sie allmälig ausdehnten, bis die Macht des Adels gebrochen war und dessen Mitglieder zum grosen Theile sich darin gefügt hatten, fürstliche Beamte zn werden. Als hei zunehmendem Wohlstande der hürgerliche Einfluss anwuchs und die Fürsten desselben nicht länger bedurften als Gegengewicht wider den Adel, dehnten sie den Beamten-Einfluss auch aus über die bürgerlichen Kreise, his znletzt Reichstage und Parlamente, wie auch Kreistage und selbständige Städte-Verwaltungen heseitigt worden waren. Nunmehr war alle Gewalt im Beamten-Verbande vereint und der Fürst als Spitze desselben anscheinend der alleinige Ausfluss jeder statlichen Bewegung; jede Unabhängigkeit war beseitigt und der Fürst ward unbeschränkt wie ein afrikanischer Herrscher. In Wirklichkeit aber lag die Gewalt im Beamten-Verhande und dem Fürsten fielen nur der Schein und die Verantwortliehkeit zu; er hesas am wenigsten Macht wo er am meisten zu herrschen schien (§. 332) und statt sein Ansehen zu mehren, ward es gemindert durch die zahllosen Missgriffe, welche die Beamten in seinem Namen, aber ohne sein Vorwissen machten, durch die Gewaltthaten, Unterdrückungen und Unterschleife, welche alle dem Fürsten zur Last gelegt wurden, weil es seine Beamte waren und er seinen Namen dazu herlieh.

Diese ungehürliche Anhäufung der Pflichten und Verantwortlichkeit steht in keinem nothwendigeu Zusammenhange mit der Fürstenwürde; sie ist lediglich die Fortsetzung einer anfänglich hegründeten Einrichtuug, welche durch Trägheit der Menschen (§. 406), weit über die Grenzen des Bedürfnisses und der Zweckmäsigkeit hinaus geführt worden ist. Anfänglich mogten die Fürsten im Stande sein, einigermasen ihr Beamtenwesen zu überschauen; aber hald musste hei zunehmender Ausdehnung der Statsgewalt diese Möglichkeit schwinden. Dort wo der Fürst am weitesten die Gewalt seines Namens ausgedehnt hatte, wie z. B. in Frankreich, wo Louis 14. sagte: „Der Stat hin ich", herrschte in Wirklichkeit der Beamten-Verband und zwar in solcher Unabhängigkeit und Unerschütter-

lichkeit, dass alle Statsumwälzungen von 1789 bis 1852 ihn nicht haben wesentlich verändern können: die Spitzen der Verwaltungen änderten sich in rascher Folge, aber nie der Beamten-Verband, dem die Freiheitmütze, der Adler und die Lilien nur zum Siegeln seiner eigenen Beschlüsse dienten. Das Beamtenwesen, wenngleich für die Fürstengewalt bestimmt, hat demnach längst aufgehört demselben erspriessliche Dienste zu leisten; es hat vielmehr seine Unabhängigkeit gewonnen, seitdem es dem Fürsten aus der Macht wuchs; dagegen bürdet es ihm ein Mas von Pflichten auf, das er nicht bewältigen kann und eine steigende Verantwortlichkeit, die ihm nicht gebürt und sein Ansehen untergräbt.

Das Streben der Gegenwart ist in richtiger Erkenntniss der Quelle aller Übel dahin gerichtet, die Allgewalt des Beamten-Verbandes zu beschränken: einentheils dadurch, dass Befugnisse, welche nur hindernd eingreifen, abgeschafft werden; anderentheils Pflichten der obersten Verfügung abgenommen werden; drittens aber den Beamten die Verantwortlichkeit aufgebürdet wird für ihre Handlungen. Voraussichtlich wird die neue Welt wesentliche Änderungen des Bisherigen erreichen, ohne das Fortbestehen des Fürstenthumes zu gefährden, dem irriger Weise die Übelstände zur Last gelegt werden, welche in Wirklichkeit nur im Beamtenwesen wurzeln. Die Fortbildung der Menschheit drängt weit mehr zur sachgemäsen Einrichtung der Verwaltung als zur Änderung der Spitze, denn mit der Bildung und dem Wohlstande mehren sich die Veranlassungen zum Eingreifen des Verbandes. Der Einzelne wird zunehmend dem Gemeinwesen untergeordnet werden und deshalb die Verwaltung mächtiger, einsichtiger und verantwortlicher gestaltet werden müssen, damit sie den anwachsenden Erfordernissen genüge. Die Abschaffung hinderlicher Befugnisse kann nur günstig wirken, denn sie erleichtert das Wirken und stellt schädlich angewendete Kräfte zur Verfügung für nützliche Zwecke: das Passwesen, die Erlaubnisse zum Aufenthalte, zum gewerblichen Betriebe u. s. w. sind derartige hinderliche Befugnisse des Beamtenwesens, deren Abschaffung bevor steht. Dass zweitens ein Theil der Pflichten der obersten Verfügung abgenommen werde, empfiehlt sich durch die erkannte Nothwendigkeit der Entlastung der überbürdeten Verwaltungsspitze durch die augenscheinliche Unmöglichkeit, fernliegende Angelegenheiten vom Mittelpunkte des Landes aus so sachdienlich zu verwalten wie durch Verantwortliche in unmittelbarer Nähe. Das Gemeindewesen wird unabhängig

gemacht werden von amtlicher Bevormundung; die Bezirks-Verwaltungen werden in allen Beziehungen, zu denen örtliche Sachkenntniss gehört, von den Betheiligten unabhängig zu leiten sein; das Rechtswesen wird in der Hauptsache den Beamten genommen, um durch Geschworene verwaltet zu werden; auch die Ernennung und Förderung der Beamten werden von gesetzlichen Vorschriften abhängig zu machen sein, damit die Verfügung der Spitze geregelt und erleichtert werde; dass dabei den Beamten die Verantwortlichkeit aufgebürdet werde für ihre Handlungen, dient nicht allein zur Verhinderung von Übergriffen, sondern auch zur Anspornung ihrer Thätigkeit und nimmt der Spitze die Verantwortlichkeit ab für Handlungen die sie nicht beaufsichtigen kann. Sämmtliche Änderungen sind unabhängig von der Art der Spitze, denn sie liegen in der Sache begründet. Das Erforderniss wird gleichartig anwachsen, möge ein unbeschränkter oder ein verfassungmäsig beschräukter Fürst an der Spitze stehen oder auch das gewählte Haupt einer Republik, denn die bedingenden Ursachen liegen im Volke, in dessen Fortbildung und diese nimmt ihren Verlauf unabhängig von der Spitze, welche sie verzögern, aber nicht umlenken oder verhindern kann. Die wachsende Überzeugung, dass der Grund der meisten Übelstände in den Einrichtungen der Verwaltung liege, und dass die Spitze, weit entfernt davon jene Einrichtungen zu bedingen, vielmehr Mitleidender des Volkes sei, hat allmälig die Abneigung der Völker von den Spitzen abgelenkt auf die Verwaltung selbst. Der Republikanismus hat abgenommen in dem Mase wie man erkennt, dass die Übel nicht nothwendig mit dem Fürstenthume verbunden seien; er findet nur noch dort gedeihliche Förderung, wo Fürsten so kurzsichtig sind, die sachwidrige Weitschichtigkeit der Verwaltung zu stützen und ungebürliche Verantwortlichkeit auf ihren Namen zu häufen, also das eigene Ansehen zu schmälern und zunehmend selbst zu untergraben.

Das allmälige Anwachsen des Beamten-Verbandes hatte demselben auch die Gesetzgebung zugeführt, welche sie im Namen des Fürsten übte und zur Regelung aller Verhältnisse eine Fülle von Gesetzen und Verordnungen ausgehen liess, welche dem Fürsten die Aufsicht über ihre Handhabung unmöglich machte, dagegen dem Beamten-Verbande die Machtfülle zu Allem gab und die gewünschte Deckung gegen jede Verantwortlichkeit. Anfänglich bestimmt, den Adel zu beugen, unterjochte sie mit der Zeit das ganze Volk, und in der Gegenwart muss der höchste Adel den Gesetzen

des Beamten-Verbandes Genüge leisten gleich dem niedrigsten Tagelöhner. Der Widerstand, gestützt durch sachliche Erfordernisse, findet deshalb seine Förderer im Adel wie in allen anderen Ständen und jener beansprucht den gröseren Einfluss, welchen er vordem besas, als die Fürsten ihres Gleichen waren, Genossen des Lehnsverbandes wie sie und nur gewählte Vertreter der Gesammtheit wider den Einzelnen. Es lässt sich nicht verkennen, dass aus sachlichen Gründen dem Adel ein gebürender Einfluss auf die Verwaltung zukomme, wie er ihn z. B. in England ausübt, wo er vermöge seiner wohlhabenden und unabhängigen Stellung höhere Erkenntniss sich zu erwerben vermag und diese um so öfterer zum Gemeinbesten verwenden kann, weil ihm seine Zeit mehr zur Verfügung steht. Allein der Adel des Festlandes ist anders gestellt: er ist einentheils dienender Beamter geworden, im Heere oder in der Friedens-Verwaltung; anderntheils aber hat er so weit seinen Wohlstand eingebüst, dass er seine Zeit nicht ohne Ersatz hergeben kann, sondern streben muss sie zu verwerthen dadurch, dass er seine Fähigkeiten wider das Volk anwendet, um durch Vorrechte, Steuererlasse u. d. sein Besitzthum zu verbessern: es ist also nicht zweckmäsig, ihm um seiner höheren Befähigung willen, einen vorwiegenden Antheil an der Verwaltung einzuräumen. Ähnliches wiederholt sich bei den Priester-Verbänden, den Fabrikanten und anderen bürgerlichen Verbänden, den Landbesitzern und den sonstigen durch Besitzthümer hervor ragenden Genossen eines Volkes: es liegt in diesen Verhältnissen wol die Möglichkeit gröserer Befähigung, aber weder die Sicherheit ihres Vorhandenseins und noch weniger ihrer vorwaltenden Verwendung zum Gemeinnutzen. Es bleibt deshalb zur Verbesserung der Verwaltung kein anderes Mittel übrig, als abgesehen von allen Standesrücksichten, lediglich auf die persönliche Befähigung zu sehen, den Menschen gelten zu lassen nach seinem besonderen Werthe für den vorliegenden Zweck, ohne Rücksicht darauf, zu welchem Stande er gehöre und auf welchem Wege er seine Befähigung erlangt habe.

Auch diese Ausdehnung der Wahl zur Verwaltung hängt nicht ab von einer besonderen Spitze, denn sie ist vereinbar mit dem erblichen Fürstenthume wie mit einem gewählten und oft gewechselten Oberhaupte. Sie kann geschehen ohne das Fürstenthum zu gefährden, wie sich thatsächlich erweist in der russischen Verwaltung, welche ihre Beamten aus allen Kreisen entnimmt und selbst den geborenen Fürsten keinen Rang einräumt,

wenn sie ihn nicht als Beamte sich erwerben. Es wird demnach die Verwaltung auch in dieser Beziehung wesentlich umgestaltet werden können, ohne die Fürstenmacht zu gefährden oder eine Abschaffung derselben anzubahnen; jede andere Statsform würde der Änderung ebenso sehr bedürfen und sie in gleicher Weise verbessern müssen, weil die sachlichen Vorbedingungen in gleicher Weise walten. Diese Ausdehnung hätte allerdings die Folge, dass die rückständige Erkenntniss im Volke anscheinend gröseren Einfluss auf die Verwaltung erlangte, so dass ein Rückschreiten befürchtet werden könnte statt des Fortschreitens. Allein es ist zunächst in Betracht zu ziehen, dass für weite Kreise der Verwaltung es der höheren Erkenntniss nicht bedarf, dass dort vielmehr eine demgemäse Beschränktheit der Kenntniss viel grösere Dienste leistet, indem sie auf dem kleinen Gebiete mit gröserer Kraft zu wirken vermag. Ferner beruht es auf Täuschung, wenn im jetzigen Beamtenwesen die höhere Erkenntniss als herrschend angesehen wird, denn fast allenthalben bilden die Untergeordneten die wirklich ausübende Gewalt mit so niedriger Erkenntniss, dass sie nicht einmal den Erfordernissen der beschränkten Gebiete genügt. Die Erkenntniss eines Dorfoberen ist ohne Zweifel viel geringer als die eines Ministers; allein in Bezug auf die beschränkten Dorfverhältnisse steht sie wahrscheinlich höher und jedenfalls ist sie sachgemäser als die Erkenntniss der Unterbeamten, deren der Minister sich bedienen muss. Es wird allerdings nicht an jedem Orte die höchste Erkenntniss der Gegenwart zur Geltung kommen, aber eine höhere als bisher und meistentheils eine für den vorliegenden Zweck besser ausreichende.

Die allgemeine Theilnahme an der Verwaltung ist also nicht mit der Gefahr verbunden, dass der rückständigen Erkenntniss ein gröserer und verderblicher Einfluss eingeräumt würde; ebenso wenig liegt die Gefahr nahe, dass die besitzlose grose Menge das Übergewicht erlangen könnte, sofern nur die Machtbefugnisse eines Jeden sachgemäs erstreckt werden. Anscheinend könnte die Erfahrung sich wiederholen, welche so oft bei gemeinschaftlichen Unternehmungen gemacht wird, dass nämlich der eine Theilnehmer mit geringem Einschusse zu gewagten neuen Unternehmungen drängt, weil er nicht viel verlieren kann, wogegen der andere Theilnehmer mit grosem Einschusse die sichreren Bahnen des Bekannten und Gewohnten verfolgen will, weil er mehr zu verlieren hat. Theilweis tritt diese Erscheinung schon jetzt in der Verwaltung zu Tage: in jeder

Versammlung, seien es die Bauern eines entlegenen Dorfes, ein Reichstag oder ein Fürstenrath, stehen sich zweierlei Meinungen und Absichten entgegen: einerseits zu Änderungen und Neuerungen drängend, andererseits zur Erhaltung des Gewohnten und Althergebrachten vorwaltend geneigt. Hiebei treten aber weniger die Unterschiede der Vermögens-Verhältnisse zu Tage als diejenigen des Alters und der bevorrechteten Stellung: die alten Mitglieder und die durch das Gewohnte Bevorzugten bilden die Erhaltenden (Conservativen), dagegen die jüngeren und zurückgesetzten Mitglieder die Fortdrängenden; die Vermögens-Verhältnisse trennen nicht so sehr, aber doch die Rücksicht auf Verlust und Gewinn und in so fern ist die Ähnlichkeit mit obigen Theilnehmern vorhanden. Die Scheidung und Gegenüberstellung ist aber keine neu eintretende, welche zu befürchten stünde bei allgemeiner Theilnahme an der Verwaltung, sondern sie ist jetzt schon vorhanden und allenthalben herrschend. Sie wird, so weit sie in den Altersunterschieden begründet liegt, unausrottbar fortbestehen, als Gestaltungen der neben einander wirkenden Fortbildung und Rückbildung des Menschenwesens; so weit sie aber aus Vorrechten herstammt, hat sie keine sachgemäse Stütze, verdient also keine Erhaltung. Um das schroffe Wirken der Altersunterschiede zu mäsigen, hat man fast allenthalben eine Altersgrenze festgesetzt, welche erreicht sein muss, bevor die Theilnahme an der Verwaltung gestattet wird; unglücklicher Weise ist aber keine Altersgrenze festgestellt worden, wann diese Theilnahme aufhören sollte, so dass also der sicher eintretenden Alterschwäche der Raum gelassen wird, den man den Jüngeren, um der möglichen Unreife willen, verweigert. Die neue Welt wird diese sachwidrige Einrichtung beseitigen und jedem Zurechnungfähigen diejenige Theilnahme einräumen, zu welcher das Mas seiner Einsicht ihn befähigt; so weit die Unterscheidung in Erhaltende und Fortschreitende auf dem Besitze von Vorrechten der Ersteren beruht, wird sie diese Vorrechte abschaffen, also den Zwiespalt mindern.

Bei der Frage, ob die gröstmögliche Theilnahme aller Genossen an der Verwaltung rathsam sei oder nicht, ist die Entscheidung vor Allem abhängig von der Bestimmung welche man dem State unterlegt. Werden Land und Volk angesehen als Besitzthümer des Fürstenhauses und gilt der Krieg zur Sicherung und Mehrung dieser Besitzthümer als das höchste Streben des States, so muss die Verwaltung möglichst zusammen gefasst werden in straffer Haltung, denn der Krieg erfordert solches und ist ohne-

dies nicht erfolgreich zu führen. Wird dagegen das Volk als Eigenthümer des Landes angesehen, das Fürstenhaus als Spitze der Verwaltung, und der Friede zur Sicherung und Mehrung des Gemeinwohles als das höchste Streben des States, so muss die Verwaltung möglichst vertheilt werden, weil die unzähligen Zwecke des Friedens nur durch gröste Vielseitigkeit der Bemühungen erreicht werden können (§. 326). Wird die Verwaltung überwiegend auf den Krieg berechnet, dann muss thunlichste Unterordnung erstrebt werden: Jeder muss daran gewöhnt werden, sich leiten zu lassen und unbedingt zu gehorchen, muss seinen Stolz darin finden blindlings den erhaltenen Befehlen zu genügen; der Unterricht muss so eingerichtet werden, dass die Unabhängigkeit möglichst wenig sich entwickele und das Mas der Kenntniss mit alleiniger Rücksicht auf den Krieg und den unbedingten Gehorsam abgemessen werde; die Zunahme des Wohlstandes und der Bildung muss gezügelt werden, damit nicht das Behagen die Kriegstüchtigkeit schwäche und die Aufklärung nicht den stillschweigenden Gehorsam beeinträchtige; die Zwecke des Krieges sind einfach, bedürfen nur rauher Einfachheit, pünktlichen Gehorsames und Lossagung von aller Milde und Bequemlichkeit und demgemäs muss ein Stat auf Krieg berechnet seine Verwaltung einrichten. In solchem State muss ein Kriegsherr an der Spitze stehen mit unumschränkter Gewalt im Kriege und Frieden; denn die Friedenszeit dient nur um die Kräfte zu sammeln zum nächsten Kriege, der begonnen werden muss, sobald die ausreichende Stärke vorhanden ist. Wenn auch der Kriegsherr das Volk im Frieden mitwirken lassen will zur rascheren Ansammlung der Mittel zum nächsten Kriege, so muss solches nach seinem Belieben geschehen, nicht allein so viel oder wenig, wie er angemessen findet, sondern es muss auch in keiner anderen Weise betrieben werden, als er anordnet; denn jede Abweichung von seinem Willen gefährdet die Einheit des Handelns, auf welcher die Kriegstüchtigkeit beruht. Solcher Stat muss auch ein zahlreiches, jederzeit schlagfertiges Heer haben, denn für den Angriffskrieg ist es überaus wichtig, dass man dem Feinde zuvor komme, nicht durch lange Vorbereitungen, Aufgebot und Wehrbarmachung ihm Zeit gönne, sich zur Abwehr bereit zu machen, sondern ihn überfalle und niederwerfe, bevor er alle seine Kräfte vereinigen könne: zu solchem Stose ist ein geübtes, zahlreiches und blindlings gehorchendes Heer erforderlich, geleitet von einem unbeschränkt beschliessenden und ausführenden Kriegsherrn. Wesentlich ver-

schieden hievon und nahezu entgegen gesetzt sind die Erfordernisse eines States, dessen Verwaltung für den Frieden eingerichtet wird, dem der Krieg nur als unliebsame Störung gilt, zu dessen Abwehr Alles eingerichtet werden müsse. Solcher Stat bedarf nicht der Leitung eines Kriegsherrn, sondern einer beträglichen Anzahl der tüchtigsten Männer, um den vielfachen Zwecken des Friedens die sachlich beste Leitung zu widmen; er bedarf nicht der blinden Unterordnung, sondern im Gegentheile der weitesten Freiheit der Entfaltung, damit jeder Einzelne seiner Besonderheit gemäs sich fortbilden und zum Gemeinwohle beitragen könne; er darf nicht Wohlstand und Bildung zügeln, sondern muss sie fördern so weit nur möglich, weil dadurch der Friede um so mehr gesichert wird und die Fähigkeit zur Abwehr der Kriege sich steigert; er bedarf nicht der grosen stehenden Heere, denn zur Vertheidigung ist nicht die Stosfähigkeit die Hauptsache, sondern das Einzelngefecht, die Zerstreuung, zu der ein geschultes Heer minder geeignet ist als ein Volksheer, weil jenem die Beweglichkeit mangelt, welche diesem innewohnt. Das geschulte Heer äussert seinen einzigen Vortheil nur im ersten Anpralle; sobald der Krieg länger dauert, geht es allmälig verloren und alsdann tritt das Volksheer an seine Stelle, dem wegen Kürze der Zeit das geschulte Wesen nicht eingeprägt werden konnte. Der Vertheidigungkrieg, welcher des Anpralles nicht bedarf, kann des wuchtigen stehenden Heeres entbehren und deshalb hat der auf den Frieden eingerichtete Stat lediglich seine Mannschaft möglichst zahlreich kriegsfähig zu machen, damit er jeden Angreifer erdrücken oder durch Ermattung besiegen könne. Wie sehr ein Volk bei seiner Vertheidigung den Angreifern überlegen sei, lehrte die französische Republik 1793, welche in der Zeit ihrer stärksten Zerrüttung wider vier Grosmächte focht, mit zusammen gerafften Genossen jeder Art die grosen, geschulten Heere zum schmählichen Rückzuge zwang und den hochmüthigen Feinden einen schimpflichen Frieden aufnöthigte. Wie gros die Leistungfähigkeit eines auf Frieden eingerichteten States sei, lehrt die kleine Schweiz, welche bei $2^1/_2$ Millionen Einwohnern 200,000 Bewaffnete aufstellen kann, und die Vereinigten Staten, welche zu ihrem Bürgerkriege über 900,000 Mann Freiwillige aufstellen konnten, ohne sich zu erschöpfen.

Die entscheidende Frage, ob der Stat bestimmt sei zum Kriege oder zum Frieden, ist bei den vorgeschrittenen Europäern längst entschieden zu Gunsten des Friedens; selbst die kriegslustigen Franzosen haben an-

gefangen einzusehen, dass man nach Besserem streben könne als dem Ruhme. Die nene Welt wird ihre Einrichtuugen immer mehr auf den Frieden herechnen, nnd wenn die Fürsten aus gegenseitiger Furcht es nöthig erachten, grose Heere hereit zu halten, werden die Völker bei näherer Bekanntschaft ihre gegenseitige Scheu ablegen, in Eintracht den allseitig dienlichen Frieden sicheru nnd dadurch den Kriegsdrohungen ein Ende machen. Das Streben der Fürstenhäuser ihren Besitz an Ländern und Menschen zu mehren, findet nicht allein steigende Hindernisse in dem znnehmenden Widerstreben der Völker gegen Zerreissung und derem Bemühen nach Vereinigung der zerrissenen Theile, sondern anch iu dem eigenen Volke, welches ungeneigt ist, die Opfer an Menschenleben und Gütern zn hringen, um fremde Völkertheile zn unterwerfen oder im Joche zu erhalten. Die Völker erkennen durch Berechnung, dass die Unterjochung in jetziger Zeit ein unvortheilhaftes Geschäft sei, welches niemals Ersatz liefern könne für die aufgewendeten Opfer, indem selbst die Bevölkerung reicher Länder nicht die Kosten ergieht, wenn sie zum Gehorsam gezwungen werden soll. Man hat z. B. herechnet, dass der italienische Theil des östreichischen States, der zu den reichsten und einträglichsten gehört, demungeachtet noch einen Zuschuss von 35 Millionen Gulden jährlich erfordere, um niedergehalten nnd vertheidigt werden zu können, d. h. die übrigen Bewohner des Kaiserstates müssen jährlich jenen Betrag aufwenden, nm die widerwilligen Italiener zu zwingen, vom Hause Habsbnrg sich beherrschen zu lassen und ein Weiteres als das Bewusstsein der gemeinsamen Beherrschung geniessen Jene nicht für ihre Aufwendnngen. In noch stärkerem Mase findet dieses Verhältniss in Russland statt: das russische Volk hat alljährlich beträchtliche Zuschüsse zu leisten, um die Polen nieder zu halten, deren Steuern hei Weitem nicht ausreichen, um ausser der Friedens-Verwaltung, auch diese Aufwendungen zu hestreiten; es hat ferner unausgesetzte Opfer an Menschenleben und Gütern zu bringen, um die Kaukasus-Völker zu hezwingen nnd macht an beiden Stellen schlechte Geschäfte, vergeudet dort Mittel, deren es zur eigenen Fortbildung so dringend bedarf. Die Franzosen haben seit 1830 mehrere hundert Millionen Franken und über 500,000 Menschen geopfert, um die Völkerschaften Algiers zu beherrschen. Sie erkennen immer mehr, dass sie diese Aufwenduugen weit besser im Vaterlande gemacht hätten, wo lohnender Gewinn dio Folge gewesen wäre, auch die Macht des Volkes viel mehr

gestärkt worden wäre als durch jenen auswärtigen Zuwachs, welcher die Kräfte raubt statt sie zu mehren. Die zunehmende Erkenntniss, dass die Unterdrückung fremder Völker und Niederhaltung widerwilliger Völkertheile zum eigenen Nachtheile gereiche, indem sie schwächen statt zu stärken, muss unbedingt dazu führen, dass einerseits die widerwilligen Theile sich trennen, andererseits die geneigten Theile immer fester sich vereinen, so dass die Staten der Fürstenhäuser zerfallen oder sich vereinen, je nachdem die Neigungen der Völker sich gestalten. Zunächst dürfte der bereits einflussreiche Völkerwille, das sogenannte Nationalität-Princip, herrschend werden über das fürstliche Besitzrecht und daraus sowol Zerreissungen jetziger Reiche entstehen, wie Vereinigungen zu neuen Reichen. Späterhin werden gemeinsame Gesetze und Einrichtungen die Völker verschmelzen, so dass die jetzt mächtig wirkenden Völkergefühle den höheren Erfordernissen der Menschheit weichen. Die Gegenwart bietet Beispiele beider Art: die ehedem am stärksten geschiedenen und niemals vereint gewesenen Italiener haben ihre Einigung zum grösten Theile erreicht; die vereint gewesenen aber zerrissenen Polen erheben sich bei jeder günstig scheinenden Gelegenheit, um durch Losreissung aus ihren aufgedrungenen Verbindungen, ihre Unabhängigkeit und Einigung zu erkämpfen; die Deutschen sind unausgesetzt bemüht, ihre Vereinigung auf friedlichem Wege zu erreichen: in allen Fällen lässt sich erkennen, dass vor Allem das Gefühl der Zusammengehörigkeit als Volk, die Bewegungen erregt und erhält, also der Wunsch nach volksthümlicher Entwicklung überwiege. Das frühere Streben nach Erhöhung des zugehörigen Fürstenhauses tritt dagegen zurück; ebenso verlieren sich die früheren Glaubensspaltungen, deren Einflüsse zum Theile stärker waren als die Volksthümlichkeit: so bilden sich Scheidungen und Vereinigungen, weit verschieden von den bisherigen Eintheilungen der Europäer. Gleichzeitig geben die Schweizer das Beispiel, dass es ein Höheres gebe als die Volksthümlichkeit, indem die dauernde freiwillige Verbindung verschiedener Völker unter geeigneten Verhältnissen möglich sei. Unter zahlreichen Völkerschaften des östreichischen Kaiserstates zeigt sich die gleiche Neigung zum freiwilligen Zusammenschlusse, allerdings abweichend von der besonderen Auffassung des habsburgischen Fürstenhauses.

Es lässt sich nicht verkennen, dass die Vorstellungen vom Besitzrechte der Fürsten an Einfluss verlieren, die Völker mehr und mehr zum Bewusst-

seine gelangen, dass sie nicht Eigenthum der Fürsten bilden, sondern Eigenthümer des Landes seien, welches ihre Vorfahren besasen und bearbeiteten, längst bevor die Vorfahren des Fürsten an die Spitze gelangten. Die Ansicht, dass die Fürsten die höchstgestellten Beamten seien, wird namentlich dadurch bekräftigt, dass sie gegenwärtig bei den meisten Völkern die Erträge des Landes nicht länger als ihr Eigenthum empfangen und verwalten, sondern eine festgesetzte Vergütung erhalten für ihre Mühewaltung, deren Belauf vom Beschlusse des Volkes abhängt. Möge dessen Vertretung auch verschieden und mangelhaft eingerichtet sein, die Hauptfrage ist jedenfalls dadurch erledigt, auch wenn die gebräuchlichen Ausdrücke noch aus dem früheren Verhältnisse beibehalten wurden.

Die angebahnten und im Fortschreiten befindlichen Änderungen sind fast alle den Fürstenhäusern ungünstig, in so weit diese ihre Sonderzwecke höher stellen als die des Gemeinwesens. Dagegen zeigen sie sich nicht dem Fürstenthume bedrohlich, denn dieses hält sich bei den Engländern und Belgiern trotz aller Beschränkung in solchem Ansehen, dass es fester als je begründet erscheint. Eine Gefährdung liegt demnach nicht in den Absichten der Völker, kann jedoch herbei geführt werden durch die Fürstenhäuser selbst, schon dadurch, dass Einzelne als Hindernisse der Fortbildung sich gebaren, also der Rückbildung verfallen und das Volk zwingen, sich daran zu gewöhnen, das Fürstenthum als schädlich zu betrachten. In solchen Fällen genügt der kleinste Anstos, um das Fürstenthum zu zertrümmern, wie sich in neuester Zeit bei den Königen Griechenlands, Neapels und Toskanas erwies, auch vorher 1848 und 1830 bei den Königen Frankreichs u. a., welche sämmtlich in der erbärmlichsten Weise weichen mussten, nicht durch siegreiche Heere nach mörderischem Blutvergiessen überwunden, sondern durch den festen Willen des Volkes vertrieben. Solche Fälle, verglichen mit den Stellungen der Fürsten in England und Belgien, zeigen allerdings, wie hoch und wie tief die Macht und das Ansehen eines Fürstenhauses sich stellt je nach dem Mase der Einsicht; sie geben aber auch die Gewähr, dass Fürstenhäuser nur fallen durch eigene Schuld, namentlich dadurch, dass sie die fortschreitende Bildung des Volkes zu hindern oder aus seiner eigenthümlichen Bahn in fremde abzuleiten suchen.

Die zunehmende und bereits übermächtig gewordene Neigung der Völker, ihre Verwaltung überwiegend für die Zustände des Friedens einzurichten und für den Krieg nur auf Vertheidigung Bedacht zu nehmen, wird

nicht allein die Stellung der Fürstenhäuser umgestalten, sondern auch die Schwerpunkte der ganzen Verwaltung verlegen: die Geltung des Heeres wird verlieren, indem es von seiner Ausnahmestellung zu einer bürgerlichen Einrichtung herabgesetzt wird; die Fürsten werden von der bisherigen Überbürdung befreit, um die Möglichkeit der Ausführung des Erforderlichen zu sichern, aber die Machtbefugnisse um so mehr vom Volke geübt werden. Es lässt sich nicht verkennen, dass bei Abnahme der Macht und Befugnisse der Fürsten, die Kostspieligkeit ihrer Stellung um so stärker hervor treten wird, da naheliegende Vergleiche mit der Schweiz und Nord-Amerika den Beweis liefern, dass derselbe Zweck mit viel geringeren Aufwendungen erreicht werden kann. Die Deutschen zahlen ihren Fürsten jährlich etwa 14 Millionen Thaler, also 52 Millionen Franken; die Franzosen ihrem Kaiser jährlich 40 bis 42 Millionen Franken; dagegen die nahezu ebenso zahlreichen und wohlhabenden Nord-Amerikaner ihrem Präsidenten nur 125,000 Franken, also nur den vierhundertsten Theil, ohne Veranlassung zu finden, diese Ersparung zu bereuen. Es wird voraussichtlich das Streben sich geltend machen, die Kosten der fürstlichen Oberleitung zu mindern; die Fürstenhäuser, deren Einrichtungen auf die bisherigen Einnahmen berechnet sind, werden suchen müssen anderweitig das Fehlende zu ergänzen, namentlich durch Mehrung ihres Eigenbesitzes, welches ihnen wie jedem anderen Genossen des Verbandes zustehen muss. Dieses Bemühen wird einerseits geschmälert dadurch, dass nur ein Theil der zulässigen Wege ihrer Würde angemessen ist, andererseits aber um so mehr gefördert darin, dass ihre Stellung ihnen die zuständigen Wege um so ergiebiger macht. Da sie an der Spitze der Verwaltung am frühesten unterrichtet werden von den Schwankungen, welche auf die Preise vieler Werthsachen einwirken, so ist es ihnen möglich ihre Gelder nutzenbringender zu verwenden als andere Spekulanten, und da sie durch ihre eigenen Äusserungen zu solchen Schwankungen mitwirken können, so liegt es in ihrer Macht ihren Ankäufen und Verkäufen in vortheilhaftester Weise den Boden zu bereiten. In anderer Weise können sie durch Betheiligung an kaufmännischen oder gewerblichen Unternehmungen ihre Gelder um so sicherer und rascher mehren, wenn solche unter besonders günstigen Verhältnissen stattfinden: das holländische Königshaus ist z. B. stark betheiligt bei der ostindischen Compagnie, welche die indischen Besitzungen ausbeutet durch ein Pachtwesen, welches mit geringen Auf-

wendungen wohlfeilen Ankauf erlangt, dagegen in Holland durch Schutzzoll-Gesetze hohe Verkaufpreise erzwingt, so dass ein ungewöhnlicher Gewinn erzielt wird. Bei anderen Völkern sind die Fürstenhäuser bei einheimischen Handels-Gesellschaften betheiligt, welche für den Stat Geschäfte treiben mit ansehnlichem Gewinne, oder an Banken, welche durch Vorrechte in den Stand gesetzt sind, ungewöhnlich hohe Erträge zu erzielen. Diese Mittel sind aber minder zuverlässig als die Spekulation in Landgütern, da sie abhängig sind vom Fortbestande der Schutzzölle und Vorrechte, die bald aufhören, weil die fortschreitende Erkenntniss dazu drängt, derartige Beeinträchtigungen des Gemeinwohles zu beseitigen. Sie schaden auch dem Ansehen der Fürstenhäuser, welches in den Vorstellungen des Volkes leidet, wenn dieselben sich, sei es auch auf gesetzlichem Wege auf Unkosten des Volkes bereichern, ziehen ihnen auch den Widerwillen Derjenigen zu, welche von diesen einträglichen Geschäften fern gehalten werden durch die fürstlichen Vorrechte. Andererseits ist es eine bekannte Erfahrung, dass in Geschäften, die nicht durch Begünstigungen ungewöhnlichen Gewinn erzielen, das Geld der Fürsten sehr niedrige Erträge giebt; dass selbst deren Landgüter, welche bei Zunahme der Bevölkerung und des Wohlstandes ohne Weiteres im Werthe steigen, dennoch durch Kostspieligkeit der Verwaltung und anderer Schmälerungen nur geringe Erträge geben. In Folge dessen wendeten sich einzelne Fürstenhäuser mehr den gewagten Unternehmungen zu, bei denen sie, wenn nicht Vorrechte den Gewinn sicher stellen, je nach der Sachkenntniss und Ehrlichkeit der Leitung ihr Vermögen mehren oder mindern, aber wenig in ihrem Ansehen gewinnen können; wie z. B. Louis Philippe, der in auffälligster Weise die Telegraphen missbrauchte zu seinen Spekulationen in Statspapieren und darüber sein Ansehen so sehr verlor, dass Niemand ihn stützen wollte, als 1848 die Empörung sich erhob.

Auf allen Wegen ist das Fürstenthum mit der Rückbildung bedroht, am stärksten von dem steigenden Verlangen der Völker, dass an der Spitze ihrer Verwaltungen die höchsten Fähigkeiten herrschen sollen. Dass diese Bewegungen nicht gegen die Fürstenhäuser gewendet sind, ergiebt sich aus dem allseitigen Begnügen mit Verfassungen, welche den Fürsten an der Spitze lassen, aber ihm auferlegen sich solcher Rathgeber zu bedienen, welche die ihm etwa mangelnden Fähigkeiten ergänzen. Es ist ihm dadurch keineswegs verwehrt, im weitesten Umfange zu herrschen, sobald

er erweist, dass er der klügste Mann im State sei; er braucht sich nicht von seinen Rathgebern leiten zu lassen, vielmehr darf er ihrer als Diener sich bedienen, sobald er nur durch seine Masnahmen erweist, dass die höchste Klugheit herrsche. Die Verfassungen sind augenscheinlich nur auf den Zweck gerichtet, indem sie verhüten sollen, dass die etwa dem Fürsten mangelnde Befähigung in gemeinschädlicher Weise sich bethätige; sie stellen nur den rückständigen unter die Vormundschaft kluger Männer, überlassen es dagegen dem vorgeschrittenen seine eigene Klugheit walten zu lassen, wenn sie im Stande ist als die höchste sich zu erweisen: es soll nur die beste Art der Verwaltung erreicht werden, sei es mit oder ohne den Fürsten; denn auch das Fürstenhaus ist nicht ein Zweck, sondern eines der Mittel zum Gemeinwohle, in dessen Förderung seine einzige Bestimmung liegt und die Begründung seiner Anerkennung.

Unglücklicher Weise ist der Blick vieler Fürsten rückwärts gewendet, so dass sie der ohnehin bedrohlichen Rückbildung Vorschub leisten, statt sie durch Fortbildung zu besiegen: sie wollen längst entschwundene Zustände und Verhältnisse wieder beleben und gerathen dadurch immer weiter ab von ihrer Bestimmung, in deren Erfüllung ihre Macht ruht und die Nothwendigkeit oder Rathsamkeit des Fürstenthumes überhaupt. Auf den rückständigen Stufen haben allerdings Fürst und Adel zusammen den Stat beherrscht, aber in solcher Weise, dass der Adel den Fürsten wählte und absetzte, verjagte oder tödtete, wenn er es zweckmäsig fand; die Zurückführung eines solchen Verhältnisses dürfte den Fürstenhäusern am wenigsten frommen. Sie haben späterhin mit dem Adel und den Bürgern vereint geherrscht, aber nur dadurch, dass sie das ganze Volk preisgaben, was sie in jetziger Zeit nicht ausführen könnten, auch nicht wollen. Demnächst haben die Fürsten lediglich durch Beamte geherrscht, waren aber dadurch zu Werkzeugen dieses Verbandes geworden und sind den Fesseln erst entrissen worden durch die Verfassungen, welche die Beamten-Herrschaft beschränkten; eine Zurückführung in diese Zustände würde die Macht der Fürsten nicht mehren, sondern mindern. Die vortheilhafteste Stellung für sie bleibt unter allen Umständen die Herrschaft auf Grund einer Verfassung, und ihre Sicherstellung wird um so gröser, je mehr das ganze Volk zur Theilnahme an der Verwaltung zugelassen wird, denn nur auf diesem Wege können die Fürsten der drückenden Herrschaft der Verbände (§. 339) sich entziehen.

Die Volksherrschaft (Demokratie) wird die Verwaltungart der neuen Welt sein und das Fürstenthum zeitig mit derselben verbündet werden müssen, wenn es fortbestehen soll. Die Bewegung der Völker wendet sich nicht unmittelbar wider die Fürsten, sondern wider die Verbände des Adels, der Priester, Beamten und Bevorrechteten; wenn das Fürstenthum der Bewegung folgt oder ihr Raum lässt, wird es fortbestehen; wollte es aber derselben sich entgegen stemmen, dann geht die übermächtige Bewegung darüber hinweg. Alle Vorrechte, welche einzelnen Ständen oder Altersstufen die Verwaltung sicherten, werden fallen, um die persönliche Befähigung zur alleinigen Grundlage der Wahl zu erheben; die Vereinigung der Leitung des Ganzen wird der weitesten Theilung der leitenden Spitzen weichen; die Einrichtungen zum Angriffkriege werden schwinden, um den Frieden als Grundlage des Lebens der Völker zur Herrschaft zu bringen. Die Bewegung nach diesen Zielen ist bereits mächtig genug, um im Fortschreiten jeden Widerstand zu besiegen; sie wird voraussichtlich ihre Ziele erreichen, mit Hilfe der Fürstenmacht, wenn diese vom richtigen Verständnisse geleitet wird, sonst ohne dieselbe oder gar über sie hinweg.

Abhängig von den Fragen, betreffend die Spitze der Verwaltung, ist diejenige über die Theilnahme des gesammten Volkes an derselben. Ein Stat, auf Krieg berechnet und eingerichtet, muss die Verwaltung zusammen halten, darf sie nicht zersplittern, indem er das Volk daran Theil nehmen lässt. Deshalb zeigt sich auch in allen solchen Staten das unablässige Streben, von der einheitlichen Spitze aus durch gehorchende Beamte und je nach den Eingebungen des Augenblickes Jegliches zu leiten, so dass sowol die Theilnahme des Volkes ausgeschlossen bleibt, wie auch die Leitung nach bleibenden, allgemein giltigen Gesetzen. Dieser Grundzug herrschte in Frankreich unter Louis 14. wie unter Napoleon 1. und Napoleon 3.; in Russland unter allen Herrschern seit Peter 1.; in Preussen unter den ersten beiden Königen wie unter Friedrich 2. und Friedrich Wilhelm 3.; in Östreich selbst unter Josef 2. Bezeichnend für dieses Streben ist das Gewicht, welches von fast allen Fürsten auf das Wort „Unterthan“ gelegt wird. Vom preussischen Könige Friedrich 2. wird berichtet, dass er auf dem Todbette gesagt habe: „Ich bin es müde über ein Volk von Sklaven zu herrschen“; womit er am stärksten seine Selbstherrschaft verurtheilte, die das Volk nicht dem Sklavensinne enthoben hatte, der von seinen Vorfahren gepflanzt und von ihm selbst fortgehegt worden war. Selbst die

wohlmeinendsten der Fürsten konnten sich dem Banne nicht entziehen, welchen der auf den Krieg eingerichtete Stat über die Völker verhängte. Jeder Fürst hielt sich nicht allein berechtigt, sondern auch verpflichtet, die Kriegsrücksichten voran zu stellen, um nicht allein den anderen auf Krieg sich einrichtenden Fürsten gewachsen zu sein, sondern auch nach Zeit und Gelegenheit das Besitzthum seines Fürstenhauses mehren zu können.

Die allmälige Umgestaltung der Grundlagen, so dass die Staten nicht länger vorwaltend auf den Krieg, sondern auf den Frieden sich einrichten werden, kann nur günstig für die Betheiligung des Volkes an der Verwaltung wirken, denn der Friede verlangt Vielseitigkeit der Einrichtungen und diese ist nur zu erlangen durch allgemeine Betheiligung des Volkes. Solcher Änderung steht in den bevorrechteten Verbänden ziemlich allgemein eine Abneigung entgegen, die ihren Ausdruck bis zur Verleumdung des Volkes steigert, um nicht allein dessen Unfähigkeit zur Theilnahme an der Verwaltung, sondern auch die Gemeinschädlichkeit der Gestattung zu erweisen.

Zuerst und scheinbar begründet wird die Rückständigkeit der grosen Menge angeführt, ihr Mangel an Erkenntniss, welcher sie nicht allein verhindern solle das Richtige zu ermessen, sondern sie auch zum blinden Werkzenge von ehrgeizigen und selbstüchtigen Aufwieglern mache, so dass wenig Gedeihen, aber desto mehr Unheil von ihrer Betheiligung zu erwarten sei. Es wird ferner angeführt, dass sie schwankend sei, unzuverlässig und zu steten Unruhen geneigt, so dass jedesmal wann sie zur Theilnahme zugelassen worden sei, solche Unordnung entstanden wäre, dass die Besitzenden es vorgezogen hätten, einem Despoten zur Herrschaft zu verhelfen, um nur Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. In diesen Anführungen liegt viel Begründetes neben noch mehr Unrichtigem und bei solcher Mischung herrscht die grösere Wahrscheinlichkeit, dass irrige Schlussfolgerungen daraus entstehen, wie es auch im Vorliegenden der Fall ist. Das Begründete liegt in Hervorhebung der minderen Erkenntniss der Menge des Volkes; allein die Schlussfolgerung ist unrichtig, denn das Volk wird dadurch nicht verhindert in seinen Kreisen das Richtige zu erkennen, weil die meisten Angelegenheiten des States der einfachsten Art sind, so dass ein gewöhnliches Mas an Fähigkeiten zu ihrer Verwaltung ausreicht. Die besonderen Angelegenheiten der Gemeinden verwalten z. B. die Gemeindeglieder viel zweckmäsiger als fern stehende Beamte, deren Wirkungkreis und Bildung auf anderen Gebieten der Erkenntniss liegen und die deshalb un-

brauchbar sind für jene Sachen. Dass es in der Gemeinde-Verwaltung Kreise gebe, zu deren Beurtheilung die Kenntniss der Menge des Volkes nicht ausreiche, unterliegt keinem Zweifel; allein diese Kenntniss mangelt nur deshalb, weil das Volk von der Verwaltung ausgeschlossen ward, also die Kenntniss sich nicht verschaffen konnte. Ein Gebundener kann seine Kräfte nicht äussern, aber in seiner Unfähigkeit zur Bewegung liegt kein Grund, um ihn gebunden zu halten, und selbst die Voraussicht, dass er nach Lösung der Bande längere Zeit schwach sein werde, darf nicht als Grund gelten. Die Erfahrung lehrt, dass dort wo das Volk längere Zeit hindurch an der Verwaltung Theil genommen hat, wie z. B. in der Schweiz, die dazu erforderliche Kenntniss rasch entwickelt wird und im Allgemeinen die Verwaltung zweckmäsiger sich gestaltet als in Staten, wo ein Beamten-Verband Jegliches regeln soll. Auch über diejenigen Kreise, welche höher stehen als Gemeinde-Angelegenheiten, erstreckt sich dieser Einfluss, denn das Volk weiss durchgehends weit eher die richtigen Männer zu erkennen und zu wählen als die Fürsten und Minister; auch die Gewählten fühlen ihre Verantwortlichkeit weit stärker, wenn sie aus der Nähe vom tausendäugigen Volke sich beobachtet wissen, statt vom fern wohnenden Fürsten. Die grösere Verantwortlichkeit spornt ihren Fleiss, läutert ihr Bemühen und stählt ihr Selbstbewusstsein, so dass erfahrungmäsig die Republiken alter und neuer Zeit es gewesen sind, in denen wirklich grose Männer erstanden, an Einsicht und That sowie an Aufopferung für das Gemeinwohl höher stehend als je ein Fürst. Unstreitig ist das Volk vielen Irrthümern ausgesetzt und diejenigen Staten, in denen es an der Verwaltung wesentlichen Antheil nimmt, sind weit entfernt von der Vollkommenheit. Sind aber die anderen Staten, welche auf Verband- oder Beamten-Herrschaft beruhen, etwa vollkommen? Allenthalben wo Verbände herrschten, gab es dumpfe Ruhe, Rechtlosigkeit des Volkes und Bereicherung der Verbände auf Unkosten des Gemeinwohles. In allen Jahrhunderten, während welcher der Adel herrschte, ward das Volk in Leibeigenschaft gehalten, ausgebeutet, gemisshandelt, verstümmelt, entehrt oder getödtet nach Willkür; der Fürst nahm Theil daran oder wenn er dieses verschmähete und gar sich widersetzte, ward er abgesetzt, verjagt oder ermordet. War das etwa eine vollkommene Statsverwaltung? Als es darauf den Fürsten gelang, den Adel zu unterjochen, ihn zu gebrauchen als Werkzeug zur Stärkung der unbeschränkten Macht des Fürstenhauses, und ihm dagegen erlaubte, das Volk

auszubeuten; war das etwa die höhere Form der Verwaltung? Wenn späterhin der reine Beamtenstat geschaffen ward, in welchem das Volk rechtlos einem Beamtenverbande unterstand, der in Formen verknöchert, herrschsüchtig und habgierig eine endlose Menge von Gesetzen schuf, um die Mängel derselben zur eigenen Bereicherung zu missbrauchen; war darin etwa eine Muster-Verwaltung geschaffen? In neuerer Zeit ward gestrebt, mit den älteren Bevorrechteten (Adel und Priestern) auch die neueren zu vereinen, um den Widerstand gegen das andringende Volk zu stärken; es ward den Wohlhabenden in allmälig erweiterten Kreisen gestattet, an der Verwaltung Theil zu nehmen. So in der englischen Verwaltung, in der das Bestreben vorherrschend ward, das Gemeinwohl als Jagdbeute zu vertheilen, wobei jeder Theilnehmer an der Verwaltung, je nach der Würde seiner Stellung, zugetheilt erhielt: die höheren Stellungen und grösten Gehalte dem hohen Adel; die Hofstellen und Heeresämter den Niederen des Adels; die Ämter zur Arbeit bei minderer Besoldung den einflussreichen Bürgerlichen (Advokaten u. a.) und deren Söhnen; den drängenden Fabrikanten lohnende Schutzzölle; den habgierigen Spekulanten ergiebige Vorrechte und begünstigte Unternehmungen u. s. w.; nur das Volk hatte keinen Antheil, es war vielmehr der weite Bereich aus dem man die Jagdbeute holte, die Frucht welche man ausdrückte, um gemeinschaftlich den Saft zu geniessen. War dieses das Urbild der tadellosen Verwaltungweise, höher stehend als jede Verwaltung, an welcher das ganze Volk Theil nimmt? Das Verfahren mogte unter allen Umständen gesetzlich sein, allein darin lag kein Vorzug, denn es würde in jeder Verwaltung, wo Diebe die Mehrheit beherrschten, der Raub zum Gesetze erhoben werden können, ohne dass sich behaupten liesse, der Raub sei ein Recht: Gesetz und Recht sind zweierlei. Jede Einrichtungweise der Verwaltung hat ihre Mängel, aber diejenige, an welcher das ganze Volk Theil nimmt, zeigt nicht allein mindere Mängel, sondern auch grösere Fähigkeit zur Verbesserung derselben durch Fortbildung der Erkenntniss. In jeder Verwaltung ist die Selbsucht herrschend; wenn aber auf Verbände beschränkt, arbeitet deren Selbsucht wider das Gemeinwohl, wogegen, wenn das ganze Volk herrscht, dessen Selbsucht mit dem Gemeinwohle zusammen fällt, indem beide dasselbe sind.

Man wirft dem Volke vor, dass es sich gebrauchen lasse als blindes Werkzeug ehrgeiziger und selbstsüchtiger Aufwiegler; in Wirklichkeit ist dieses der Fall gewesen und das Volk hat sogar zu verschiedenen Zeiten

blindlings Gräuel verübt, welche die Menschenwürde schäuden. Sind aber etwa die Verwaltungen des Adels und der Priester, der unbeschränkten Fürsten oder der Verbände frei davon geblieben, oder sind nicht vielmehr in diesen Kreisen Missbräuche und Gräuel viel ärger geweseu? Die Fürsten waren nur zu oft die Werkzeuge ehrgeiziger und selbstüchtiger Aufwiegler, welche nicht mittelst öffentlicher Reden, aber durch unablässige Hetzereien, furchterregende Darstellungen, weibliche Vermittelungen u. a. die Fürsten aufwiegelten. In den Zeiten der Adelsherrschaft gab es fortwährend in den Versammlungen adlige Aufwiegler, denen die übrigen folgten, sei es zum Fürstenmorde oder zur Volksunterdrückung, und die Priester halfen meistens getreulich, wenn ihr Vortheil es erheischte; die Aufwiegler mit dem Crucifix oder der Bibel in der Hand waren die wirksamsten. Die Gräuel, welche von Fürsten, Adel oder Priestern begangen worden sind, überragen weitaus diejenigen der Völker, welche allerdings in blinder Wuth zerstörten, aber seltener mit Vorbedacht und Ausdauer, weil sie mitten darin sich abmühend, weit eher ermatteten. Die unzähligen Kriege, welche von Fürsten aus Frevel begonnen und geführt wurden, übertreffen schon weitaus Alles was europäische Völker jemals gesündigt haben; dazu kommen die absichtlichen Gräuel: der Bartholomäus-Nacht (1572) in welcher 30,000 Hugenotten auf Befehl des französischen Königs Charles 9. niedergemetzelt wurden; des spanischen Königs Philipp 2. in der niederländischen Verfolgung, welche mehr als 100,000 Menschenleben in Kerkern sowie durch Mord und Brand dahin raffte; andere frevle Niedermetzelungen von minderer Auffälligkeit geschahen in jedem der verflossenen Jahrhunderte und bei jedem Volke. Der Adel hat zu keiner Zeit Menschenleben geschont, vielmehr dasselbe bei jeder Gelegenheit in blinder und frevelhafter Weise vergeudet: Verwüstung weiter Bereiche, Niedermetzelung der Männer, Spiessung der Kinder, Entehrung der Weiber u. s. w. waren gangbare Vergnügen des Adels, preiswürdige Heldenthaten ritterlicher Fehde. Die Priester haben es ebenso wenig an Foltern und Scheiterhaufen fehlen lassen: die spanische Inquisition hat von 1481 bis 1746 im Ganzen 34,654 Menschen lebendig verbrennen lassen und 288,016 zu Galeeren und Gefängniss verurtheilt, in denen die meisten vorzeitig hinstarben; die römische Inquisition hat minder auffällig gewirkt, aber ihre Opfer zählen ebenfalls nach Tausenden. Die Gräuel der englischen Revolution von 1649, der französischen von 1793, der spanischen von 1821 und der neueren minder ausgedehnten

in Italien, Frankreich, Deutschland, Polen u. a. erscheinen sehr geringe im Vergleiche zu den fürstlichen, adligen und priesterlichen Gräueln, von denen die Geschichte berichtet. Von einem grosen Theile der Volksgräuel muss überdies gesagt werden, dass die davon Betroffenen die mehr oder minder schuldigen Veranlasser waren und in diesen Gräueln nur die Folgen ihrer eigenen Thaten ernteten; wogegen bei den fürstlichen Gräueln gewöhnlich Unschuldige am stärksten leiden mussten. Es ist Gewohnheit geworden, namentlich in Geschichtbüchern, den Völkern als unerhörte Gräuel aufzubürden die Hinrichtung des englischen Königs Charles 1. (1649) und des französischen Louis 16. (1793); die meisten Geschichtschreiber, welche alle anderen Fürstenmorde als gewöhnliche Begebenheiten berichten, fühlen sich veranlasst, diese beiden besonders hervor zu heben als schwarze Fleeke in der Geschichte. Vergleicht man aber beide Hinrichtungen mit den anderen Fürstenmorden, von denen die Geschichte berichtet, so zeigt sich, wie ungerechtfertigt jene Hervorhebung sei: von 33 anfälligen Morden der letzten 1000 Jahre (§. 341) wurden nur 3 vom empörenden Volke verübt, dagegen 14 von Mitgliedern der Fürstenfamilien, 7 vom empörenden Adel und 3 von den Priesterverbänden, so dass die Völker jedenfalls die mildesten gewesen sind. Die Beweggründe der Völker standen zudem nicht so tief wie die der Fürstenfamilien, des Adels und der Priester, und während diese gewöhnlich zum Meuchelmorde griffen, verfuhren die Völker am lichten Tage und verurtheilten durch richterliche Entscheidung, deren Mängel nicht gröser waren als die der Kriegsgerichte und ausserordentlichen Gerichte, welcher die Fürsten wider das Volk sich häufig bedienten in ungewöhnlichen Fällen. Als die Engländer den Charles 1. zum Tode verurtheilten, fiel das Haupt eines frevlen Empörers, der nicht allein durch Treulosigkeit das bestehende Recht hatte untergraben wollen', sondern Steuern erpresst und Heere geworben hatte, um die Verfassung zu brechen; der blutige Schlachten lieferte, in denen Menschen zu Tausenden fielen, um jeden am Gesetze Hangenden zu unterdrücken: er war unzweifelhaft ein Verbrecher und zwar in solcher Schärfe, dass er nach den zu allen Zeiten geltenden Gesetzen Strafe verdient hatte. In der Gegenwart würde man ihn vielleicht als politischen Verbrecher milder beurtheilen und bestrafen; allein damals kannten weder die Völker noch die Fürsten diesen Milderunggrund, und darf also kein Vorwurf darauf begründet werden, dass er unberücksichtigt blieb. Die Hinrichtung des Louis 16. in Paris wird gewöhn-

lich scharf getadelt, weil der König ein harmloser Mann war und das Elend nicht verschuldet hatte, welches, nnr durch die Fehler seiner Vorgänger veranlasst, zur Empörung, sowie zur Abschaffung des Königthumes führte. Allein er war der Erbe seiner Vorfahren und ebenso unschuldig wie er die Vortheile empfing, musste er auch die Nachtheile der Erbschaft hinnehmen; mit den Gütern und Genüssen der Königswürde ging anch die Haftung auf ihn über. Darin lag aber nicht die Schuld, sondern in seinem eigenen Thnn: seine Harmlosigkeit fand nicht in seinen königlichen Handlungen ihren Ausdruck, vielmehr herrschten Trenlosigkeit und Verrath, zu denen er sich verleiten liess und für die er verantwortlich ward, weil sie mit seiner Zustimmung und unter seinem Namen wider das Gemeinwohl wirkten. Nicht allein dass er mit den Feinden seines Vaterlandes in Verbindung stand, sondern es war auch die Flucht, auf der er ergriffen ward, ein todeswürdiges Verbrechen, nach den zur Zeit herrschenden Gesetzen: er wollte nämlich dadurch den Pflichten gegen sein Vaterland feiger Weise sich entziehen nnd die Feinde desselben durch seine Gegenwart stärken, Beides znr Kriegszeit Verbrechen, welche allenthalben in kürzester Frist mit dem Tode bestraft werden, wenn der Verbrecher ertappt wird. Ein einfacher Soldat kann durch solches Verbrechen nur wenig Unheil anrichten, wird aber doch sofort erschossen; bei einem Könige stehen aber Hunderttausende von Menschenleben auf dem Spiele, und da Louis 16. dieses im Voraus wissen konnte, so mnsste er anch darauf gefasst sein, das Leben zn verlieren. Die Mitschuld seiner Frau war minder erweislich, allein ihre herrschende Stellung am Hofe war der Art gewesen, dass selbst Nahestehende sie als die schuldigste der beiden Gatten bezeichneten, und das Gericht sie also aus triftigen Gründen mit verantwortlich machen konnte für die verrätherischen Verbindungen, welche so viel Kriegselend über die Franzosen brachten. Bei fürstlichen Verbrechen ist Bedacht darauf zu nehmen, dass sie selten Veranlassung haben, eigenhändig zu morden, nm so leichter aber den Mord bewirken können durch Dienstbare. Wenn nnr der Ausführende strafbar sein sollte, dann ginge der gröste Wütherich jedesmal straflos aus: der scheussliche Sultan Mulei von Marokko und gleichfalls der französische König Louis 11. führten immer ihren Henker mit sich, der auf einfachen Wink henkte oder köpfte und reichlich beschäftigt ward; damit hörten aber beide Fürsten nicht anf Mörder zu sein, sondern hätten zugleich mit ihrem Henker als Mörder bestraft werden dürfen.

Ein anderer Grund, welcher angeführt wird, um das Volk von der Verwaltung auszuschliessen, wird darin gesucht, dass es undankbar sei, die verdienstvollsten Leute schlecht behandele oder schimpflich absetze. Allerdings ist dieses oftmals geschehen und aus der Geschichte des alten Athen wie der Freistädte und Freistaten jüngerer Zeiten lassen sich zahlreiche Beispiele anführen, welche den Undank des Volkes beweisen. Allein der fürstliche Undank ist zu allen Zeiten noch viel gröser gewesen: vom geblendeten Belisar bis zum gelähmten Garibaldi zieht durch die Geschichte der Fürstenstaten eine ununterbrochene Schar verdienstvoller Männer, die in höhnendster Weise von Fürsten mit Undank belohnt und schimpflich entlassen oder gar heimtückisch ermordet wurden. Ein anderer Theil der Klagen ist ungerecht, denn es betraf verdienstvolle Männer, welche beanspruchten, zeitlebens in ihren Stellungen zu beharren, wogegen das Volk so verständig war, sie zeitig genug derselben zu entheben, damit sie nicht durch rückbildendes Alter gemeinschädlich würden. Die Völker haben überhaupt viel weniger als die Fürsten Veranlassung undankbar zu sein, denn verdienstvolle Männer sind keine Demüthigung für sie, sondern ein Stolz; Fürsten dagegen betrachteten solche mit Neid und Furcht, dachten dass sie Gefahr liefen in ihrer Stellung, welche sie ohne Verdienst lediglich durch Erbschaft erlangt hatten und suchten deshalb unter irgend einem Vorwande der Anerkennung und Dankbarkeit sich zu entledigen. So war es bei den römischen Kaisern, den byzantinischen und den nachfolgenden Fürsten: wer sie zum Danke verpflichtete lief um so mehr Gefahr, je schwieriger es war, dem Verdienstvollen genügend zu vergelten. Die Gesinnungen, welche zur Undankbarkeit führen, wie Neid, Eifersucht auf Ruhm, Habsucht u. a., äussern sich auch weit mehr in Verbänden als in der Menge des Volkes, die zum weitaus überwiegenden Theile nicht begehrt zu steigen in der Verwaltung, sondern durch den eigenen Beruf gebunden, lediglich verlangt und dazu mitwirken will, dass in bester Weise verwaltet werde. Die meisten verdienstvollen Männer, welche in Republiken mit Undank belohnt wurden, erfuhren dieses überhaupt nicht vom Volke, sondern von ihren Genossen in den herrschenden Verbänden; dem Volke waren die Männer nicht im Wege, wol aber ihren Genossen, die an ihre Stelle treten wollten und den Neid unter der Abstimmung ihres Verbandes verstecken konnten. Die Erfahrung in England lehrt, sagt Mill, „dass die Demokratie wenigstens bis jetzt nicht eifersüchtig ist auf persönliche Überlegenheit, wol

aber auf die in Vermögensverhältnissen begründete, wie es naturgemäs und gerecht erscheint, denn das Einzige was rechtfertigen kann, eines Mannes Meinung höher zu schätzen als gewöhnlich, ist persönliche, geistige Überlegenheit."

Es ist demnach unbegründet und ungerecht, den mündigen Theil der Völker von der Verwaltung ausschliessen zu wollen. Der Verband verlangt von ihnen, dass sie ihre Kräfte, ihre Gesundheit und selbst ihr Leben ihm opfern sollen und will sie dennoch ausschliessen von der Berathung und Verfügung. Die Mängel einer Volksherrschaft werden weitaus übertroffen von denen der Herrschaft durch Verbände oder durch Fürstenhäuser; jene treten nur deshalb zu Zeiten stärker hervor, weil das Volk am lichten Tage berathet und verfügt, wogegen Verbände und Fürsten weit leichter ihre Masnahmen verstecken können, so dass ihre Mängel viel geringer erscheinen als sie sind. Je gröser der Bereich der Theilnehmer an der Statsverwaltung, desto geringer sind die Übelstände in Wirklichkeit: die Bestechung mangelt nicht in Republiken, allein die Zahl der zu Bestechenden wäre so gros, dass sie weit öfterer unterbleiben muss; wogegen in Fürstenreichen meistens die Bestechung eines oder mehrerer Männer ausreicht, um viel mehr zu erreichen als durch Tausende aus dem Volke. Die Schmeichelei des Volkes ist sehr gros und ekelhaft, allein sie verliert sehr rasch an Geltung durch ihre Öffentlichkeit und Plumpheit; wogegen sie an Fürstenhöfen das tägliche Brod bildet und ihren Zweck erreicht, indem sie viel leichter die Hauptverwaltung groser Völker in unwürdige Hände bringt. Ränke sind unvermeidlich, aber weit geringer als in fürstlichen Staten oder Verbandes-Herrschaften, wo Ränke um so leichter und einflussreicher sind, weil sie heimlich und unter der Hülle des Anstandes ihr Spiel treiben. In Volksherrschaften kommen alle Übelstände weit öfterer und allgemeiner an den Tag und wenn sie auch dadurch um so auffälliger erscheinen, so liegt doch neben diesem Nachtheile der viel grösere Vortheil, dass sie um so leichter erkannt und beseitigt werden können; je offener die Wunden, desto gründlicher die Heilung.

Unabhängig von der Frage nach der rathsamsten Spitze der Verwaltung und ob sie erblich oder wandelbar, auf Lebenszeit oder kurze Frist gewählt werden solle u. s. w., erhebt sich in viel gröserer Wichtigkeit die Frage nach dem rathsamen Umfange der Befugnisse des States, den Rechten des Verbandes seiner einzelnen Genossen gegenüber. Das Unrecht,

welches einem Volke geschieht, wird keineswegs dadurch gemindert, wenn es nicht durch einen Fürsten, sondern durch Verbände zugefügt wird, wenn es nicht in einer Monarchie, sondern in einer Republik geschieht; die Geschichte lehrt vielmehr an zahlreichen Beispielen, dass bei jeder Statsform gleiches Unrecht und Elend entstehen könne, wenn die in den Bildungzuständen liegenden Ursachen die gleichen sind. Es machen sich in der Gegenwart zwei entgegenstehende Ansichten über die Rechte des Verbandes geltend, von denen die eine den Verband (Stat, Gemeinde) als Besitzer und Ausüber aller Macht betrachtet, der dem Einzelnen möglichst wenige Befugnisse überlasse; die andere betrachtet jeden Einzelnen als Besitzer und Ausüber der Macht, von der er dem Verbande nur das Nothdürftigste zu überlassen habe. Die Ansicht von der Allgewalt des States findet ihre gröste Geltung im französischen Volke, welches bei jeder Form seiner Verwaltung die Einrichtungen zur Allgewalt bestehen liess, sie selbst unter der Republik noch verschärfte und erweiterte; die entgegen stehende Ansicht von der höchsten Gewalt des Einzelnen findet ihre Vertretung im englischen Volke und noch stärker im nord-amerikanischen. Im deutschen Volke stehen sich beide Ansichten gegenüber im vollen Kampfe, wogegen bei vorgenannten die eine oder andere herrschend ist; bei den übrigen gröseren Völkern Europas ist mehr oder minder die Allgewalt des States anerkannt oder thatsächlich herrschend.

Der Grund dieser Verschiedenheit liegt in der geschichtlichen Entwicklung der Verwaltung dieser Völker, namentlich darin, ob und wie weit sie die arische Grundlage ihrer Urzeit zu erhalten wussten wider das Andringen der erblich gewordenen und auf Krieg eingerichteten Fürstenherrschaft. Bei den Franzosen kam die Kriegslust des Volkes den Königen zu Statten, um alle Einrichtungen des States dem Kriegsbedürfnisse gemäs für die einheitliche Spitze zu treffen, alle Verordnungen um der Einheit willen von der Spitze ausgehen zu lassen und allenthalben gleichartig zu machen. Es kam hinzu die vorher gegangene Gewöhnung an die Herrschaft der Römer, deren Bemühen gänzlich darauf gerichtet gewesen war, im Kriegswege von oben her Jegliches zu leiten, den Stat allgewaltig zu machen und jede unabhängige Thätigkeit in den Völkern zu unterdrücken. Die alte Gewohnheit der Unselbständigkeit und die Lust an kriegerischer Unterordnung lebte fort durch alle Jahrhunderte, denn selbst die starke teutonische Einwanderung konnte diesen gälischen Grundzug nicht aus-

löschen, der es nicht allein leicht, sondern auch nothwendig machte, dass die Spitze des States Alles lenke. Kein Volk hat sich so sehr daran gewöhnt, Alles und Jedes vom State zu erwarten und zu verlangen wie das französische, und deshalb unterwirft sich auch keines so freudig einem allgewaltigen Herrscher, sobald er nur das Volk mit der Last der Selbstverwaltung verschont, an welche es niemals gewöhnt worden ist und nur schwer sich gewöhnen würde. Im englischen Volke dagegen hat unter allen Wandlungen die arische Selbstverwaltung der Sachsen sich erhalten können: der Einzelne machte seine Besonderheit geltend, und die Schroffheit derselben räumte der Verwaltung möglichst wenig ein, ertrug lieber die grosen Übelstände des zersplitterten Handelns, als dass sie einer durchgehenden Gewalt sich unterordnete. Bei den Deutschen war von jeher der Widerstand gros, welcher der nach Machterweiterung strebenden Reichsgewalt entgegen gestellt ward. Anscheinend waren es alleinig die Fürsten, welche ihre Unabhängigkeit wahren wollten; aber in Wirklichkeit ging der Zug durch das ganze Volk, denn der reichsunmittelbare Adel und die freien Städte waren ebenso sehr wie die Fürsten jeder Ausdehnung der Reichsgewalt entgegen; erst 1848 machte sich der Drang nach einer mächtigen Einheit geltend, theils um der gemeinsamen Sicherheit willen, theils zur Fortbildung der Volksthümlichkeit. Bei den übrigen Völkern ist die vorherrschende Neigung nur zum geringsten Theile ausgeprägt: die Spanier, welche Jahrhunderte lang unter einem Selbstherrscher standen, haben der ehemaligen Selbstverwaltung sich entwöhnt; die Italiener, von jeher einer Anzahl Fürsten unterstellt ohne Spitze, sind ebenfalls des Regiertwerdens so sehr gewöhnt, dass sie auch jetzt nach französischem Vorbilde ihre Einrichtungen gestalten; die Ungarn dagegen halten fest an ihrer hergebrachten Selbstverwaltung, deren Mängel sie geringer schätzen als die des Regiertwerdens; Polen und Russen dürfen keine entschiedene Neigung zeigen; die Nordländer (Schweden, Norwegen und Dänen) dagegen haben die arische Vorliebe für die Selbstverwaltung sich erhalten und namentlich die Norweger sie trefflich bewährt.

Dennoch lässt sich nicht verkennen, dass der Verband bei jedem Volke seine Befugnisse ausdehnen muss, in dem Mase wie die Fortbildung des Volkes sich steigert; dass je mehr das Volk seine gemeinsamen Zwecke erkennt, es desto weniger seine einzelnen Genossen sich selbst überlassen dürfe, vielmehr verpflichtet sei, dieselben durch gemeinsame Gesetze und

Einrichtungen in die Bahnen des Gemeinwohles zu lenken. Diese Nothwendigkeit der Fortbildung treibt dazu, dem Selbstwillen der Einzelnen wie dem der untergeordneten Verbände (Gemeinden, Bezirke u. a.) die Schranken enger zu setzen, um desto stärker den Willen der Gesammtheit zur Geltung zu bringen. Es macht keinen Unterschied, ob an der Spitze unbeschränkte oder beschränkte Einherrschaft oder freistatliche Einrichtungen herrschen, denn derselbe Zug findet sich bei den Franzosen, Engländern und Schweizern, lag bei Ersteren auch jeder Art ihrer wechselnden Verwaltungen zum Grunde. Die Franzosen haben unausgesetzt die Befugnisse ihres States ausgedehnt, die Macht ihrer Departements immer stärker beschränkt und ihre Gemeinden zur Unmacht hinab gedrückt; die Engländer haben den Ministern grösere Befugnisse übertragen, namentlich Behörden für den Handel, die Gesundheitpflege, den Polizeidienst, die Baupolizei u. a. errichtet, um den Grafschaft- und Städte-Verwaltungen ihre vorherige Macht zu beschränken und die Einzelnen der Gesammtheit stärker unter zu ordnen; die Schweizer haben die Macht ihrer Bundes-Behörden erweitert auf Unkosten der Cantons-Gewalten und wesentliche Eigenthümlichkeiten der Cantons beseitigt durch Bundes-Gesetze und Einrichtungen. Bei den Deutschen und Nordländern zeigt sich das Gleiche: selbst missliebigen Regierungen werden die Mittel bewilligt, um Stats-Eisenbahnen und Telegraphen anzulegen, auch werden allgemeine Gesetze willig genehmigt, durch welche die Macht der Bezirke und Gemeinden eingeschränkt, so wie die Masnahmen der Einzelnen mehr als zuvor der Gesammtheit untergeordnet werden.

Es liegt also nicht in der Spitze der Verwaltung die Ursache zur Ausdehnung der Gewalt des Verbandes, sondern die Fortbildung der Völker giebt den Grund, indem sie das Bewusstsein gemeinsamer Zwecke steigert und ebenso die Erkenntniss der zur Erreichung dienlichen Gesetze und Einrichtungen. Dagegen wirkt die Art der Verwaltungspitze sehr verschieden ein auf das Walten jener Mittel, indem sie je nach ihrem Hauptzuge das Volk Theil nehmen lässt an diesem Walten oder nicht. Je unbeschränkter die Fürstenherrschaft, desto mehr stellt sie ihre Zwecke voran und hält die Ausführung der Gesetze in ihrer Hand, drängt jede Theilnahme des Volkes zurück, um durch Beamte die gesteigerte Gewalt des Verbandes in der, ihrer Herrschaft und ihrem Fürstenhause dienlichen Weise ausüben zu lassen. Bei beschränkter Fürstenherrschaft dagegen wird zur Aus-

übung der Gewalt das Volk heran gezogen, es wird betheiligt bei seinen Angelegenheiten, wenn auch mehr oder weniger nur durch bevorzugte Klassen vertreten. In Freistaten aber (Schweiz, Nord-Amerika u. a.) nimmt das Volk in seiner Gesammtheit Theil daran und hält die Beamten seinen Wahlen unterstellt.

Die Frage, ob dem Verbande möglichst viel oder möglichst wenige Befugnisse überlassen werden sollten, erscheint demnach aus sachlichen Gründen längst entschieden zu Gunsten der Ausdehnung seiner Macht, und wird voraussichtlich ihre Erledigung finden in der zunehmenden Erweiterung seiner Gewalt über die einzelnen Genossen. Die zweite Frage, wie und durch wen diese Gewalt zu üben sei, wird dagegen in weit verschiedenen Weisen beantwortet, je nach den herrschenden Einrichtungen, und kann nur ihre Erledigung finden in sachlichen Gründen, welche aber bei zunehmender Fortbildung der Völker sich umgestalten. Einem rückständigen Volke kann die einheitliche Beherrschung durch einen höher gebildeten Beamten-Verband für den Augenblick dienlicher sein als die vielspältige Verwaltung durch das Volk, deren Übel bei fehlender Bildung, z. B. in den spanischen Republiken Amerikas, am schroffsten zu Tage treten. Bei einem vorgeschrittenen Volke wird umgekehrt die vielspältige Verwaltung gröseren Erfolg haben, weil sie mehr Kenntnisse und Arbeit zur Geltung bringt als ein Beamten-Verband besitzt, dem man z. B. in England nur ein geringes Mas an Kenntniss und Fleiss zutraut. Aus dieser Wahrnehmung, die auch bei anderen gebildeten Völkern zutrifft, entspringt vielfach das Widerstreben der Völker, dem Verbande (State) weitere Befugnisse einzuränmen, weil man die Übel der damit erweiterten Beamtenmacht gröser schätzt als diejenigen der geschmälerten Befugnisse des States. Allein diese Art der Ausgleichung ist nicht haltbar: die fortschreitende Bildung erzwingt die Erweiterung der Machtbefugnisse des Verbandes und macht den Widerstand vergeblich; sie duldet nicht, dass Übel verlängert werden, um folgenden Übeln vorzubeugen, sondern drängt dazu die bestehenden zu beseitigen und geeignete Vorkehrungen zu treffen wider die kommenden.

Die gemeinsamen Angelegenheiten eines Volkes erstrecken sich über alle Bezüge des Einzelnen und giebt es keine Lebensrichtung des Menschen, die nicht der Verband in den Kreis seiner Anordnung ziehen darf aus triftigen Gründen. Betrachtet man den Verband nur als einfaches Schutz-

bündniss seiner Genossen, als Kampfgenossenschaft, so ergiebt sich schon die Befugniss zu folgenden Forderungen an jeden Einzelnen:

dass die Bevölkerung sich mehre, damit die Zahl der Kämpfer wachse, demnach jeder Mann eine Ehe schliesse und jede Ehe fruchtbar sei;

dass die Bevölkerung sich schone und erhalte, also Jeder meide was schädlich sei und arbeite an seiner Stärkung, damit die Kriegsfähigkeit möglichst gros werde;

dass jede Selbsthilfe unterbleibe, damit nicht Gesunde unfähig werden zum Kriege;

dass Jeder Kriegsunterricht geniesse, um bereit zu sein zum Kriege;

dass er Naturkenntniss erlange, damit er sich stark und kampffähig erhalten könne;

dass er die Gesetze kennen lerne, damit gegenseitige Schonung und Sicherstellung herrsche;

dass Jeder Erwerbsbildung erlange, um die Güter der Gesammtheit zu mehren, ihre Mittel zum Kampfe;

dass er Denkunterricht empfange, um eine möglichst grose Zahl Solcher heran zu bilden die zur Kriegsleitung geeignet sind;

dass überhaupt Jeder sich fortbilde in derjenigen Weise, welche dem Verbande am meisten diene.

Diese Forderungen sind in jedem Volke und zu jeder Zeit berechtigt, schon aus Rücksichten des Schutzbündnisses; sie werden nur bestätigt und erweitert, wenn der höhere Zweck des Verbandes, die Fortbildung des Menschenwesens, zur Grundlage genommen wird. Diese schliesst alle Lebensäusserungen des Menschen in sich, denn sie besteht in der Abstreifung und Vernichtung alles Rückständigen und Förderung alles Vorgeschrittenen; sie unterstellt jeden Einzelnen unbedingt der Gesammtheit und lässt ihm kein anderes selbständiges Gebiet als das seiner Gedanken. Je weiter die Erkenntniss fortschreitet, desto stärker wird jeder Einzelne der Gesammtheit unterworfen werden und die erste Beschränkung, welche er sich gefallen liess, als er aus dem Gebiete des Thierrechtes übertrat in das des Verbandesrechtes (§. 118) hat ihn auf eine Bahn geführt, welche im stufenweisen Vordringen sein Eigenwesen immer mehr in Unterordnung unter die Gesammtheit bringt.

Wenn nun die Gesammtheit mit ihren Forderungen in alle Lebenskreise eindringen muss, so ergiebt sich auch die Nothwendigkeit, dass sie

in allen Kreisen vertreten sei; denn nicht die Schaffung der Gesetze und Einrichtungen ist die Hauptsache, sondern ihre Geltendmachung im Leben der Einzelnen. Zu dieser genügt nicht seine äusserliche Unterwerfung, die allerdings ausreichend durch Beamte beaufsichtigt werden könnte, sondern es ist die Aufnahme der Zwecke des Verbandes in das Bewusstsein jedes Einzelnen erforderlich, damit er, sich selbst beaufsichtigend, sein Leben demgemäs von innen heraus gestalte. Dazu bedarf es vor Allem der unmittelbaren Einwirkung des Verbandes auf seine Erkenntniss, der Leitung durch Unterricht, welcher jeden Einzelnen aufklärt über die Zwecke und Forderungen der Gesammtheit, so wie deren Rückwirkung auf das Wohl des Einzelnen. Dieser Unterricht muss aber über die ganze Lebensdauer verbreitet werden: es genügt also nicht, im Schul-Unterrichte einige allgemeine Sittenregeln zu lehren, eingehüllt in einen Überfluss von unverständlichen Glaubenssätzen; sondern es muss die vollständige Kenntniss der herrschenden Einrichtungen, so weit sie die bezüglichen Kreise des Einzelnen berühren, verbreitet werden, nicht allein den Unmündigen in der Schule, sondern auch den Mündigen ausser derselben und dazu dient am geeignetsten die Theilnahme aller Mündigen an der Verwaltung in allen Zweigen, also auch der des Rechtes. Nur indem Jeder sich betheiligt, kann er die nöthige Kenntniss erlangen und zum Gemeinbesten geltend machen; deshalb ist es ein sachliches Erforderniss, der zunehmenden Machterweiterung des Verbandes ihre zweckmäsigste Verwendung zu sichern durch

allgemeines Wahlrecht aller Mündigen;

Theilnahme derselben an der Rechtsverwaltung durch Schwurgerichte;

Vertheilung der Verwaltung über möglichst viele Genossen, abgetheilt nach den besonderen Zwecken und der dazu vorhandenen Sachkenntniss;

unbeschränkte Öffentlichkeit aller Verwaltungen.

Durch diese Mittel lässt sich am eindringlichsten die Kenntniss der Zwecke und Forderungen des Verbandes erreichen, und dadurch wird es möglich gemacht, dass jeder Einzelne sein Leben demgemäs gestalte, also die Fortbildung der Menschheit zu seinem Theile so weit fördere, wie die Fähigkeiten seines Eigenwesens es gestatten.

Mit den Zwecken des Verbandes hängen unmittelbar die Leistungen

der Einzelnen zusammen. die Steuern an Leben und Gütern, welche als Mittel zur Erreichung jener Zwecke dienen sollen. Diese Steuern sind zweifacher Art: für die Sicherheit des Lebens, welche Jeder geniesst, hat er sein Leben einzusetzen; zur Sicherung seines Eigenthumes hat er Güter beizusteuern im Verhältnisse zum Betrage des Eigenthumes, welches gesichert werden soll. Wenn jeder Genosse sein Leben einsetzen könnte zur Sicherung des Lebens Aller, so wäre seine Leistung dem Vortheile gemäs, der ihm aus dieser Sicherstellung erwächst; allein nur ein Theil der Genossen ist geeignet zum Kriege, zur Polizei u. a. und auf diesen lastet also eine ungebürliche Mehrleistung. Die allgemeine Wehrpflicht umfasst rechtlicher Weise alle Genossen; da aber aus sachlichen Gründen nur ein Theil derselben genügen kann: so müssen die Übrigen anderweitig Ersatz leisten, wie in allen anderen Fällen, wann der Stat zum Gemeinbesten besondere Opfer von einem Theile seiner Genossen entnimmt. Die andere Leistung an Geld kann dagegen von Jedem nach Masgabe seines Besitzes beigesteuert werden, denn sachlich kömmt nichts weiter in Betracht als das Vorhandensein eines geschützten Besitzes und die Ermittlung seines Steuerwerthes. Wer arm ist, also keinen Besitz irgend einer Art zu schützen hat, darf auch nicht angehalten werden, dafür Steuern zu entrichten, denn er ist nicht verpflichtet dazu; wer dagegen einen Besitz unter dem Schutze des Verbandes hat, unterliegt der Besteuerung im Verhältnisse zum Werthe desselben. Diesen auszumitteln bietet grose Schwierigkeiten, denn der Besitz besteht zum Theile aus wandelbaren Einnahmen, zum anderen aus bleibenden Werthsachen, auch der Schutz ist überdies in beiden Fällen nicht gleicher Art. Es ist allerdings am leichtesten wenn Jeder nach seiner Jahreseinnahme besteuert wird, da auch die bleibenden Werthsachen (Ländereien, Geld u. a.) in einer oder anderen Weise dem Besitzer Einnahmen gewähren; allein die Gleichstellung Beider ist ungerecht, denn das Mas des Schutzes ist für Beide ungleich, wenn auch der Einnahme-Betrag gleich steht. Wer 1000 Thaler jährlich durch seine Arbeit erwirbt, steht nicht gleich mit Demjenigen, welcher 1000 Thaler jährlich an Pacht oder Zinsen von seinem bleibenden Besitze einnimmt, denn Jener verlangt nur den Schutz für seine 1000 Thlr., Dieser dagegen für seine 1000 Thlr. und für die bleibenden Werthsachen. Es liesse sich einwenden, Ersterer habe auch Werthsachen in seiner Fähigkeit, in seinem Gehirne und seinem Leben, für die er Schutz fordere; aber diese Güter besitzt auch der Zweite

und wenn er sie auch im Erheben der Pacht und Zinsen weniger gebraucht: so verlangt er doch ebenso sehr, dass sie geschützt werden. Der Besitzer bleibender Güter hat also unter allen Umständen ein Mehrerforderniss an Schutz und deshalb sollte seine Steuerleistung eine zweifache sein, erstens von der Jahres-Einnahme und zweitens von dem Werthe des bleibenden Besitzes; so dass eine gerechte Vertheilung der Steuern nur geschehen kann durch die Verbindung

einer Einkommensteuer mit
einer Vermögenssteuer.

Die Erhebung der Einkommensteuer bietet manche Schwierigkeiten, weil der Verband dabei mit der Habgier und List seiner Genossen zu kämpfen hat, denen siegreiche Mittel zu Gebote stehen. Diese Schwierigkeiten sind am stärksten bei denjenigen Völkern, wo die Vertheilung eine ungerechte oder willkürliche ist, wie namentlich in Asien durchgehends und bei den muhammadanischen Völkern. Dort sucht sich Jeder den Steuern zu entziehen, sei es dass er in seinem Äusseren absichtlich als arm erscheint oder sein Geld vergräbt oder auch den Steuereinnehmern offenen Widerstand entgegen setzt. In Ober-Indien wie in Ober-Egypten werden die Steuern im Kriegszuge erhoben: Städte und Dörfer werden belagert und gestürmt, um die Steuern zu erlangen; in Unter-Indien wird der Steuerzahler durch Sonnenbrand, Ameisen oder Feuersglut gepeinigt, bis er sein vergrabenes Geld herbeischafft und seine Steuer zahlt. In der Türkei bedient man sich der Hiebe auf die Fussolen; die früheren Sultane gebrauchten auch ihre Paschas als Blutigel, denen sie jede Gewaltthat gestatteten zur Bereicherung, um ihnen späterhin das gesammelte Vermögen zu nehmen, bei gleichzeitiger Absetzung und Verbannung; oder sie liessen auch irgend einem Reichen, namentlich unter den Armeniern, den Kopf abschlagen, um sein Vermögen einzuziehen.

In starker Milderung herrscht jenes ursprüngliche Verhältniss noch jetzt im Kreise der gebildeten Völker: die Steuern werden ungerecht und willkürlich auferlegt, je nach dem Vortheile Derer, welche darüber zu bestimmen haben; die Steuerpflichtigen suchen der Entrichtung sich zu entziehen durch List. Fast allenthalben wird gesucht, durch Landsteuern und Verzehrungssteuern die Last auf die hart Arbeitenden des Volkes zu wälzen, denn bei ersteren werden die kleinen Landbesitzer unverhältnissmäsig hoch belastet, wogegen die grosen alle Vortheile zur Minderung zu

benutzen wissen; der Adel vielerwärts sogar die Steuerfreiheit geniesst; die Verzehrungsteuern der Nahrungmittel treffen unverhältnissmäsig die hart Arbeitenden der Städte, wogegen die Wohlhabenden im Vergleiche geringe betroffen werden, weil sie nicht im Verhältnisse zu ihrem Steuerwerthe mehr Nahrung geniessen. Ebenso werden die Zölle fast ohne Ausnahme zu Gunsten der Wohlhabenden festgestellt, nicht nach dem Werthe der verschiedenen Sorten einer Ware abgestuft, sondern nach Mas oder Gewicht gleich für die groben und feinen Sorten derselben Ware, so dass der Ärmere für seinen groben Kittel fast ebenso viel Zoll bezahlen muss wie der Reiche für sein feines Hemd. Die Folge ist ähnlich dieselbe wie im Morgenlande: der Gedrückte sucht sich durch List zu entziehen und benutzt vorzugsweise den Schmuggel, welcher, obgleich er Betrug der Statscasse ist, dennoch in der öffentlichen Meinung nirgends als entehrend gilt, weil eben mehr oder minder deutlich das Bewusstsein herrscht, dass die Schmuggler lediglich gegen eine ungerechte Besteurung sich auflehnen, und deshalb keine Verachtung verdienen.

Weder Landsteuern, Grundsteuern, Zölle noch Verzehrungsteuern sind sachgemäs und gerecht; nur Einkommen- und Vermögeusteuern sind es.

Die neue Welt wird voraussichtlich den Stat des Friedens an die Stelle des Kriegstates setzen und das ganze mündige Volk zur Verwaltung desselben zulassen; sie wird die Steuern und Lasten gerecht vertheilen, wie auch die Vortheile der Belehrung, welche jedem einzelnen Genossen der Verband verschaffen soll.

§. 470.

Durchgehends werden die Verhältnisse der Verwaltungspitzen zu den Völkern überschätzt: die Geltung des Fürstenthumes zum Vortheile wie zum Nachtheile des Volkes reicht nur so weit wie die Bildungstufe des Volkes es ermöglicht; auch kann der Fürst nur vollbringen, was den Zuständen des Volkes gemäs ist, anderen Falles scheitert über kurz oder lang auch das Werk des mächtigsten. Alles Bedingende liegt im Volke, in seiner B i l d u n g u n d A r b e i t: aus Ersterer erwächst seine Geltung in der Menschheit, aus Letzterer sein Wohlstand und aus Beiden sein Glück.

Als Bildung ist aber weder die Gewandheit des Benehmens zu verstehen, noch die Anfüllung des Gedächtnisses mit erlernten Kenntnissen,

sondern die erworbene und bethätigte Fähigkeit, zum Wohle der Menschheit, vornehmlich in Fortbildung des Menschenwesens mitzuwirken. Die Gewandheit gehört ebenso wenig zur Bildung, wie die unfruchtbare Gelehrsamkeit, welche sich abschliesst; beide sind mit der Bildung des Volkes vereinbar, aber gehören an sich nicht dazu, selbst dann wenn sie nur harmlose Eigenthümlichkeiten ihrer Besitzer sind.

Die Bildung der Völker findet ihren Ausdruck in den Arbeiten derselben, und je nach dem vergleichsweisen Werthe und Einflusse der Gesammtarbeit ist ihre Stellung zu schätzen. Jedes derselben gestaltet sich in eigenthümlicher Weise und muss ihm von seinem Standpunkte aus diese als die höchste erscheinen, weil sie das Erzengniss seines besonderen Wesens ist. Es ist deshalb wegen der Besonderheiten eine vergleichsweise Abschätzung ähnlicher Völker nicht ausführbar und die dahin gehenden Versuche erweisen sich jedesmal als Ergebnisse der Eitelkeit, welche in der unvermeidlichen Befangenheit des Urtheiles über sich selbst ihre Erklärung findet. Unterschiede von ausreichender Gröse, um jeden Zweifel zu beseitigen, finden sich erst zwischen den Bildungvölkern und den sogenannten wilden Völkern, deren Rückständigkeit im Vergleiche zu jenen schroffe Unterschiede auf allen Bahnen erkennen lässt.

Im Kreise der Bildungvölker, zu denen die Europäer und ihre Ableger gerechnet werden, zeigen sich aber fast ebenso grose Unterschiede zwischen den Einzelnen, wie im Vergleiche dieser Völker mit den Wilden: viele Genossen reichen weit hinaus über die durchschnittliche Bildung ihrer Völker, wogegen andere weit darunter stehen, so sehr, dass sie als Wilde bezeichnet werden könnten. In den grosen Städten hausen solche zu Tausenden in Unwissenheit, Faulheit, Lastern und Verbrechen; unter ihnen wie auch in den Bevölkerungen entlegener Gegenden herrscht der roheste Aberglaube und die Arbeit solcher Menschen gehört den untersten Stufen an, theils der Fortbildung schädlich, als Laster und Verbrechen, theils derselben nur im geringen Mase nützlich. Von diesen rückständigsten Stufen erhebt sich die Bildung der übrigen in unmerklichen Abständen, aber zunehmender Zahl, bis zur durchgehenden Würde des Volkes und alsdann in höherer Entwickelung, mit stufenweis abnehmender Zahl, über dieselbe hinaus bis zur jezeitigen Spitze. In jedem Einzelnen begreift seine Bildung das Gesammte seiner Fähigkeiten in ihrer Anwendung für die Menschheit und

diese Anwendung bildet die Arbeit des Menschen, so dass in der Arbeit ein Werthmas liegt.

Die verschiedenen menschlichen Arbeiten haben ihren stufenweisen Werth je nach dem Einflusse, den sie auf die Fortbildung der Menschheit äussern; aber die Würde des Einzelnen ist abhängig von dem Verhältnisse des sittlichen Vorbedachtes, welcher in seinem Thun waltet. Es können einerseits Handlungen tiefgreifenden Einfluss äussern, von Menschen geringer Würde herrührend, und andererseits Handlungen geringen Werthes von Menschen hoher Würde entstammen. Im allgemeinen haben jedoch die einzelnen Thaten ihren stufenweisen Werth, und da Alles und Jedes, was zur Fortbildung der Menschheit geschieht, als Arbeit aufgefasst werden darf, so lässt sich auch jede Art der Arbeit in dem vergleichsweisen Werthe abschätzen, den sie für die Menschheit hat. Das Mas und die Geltung des Vorbedachtes ist dagegen schwieriger zu erkennen, da selbige auf inneren Vorgängen beruhen, und dennoch ist solches wichtig, da die grösten Missverständnisse in der Beurtheilung der Menschen daraus erwachsen, dass man ihre Würde nach dem Werthe ihrer Arbeit schätzt, obgleich beide auf ganz verschiedenem Grunde ruhen.

Jede Arbeit, welche der Fortbildung der Menschheit dient, hat ihren Werth und keine derselben, sofern sie nützlich ist, darf ihrem Verrichter zur Unehre gereichen oder ihn der Verachtung preisgeben: der Ausräumer von Düngergruben wie der Lumpensammler sind nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft, wenn auch ihre Arbeit viel geringeren Werth hat als andere; die Unannehmlichkeit derselben ist ihre eigene Sache und ihre Würde liegt, unabhängig von ihrer Arbeit, im sittlichen Vorbedachte ihrer Handlungen, der sie unter Umständen höher stellen kann als hochbesoldete Fürsten, denen die Sittlichkeit mangelt. Der Werth der Arbeiten wird seitens der Menschheit verschieden geschätzt, theils nach dem Mase der Bildung, welche zur Verrichtung derselben gehört, theils nach dem Genusse oder Nutzen, den sie gewährt oder in Aussicht stellt; er ist überdies wesentlich abhängig von der Bildungstufe des Urtheilenden. Die rückständigste Art der Arbeit ist die einfache Anwendung der Kräfte zum Heben und Fortbewegen: sie verlangt keine weitere Ausbildung als die der Leibeskraft, wie sie in jedem gesunden Menschen ohne besonderen Unterricht durch seine Lebensthätigkeiten geschieht. Nächstdem folgen die Arbeiten in der steigenden Folge, wie zu deren Verrichtung Unterricht und Aneig-

nung von Fertigkeiten erfordert wird; ihr Werth hebt sich je nach dem Mase der Bildung, deren es bedarf und der verminderten Zahl der dazu geeigneten Menschen, hängt also ab von dem Verhältnisse zwischen Begehr und Angebot (§. 351). Die Werthbestimmung richtet sich auch nach dem Genusse oder Nutzen, den die Arbeit gewährt oder in Aussicht stellt, und hiebei kommt wesentlich die Bildungstufe des Urtheilenden in Betracht, welcher je nach seiner Erkenntniss den Werth hoch oder niedrig schätzt und vergütet. Je höher die Bildung des Urtheilers, desto mehr richtet er seine Schätzung auf Genüsse höherer Art und den Nutzen, welcher der Menschheit in ihren vorgeschrittenen Bahnen erwächst; je rückständiger die Bildung, desto geringer wird die Schätzung des Höheren und höher die Schätzung des Niedrigen, so sehr, dass unter Umständen eine Arbeit vom höchsten Werthe für die Menschheit niedriger geschätzt wird als die Anwendung roher Leibeskraft, wenn nämlich die Urtheilenden nicht das zu ihrer richtigen Abschätzung erforderliche Mas der Bildung besitzen. Die Bildung ist demnach auf beiden Seiten wirksam zur Werthbestimmung der Arbeit: auf Seiten des Arbeiters zur Schaffung des Werthes derselben; auf Seiten des Urtheilers bei der Abschätzung des Werthes; auf diese zweiseitige Wirksamkeit der Bildung lassen sich die tausendfachen Verschiedenheiten der Arbeitverhältnisse zurückführen.

Jede nützliche Arbeit ist anerkennenswerth und ihr Verrichter gehört zu den ehrenwerthen Mitgliedern der Menschheit. Dennoch hat sich von Alters her die Geringschätzung der rohen Arbeit auf den Arbeiter selbst übertragen, obgleich dessen Würde von ganz anderen Gründen abhängt. Es liegen darin noch die Spuren und Nachwirkungen der Sklaverei des Alterthumes, welche in der Leibeigenschaft bei Europäern ihre neuere Gestalt annahm und bis zum 19. Jahrh. sich erhielt. Die Sklaverei, bei allen Bildungvölkern des Alterthumes herrschend, schied die Bewohner des Landes in verachtete Sklaven, welche die rohen Landarbeiten zu verrichten hatten, und in geachtete Besitzer des Landes, welche von den rohen Landarbeiten sich fern hielten, um die nicht minder rohen Kriegsarbeiten zu verrichten. Diese Landsklaverei war es, welche durch alle Zeiten die Landarbeiten niedriger schätzen machte als die Kriegsarbeiten und den Müssiggang, obgleich sie vom Standpunkte der Menschheit aus betrachtet, höher stehen. Noch in der Gegenwart herrschen die Nachwirkungen der ehemaligen Scheidung der Völker in Leibeigene und Besitzer, am stärksten

dort, wo die Landsklaverei, wenn auch gemildert, sich erhalten hat, wie namentlich in England und Russland. Dort mehr als bei den übrigen Völkern gilt als Beweis der höheren Lebensstellung nicht diejenige Beschäftigung, welche der Menschheit den höchsten Nutzen gewährt, die Fortbildung derselben am meisten fördert, sondern die Beschäftigung mit Kriegsarbeiten oder die Enthaltung von jeder anstrengenden Arbeit. Wie ehedem der arbeitende Leibeigene vom müssig gehenden, jagenden und kriegenden Adel verachtet ward, obgleich seine Arbeit einen höheren Werth besas, so waltet noch jetzt diese Art der Abschätzung durch alle Kreise des Lebens und man hält allgemein die harte, derbe Hand als Beweis der tieferen Stellung, ohne Rücksicht auf den menschlichen Werth der Arbeiten, welche sie verrichtet. Wie die begüterten Chinesen ihre Fingernägel möglichst lang wachsen lassen, um zu beweisen, dass sie keine harten Handarbeiten zu verrichten brauchen, so ist es auch in Europa Gebrauch, durch Feinheit der Hände diesen Beweis sichtbar zu führen, ohne zur Anerkennung des Beweises zu bedürfen, dass die Hände werthvollere Arbeiten verrichten. Es genügt von der Schmach befreit zu sein, welche auf der anstrengenden Arbeit ruht, und die als Folge der ehemaligen Sklaverei noch in der Gegenwart fortwirkt.

Von ähnlicher Wirkung, wenn auch in minderem Mase, ist die Geldsklaverei gewesen, indem sie die Abhängigkeit, in welche der Arbeiter von dem Zwischenhändler sich bringt (§. 350), auf die Schätzung des Menschenwerthes überträgt, und Denjenigen, welcher durch Güterbesitz unabhängig gestellt ist, abgesehen von seiner Arbeit, weit höher stellt als den durch Geldsklaverei abhängigen Arbeiter, mögen dessen Leistungen auch einen weit höheren menschlichen Werth besitzen.

In beiden Arten der Sklaverei macht sich die Rückständigkeit der Bildung der Abschätzenden geltend, welche weder die Arbeit nach ihrem Werthe für die Fortbildung der Menschheit schätzt, noch die Würde des Menschen nach dem sittlichen Vorbedachte seines Thuns. vielmehr Beides nach Bedingungen, die jenen masgebenden Erwägungen widerstreiten. Die Gegenwart zeigt jedoch auf beiden Gebieten ein allmäliges Fortschreiten und deutet die Richtungen an, welche in der neuen Welt herrschend werden sollen. Zunächst mindert sich die Landsklaverei durch zunehmende Theilung der Landflächen und Urbarmachung unbenutzter Haiden, Sümpfe u. a. Die Knechtschaft mindert sich wie die Zahl der

Eigner sich mehrt und je gleichmäsiger das Land vertheilt wird, desto mehr wird die Arbeit Gemeingut Aller, also der Unterschied verschwinden, welcher die Landbevölkerung in müssige Herren und verachtete Lohnarbeiter scheidet. Ausserdem kommt im Landbau auch die anwachsende Bildung zur Geltung: die Arbeiten erlangen einen vergleichsweise höheren Werth und es mehrt sich die Fähigkeit zur Abschätzung ihres menschheitlichen Nutzens. Auch vereinigen sich mehrere Umstände, welche es fernerhin unmöglich machen, im Müssiggange von ererbtem Landbesitze zu leben: zunächst die anwachsende Steuerlast, welche es bedingt das Land durch sorgfältigere Bearbeitung zum stärkeren Ertrage zu bringen, wozu es der gröseren Anstrengung durch Oberleitung oder Selbstarbeit bedarf; demnächst die vorschreitende gerechtere also höhere Besteuerung des grosen Landbesitzes, welche aus gleichem Grunde den Müssiggang fernerhin verwehrt; nicht minder die Kostspieligkeit der Erhaltung des Müssigganges, welche zur Arbeit drängt, um nicht in Armut zu versinken. In dem Mase wie die Nachkommen ehemaliger Müssiggänger sich gezwungen sehen zu arbeiten, verliert die Arbeit ihre Schmach, und im Laufe der Zeit werden die ehemals abhängigen und verachteten Familien der Lohnarbeiter, als geachtete und unabhängige Besitzer einer eigenen Landfläche, neben den höher Begüterten leben mit gleichem Werthe der Arbeit.

Auf dem Gebiete der Geldsklaverei steht solche Verbesserung nicht so nahe bevor, vielmehr sind in der Gegenwart die Umstände überwiegend der Anhäufung des Besitzes günstig, woraus wiederum ein Anwachsen der Güterlosen folgt, also die Steigerung der Geldsklaverei. Diejenigen, welche durch ihr Besitzthum wider die Einflüsse der meisten schädlichen Zufälle gesichert sind, wie Krankheit, Arbeitlosigkeit, Störungen der Geschäfte u. s. w. können leichter ihren Besitz mehren als Andere, welche, denselben Zufällen ausgesetzt, kein Besitzthum haben, welches ihnen als Nothcasse ausreichend helfen könnte, um zu verhüten dass sie bei jedem Unfalle in Armut versinken. Zudem sind bisher die Einrichtungen zur Sicherstellung gegen Unfälle, namentlich die Versicherung-Vereine, fast ausschliesslich für Diejenigen eingerichtet worden, welche wohlhabend sind; auch die Steuer-Verhältnisse sind allenthalben in der Art eingerichtet, dass die Wohlhabenden verhältnissmäsig weniger bezahlen: sie können also nicht allein mit gröserer Sicherheit, sondern auch geringeren Aufwendungen ihre Güter mehren. Selbst die Gesetzgebung und die Rechts-

anwendung wirken in dieser Richtung; denn die Güter der Vermögenden werden wider Diebstahl und Raub durch scharfe Strafen gesichert, dagegen ist der Besitz der Minderbegüterten wider Betrug und Schwindel sehr mangelhaft geschützt, indem die Gesetze und Gerichte der meisten Völker nur die groben Vergehen zu fassen verstehen, welche überwiegend von Armen wider Reiche verübt werden, dagegen sehr ungeeignet sind, jene feinen Verbrechen zu packen, welche vorwaltend von Wohlhabenden wider Ärmere begangen werden. Die unsittlichen Mittel zur Bereicherung Wohlhabender (Betrug und Schwindel) können im europäischen Rechtstate mit viel gröserer Sicherheit angewendet werden, als die unsittlichen Mittel zur Bereicherung der Armen (Diebstahl und Raub); wenn zwei Männer dieser beiden Arten wider einander wirkten mit ihren unsittlichen Mitteln, würde das Gesetz fast allenthalben den Ärmeren ereilen und bestrafen, dagegen den mindestens ebenso schuldigen Wohlhabenden selten fassen können, weil die Netze des Gesetzes zu weitmaschig sind, um feine Vergehen zu fangen, auch das Rechtsverfahren zu kostspielig ist, als dass ein Ärmerer sein Recht durchzuführen vermögte. Die wirksamste Hilfe, welche Letzterem durch das Rechtswesen geboten wird, ist der Bankerott; aber auch diesen weiss er nur zum Abschütteln der Schulden zu benutzen, nicht zur Bereicherung, wie Wohlhabendere es vermögen bei gröserer Gewandheit. So vereinigen sich noch immer viele Umstände, welche die ungleiche Vertheilung des Besitzes mehren, das Vermögen in den Händen der Besitzenden häufen und dagegen den Nichtbesitzenden es erschweren, ein sicherndes und unabhängig stellendes Vermögen zu erwerben. Dem Reichthume wirkt allerdings der Umstand entgegen, dass Geld und andere bewegliche Güter grosen Schwankungen des Besitzes unterliegen, so dass die Anhäufung selten dauernd geschehen könne. Allein die Schwankungen finden meistens im Kreise der Besitzenden statt, ändern also nicht die Verhältnisse der Geldsklaverei, denn es wechseln nur die Namen der Herren, von denen der Sklave abhängt. Von gröserer Wirkung ist dagegen die zunehmende Bildung, indem sie die Mittel kennen lehrt, durch welche der Geldsklaverei vorgebeugt werden kann, die in den meisten Fällen lediglich das Ergebniss der mangelnden Voraussicht und Sparsamkeit des Arbeiters ist, der in Geldsklaverei sich begiebt und darin erhält, weil er seine Arbeit, also sein Leben für den Unterhalt der Gegenwart verkauft, oder wenn er mehr dafür empfängt, den Überschuss vergeudet statt ihn anzusammeln.

Der Unterricht über die Bedingungen des Lebens (§. 360) gewinnt göseren Einfluss und wird die Geldsklaverei mindern.

Wie sehr durch Abnahme des Adels, die Landvertheilung zur Minderung der Bodensklaverei einwirkt, erweist sich bei einem Vergleiche zwischen Frankreich, wo die Umwälzung von 1789 durch Vertreibung des Adels den Landbesitz vertheilte, und England, wo der Adel seinen Landbesitz unter allen Verhältnissen zu behalten und durch Aneignung der Arbeit des Volkes zu mehren wusste. Es zeigt sich nämlich, dass unter jedem Tausend Menschen der Landbevölkerung gehören zu den

	in England	in Frankreich
Landbesitzern	46	412
Pächtern	138	146
Miethern	93	71
Tagelöhnern	723	371
	1000	1000

Aus diesen Zahlen-Verhältnissen ergiebt sich, dass die Grundbesitzer in England um so wohlhabender sein müssen, weil ihre Zahl kleiner ist und dass sie um so weniger zu arbeiten brauchen, je mehr Tagelöhner ihnen zu Gebote stehen, je gröser also die Landsklaverei. Wollte man z. B. die Tagelöhner gleichmäsig vertheilen, so empfinge jeder Landbesitzer in England nahezu 16 derselben, in Frankreich dagegen nicht einmal einen: in Frankreich ist also der Grundbesitz so vertheilt, dass die meisten Eigenthümer ohne fremder Beihilfe mit ihrer Familie ihr Land bearbeiten können, jedenfalls Hilfe nur wenig in Anspruch zu nehmen haben; in England dagegen hat jeder durchschnittlich so grose Flächen, dass er 16 Tagelöhner zur Hilfe nehmen muss. Das Verhältniss hat Ähnlichkeit mit denen der nördlichen und südlichen Staten Nord-Amerikas: der Süden hat weniger Landbesitzer und desto mehr Arbeiter (Neger), so dass jene einen reichen Adel bilden, gegenüber einer niederen Sklaven-Bevölkerung; der Norden dagegen hat eine unbegrenzte Zahl von Landbesitzern und wenige Arbeiter, weil diese sehr leicht Landbesitzer werden können; es giebt hier einen unabhängigen, aber nur mäsig begüterten Bauernstand, neben einer Arbeiter-Bevölkerung, die nahezu ebenso hoch steht und der Landsklaverei nicht verfallen kann, weil noch unangebanetes Land in Überfluss vorhanden ist. In ähnlicher Weise ist die Landbevölkerung Frankreichs weiter entfernt von der Landsklaverei als die englische; sie steht nicht so hoch an reichen

Laudbesitzern, aber viel höher an unabhängigen Familienvätern, die allerdings der Sorgen nicht überhoben sind, vielmehr durch die schweren Lasten ihres Kriegstates hart gedrückt werden, aber jedenfalls höher stehen in ihrem Besitze als in früheren Zeiten.

Während die Zersplitterung des Bodens die Landsklaverei mindert, ist dagegen die Arbeittheilung, als Zersplitterung der gewerklichen Arbeit, geeignet die Geldsklaverei zu mehren. Die geeignetste Beschaffung der Arbeiten, d. h. ihre beste Ausführung in kürzester Zeit, also zum wohlfeilsten Satze, wird erreicht, wenn jeder Arbeiter einer besonderen Herstellung sich widmet, seine Erkenntniss wie auch seine Zeit einer begrenzten Aufgabe zuwendet, so dass er grästmögliche Übung erlange und möglichste Gleichmäsigkeit der Arbeit erzielt werde. Die einfache Stecknadel, welche ohne Schwierigkeit durch einen Arbeiter vollendet werden könnte, wird in zweckmäsigster Weise von 10 bis 12 Arbeitern hergestellt, weil sie um so rascher und gleichmäsiger fertig wird, wenn der Arbeiter nicht jeden dazu erforderlichen Handgriff sich einüben muss, sondern mit einem derselben sich begnügt. Solche Arbeittheilung erstreckt sich mehr und mehr über alle Arten der Anfertigung, und ihre Einwirkung kennzeichnet sich durch zunehmende Abhängigkeit der Arbeiter, denen durch diese Beschränkung die Möglichkeit entgeht, im Falle der Noth von einer Beschäftigung zur anderen über zu gehen. Je weniger Auswege der Mensch hat, um sich selbst zu helfen, desto abhängiger ist er von seinem Arbeitzweige, von der Vereinigung mit anderen Arbeitern, welche die übrigen ergänzenden Zweige betreiben, ohne welche seine Leistung werthlos bliebe. Da aber solche Vereinigungen mit seltenen Ausnahmen abhängig sind von Geldbesitzern, welche die Arbeitstoffe, Geräte, Werkstätten u. a. zur Anfertigung hergeben und den Verkauf besorgen: so werden die einzelnen Arbeiter um so mehr Geldsklaven, je kleiner die Aufgabe ist, welche sie im Betriebe des Ganzen zu lösen haben. Diese misslichen Verhältnisse zeigen sich allerorts in den Gewerken und noch mehr in Fabriken, wo jeder Einzelne so sehr beschränkt ist in seiner Arbeit, dass sein Leben gänzlich an einem kleinen Theile des Betriebes hängt und ihn in sklavischer Abhängigkeit erhält.

Es findet eine Gegenwirkung statt durch die Zunahme des Begehres nach fertiger Arbeit und zwar stärker als die Zunahme der Arbeiterzahl, so dass eine allmälige Preissteigerung aller Löhne eingetreten ist. In Folge dessen wandert aber in allen Ländern Europas im zunehmenden Mase länd-

liche Bevölkerung nach den Städten, um den lohnenderen Arbeiten der Gewerke und Fabriken sich zu widmen und mindert dadurch wieder den Begehr nach Arbeitern; dennoch steigen die Löhne, zum Beweise, dass auch diese Zunahme der Arbeitkräfte nicht genüge. Allein derartige Verhältnisse sind zu schwankend, als dass Schlüsse gezogen werden könnten, die für längere Zeit gelten; wird jene Gunst auch grösstentheils wiederum dadurch gemindert, dass die Zunahme des Begehres dahin drängt, die Menschenarbeit durch Maschinen zu ersetzen, welche nicht allein viel wohlfeiler arbeiten, sondern auch zuverlässiger und gleichmäsiger, so dass sie überall den Vorzug erhalten, wo ihre Hilfe anwendbar wird. Die Maschinen gewähren überdies den grosen Vortheil, dass sie bei stockendem Geschäfte stillstehen können mit geringer Kostenaufwendung, wogegen der Arbeiter im unbeschäftigten Leben einen nahezu gleichen Kostenaufwand erfordert wie bei voller Beschäftigung. Es steht demnach zu erwarten, dass im stätig zunehmenden Mase die Menschenarbeit durch Maschinen ersetzt werden wird, und da auch im Landbau ihre Einführung fortschreitet: so wird allmälig eine andere Vertheilung der Menschenarbeit nothwendig werden. Wie gros in manchen Zweigen das Übergewicht der Maschinen sei, lässt sich am überzeugendsten in der Verarbeitung der Baumwolle erweisen. Der Hinduarbeiter spinnt und webt seine einheimische Baumwolle aus der Hand, zu einem Tagelohne von zwei Groschen; er kann dennoch das gewöhnliche Zeug nicht so wohlfeil liefern wie der Engländer, welcher dieselbe Baumwolle über 3000 Meilen weit im Schiffe nach England schafft, dort mittelst Dampfmaschine spinnt und webt und auf demselben Wege nach Ostindien zurück sendet.

Die Maschinen bilden dagegen auf anderen Wegen das Mittel zur Hebung des Menschen in seiner Arbeitleistung: sie steigern den Werth der menschlichen Arbeit, sowol indem sie durch Abnahme der rohen Anwendung seiner Leibeskraft, zum Bemühen um werthvollere Arbeit treiben, wie auch dadurch, dass ihre Anfertigung, Betreibung und Unterhaltung die Gelegenheit zu höheren Anwendungen schaffen. Der Maschinenbetrieb hat bei allen Europäern einen Bevölkerungtheil von Arbeitern gebildet dessen Leistungen viel werthvoller sind als Roharbeiten, und hat auf dessen Menschenwerth sehr günstig eingewirkt. In keinem anderen Fache des Gewerkes sind die Fähigkeiten des Menschen so rasch und hoch entwickelt worden wie in diesem: er hat sich zum Beherrscher riesiger Mächte er-

hoben, die erkannten Gesetze der Bewegung in wachsender Ausdehnung angewendet, um Hilfen zu schaffen die nach Millionen Pferdekräften zu rechnen sind, dabei geeignet, die schwersten wie die leichtesten Arbeiten für ihn zu verrichten. Die Lenkung der Maschinen ist durch Benutzung derselben Gesetze so leicht geworden, dass sie zuverlässiger und mit minderer Gefahr geschieht als die Lenkung von Menschen und Thieren; die Erhaltung des Betriebes ist bei gröster Sicherheit und Stätigkeit so sehr verwohlfeilt worden, dass der Mensch immer mehr die gröbsten Arbeiten von sich ab auf Dampfmaschinen übertragen kann, und seine Bedürfnisse wie seine Genüsse reichlicher zu befriedigen vermag als je zuvor. Im Betriebe der Maschinen-Werkstätten, der Eisenbahnen und Dampfschiffe, werden in Europa Millionen Menschen zur höheren Einsicht geführt, zur Ordnung, Pünktlichkeit und Verlässlichkeit angeleitet und ihnen ein gesichertes Auskommen verschafft. Bei den englischen Eisenbahnen sind etwa 120,000 Männer angestellt, die in ihren verschiedenen, abgestuften Stellungen an Werth und Verwendbarkeit gewinnen müssen; das Gleiche wird bei den anderen Hunderttausenden der Fall sein, welche bei den übrigen europäischen Eisenbahnen solche Stellungen einnehmen; nicht minder bei den vielen Arbeitern, welche in der Anfertigung und dem Betriebe der Maschinen jene Eigenschaften erwerben, nebst Genauigkeit der Beobachtung und Ausführung, wie sie nur dort zu erlernen ist, wo ein Werk aus Hunderten von Theilen besteht, die genau zu einander passen sollen.

Aus den Verhältnissen der Gegenwart lässt sich schliessen, dass in der neuen Welt vor allen anderen der Handel und die Baukunst dahin wirken werden, der Arbeit die höhere Geltung und der Bildung zunehmende Einwirkung zu verschaffen. Der Welthandel überspannt schon jetzt die Erdoberfläche mit seinen Bahnen und Niederlassungen, dringt auch immer tiefer in das Leben der Völker ein: unter seinem Befehle stehen die dichtbevölkerten Fabrikbezirke Europas wie die wüsten Strecken der anderen Erdtheile; er lässt das Erdinnere durchforschen nach Erzen und den Flusssand waschen um Goldstaub, die Einöden des Nordens durchstreifen nach Pelzwerk wie die Wälder Afrikas nach Elfenbein; er anerkennt weder den Glaubenshass noch die Vorurtheile der Völker wider einander, sondern betrachtet lediglich den sachlichen Gehalt; er verträgt sich mit allen Meinungen und den verschiedensten Stufen der Bildung, arbeitet mit Lappländern und Hottentotten wie mit Künstlern und Gelehrten; auch er sendet

seine Glaubensboten zu den Heiden und sieht sie zu Hunderten unterliegen; er durchforscht jeden Bereich der Erde, um neue Stoffe des Umtausches zu entdecken, weckt allenthalben die brachliegenden Kräfte und feuert sie an zur geregelten, gemeinnützigen Thätigkeit, durch Darreichung gewünschter Genüsse oder Sicherung des Unterhaltes. Nirgends erscheint die Zusammengehörigkeit der Menschheit so augenscheinlich wie im Welthandel, der alle Völker und Menschen in seinen Kreis zieht, so weit sie für das Wohlergehen der Menschheit wirken können; der Freud und Leid des einzelnen Zweiges über die ganze Familie ausbreitet, den üppigen Kornsegen des Amerikaners in die Hütte des armen europäischen Webers trägt und den reichen Kaufmann Theil nehmen lässt an dem Misswachs oder den Feuersbrünsten, welche Bezirke oder Städte mit Verarmung bedrohen; er wirkt am stärksten zur Ausgleichung der Verschiedenheiten, denn er eröffnet allen Völkern ein Gebiet des Wirkens, wo jeder Mensch ohne Unterschied dasjenige gilt was er der Menschheit werth ist in ihren allgemeinsten Bezügen. Seine Ansprüche werden allenthalben anerkannt: für ihn stöbert der Lumpensammler im Kehricht und der Handels-Minister in statistischen Tabellen; ihm gestattet jeder Herrscher selbstgeschaffene Gesetze und seinen Vorschriften unterwirft sich jeder Betheiligte, ohne Unterschied der Farbe, des Glaubens und Vermögens. Jedermann lernt, dass er nur gedeihen könne dadurch, dass er sich Vertrauen erwirbt, weil der Welthandel Jeden ausstöst und verkommen lässt, der nicht das Vertrauen rechtfertigt; dadurch kann der europäische Kaufmann auf die Ausführung seiner Aufträge in Sibirien wie in Cajenne mit gröserer Sicherheit rechnen als der russische Zar oder der französische Kaiser, die beide selbst in nächster Nähe nicht solche dienstwillige Helfer besitzen wie sie dem Welthandel bei unseren Gegenfüslern dienen. Der Handel schafft und herrscht in der ganzen Menschheit und wird allmälig Alles zurück drängen, was ihm entgegen steht: die Trägheit, Unwissenheit und Kampfbegier der Menschen; er wird sie bilden und vereinen, viel weiter greifend als irgend ein anderes Band.

In ähnlicher Weise hat die Baukunst gedient und um so mehr, je weiter sie über den engen Bereich der Herstellung von Häusern hinaus geführt worden ist, um Eisenbahnen, Canäle, Wasser- und Gaswerke, Maschinen und Werkzeuge herzustellen. Die Beschränkungen der Heimat und des engen Faches sind abgestreift, denn der Ingenieur, dieses Geschöpf

der Neuzeit, ist allenthalben zu Hause, in Indien und Egypten wie in Europa; er muss nicht allein Künstler sein wie der Architekt, sondern auch Gelehrter, Naturforscher, Physiker, Chemiker und Mechaniker, wie es das weitere Fach erfordert. In keiner Beziehung ist die Erde allenthalben so gleich wie in den Stoffen ihrer Rinde und deren Verhalten zu einander, wie auch in den Bewegungen; die allenthalben gleichen Erden und Gesteine sind die Baustoffe des Ingenieurs; die Einflüsse des Wassers und der Luft kann er nach bekannten und unwandelbaren Gesetzen beurtheilen und mit derselben Sicherheit seine Masnahmen anordnen bei den Gegenfüslern wie in der Heimat. Er weiss den friedfertigen, schwachen Hindu zu verwenden wie den streitsüchtigen, stärkeren Irländer; er bewegt den fanatischen Araber nach seinem Willen wie den Auswurf der europäischen Völker, und wo er seinen Verstand wirken lässt, erblühen aus seinem Schaffen gemeinnützige Anlagen über wie unter der Erde. Bezähmung der Flüsse, Austrocknung der Moräste, Durchborung trennender Gebirge oder Überspannung hemmender Klüfte vollführt er, sobald die Menschheit ihrer begehrt; Eisenbahnen baut er wo es ihrer bedarf, sei es in Indien oder Brasilien, Egypten oder Schweden; spannt zur Verbindung der Völker Telegraphendrähte durch die Luft oder legt sie längs dem Meeresgrunde und vermittelt den Verkehr aller Völker und Meinungen in ihren verschiedenen Sprachen. Seine Maschinen ziehen jedes Volk in den Kreis der thätigen Menschheit: der Chinese wie der Türke, der träge Neger wie der emsige Europäer leisten willige Hilfe auf den Dampfwagen und Dampfschiffen, an Schmelzöfen und Walzwerken, wie bei Mühlen und Dampfhämmern; alle dem gleichen Zwecke und gleichen Gesetzen gehorsam. Der Ingenieur hat seinen Werken kein Glaubens- oder Styl-Gepräge zu geben wie der Architekt, sondern den menschheitlichen Zweck zu verfolgen, der allenthalben gleich ist: er baut ebenso gern den Canal von Suez wie die Eisenbahn zu Panama, versieht die Muhammadaner mit Wasser und Gas wie den Hindu in Delhi oder den Christen in Bahia, in Californien oder Neapel; er bearbeitet die Bergwerke in Mexiko und Südamerika wie in Grönland und Sibirien; er redet mit jedem Volke seine Sprache, lässt Jeglichem seinen Glauben und benutzt ihn in seiner Weise zum Zwecke der Menschheit; er bietet dem Müssigen Arbeit und Lebensunterhalt, den Arbeitsamen erhebenden Genuss, schafft Reinlichkeit, Licht und Verkehr, hebt brachliegende Kräfte und eröffnet die Quellen des Gedeihens einer aufblühenden, gewerb-

fleissigen Bevölkerung. Seitdem die Ingenieure an die Spitze der Baukunst getreten sind, hat sich die Arbeit mehr dem Gemeinnützigen zugewendet und Werke geschaffen, wie solche vordem selten entstanden sind: die Paläste der grosen Fürsten wie die Tempel der Götter, die Pyramiden Egyptens wie die Grabhölen Roms sind längst übertroffen durch die Werke der Neuzeit, nicht allein in ihrem Nutzen, sondern auch an Menge der Arbeit. Wie weit ein Menschenleben der Neuzeit auf diesem Gebiete reicht, hat sich im grösesten Mase an dem verstorbenen Robert Stephenson erwiesen, der durch seine Entwürfe, Ausführungen und Gutachten bei Ingenieur-Anlagen mitgewirkt hatte, deren Belauf auf 800 Millionen Pfund Sterling sich berechnete.

In den beiden Reihen des Welthandels und der Baukunst sehen wir die Bildung mit der Würde der Arbeit verbunden zur Vergröserung und Hebung der Menschheit, brachliegende Kräfte wecken und zur gemeinnützigen Thätigkeit anleiten, den Einzelnen aus seiner örtlichen Befangenheit zum Weltbürger erheben, und bei Sicherung des Daseins und Steigerung des Genusses auch das Band höherer Gesittung um die Menschen schlingen. Auf beiden Gebieten entsteht ein neuer Glaube, der die Menschheit eint, auch ein neues Recht, welches jeden Menschen gleich stellt und vor diesen werden die alten Formen des Glaubens und des Rechtes zurück weichen müssen; das Rückständige und dessen Pfleger werden aussterben, um Vorgeschrittenem und dessen Förderern Raum zu geben, die auf jedem Schritte neue Kraft gewinnen zur weiteren Ausbreitung ihrer Geltung. Diese Bewegung ist schon jetzt wirksam: bei den Europäern verlieren die Glaubenspaltungen an Geltung, je mehr der Verkehr sich ausbreitet, das nutzlose Priesterthum schwindet, je stärker nützliche Arbeit an Werth gewinnt; das vom Streite lebende Advokatenthum verliert, je mehr der Zeitgewinn und der Menschenverstand zu Entscheidungen durch Schiedsrichter und Sachverständige drängt; das Quacksalberthum der Ärzte mindert sich, um sie zu Beamten des Gesundheitwesens zu machen, deren Bemühen Krankheiten verhindert: das Alte zerfällt und neues Leben erblüht aus seinen Trümmern.

Eine der stärksten Förderungen erlangte die Geldsklaverei aus den gesetzlichen Hindernissen, welche der Anwendung und Anerbietung der Arbeit entgegen gestellt sind, durch Zunfteinrichtungen und Gemeindeschranken. Die Zünfte verhinderten die Anwendung der Kräfte zu nützlichen Arbeiten durch Einrichtungen, welche darauf berechnet waren, die

Zahl der Theilnehmer an der Zunft thunlichst zu beschränken; dieser Minderzahl wollte man dadurch ein reicheres Auskommen verschaffen auf Unkosten der ausgeschlossenen, darbenden Arbeiter, deren Lebensgeltung durch gesteigertes Angebot vermindert ward, um Überschüsse für die Meister daraus zu bilden. Zu diesem Zwecke sind hemmende Einrichtungen getroffen, welche das Erlernen ungebürlich erschweren, nach der Erlernung die selbständige Ausübung durch erzwungene Abhängigkeit (Gesellenthum) hemmen und endlich den anfangenden Meister der dürftigen Mittel berauben, um seine beginnende Mitbewerbung zu erschweren oder zu vereiteln. In Folge dessen wird die Zahl der Abhängigen (Gesellen und Lehrlinge) unverhältnissmäsig hoch erhalten und dadurch den Arbeitgebern (Meistern) es möglich gemacht, einerseits das Leben, die Arbeit derselben um so wohlfeiler zu miethen, wie andererseits, durch verminderte Bewerbung unter sich, die Arbeit um so theurer zu verkaufen, also auf Unkosten ihrer Arbeiter und der Käufer ihrer Ware, einen Überschuss zu erzielen, von dem sie bei geringer Anstrengung leben können. Dieser gemeinschädlichen Beschränkung der Arbeit wird in der Gegenwart gewehrt durch Einführung der Gewerbfreiheit, welche es Jedem gestattet, seine Arbeitkräfte in der ihm zweckdienlichsten Art anzuwenden und es seiner Fähigkeit überlässt, die dazu erforderlichen Kenntnisse nach eigener Wahl sich zu erwerben. Die Folge davon ist, dass der Erwerb der Arbeiter sich steigert und gleichzeitig die Preise der fertigen Arbeiten von ihrer künstlichen Höhe auf den naturgemäsen Satz herab sinken; dass der Reichthum und Müssiggang der Arbeitgeber sich mindert, dagegen der Wohlstand der Arbeitnehmer sich hebt, indem die Überschüsse nicht länger bei der Minderzahl sich anhäufen, sondern gerechter Weise über alle Arbeitenden sich vertheilen, je nach dem Werthe den ihre Arbeit für die Menschheit hat.

In ähnlicher Weise wie die Zunftgesetze wirken die Gemeindeschranken. Jede Gemeinde leitet aus ihrer Verpflichtung zur Armenpflege in ihrem Bereiche, die Berechtigung her, jedem Einwanderer den bleibenden Aufenthalt zu verwehren, wenn er nicht vorher die Sicherheit gebe, dass er ihrer Armenpflege niemals bedürfen werde. In Ermangelung dessen gestattet sie nur den Aufenthalt auf Widerruf, und da die Arbeiter, wegen Mangel an Überschüssen, am öftersten vorübergehend hilflos sind: so findet ein unausgesetztes Ausweisen und gegenseitiges Zusenden der Armen statt,

daneben eine kostspielige Überwachung der Eingewanderten und endlose Hemmung der freien Bewegung derselben, auch wenn sie die Armenpflege nicht in Anspruch nehmen, sondern zur Bestreitung derselben beitragen. Je mehr aber der freie Verkehr der Arbeit gehindert wird, desto leichter entsteht an einem Orte ein hemmender Mangel an Arbeitern, während an anderen ein drückender Überfluss herrscht; denn es fehlt die rasche Ausgleichung, welche bei ungehemmtem Verkehre die schroffen Unterschiede beseitigen würde. Die Folge ist, dass dort wo es an Arbeitern mangelt, nothwendige Arbeiten unterbleiben oder mangelhaft ausgeführt werden, und wo sie in Überzahl vorhanden sind, die Beschäftigung für einen Theil derselben mangelt, so dass sie der Armut verfallen. Die Gemeindeschranken fördern demnach die Verarmung, statt ihrer zu wehren, und die gegenseitige Zusendung der Verarmten belastet ihre Armenpflege durchgehends mit gröseren Kosten, als wenn jede ihren zufälligen Theil getragen hätte. Sie schmälern die Verwendung und Verwerthung der Arbeit und durchziehen die grosen Verbände mit Scheidungen, welche weit mehr dem Gefühle der Zusammengehörigkeit schaden, als die sonstigen verbessernden Einrichtungen des Verbandes es heben können. Die alte Welt trug diese Nachtheile in dem Irrthume ihrer Nothwendigkeit; die Gegenwart lehrt den Irrthum kennen, und die neue Welt wird durch Freizügigkeit dem Gemeinwohle die Vortheile zuführen, welche die ungehemmte Anbietung der Arbeit dem Einzelnen wie der Gesammtheit zu schaffen vermag.

Die Neuzeit hat zur Ermöglichung groser gemeinnützigcr Anlagen, Häfen, Canäle, Eisenbahnen, Telegraphen u. a. den Grundsatz durchgeführt, dass jeder Besitzer gezwungen werden dürfe, das zu solchen Anlagen beanspruchte unbewegliche Eigenthum gegen Entschädigung herzugeben, selbst dann, wenn nicht der Stat, sondern Genossenschaften zum eigenen Vortheile solche Anlagen machen wollen, sofern nur der Stat deren Gemeinnützigkeit anerkennt. Dieser Eingriff in das Besitzrecht, dessen Berechtigung durch Rücksichten des Gemeinwohles keinem Zweifel unterliegt, wird in der neuen Welt weitere Anwendung finden, in dem Mase wie die Einsicht vordringt. Es kann z. B. keinem Einwande unterliegen, dass die Austrocknung von Morästen eine gemeinnützige Sache sei, nicht allein dadurch, dass sie fruchtbares Land für reiche Ernten schafft, also den Lebensunterhalt des Volkes mehrt und die Entstehung des Lebens erleichtert, sondern auch dadurch, dass sie die Brutstätten des Fiebers und anderer

Krankheiten vernichtet. Wenn demnach Einzelne oder Mehrere gewilligt wären, vorhandene Moräste in nutzbares Land umzuwandeln, wird ihnen die gleiche Befugniss zur zwangsweisen Erwerbung derselben eingeräumt werden, um nicht die gemeinschädlichen Zustände fortbestehen zu lassen, lediglich weil der Eigner des Morastes oder sumpfigen Landes seinen Vortheil nicht versteht oder nicht die Geldmittel zur Umwandlung besitzt. Das Gleiche findet seine Anwendung auf öde Flächen, welche von ihren Eigenthümern brach gelassen werden, sei es aus Unwissenheit und Trägheit oder aus Übermuth zur Jagd. Der Grundsatz, dass das Gemeinwohl nicht leiden dürfe durch Mängel eines Besitzers, sobald Andere sich auffinden die der Menschheit oder dem bezüglichen Verbande (Stat oder Gemeinde) den vollen Nutzen zuführen können, wird seine weitere Anwendung finden auf jeden unbeweglichen Besitz und jede Art seiner höheren Verwendung. In Ländern, die reich sind an Bergwerken und wo man den Gemeinnutzen erkennt, welchen die Entdeckungen neuer Metalladern leisten können, hat man längst derartige Gesetze, welche zu Gunsten solcher Entdeckungen in das Besitzrecht eingreifen. In Mexiko z. B. darf Jedermann, nach vorheriger Anzeige und geleisteter Bürgschaft für etwaigen Schaden, auf jeder gewählten Stelle nach Erzen graben, nicht allein auf dem Lande anderer Besitzer, sondern auch in deren Häusern, mit alleiniger Ausnahme der Flächen auf denen die Betten stehen; und wenn er einen lohnenden Erzgang entdeckt, muss das erforderliche Land ihm gegen Ersatz abgetreten werden. Derartige Gesetze giebt es schon von Alters her und es liegt kein Rechtsgrund vor, warum sie nicht allgemein angewendet werden sollten für jede Erhöhung des Ertrages der Erde, sei es des Inneren oder der Oberfläche. Wenn ein Besitzer es nicht versteht, aus seinem zufälligen Besitzthume den höchsten Ertrag zu ziehen oder solches absichtlich vernachlässigt, dagegen ein Anderer die nöthigen Kenntnisse und Mittel so wie den festen Willen besitzt, so sollte jenes Gesetz einwirken, um dem Gemeinwesen die Vortheile des höhern Ertrages zuzuführen, indem es Ersteren zwingt dem Letzteren sein Besitzthum gegen Entschädigung abzutreten, damit es zum höheren Zwecke verwendet werde. Es bietet keine Schwierigkeit, eine Stufenfolge der Zwecke festzustellen, um für Flächen des offenen Landes wie der Städte Anordnungen treffen zu können; wider unrichtige Anwendungen bietet schon die Entschädigung den Zügel, weil sie zwingt die Fläche besser als bisher zu verwenden, weil sonst das Ge-

schäft Schaden bringt und der ehemalige Besitzer auf Grund desselben Gesetzes die Fläche zum erniedrigten Werthe zurück erwerben könnte. Die Erfahrung lehrt allenthalben, dass Besitzer, wenn nicht Verlegenheiten drängen, ihren Besitz um so weniger verkaufen wollen, wenn sie voraussetzen, dass der Käufer solches zu höherer Verwendung bringen könne; sie wollen alsdann im Voraus im Kaufgelde einen Theil des höheren Ertrages geniessen, den der Käufer durch seine nachfolgenden Anstrengungen möglich machen will oder kann, und beabsichtigen solchergestalt eine ungerechte Aneignung, weil kein Gesetz ihnen wehrt. Es liegen in jeder Stadt und in jedem Dorfe viele Flächen unbenutzt oder mit geringem Ertrage, welche andere Menschen willig zum Werthe des gegenwärtigen Ertrages kaufen möchten, weil sie höhere und einträglichere Verwendungen damit vornehmen können; allein die Erwerbung und höhere Verwerthung wird ihnen unmöglich gemacht durch die Preisforderung des Besitzers oder seine Weigerung des Verkaufes: die gemeinnützige Unternehmung muss unterbleiben, auch die Steuercasse den höheren Steuerertrag entbehren, weil es kein Gesetz giebt zu Gunsten derselben. Es kann nicht ausbleiben, dass zum Gemeinbesten die weitere Anwendung der Gesetze wegen Zwangs-Entäusserung gebräuchlich werden wird, denn die wachsende Unternehmunglust wird dazu treiben, in jeder Richtung dem Gemeinwohle höhere Geltung einzuräumen als dem Besitzrechte des Einzelnen.

Im Allgemeinen wird das Recht der Arbeit zu gering angeschlagen, weil noch das alte Vorurtheil herrscht, als sei die Arbeit etwas Erniedrigendes und eine dem Menschen aufgebürdete Plage, ein Fluch der Menschheit, den Adam sich und allen Nachkommen zugezogen habe durch seinen Ungehorsam wider die Elohim. Jenes Vorurtheil widerstreitet offenbar dem wirklichen Sachverhalte, denn die Arbeit ist das allgemeinste Bildungmittel der Menschheit und das nothwendigste Erforderniss, denn Arbeit ist Leben und ohne Arbeit das Dasein der Menschheit nicht möglich. Die Arbeit ergiebt nicht allein die nothwendigen Mittel zur Erhaltung des Stoffwechsels, sondern fördert auch durch die Austrengung der Nerven die Fortbildung des Nervenlebens, und die Erfahrung lehrt, dass Diejenigen, welche nicht zu arbeiten brauchen oder keine Arbeit sich zu schaffen wissen, zu Mitteln der Aufregung greifen, um den Nerven die nothwendigen Anstrengungen durch Reize zu verschaffen, durch deren Steigerung ihr Nervenleben der Rückbildung verfällt und sie durch Erschlaffung zur Ver-

zweiflung oder zum frühzeitigen Tode treibt. Der Mangel an Arbeit ist überdies dem Streite und Kriege günstig: die Leibeskräfte wollen geübt sein und das Nervenleben verlangt Anspannung; wenn nicht nützliche Arbeiten die erforderliche Anfregung bieten, wird der Ersatz im Streite gesucht und gefunden. Was die Helden des Alterthumes zum grundlosen Kriege führte oder die Helden vor Troja zum Zanken trieb, war der Mangel an Arbeit, an Aufregungen durch nützliche Beschäftigung; der gleiche Mangel stachelt müssig gehende Offiziere zum leicht erregten Zweikampfe oder faullenzende Studenten und Gesellen zu Paukereien, Saufgelagen und sonstigem Herberg-Vergnügen. Die Nerven wollen erregt sein und wenn nützliche Arbeit solches nicht bietet, greift der Mensch zum Unfuge und zu erregenden Genüssen, aus denen er um so schwerer zur Arbeitlust sich aufrafft.

Die Lust zur Anstrengung lässt sich überdies am regsten erhalten, wenn die Arbeit innerhalb mäsiger Grenzen betrieben wird und keine Unterbrechung von längerer Dauer erleidet; denn nach unmäsiger Anstrengung folgt eine Erschlaffung, deren Überwindung um so längere Ruhe erfordert und Erschlaffung folgt auch nach längerer Unterbrechung durch Genüsse, so dass viele Zeit und Kräfte durch unzweckmäsige Verwendungen verloren gehen. Um diesen Nachtheilen vorzubeugen, hat man in neuerer Zeit begonnen die tägliche Arbeitzeit zu mäsigen, die Stundenzahl herab zu setzen, so dass die Arbeiter mit gröserer Anspannung ihre Leistungen schaffen können ohne zu ermatten, und die Erfahrung hat gelehrt, dass in der kürzeren Zeit ebenso viel beschafft wird wie früher in der längeren: der Mensch hat gewonnen an Zeit und Arbeitfähigkeit, ohne dass seine Arbeitleistung verlor. Auch zur Minderung der unzweckmäsig langen Unterbrechungen der Arbeit ist in neuerer Zeit Manches geschehen durch die Abschaffung von Feiertagen, welche erfahrungmäsig die Folge haben, nicht die Feiernden arbeitsamer sondern fauler zu machen, so sehr, dass im Süden und in Mittel-Amerika, wo fast ein Drittel aller 365 Tage des Jahres aus Feiertagen besteht, die Arbeiter um so fauler sind an den zwischenliegenden Arbeittagen. Jene Bewegung zur Verbesserung der Arbeitfähigkeit wird dazu führen, immer mehr die Feiertage abzuschaffen und endlich auch die altsemitische Feier jedes siebenten Tages, des jüdischen Sabbathes und des christlichen Sonntages. Dass vor 4000 Jahren ein dürftiges Wüstenvolk in Ost-Afrika jeden siebenten Tag dem Zelte (Bath) seines eingebil-

deten Wüstenherrschers Sab weihete, kann für die Europäer der Jetztzeit keinen Grund abgeben, um an jedem siebenten Tage nicht zu arbeiten; jene Horde ruhete auf ihrer Flucht aus Egypten aus an jedem siebenten Tage, lediglich um aus dem Zelte des Götzen durch ihren erregten Propheten sich Orakel spenden zu lassen. Der Sabbath ist weder christlich noch arisch: Jesus verletzte ihn und schätzte ihn gering (Matth. 12); die Christen schafften ihn ab und machten den arischen Sonnentag zum freudigen Feiertage, nicht zum Opfer sondern zur fröhlichen Feier, als Ersatz für die vielen Festtage, welche ihnen mit ihrem Heidenthume verloren gegangen waren. Keiner der religiösen Gründe, welche für den Tag des Müssigganges angeführt werden, ist stichhaltig, und selbst das von Priestern hervor gehobene Bedürfniss der Sammlung und Erhebung bedingt es nicht, einen besonderen Tag der Woche dafür anzusetzen, sondern jeden geeigneten Augenblick zu verwenden, da Sammlung und Erhebung Stimmungen sind, die ungerufen kommen und nicht auf Bestellung an besonderen Tagen, wie solches auch von Jesus (Matth. 6. 5 und 6) trefflich erläutert ward. Nicht minder fehlt es den sonstigen Gründen an überwiegender Geltung, namentlich demjenigen, dass Jedermann nach angestrengter sechstägiger Arbeit eines Ruhetages bedürfe; denn das Bedürfniss nach Ruhe wird weit angemessener befriedigt, wenn ihm an jedem Tage seine gebürende Zeit gewidmet wird: wenn aber dieses geschieht, bedarf es nicht überdies eines besonderen Tages dazu. Die sparsame und ausgiebige Benutzung des Menschenlebens geschieht nicht durch sechstägige übermäsige Arbeit und Müssiggang am siebenten; denn jene Kraftvergeudung kann hiedurch nicht ersetzt werden, vielmehr wird ein Mensch der jahrelang in solchen schroffen Übergängen arbeitet, bald erschlaffen und verdumpfen. Die richtige Ausnutzung des Menschenlebens liegt in mäsiger, ununterbrochener Arbeit, an jedem Tage das richtige Verhältniss zwischen Arbeit, Ruhe und Erholung, so dass jeder Tag seine Lebensrechnung für sich abschliesse: wer 7 Tage hindurch täglich 9 Stunden arbeitet, wird sein Leben sparsamer und ausgiebiger verwenden, als wenn er 6 Tage hindurch täglich 11 Stunden arbeitet, um am siebenten müssig zu gehen; denn er lässt das Bedürfniss nach Erholung nicht anschwellen bis zum Unerträglichen, um es dann in unmäsigen Zügen zu befriedigen, sondern gleicht es mäsig aus in dem Verhältnisse wie es entsteht. Es bedarf nur des Hinblickes auf die Sonntagsfeier der verschiedenen Völker, um zu er-

messen, dass sie keineswegs den Nutzen schafft, welchen die tägliche Minderung der Arbeitzeit ergeben würde. Möge der Sonntag der Freude gewidmet werden oder diese verboten sein, um die Menschen zum Kirchengehen zu zwingen, so findet sich allenthalben, dass er nicht der Ruhe, sondern einer anderen Anstrengung gewidmet werde, und weit entfernt, den Müssigen neue Kraft und Arbeitlust zu verleihen, sie vielmehr unlustig macht, am Montag Morgen zu beginnen. Bei den meisten Europäern wird der Sonntag den rauschenden Vergnügungen gewidmet, dem Spiele und Tanze; die Erfahrung lehrt allenthalben, dass weit entfernt davon, ein Tag der Erholung und Stärkung zu sein, er den Tag der stärksten Anstrengung bildet, indem selbst die an sich zweckmäsigen Vergnügungen im Übermase genossen werden, weil ein ganzer Tag zu lang ist zur Erholung. Aus gleichem Grunde werden unzulässige (rückbildende) Vergnügungen herbei gezogen, um die übermäsig lange Zeit eines ganzen Tages durch Abwechslung auszufüllen. In England dagegen, wo man durch Absperrung der zulässigen und selbst der bildenden Vergnügungen die Menschen zum Kirchengehen zwingen will, wird das vorgeschützte Bedürfniss der Erholung und Sammlung noch weniger befriedigt, denn es gewinnen lediglich die schädlichen Vergnügungen. Das Meiste, was dem Menschen zur Erholung und Erhebung dienen könnte, wie die öffentlichen Sammlungen von Gemälden, Gegenständen der Natur und Kunst, der Bücher, die Thier- und Kunstgärten sind am Sonntage geschlossen; desgleichen die Schauspiele, Musiksäle und Tanzräume, auch jedes andere Vergnügen ist verwehrt, welches Geräusch macht. Dem Volke stehen allgemein nur die Kirchen, Bierhäuser und Bordelle offen, so dass, theologisch ausgedrückt, der Teufel mit 2 gegen 1 wider Gott ausgerüstet wird. Ein Theil wandert in die Kirchen und findet dort statt der Erholung den verdumpfenden und niederdrückenden Missbrauch der Bibel, der nicht das Bedürfniss nach Erhebung befriedigt, sondern den Bedürftigen zum dumpfen Grübler macht, an denen kein Volk so reich ist wie die Engländer. Nirgends findet sich ein so blödes Glaubenswesen wie in England, so zahlreiche Sektenspaltung auf Grund der von den Priestern geförderten Vertiefung in die irrig übersetzte und ausgelegte Semiten-Bibel; nirgends geniesst die Offenbarung Johannis ein so hohes Ansehen wie dort, und das blöde Volk lässt sich jährlich Millionen Thaler entziehen, um durch Verschenkung von unrichtigen Bibeln, zur Verbreitung der Spitzfindigkeiten

ihrer Priester unter anderen Völkern bei zu tragen. Die erzwungene Sonntagsfeier in ihrem Priesterdrittheile dient dort nicht der Erholung, sondern der Ermattung und Verarmung; in den übrigen zwei Drittheilen wirkt sie geradezu verderblich, indem sie auf Völlerei und Unzucht die Vergnügunglustigen anweist. Die Wohlhabenden, in deren Händen die Gesetzgebung ruht, fühlen sich gemüthlich bei ihrer Sonntag-Einrichtuug und schaffen demgemäs die Gesetze; ob das Volk dabei gedeiht oder verdumpft und zerrüttet wird, bleibt ausser der Frage, weil es überhaupt nicht für schicklich gehalten wird, die Verhältnisse des Volkes zu erkunden nnd zu kennen, geschweige denn die Gesetzgebung darauf hin einzurichten.

Die Verhältnisse drängen zur Abschaffung des Müssigganges, der zur Ausgleichung vorheriger Überarbeitung bestimmt ist, aber nicht dient; sie werden in der neuen Welt dahin führen, die Abwechslung zwischen der Arbeit und Erholung naturgemäs über alle Tage zu vertheilen. Viele Betriebe, welche die Unterbrechung nicht gestatten, werden schon jetzt am Sonntage fortgesetzt, sind theilweise sogar am Sonntage am stärksten in Thätigkeit, wie z. B. Posten, Eisenbahnen, Wasser- und Gaswerke, die Seefahrt, das Geschäft der Priester und Ärzte; selbst die gläubigsten Priester halten ihre Bedienung am Sonntage in angestreugter Beschäftigung, um feiner essen zu können als an anderen Tagen. Andere Geschäfte, welche von der Witterung abhängen, namentlich der Ackerbau und sämmtliche Bauarbeiten, Wind- und Wassermühlen bedingen häufig die Arbeit am Sonntage; Fabriken, auf Dampf-Maschinenbetrieb eingerichtet, können nur mit grosem Verluste am Sonntage ruhen, indem dadurch der siebente Theil der Zinsen verloren geht und der ganze Aufwand an Wärme, welcher am Ende der Wochenarbeit nutzlos verfliegt und beim Wiederbeginnen am Montage hergestellt werden muss, bevor der Betrieb in Gang gesetzt werden kann. Der Drang der Verhältnisse und die steigenden Verlüste werden dazu führen, dass eine freie Vertheilung der Zeit an die Stelle der alten Semiten-Einrichtung gesetzt werde und Jedermann seine Arbeit einrichte nach den Bedürfnissen der besonderen Stellung, die er in der Menschheit einnimmt. Es wird die Mäsigkeit Regel werden in der Arbeit wie im Genusse, Jedermann arbeiten wann es dessen bedarf und er sich am fähigsten fühlt, dagegen ruhen wann das Bedürfniss eintritt und nur so lange wie es anhält; damit endet das erschlaffende Übermas der Arbeit wie des Genusses und der Ruhe.

Die Stellung der Arbeit in der neuen Welt lässt sich im Voraus darin erkennen:

dass sie geschätzter sein wird, in dem Verhältnisse wie die aus den früheren Sklavenzuständen herstammende Werthhaltung des Müssigganges schwindet;

dass die Arbeiten der Menschen zu höheren Stufen sich erheben durch allmälige Übertragung der rohen Leibesanstrengungen auf unorganische Kräfte und Maschinen;

dass zunehmende Bildung aus den Arbeiten hervor gehen und in denselben sich ansprägen werde, zur Hebung der Menschenwürde und Beseitigung der Geldsklaverei;

dass die Arbeiten beschränkter oder hinderlicher Anwendung (der Priester, Advokaten u. a.) weichen werden vor denen von umfassender und gemeinmenschlicher Bedeutung, des Handels, der Baukunst u. a;

dass die Ausnutzung des Menschenlebens sparsamer und ausgiebiger geschehen wird, zum Vortheile seiner Erhaltung und seines Wohlergehens.

§. 471.

Die Arbeit der Menschheit, wie auch ihre Bildung, gestaltet sich im Einzelnen wie im Ganzen stufenweise derartig, dass die dauernde Vereinigung der Arbeitenden zum gemeinsamen Wirken und Leben voraussichtlich zur Nothwendigkeit werden wird.

Gegenwärtig sind die Menschen vorwaltend einzeln in unzählig verschiedenen Unternehmungen beschäftigt, jeder nach Masgabe der Stellung die er ererbte oder sich eroberte, als Arbeitgeber oder Arbeitnehmer am Wirken der Menschheit Theil nehmend: sei es bei der Gewinnung und Veredlung der Stoffe und Erzeugnisse der Erde, oder der Vermittlung zwischen Hervorbringer und Verbraucher. Viele sind anderweitig beschäftigt den Schatz der Menschheit an Bildung und Gütern zu wahren, zugänglich zu machen oder zu mehren. In diesem grosartigen Getriebe zeigt sich ein unausgesetztes Ringen und Kämpfen der Einzelnen mit und gegen einander, in Freundschaft und Feindschaft; aus dem Siege des Einen die Niederlage des Anderen folgend; Wohlstand und Bildung neben der Armut und Unwissenheit: es sind die Ergebnisse des Kampfes Aller, des Ringens nach

Leben und Besitz, in der Herrschaft und Sklaverei, je nachdem die Fähigkeiten des Einzelnen oder der Weltlauf die Lose vertheilen.

In diesem rastlosen Treiben entwickeln sich mehrere Bewegungen, deren Richtungen auf Vereinigung der Menschen abzielen, nämlich:

die fortschreitende Ausdehnung des Verkehres und der Absatzgebiete;

die zunehmende Arbeittheilung der Einzelnen;

die steigenden Erfordernisse des Lebens und Geschäftes der Arbeitenden;

die wachsende Bildung der Menschen.

Am frühesten und auffälligsten hat die Ausdehnung des Verkehres und der Absatzgebiete zur Vereinigung geführt. In den rückständigsten Zeiten, wie noch jetzt unter rückständigen Völkern, war jeder Einzelne sein eigener Arbeiter und schuf sich selbst das Nöthige, sei es aus den Bestandtheilen der Palme u. a. die in nächster Nähe wuchs oder aus den Zuchtthieren welche er hegte; ein Handelsverkehr war nicht möglich, denn das Absatzgebiet eines Jeden erstreckte sich nicht weiter als seine Familie. Als späterhin der Tauschhandel zwischen Stämmen begann, war meistens Jeder sein eigener Kaufmann; als aber späterhin das Absatzgebiet weiter sich erstreckte, vereinten sich schon die getrennten Tauschgeschäfte in einzelne Kaufleute (Wanderkrämer), die längere Reisen machen konnten mit geringerer Aufwendung. Späterhin verbanden sich mehrere derselben zur gemeinschaftlichen Reise, zur gemeinschaftlichen Betreibung der Geschäfte eines Ortes, oder auch zur Betreibung aller verschiedenen Geschäfte die sich anfinden; bis zuletzt grose Gesellschaften (ostindische, westindische, Hudsonbay u. a.) entstanden, welche in entfernten Ländern und über weite Gebiete des Absatzes ihre Wirksamkeit erstreckten. Das Gedeihen derartiger Geschäftsvereine hat zunehmend dahin gewirkt, der fortschreitenden Ausdehnung der Bezüge durch zahlreichere Vereinigungen zu folgen; diese dehnen ihre Wirksamkeit aus über alle Zweige des Verkehres, unterziehen sich der Vermittelung zur Hervorbringung, Verarbeitung und des Absatzes aller Erzeugnisse der Erde, überhaupt der Verwerthung der Arbeit in allen ihren Formen.

Die zunehmende Arbeittheilung drängt ebenfalls in dieser Richtung vorwärts. In frühesten Zeiten war jeder Arbeiter ein Fertigmacher: er begann die Anfertigung mit der Umwandlung des Rohstoffes und endete mit der vollendeten Ware. Späterhin theilte man die Arbeit in geschlos-

sene Stufen, wie z. B. bei Umwandlung der Wolle zu Tuch, das Spinnen, Färben, Weben nnd Walken feste Abtheilungen wurden, von denen jede einen Zweig bildete. In neuerer Zeit ist jedoch in fast allen Betrieben die Arbeittheilung dahin gediehen, dass nur selten noch der Einzelne eine Arbeit durch alle Stufen beschafft. Die Vortheile dieser Einrichtung siud sehr gros, denn nunmehr kann Jeder seine Fähigkeiten einem besonderen Zweige zuwenden, für den er höheres Geschick besitzt oder mit dem er am liebsten sich beschäftigt; er kann in diesem Zweige besondere Fertigkeit sich erwerben und dadurch, selbst bei herabgesetzten Preisen, mehr verdienen, als wenn er mehrere Zweige betreiben wöllte. Andererseits sind anch grose Nachtheile damit verbunden: der Einzelne wird beschränkt in seiner Ausbildung, die nur auf einen engen Kreis sich einrichtet; er wird abhängiger vom Willen Anderer, deren Zusammenwirken es bedarf zur Vollendung der Herstellungen; er wird gröseren Gefahren ausgesetzt, da jede Störung, welche die Mitarbeiter trifft, auf das gemeinsame Werk einwirkt, also auch seinen Antheil bedroht; er verfällt um so eher der Geldsklaverei mit seinen Genossen, weil es der Regel nach eines Besitzers von Gütern bedarf, um die Arbeittheilung zur Hervorbringung eines fertigen Werkes zu benutzen. Die Arbeittheilung in ihren Vortheilen und Nachtheilen zeigt sich am stärksten bei den Völkern, welche derselben durch keine Gesetze entgegen getreten sind, namentlich bei den Engländern nnd Nord-Amerikanern. Dort findet sich durchgehends, vom Höchstgestellten bis zum Niedrigen, eine auffällige Beschränkung des Einzelnen auf sein Fach oder sein Geschäft; seine ganze Ausbildung ist meistens auf diese besondere Abtheilung gerichtet nnd beschränkt. Die Folge davon ist ein tüchtiges Wirken der Gesammtheit bei beengter Ausbildung und Geltnng des Einzelnen: wie eine Maschine in der jeder einzelne Theil an sich tüchtig ist, viel und gut leistet, wenngleich jeder Theil nur ein Stückwerk ist; oder eine Musikbande, in der jedes Mitglied nur ein Instrument zu spielen lernte, aber sein ganzes Leben darauf verwendet, Tüchtigeres leistet, wenngleich jedes Mitglied nur ein beschränkter Musiker ist. Diese Wirkung findet sich fast in allen Zweigen vom Priester an bis zum Naturforscher, vom Polizeimanne bis zum Minister: jeder strebt auf seinem besonderen Gebiete nach Vollständigkeit, vernachlässigt aber dagegen alles ausserhalb Liegende so sehr, dass in den Einzelnen ein auffälliger Mangel an Gesammt-Bildung vorherrschend wird; ebenso wie der Schraubenschneider es nicht versteht den Kopf der

Schraube zu machen, kümmert sich auch meistens der Fachgelehrte nicht um die nächstverwandten Fächer; selbst anerkannt zusammengehörige Reiche der Wissenschaft werden getrennt, um auf eine besondere Abtheilung alle Kraft zu verwenden. Die Übelstände sucht man dort vielfach auszugleichen durch Vereinigung von Männern verschiedener Abtheilungen zum gemeinsamen Geschäfte: Sachwalter treiben zusammen ihr Geschäft, um Aufträge jeder Art übernehmen zu können, welche sie unter sich vertheilen je nach dem besonderen Wirkungkreise; Kaufleute machen es ebenso und auch Ärzte vereinen sich, um jeder Art der Krankheit die beste Sachkenntniss zuwenden zu können.

Je mehr bei allen Völkern die Arbeittheilung eingeführt wird, desto stärker muss der Drang nach Vereinigung werden, um gemeinsam eines der vielen Fächer des Geschäftes ausfüllen zu können, von dem Jeder nur eine Abtheilung beherrscht. Für das Gemeinwesen ist dieses um so vortheilhafter, weil die Mitglieder der verwandten Abtheilungen einander zutreffender beurtheilen können als Ausserhalbstehende, welche die besondere Begabung eines Jeden nicht kennen. Wie oft geschieht es nicht, dass z. B. ein Augenkranker an einen Arzt sich wendet, der in anderen Fächern tüchtig, aber in diesem unbewandert, den Kranken verpfuscht; dass ein Anwalt, im Criminalrechte bewandert, alle Handelsprozesse verliert und seine Auftraggeber in Armut gerathen, weil sie seine besondere Befähigung nicht kannten. Höchst nachtheilig erweist sich die Arbeittheilung in Gewerken, welche sich derartig geschieden haben, dass bei vielen Anfertigungen jedes nur einen Theil machen kann und die in Folge dessen verdrängt werden durch Fabriken, welche diese Anfertigungarten vereinen. Es bestehen z. B. die Dampfmaschinen aus Arbeiten der Schmiede und Giesser, der Eisen-, Kupfer- und Messingarbeiter, der Tischler und Maler u. a., die alle gleichzeitig daran arbeiten müssen und zwar einander in die Hand und zum Vortheile. Die Anfertigung kann deshalb nicht in den entfernt von einander befindlichen Werkstätten der einzelnen Gewerke geschehen, sondern nur an einem gemeinschaftlichen Orte; sie ist auch nicht ausführbar, wenn jedes Gewerk seine besondere Abgrenzung der Arbeit und des Ertrages hat, denn alsdann wird jedes derselben möglichst wenig liefern wollen und jeden Fehler von sich abwälzen auf die Arbeiten der Anderen, auch nicht darum sich kümmern, ob das Ganze gelinge oder nicht. Die Sache erfordert also Vereinigung der Arbeit und des Vortheiles, weil

ohnedies die Ausführung nicht gelingt, und diese Vereinigung ist bisher dadurch hergestellt worden, dass ein Besitzer von Gütern gemeinschaftliche Werkstätten einrichtete und Arbeiter der verschiedenen Gewerke miethete, so dass die Vereinigung in ihm ihre Spitze fand. Augenscheinlich ist dieses nicht die ausreichendste Weise, denn es fehlt die Gemeinsamkeit des Vortheiles, welche nur erreicht werden kann, wenn die Arbeiter verschiedener zusammen gehöriger Gewerke sich vereinen zum Arbeiten für gemeinschaftliche Rechnung.

Nächst diesem sachlichen Grunde drängt in diese Richtung auch die mit der Arbeittheilung vermehrte Gefahr für die Einzelnen; denn bei der jetzigen Art der Vereinigung unter der Spitze eines Besitzenden, fallen die Hauptvortheile Diesem zu, dagegen die Nachtheile den Arbeitern: Jener sammelt die Überschüsse der gemeinschaftlichen Arbeit in seinen Besitz und wenn Unterbrechungen der Arbeit eintreten, lässt er die Arbeiter keinen Theil daran nehmen, sondern löst die Vereinigung auf, indem er nach Gutdünken einen Theil oder alle entlässt. Wenn dagegen die Arbeiter selbständig sich vereinen, verbleiben ihnen die Überschüsse des Geschäftes als Spargelder für Nothfälle.

Zum Dritten drängen die steigenden Erfordernisse des Lebens zur Vereinigung. Die jetzige Art der Anschaffung der Bedürfnisse ist eine überaus verschwenderische, indem sie einer unverhältnissmäsigen Zahl von Zwischenhändlern bedarf und deren Mühewaltung überaus kostspielig gestaltet. Die Zwischenhändler sollen offene Läden halten, sichtbar und leicht zugänglich, um neue Abnehmer zu erlangen, kostspielig aber nöthig: sie müssen oftmals die Kosten öffentlicher Anzeigen daran wenden, um bekannt zu werden; sie haben sich einzurichten auf die Zeiten des stärksten Zudranges, obgleich sie in den übrigen Zeiten dessen nicht bedürfen; sie haben in gröster Mannigfaltigkeit Waren in Vorrath zu halten, um jeden etwaigen Begehr befriedigen zu können und verlieren darin ansehnlich an Zinsen und durch Verderb; sie verlieren Vieles durch Diebstahl, Schwindel und Armut der Abnehmer und müssen auch dieses im übrigen Geschäfte einbringen, wenn sie nicht verarmen wollen. So häufen sich eine Menge Ursachen, die den Zwischenhändler zwingen, seine Mühewaltung den Käufern hoch anzurechnen, und da jeder Zwischenhändler nahezu im gleichen Mase unter denselben Verhältnissen handelt, so kann auch die gegenseitige Mitbewerbung die Käufer nicht günstiger stellen, denn alle

Händler müssen ungefähr den gleichen Aufschlag zu Gunsten ihres Geschäftes machen, wenn sie nicht verarmen oder betrügen wollen. Jener Aufschlag geschieht in zweierlei Weise, entweder dadurch, dass der Händler den Preis im Verkaufe angemessen höher stellt als den seines Einkaufes oder dass er den Preisaufschlag nur zum Theile anwendet und das Übrige durch betrügliches Gewicht oder Mas ausgleicht: auf beiden Wegen hat der Abnehmer alle vorhin angeführten Nachtheile des Zwischenhandels zu tragen.

Das Gleiche findet statt in der Anschaffung der Bedürfnisse des Geschäftes. Die meisten Betriebe der Menschen, namentlich die allgemein verbreiteten Gewerke, bestehen in Umwandlung und Veredlung von Rohstoffen, der Arbeiten anderer Menschen. Um die dazu erforderliche Verfügung über diese Stoffe zu erlangen, müssen sie entweder entlehnt oder erkauft werden und zu beiden Arten bedarf es meistens der Zwischenhändler; deren Vermittlung wird auch eben so oft erfordert, um hinterher die veredelte Ware anderen Verarbeitern oder den Verbrauchern zugänglich zu machen: so wiederholen sich für viele Gewerke in diesem doppelten Zwischenhandel zwiefach die vorhin erläuterten Kosten und Gefahren. Der Arbeiter muss diese Nachtheile übernehmen, so lange er des Zwischenhändlers bedarf und kann denselben sich nur entziehen, wenn er sich vereinigt mit Anderen, um den Betrieb nicht auf das Ungefähr und mit Gefahren einzurichten, wie der Zwischenhändler es muss, sondern mit Vorbedacht und Sicherheit für den eigenen Verein begründet und betrieben. Solcher Verein brauchte nicht seine Kunden anzulocken, er sparte also die dazu erforderlichen Kosten und richtete überhaupt seinen Betrieb möglichst wohlfeil ein; auch schaffte er nur diejenigen Waren an, deren er voraussichtlich bedürfte und verlöre nichts durch Schulden, weil er mit eigenem Gelde arbeitete.

Zum Vierten drängt die zunehmende Bildung dahin sich zu vereinen. Der Mensch auf rückständigsten Stufen ist ungesellig (§. 375) und wenn auch Noth und Vortheil ihn gezwungen haben, mit Anderen sich zu verbinden zum gemeinsamen Schutze, so hat er doch von jeher gestrebt im Verbande so viel wie möglich die Willkür seines ehemaligen ungeselligen Lebens sich zu wahren und sie möglichst zur Geltung zu bringen, sei es durch Gewalt oder List. Diese Selbsucht ist um so gröser, je niedriger die Bildungstufe; sie verliert sich nur allmälig durch Selbstbeherrschung,

je mehr die Bildung zunimmt, bis sie auf höchster Stufe gänzlich überwunden wird, wo der Mensch sich vorwaltend als Genossen der Gesammtheit betrachtet und sich bereit hält, sein Eigenwesen derselben zu weihen. Die verschiedenen Stufen zeigen sich noch jetzt inmitten der Europäer, von den Rückständigen, deren Ungeselligkeit jeder dauernden Vereinigung widerstreitet und deren kurzsichtige Selbsucht sie wiederholt in Zwiespalt setzt mit den herrschenden Gesetzen, bis hinauf zu Denen, welche jede Selbsucht verneinen, selbst die erlaubte Anwendung, um je nach dem Mase ihrer Erkenntniss der Menschheit zu dienen. Die Arbeiter gehören der Mehrzahl nach den rückständigen und mittleren Stufen an, so dass die ursprüngliche Ungeselligkeit noch ihre Herrschaft ausübt, die Selbsucht das Vereinen hindert und nur die Unterordnung unter den Befehl eines höherstehenden Oberhauptes sie zusammen halten kann bei gemeinsamer Arbeit. Dieser Mangel schwindet bei zunehmender Bildung, deren Erwerbung in Vereinen zur Geselligkeit führt; die Bildung drängt die Selbsucht zurück und führt zur Erkenntniss der gemeinsamen Nachtheile, welche die Trennung von einander und der Zwang der Unterordnung unter einen unbeschränkt verfügenden Oberherrn mit sich bringen.

Die genannten vier Ursachen des Dranges nach Vereinigung haben weder gleichzeitig noch jedesmal mit einander gewirkt, sondern sind theils älteren, theils neueren Ursprunges, wirken auch in Abstufungen je nach den verschiedenen Lebenskreisen. Im Handel haben sie zur Verbindung der Arbeitgeber und Vermittler geführt und seit Jahrhunderten Handels-Gesellschaften, Versicherung-Verbände, Banken u. a. zu Stande gebracht; in den Gewerken haben sie zuerst die Vereinigung der Arbeiter durch zunftmäsige Unterordnung bewirkt und in neuerer Zeit die Arbeiter mehrerer Gewerke in einer Fabrik vereint, Beides auf dem gleichen Wege durch die Herrschaft eines Oberhauptes; und in neuester Zeit streben die Arbeiter der Gewerke danach sich zu vereinen ohne Oberhaupt. Dagegen ist im Landbau bisher die Bildung nicht soweit vorgeschritten, um zu Vereinen der Arbeiter zu führen.

Aus Gewerken und Fabriken gewinnen z. B. in Frankreich ungefähr 11 Millionen (nahezu $^3/_{10}$) der Bevölkerung ihren Lebensunterhalt; in England ist dieses Verhältniss noch höher, dagegen in Deutschland wahrscheinlich etwas geringer. Diese Arbeiter besitzen durchgehends höhere Bildung als die des Landesbaues und deshalb macht sich unter jenen das

Bedürfniss nach Vereinigung stärker geltend als unter diesen, obgleich die Übelstände ihrer Lage nicht gröser sind, wol aber das Empfinden derselben in Folge ihrer höheren Einsicht. Aus diesem Grunde ist auch die Bewegung unter ihnen gröser und die neue Welt wird am ehesten und weitestreichenden unter den Arbeitern der Gewerke und Fabriken die Vereinigung bewirken. Gegenwärtig beschränken sich die Verbindungen noch auf einzelne Zweige des Lebens und gestatten oftmals auch anderen Theilen der Bevölkerung den Anschluss: es giebt Bildung-Vereine, Kranken- und Todtenladen, Spar-Vereine, Verbindungen zur Anschaffung der Nahrung, Kleidung und Rohstoffe zur Verarbeitung, Vereine zur gemeinschaftlichen Anfertigung und zum Verkaufe der fertigen Waren; sämmtlich jedoch geschieden von einander, so dass ein buntes Gewirre entsteht, an welchem Jeder beliebig Theil nimmt. Bisher sind noch wichtige Theile des Lebens davon ausgeschlossen, wie namentlich gemeinsame Wohnung und Vereine zur Herstellung und des Erwerbes derselben, Vereine zur Speisebereitung, zur gemeinsamen Wartung und Erziehung der Kinder, zur Krankenpflege u. a., also auf Gebieten wo nicht allein grose Ersparungen erreicht werden können, sondern auch vermehrte Sicherung gegen Gefahren und erhöheter Lebensgenuss. Es steht der Ausdehnung auf diesen und anderen Lebensgebieten kein Hinderniss entgegen als der noch vielfach herrschende Mangel an Bildung, der namentlich in der weiblichen Menschenhälfte sich geltend macht, in Folge der Vernachlässigung, der sie ausgesetzt gewesen ist, seitdem die Europäer höhere Bildung sich aneigneten. Die mindere Ausbildung äussert sich in gröserer Ungeselligkeit, in Neid, Misstrauen, Launen und Zank, derartig dass die Annäherung und dauernde Geselligkeit in der weiblichen Hälfte weit schwieriger ist als in der männlichen; um so mehr, je öfterer und näher die Frauen mit einander in Berührung kommen. Auch diese Schwierigkeit wird mit zunehmender Bildung sich mindern und so allmälig ein Zusammenfliessen der verschiedenen Vereinszwecke stattfinden können, bis die Arbeiter beginnen werden, gemeinsam zu leben und zu wirken in völliger Gütergemeinschaft.

So lange nämlich die Arbeiter in getrennten Familien leben, wird ihr Gedeihen sehr verschieden fortschreiten, je nach der Kinderzahl und derem Lebensverlaufe; so dass unter zwei Familien, die im Übrigen gleich gestellt sind, durch die Verschiedenheit ihrer Nachkommen die eine in Armut versinkt, während die andere gedeiht. Jede Familie ist also daran betheiligt,

durch Vereinigung dieser Gefahr vorzubeugen, denn die Vortheile aller anderen Vereine vermögen nicht, die hieraus entstehenden Nachtheile auszugleichen und können also keine unbedingte Lebensicherung gewähren. Wenn dagegen eine Anzahl Familien in Gemeinschaft leben, so gleichen sich die Unterschiede aus; viele Familien zusammen können leicht die Einbusen Einzelner bestreiten und jedes Unglück tilgen, welches auch sie hätte treffen können. Die bisherigen Vereinigungen mildern nur besondere Übelstände, denen der Einzelne ausgesetzt ist und die gröstmögliche Sicherstellung und den ergiebigsten Lebensgenuss können die Arbeiter nur erreichen durch gemeinsames Leben und Wirken in Gütergemeinschaft. Zu dieser leiten alle jetzt stattfindenden Bestrebungen, so dass es lediglich eine Zeitfrage bleibt, wann die Einsicht so weit vordringen und die Bildung so weit sich gesteigert haben wird, um die freiwillige Vereinigung zur Gütergemeinschaft begründen und dauernd durchführen zu können.

Die Nachtheile der Besitz- und Erbrechte haben von den ältesten Zeiten her erleuchtete Männer zu ihrer Verneinung geführt (§. 357); haben ferner grose Verbände des Christenthumes (den römischen Priesterverband, Mönchsorden, Jesuiten u. a.) erfolgreich zur bleibenden Einführung der Gütergemeinschaft geleitet; in neuerer Zeit sogar zu Lehren (des Communismus) geführt, welche auf allgemeine und zwangsweise Einführung der Gütergemeinschaft abzielten. Die Gütergemeinschaft, als freiwillige Hingabe des Besitzes, war die anfängliche Grundlage der Jesulehre, ward späterhin von der römischen Priesterschaft, unter dem Namen der Kirche oder des Ordens, dauernd begründet und zwar ohne Gewalt, so dass der Zwang erfahrungmäsig überflüssig ist, auch nur gewünscht werden kann, wo die Lust, aber nicht die Fähigkeit zur Gütergemeinschaft vorhanden ist. Der Wunsch ist eine Verirrung des Willens, der noch nicht zur benöthigten Einsicht sich erhoben hat: die Communisten sind die erhitzten Prediger einer richtigen Lehre, vergleichbar dem Petrus der mit dem Schwerte darein hieb oder den Bilderstürmern der Reformation u. a.; sie sind beflissen lediglich das Äussere umzuwandeln, weil sie nicht einsehen, dass jede Änderung und Verbesserung von innen heraus geschehen muss, um Bestand zu haben. Es kann kein Zweifel darüber obwalten, dass Gütergemeinschaft nur freiwillig eingeführt und erhalten werden könne, und dass auch dann noch mancher Fehlschlag erfolgen wird, bevor die zur dauernden Beibehaltung erforderliche Kenntniss und Bildungstufe erreicht werden wird.

Die Gütergemeinschaft erscheint als unausbleibliche Folge des zunehmenden Strebens nach Verbindung, und die Menschheit wird voraussichtlich in jeder Richtung ihrer Fortbildung durch Einführung derselben gewinnen, sowol in Bezug auf ihre Zahl wie auf das Menschenwesen (§. 363). Die Zahl wird unbedingt zunehmen in dem Verhältnisse, wie den Einzelnen die Sorge abgenommen wird und das gemeinsame Leben den Unterhalt erleichtert. Das Menschenwesen wird gewinnen, indem es den Kampf um das Dasein (§. 371) im Vereine um so sicherer und minder aufreibend besteht; sein Streben nach Steigerung des Genusses (§. 382) um so ausreichender und höher befriedigen kann im Vereine; seinem Streben nach höherer Bildung (§. 389) um so besser zu genügen vermag, je vielfältiger in der Vereinigung die Mittel dazu sich bieten und ihrer Förderung günstiger sind.

Vergleicht man zuvörderst die Grundlagen des Verkehres und der Stellung der Menschen zu einander, so zeigt sich unverkennbar, dass unter den jetzigen Verhältnissen des Einzelnwirkens, das Misstrauen und die Ausbeutung jene Grundlagen bilden: dass die im Geschäftsleben herrschende Klugheit gebiete, jeden Menschen mit Misstrauen zu behandeln, um sich gegen Betrug zu sichern; dass ferner das Streben herrsche, durch Überlegenheit der Kenntniss oder des Besitzes ein Übergewicht zu erlangen, welches ermögliche Andere auszubeuten, indem man ihr Leben in ihrer Arbeit thunlichst wohlfeil kaufe, d. h. ihnen möglichst wenig Ersatz für ihre Arbeit leiste. Diese schreienden Übelstände sind nicht die Wirkungen besonderer Menschen, die man mit Hass und Verachtung belegen dürfte, sondern sind die Folge des herrschenden Verhältnisses der Menschen zu einander, des Krieges Aller gegen Alle. Sie wirken keineswegs einseitig, sondern nach beiden Seiten ungünstig, denn der misstrauische Ausbeuter wird ebenso wenig seines Lebens froh wie der Ausgebeutete, wenn Jener auch mehr als Dieser im anscheinenden Glücke lebt. Wer Misstrauen setzt und setzen muss in Jedermann, kann keinen ungetrübten Lebensgenuss haben, und des Misstrauens darf sich keiner entledigen, weil sonst er der Ausgebeutete sein wird. Denn in dem stattfindenden Kampfe zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, Meistern und Gesellen, Fabrikanten und Arbeitern, Kapital und Arbeit, herrscht auf beiden Seiten das Misstrauen und Streben nach Ausbeutung: Erstere suchen das Leben der Anderen wohlfeil zu kaufen und hegen das Misstrauen, dass sie betrogen werden;

Diese suchen möglichst theuer zu verkaufen und befürchten Trug; Beide stehen in ihrem Streben und Misstrauen sich gleich, und Jeder findet im Gebaren des Anderen seine Rechtfertigung. In den weiteren Kreisen des Geschäftes wiederholt sich das gleiche Verhältniss, nach beiden Seiten verderblich: der gesammte Handel beruht auf gegenseitigem Misstrauen und Ringen um den Lebensbesitz Anderer, unbekümmert darum, ob diese dabei bestehen und ihres Lebens froh sein können oder nicht; im nothwendigen gegenseitigen Feilschen stehen Betrug und Ausbeutung so nahe, dass es nicht möglich ist, sie vom Erlaubten auszuschliessen: das Geschäft kennt beiderseitig als Ziel seines Strebens keine Menschenliebe, sondern nur den Gewinn.

Geradezu entgegengesetzt wäre das Verhältniss unter der Herrschaft der Gütergemeinschaft. Das Misstrauen fiele weg, weil Niemand einen Grund zum Betruge haben kann, indem jeder Gewinn den er machte durch Betrug eines Genossen, der Gesammtheit zufiele, also nicht seinen Besitz mehrte, was allgemein der Zweck eines jeden Betruges ist. Die Ausbeutung seiner Genossen wäre auch nicht möglich, denn jeder stünde gleich mit ihm, so dass ihm kein Übergewicht zufiele, welches er missbrauchen könnte zur Ausbeutung. Die mangelnde Gelegenheit zur Geltendmachung der Selbsucht würde dieselbe ersticken: das Misstrauen, welches Jeder aus dem vorherigen Leben in die Gemeinschaft mitgebracht hätte, würde allmälig schwinden, dagegen das an die Stelle tretende Zutrauen nicht allein den Lebensgenuss jedes Einzelnen erhöhen, sondern auch sein Selbstgefühl und seinen sittlichen Werth. Die höhere Bildung würde allgemein im gesteigerten Mase zunehmen; denn jedes Mitglied wäre betheiligt dabei, dass die Bildung jedes Einzelnen sich hebe zum Vortheile der Gesammtheit; während gegenwärtig sehr Viele und gerade in masgebenden Stellungen die Bildung zu hindern suchen, des Eigennutzes willen, würde die Gemeinschaft umgekehrt aus Eigennutz sie zu fördern suchen, damit jeder Einzelne um so ausgiebiger für die Gesammtheit werde. Das Streben nach Genuss würde bei zunehmender Bildung den niederen Arten sich abwenden zu höheren Genüssen: wo jetzt in Branntwein und Tabak die Früchte saurer Arbeit und die nothwendige Erholung verloren gehen, würde Jedermann mit Mäsigkeit aber gröserer Abwechslung in reineren Genüssen seine Erholung finden, wie es schon jetzt die Bildung-Vereine im Vergleiche zum wüsten Herbergtreiben lehren. Die Erhaltung des Daseins wird im Ver-

eine um so leichter und sicherer, denn in allen Ankäufen zum Lebensunterhalte geniesst eine zahlreiche Gemeinschaft im Vergleiche zum Einzelnen grose Preisermäsigungen, welche je nachdem von 10 % bis 30 % betragen. Im Ankaufe der Rohstoffe geniesst ein Verein ebenfalls grose Vortheile im Preiserlasse, überdies den noch gröseren Gewinn, dass ihm die gröste Auswahl zu Gebote gestellt wird und er die sorgfältigste Behandlung erfährt, weil es wichtig ist ihn als Abnehmer zu behalten; wogegen es dem einzelnen Arbeiter gegenüber vortheilhafter gehalten wird, jedes Mal ihn möglichst auszubeuten, da es von wenigem Belange ist, ob er auch fernerhin Abnehmer bleibe. In der gemeinsamen Arbeit erwächst der grose Vortheil, dass kleinere Räume, weniger Gerät und geringere Vorräte ausreichen als im Einzelnbetriebe; dass jedes Mitglied in demjenigen Zweige sich beschäftigen kann, wo seine Fähigkeiten am stärksten sind, und dass es dem Vereine viel leichter ist kostspielige Werkzeuge anzuschaffen, welche die Arbeit erleichtern und verwohlfeilen. Vergleicht man z. B. das Verhalten und den Betrieb einer Anzahl Tischler im Vereine mit dem gegenwärtigen in der Geschiedenheit: 40 Tischler vereint bedürfen keiner Werkstätte so gros wie die 40 Werkstätten der Einzelnen zusammen genommen, sondern höchstens die Hälfte und diese würde nur $1/_4$ des Geldes kosten in der Herstellung oder Miethung; sie bedürften höchstens des zehnfachen Gerätes statt der 40fachen Ausstattung der Einzelnen. Während jetzt jeder Meister mit jeder Art der Arbeiten sich befassen muss, von der schwersten Roharbeit bis zum feinsten Kastenwerke, obgleich er gewöhnlich nur für eine der Arten besonderes Geschick hat, würde dann jedes Mitglied derjenigen Arbeit sich zuwenden, für welche es Lust und Geschick besitzt. Im getrennten Betriebe soll jeder einzelne Tischler ein Holzkenner und vielseitiger Arbeiter sein, dabei aber auch Kaufmann und Geldverwalter, und es verstehen Aufträge sich zu verschaffen. Wenn es ihm in einer oder anderer Beziehung mangelt, kommt er nicht weiter, kann sogar zum Bettler werden, selbst wenn er in allem Übrigen tüchtig ist. In der Gemeinschaft dagegen käme die Arbeittheilung zu Gute: es gäbe unter den 40 weit eher Mitglieder, welche für jene einzelnen Zweige besonderes Geschick besitzen und so wären sie, bei aller Mangelhaftigkeit in den Einzelnen, in ihrer Gesammtheit weit befähigter als andere Tischler. Sie würden ihr Holz im Grosen viel wohlfeiler kaufen und durch das Zusammentreffen vieler Bestellungen um so nutzbarer eintheilen und verwenden

können; der Ehrgeiz würde sie antreiben einander in Menge und Güte der Arbeit zu übertreffen und die darin für die Käufer liegende Gewähr die Aufträge mehren; die Noth, welche den Einzelnen häufig zur Verschleuderung drängt, würde ein Ende haben, dagegen der Absatz durch ermöglichte Wohlfeilheit erleichtert; jedes nützliche Hilfgerät, auch wenn es kostspielig wäre, würde von der Gemeinschaft am ehesten angeschafft und am öftersten verwendet werden; auch der Verbrauch an Arbeitstoffen und Gerät bei gleicher Ausdehnung des Geschäftes viel geringer sein als in den vorherigen 40 Einzeln-Werkstätten. Die Sicherstellung gegen Arbeitlosigkeit, Feuersgefahr, Beeinträchtigung der Gesundheit, Misslingen der Arbeiten würde viel gröser sein als bisher; denn der Verein könnte nach Erforderniss und ohne lange Vorbereitung umfassende Arbeiten in weit kürzerer Zeit herstellen als jeder Andere, seine Einrichtungen viel sicherer treffen gegen Feuer als in den 40 kleinen Werkstätten; seine Räume würden luftig und hell, also gesünder sein, weil sie gros wären; gegen das Misslingen wäre er gesichert durch die Auswahl an Kräften, die stete Beaufsichtigung der gleichbetheiligten Genossen und die dauernde Bekanntschaft, welche dahin führte, genau im Voraus zu wissen, zu welcher Arbeit Jeder sich eigne.

In dem gemeinsamen Arbeiten entsteht auch der grose Gewinn, dass der beste Lebenstheil jedes Genossen der Arbeit zu Gute kommt, während er jetzt sich zersplittert in den Vorbereitungen zur Errichtung des Geschäftes. Jeder Arbeiter, welcher jetzt ein Geschäft begründet, hat mit Sorgen und Noth zu kämpfen bevor er genügende Aufträge empfängt, um von seiner Arbeit leben zu können; entweder verliert er einen Theil seiner nutzbarsten Jahre in theilweiser Beschäftigung oder muss sich in Geldsklaverei (§. 354) begeben, um sein Leben durch Arbeit zu verwerthen und versetzt sich dadurch in eine Abhängigkeit, der er späterhin sich nicht entziehen kann. In der Gemeinschaft dagegen findet jeder neu Eintretende ein bestehendes Geschäft, kann sofort seine Kräfte und Zeit in vollestem Mase zur Geltung bringen und entgeht auf Zeitlebens der Geldsklaverei. Ein gleicher Gewinn entsteht im Alter: hat ein Einzelner mühsam und unter drückenden Entbehrungen ein Geschäft begründet und gesichert, so kann er nur einen Theil seiner Lebenszeit sich dessen erfreuen, weil das Alter eintritt und seine Fähigkeiten mindert: das Geschäft nimmt ab, die Früchte seines Fleisses gehen verloren, das Geschäft schwindet und er en-

det sein Leben in Armut; in günstigen Fällen zersplittert oft das mühsam eingerichtete Geschäft mit den daran haftenden Kenntnissen, der Menschheit zum Verluste. Ganz entgegengesetzt in der Gemeinschaft: der Einzelne mag altern und verknöchern, es treten allmälig Jüngere an seine Stelle; er mag sterben, das Geschäft bleibt; seine Kenntnisse und Erfahrung gehen nicht mit ihm in das Grab, sondern pflanzen sich fort in dem gemeinsamen Betriebe, dem er seine Sorgfalt widmete; die dankbaren Nachfolger sichern der Menschheit das Verdienstvolle der Arbeit und des Strebens jedes Einzelnen.

Wie die gemeinsame Arbeit, würde auch das gemeinsame Leben grose Ersparungen und Genüsse herbeiführen. Nimmt man das vorherige Beispiel der 40 Tischler, so liegt der Beweis nahe, dass deren Familien, wenn sie auch in der Gemeinschaft 40 Schlafzimmer für die Ehepare bedürften wie zuvor, so doch für die Kinder mit grosen Schlafsälen ausreichten und noch weniger 40 Wohnzimmer bedürften, sondern an deren Stelle mit dem halben Raume und viel geeigneter in gemeinschaftlichen Sälen auskommen könnten, deren Herstellung nur $^1/_4$ der Kosten verursachen würde. Die 40 Familien zusammen würden viel angenehmer und gesünder für 1000 Thaler wohnen als vordem für 2000; die Ausstattung und Unterhaltung der Wohnung würde im gleichen Verhältnisse besser und wohlfeiler sein. Die Bereitung der Speisen wäre ebenfalls für $^1/_4$ der Kosten zu beschaffen: wenn vordem 40 Frauen beschäftigt waren, die Speisen und Getränke für ihre Familien zu bereiten, würden jetzt 10 Frauen dazu genügen, so dass die übrigen 30 zu Beschäftigungen des Gewerkes frei würden, zu denen die weiblichen Kräfte ausreichen, bei den Tischlern z. B. für die Glanzarbeit. Alle Heizungen zum Kochen und Braten, sowie Erwärmen der Räume, würden kaum $^1/_4$ des Vorherigen kosten, desgleichen die häuslichen Arbeiten, die Erleuchtung, Steuern und Ausrüstungen. Mit viel geringeren Kosten könnten die 40 Familien weit angenehmer, behaglicher und gesünder leben als zuvor, und einen Theil des Ersparten anwenden, um ihren Kindern den besten Unterricht geben zu lassen, den Nachkommen die Vortheile der Gemeinschaft um so reicher nutzbar zu machen.

Die Vortheile der Gemeinschaft sind einleuchtend und würden um so stärker erwachsen, wenn z. B. Mitglieder der verschiedenen Bau-Gewerke, nämlich Maurer, Zimmerer, Tischler, Schlosser, Maler, Glaser u. a. sich vereinigten zur Gemeinschaft, weil alsdann die Einheit des Zusammenwir-

kens am weitesten zur Geltung käme. Dass diese Einheit möglich sei, beweisen grose stätige Baufabriken in München, London, Paris u. a., wo mehr als 1000 Arbeiter der verschiedenen Bau-Gewerke unter der Oberleitung eines Herrn und seiner Vormänner mit einander arbeiten, lediglich zusammengehalten durch ihre Löhnung, ohne weitere Betheiligung am Geschäfte. Sollte dieses nicht besser gelingen können, wenn jeder Einzelne betheiligt wäre, so dass er wüsste, jeder Mehrertrag der Arbeiten Aller käme auch Allen zu Gute? Aller Wahrscheinlichkeit nach würde das gemeinsame Wirken besser gelingen müssen, denn während jetzt in solchem Betriebe Jeder nur auf seinen Theil sich beschränkt und thut was ihm befohlen wird, würde er dann seinem Genossen auch unbefohlen beistehen und seinen Verstand anstrengen, um für das Gesammte zu wirken; er würde fühlen, dass er von einem Arbeiter sich erhoben hätte zu einem Theilhaber am Geschäfte und demgemäs mit gröserer Liebe und reicherem Erfolge arbeiten.

Dergleichen würde allerdings nicht ohne Äusserungen der menschlichen Schwächen gelingen können, vielmehr wären Streit und Neid zeitweilig zu gewärtigen, die unter Umständen das Fortbestehen gefährdeten. Es könnte geschehen, dass unwürdige Genossen an die Spitze gelangten und das Vertrauen missbrauchten oder der Gesammtheit Schande brächten; dass der Verein durch Rechnenfehler, irrige Einrichtungen oder äusseres Unglück Verlüste erlitte und überhaupt mancher Fehlschlag zu überwinden wäre, bevor die Sache gelänge. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde manches Misslingen voran gehen, bevor diejenigen Kenntnisse und Neigungen zur überwiegenden Geltung kämen, welche das Gelingen sichern. Schon deshalb empföhle sich das langsame, allmälige Vorgehen im Kleinen, um an möglichst vielen Stellen und in allerlei Betrieben die nöthige Erfahrung zu sammeln, bevor mit gröseren Unternehmungen auch grösere Gefahren übernommen würden. Es genügt nicht die Vereinigung zu beginnen, sondern sie muss auch erhalten werden; dazu bedarf es der Erziehung der Genossen, welche bisher unter wesentlich verschiedenen Verhältnissen gelebt und gewirkt haben: entweder freie Verfügung über Andere hatten und sich deshalb schwer daran gewöhnen, einer Gesammtheit sich unter zu ordnen oder bisher nach dem Befehle Anderer arbeiteten und nicht fähig geworden sind an Berathungen und Beschlüssen vollwichtig sich zu betheiligen. Andere gäbe es, welche aus ihrem vorherigen Wirken entweder stätes Misstrauen oder angewöhnten Leichtsinn mitbrächten, auch Eigensinn, Neigung

zum Zanke u. dergl. Allein diese Mängel sind auch in grosen Betrieben der Gegenwart zu überwinden, und um so eher in denen der Zukunft, wo der gemeinsame Vortheil zum Ertragen zwingt. Das Gleiche findet sich in allen grosen Verbänden und Vereinen und dennoch bestehen sie fort, sobald erst einige Stürme überwunden sind und die Mehrzahl die Vortheile des Gemeinsamen erkannt hat, deren sie verlustig gehen würde durch eine Trennung. Wie viel mehr würde dieses der Fall sein in einem Vereine, an dem das ganze Leben hängt?

Übrigens wäre der Übergang aus dem Einzelnleben in die Gemeinschaft nicht so schroff wie es den Anschein hat; denn das ganze Leben der Gegenwart ist schon nach vielen Seiten mit Gemeinschaftlichem durchwebt, mehr als man gewöhnlich denkt, und zwar im Höchsten wie im Niedrigsten. So ist zunächst das Reich der Wissenschaft ein gemeinschaftliches Leben und Wirken, welches seine Genossen unter allen Völkern hat, jeder beflissen für die Gemeinschaft zu wirken und aus dem gemeinsamen Schatze das eigene Bedürfniss zu befriedigen. Am entgegengesetzten Ende ist die Armenpflege ein Erzeugniss des Gefühles der Gemeinschaft, der Anerkennung, dass die Armen, dem Hungertode Ausgesetzten, einen Anspruch haben auf die Güter der Wohlhabenden, in der Art, als ob eine Gemeinsamkeit des Lebens stattfände. Der Handel enthält mehrere Formen der Gemeinsamkeit: erstens im Bankerotte, der den unerträglichen Schaden, welcher einen Einzelnen trifft, auf alle Diejenigen überträgt, die mit ihm in Geschäftsverbindung standen; zweitens im Aufschlage, um den Jeder seine Preise erhöht zur Ersetzung der Verlüste, die er in seinem Geschäfte erleidet, so dass der Reiche und Zahlungfähige ein Angemessenes mehr zahlen muss zum Ersatze Dessen, was die Armen oder Schwindler zu zahlen unterlassen; drittens in den Einrichtungen zur Versicherung, bei denen der von Unfällen verschont Bleibende durch den Versicherungsatz beiträgt, um Diejenigen zu entschädigen, deren Güter von Unfällen heimgesucht wurden: alles Einrichtungen der Gemeinschaft, welche demgemäs für den Einzelnen eintritt. Desgleichen sind die Statseinrichtungen darauf begründet: der Schutz des Lebens und Eigenthumes ist Sache der Gemeinschaft; das Beamtenwesen des Krieges und Friedens vom Fürsten bis zum Nachtwächter, die Landstrasen, Flüsse und Canäle, Gerichte und Gefängnisse, wie Schulen jeder Art, bilden das Gemeinsame aller Statsgenossen, wozu Jeder durch seine Steuern beiträgt und dagegen seinen Antheil daran geniesst. Alle

Verhältnisse sind so sehr vom Gemeinsamen durchsetzt und werden es immer mehr durch Ausdehnung der Befugnisse des States, dass der Übergang zum weiteren Leben und Wirken im Vereine nur als eine folgerichtige Entwicklung gelten kann, die dem Gemeinwohle dient, nicht allein darin, dass sie den Einzelnen fördert, sondern auch indem sie kostspielige Statseinrichtungen überflüssig macht, deren es jetzt bedarf, um den endlosen Zwist der Selbsucht, sowie die Wirkungen verwahrloster Erziehung, in Gerichten und Gefängnissen zu dämpfen.

Wie gros die Ersparungen in den Statseinrichtungen sein würden, ergiebt sich wenn man die Polizei, Gerichte und Gefängnisse fortdenkt, mindestens alle Streitigkeiten über den Eigenbesitz, die sogen. Civil-Prozesse, welche in der Gemeinschaft ausfallen würden: das deutsche Volk z. B. würde jährlich mindestens 15—20 Millionen Thaler sparen. So hat das preussische Volk von 17½ Millionen jährlich 125,000 Gefangene zu unterhalten, von denen höchstens 25,000 grose Verbrecher sind, die übrigen meistens Diebe, also Verletzer des Eigenbesitzes. Diese wären bei herrschender Gütergemeinschaft nicht vorhanden und da jeder Dieb im Durchschnitte dem State um 70 Thaler belastet, würden die Preussen jährlich 7 Millionen Thaler ersparen. Dem englischen Volke wird durch die Verbrechen, welche meistens gegen das Eigenthum gerichtet sind, ein jährlicher Verlust von 60 Millionen Thalern zugefügt, nämlich: die Richter u. a. etwa 20, Gefängnisse und Polizei 16, und Gestohlenes 24 Millionen; von denen der gröste Theil erspart würde, wenn die Gemeinschaft statt des Eigenbesitzes waltete. Es kommen noch hinzu die stätigen Aufwendungen um den Eigenbesitz zu sichern und abzuscheiden, wie Einhegungen, Abschlüsse, Wachen, Bewaffnungen; ferner die Lebensverlüste durch Zwiste, Verfolgungen, mit denen ein ganzes Heer von bösen Neigungen verbunden ist, wie Habgier, Geiz, Neid, Hass, Verleumdung, Hartherzigkeit, Rache, Hohn, Streitsucht und Verfolgung; genügend um die Fülle des Elendes der Gemüther zu erklären, von welcher die Menschheit stärker heimgesucht wird als von irgend einer Pest.

Zur neuen Welt wird das Leben und Wirken im Vereine gehören, die Gütergemeinschaft freiwillig eingeführt und erhalten, ohne die Gesetze des States zu verletzen oder das Eigenthum Anderer zu gefährden; sie wird langsam fortschreiten, aber unausbleiblich gelingen.

§. 472.

Alle fortschreitenden Bewegungen der Gegenwart auf den verschiedenen Gebieten des Lebens führen zur H e b u n g d e s M e n s c h e n w e r t h e s und zwar je mehr die Vorstellungen des Menschen, aus dem Gebiete des Aussersinnlichen sich zurückziehend, die Erdenwelt erfassen und hierin ihr Glück erstreben.

Vergleicht man die Geltung des Menschenlebens in früheren Zeiten mit derjenigen in der Gegenwart, so drängt sich die Wahrnehmung auf, dass sie um so geringer war, je stärker die Völker und ihre Leiter von Vorstellungen über die aussersinnliche Welt erfüllt wurden. Im Christenthume zumal, in welches die absterbende Lebenslust des Heidenthumes sich flüchtete, entwickelte sich eine dumpfe Geringschätzung des Erdenlebens, eine Sehnsucht nach dem Aussersinnlichen, welche dazu verleitete, auf den Genuss des Lebens zu verzichten, es zu ertödten und, unter geeignet scheinenden Verhältnissen, als Glaubensdulder oder Kämpfer hinzugeben. Man hätte erwarten sollen, dass der Glaube, welcher alle Menschen als Brüder lieben lehrte, namentlich jeden Christen als Genossen des Heiles und Erben des himmlischen Reiches bezeichnete, den Erfolg gehabt hätte, grösstmögliche Schonung des Menschenlebens zu erwirken, indem es in jener Gleichstellung Aller, den Werth des Einzelnen erhöbe. Dieses trat aber nicht im Mindesten ein, vielmehr ward während der stärksten Herrschaft des Glaubens um so ruchloser das Menschenleben vergendet: die gleichberechtigten Theilnehmer am Reiche Christi galten in der Schätzung ihrer Fürsten, Adligen und Priester so gering, dass man sie unter den frevelhaftesten Vorwänden zu Hunderttausenden in den Tod sandte, und unter Verhältnissen, wo sie nach demselben Glauben nicht im Stande sein konnten, vor ihrem Tode des Himmelreiches sich würdig zu machen. Die Vorstellungen vom Übersinnlichen haben den Menschenwerth nicht zu heben vermogt; erst die in der Neuzeit zur Übermacht werdenden Vorstellungen von der Sinnenwelt gelangen dahin, indem sie den Werth jedes Menschenlebens in einer fasslichen und allgemein einleuchtenden Weise heraus stellen. Was der Glaube, der den Menschen zum Ebenbilde Gottes erklärte, nicht erreichen konnte, macht die Wissenschaft möglich, indem sie das Menschenleben in Geld berechnet, also eine anscheinend rohere Art der

Schätzung anwendet; welche sich nicht in hochtönenden Worten ergeht, aber dagegen überzeugender beweist, dass die Menschenliebe vortheilhaft sei und jedes Menschenleben einen Werthbetrag bilde, dessen Vergeudung Schaden bringe.

Es ist eine traurige Wahrnehmung, dass in der allgemeinen Geltung ein neugeborener Mensch viel niedriger geschätzt wird als ein neugeborenes Hausthier. Jede Gemeinde betrachtet ein hilfloses Kind als eine unwillkommene Last und bestrebt sich dieselbe anderen Gemeinden aufzubürden; die Gesetze der meisten Völker, von gleicher Ansicht ausgehend, finden es nöthig, fest zu stellen, wie diese widerwärtige Bürde vertheilt werden solle. Wenn dagegen einem Viehzüchter Kälber, Lämmer oder Ferkel geboren werden, zweifelt Niemand daran, dass ihm eine Werthsache geschenkt ward, dass eine schätzenswerthe Mehrung seiner Güter eingetreten sei, eine Bereicherung, um so willkommener je zahlreicher sie geschieht. Sollte in Wirklichkeit ein Menschenkind weniger werth sein als ein Ferkel oder Lamm? Oder sollte der Bauer die Schätzung seiner Viehjungen besser verstehen als die Völker die Schätzung ihrer Kinder? Das Letztere muss der Fall sein, denn der sachverständige Menschenzüchter in Amerika schätzt jedes neugeborene Negerkind auf 120 bis 150 Thaler, welchen Werth es für ihn hat im ersten Athemzuge und der sich steigert von Jahr zu Jahr. In den mittleren der Vereinigten Staten werden nämlich die Neger gezüchtet gleich Hausthieren und der Überschuss verkauft nach den Südstaten; der Züchter fördert die Mehrung, weil jedes Neugeborene einen baren Gewinn abwirft, obgleich es seinem Käufer nur den Ertrag eines Sklavenlebens einbringen kann, der viel niedriger steht als der Lebensertrag eines Europäers. Der Unterschied der Schätzung zwischen dort und hier kann nur darin liegen, dass der Sklavenzüchter Sachkenntniss besitzt, die den europäischen Völkern mangelt; dass Jener Käufer findet, die den Lebensertrag der Schwarzen unmittelbar in Geld umwandeln, welches sie am Ende eines jeden Jahres berechnen; wogegen die Europäer den jährlichen Lebensertrag ihrer Genossen nicht berechnen und durch diese mangelnde Sachkenntniss in dem Irrthume sich erhalten, das Menschenleben liefere keinen Ertrag, keinen Überschuss, der ihm einen schätzbaren Werth verleihen könnte. Sobald die Völker zweckmäsige Einrichtungen treffen wollten, um zu ermitteln, welchen jährlichen Überschuss an Bildung und Gütern die Gesammtleistung ihrer Genossen ergebe, würden

sie sehr bald und unwiderleglich einsehen, dass durchgehends jedes Menschenleben eine Werthsache sei, die man wie jede andere wünschen und erhalten sollte, indem man ihren Anwachs fördert und ihren Verlust meidet.

In Ermanglung dessen sind es zwei allgemein zu machende Beobachtungen, welche den Beweis liefern, nämlich:

dass der Wohlstand der Völker mit der zunehmenden Zahl der Genossen sich steigere, die zahlreichsten Völker die wohlhabendsten sind;

dass bei abnehmender Bevölkerung eines Landes auch der Wohlstand sinke.

Jeder Genosse eines Volkes muss also durchgehends einen Werth besitzen, wenn die Zunahme den Gesammtwerth hebt oder die Abnahme ihn mindert. Wenn auch nicht zu verkennen ist, dass der Fortbildung die Rückbildung zur Seite gehe und deshalb ein Theil in jeder Bevölkerung vorhanden sei, dessen Leben Unterschuss ergebe, so stellt sich doch als durchgehendes Ergebniss ein Überschuss aus der Gesammtheit aller Lebensläufe heraus: folglich ist jedes Menschenleben als Werthsache zu schätzen, so lange nicht in besonderen Fällen der Beweis des Unterschusses vorliegt.

Jedes Volk ist der Erbe seiner Vorfahren, und was es besitzt ist nur zum geringsten Theile das Erzeugniss der Lebenden, denn es besteht beinahe ausschliesslich aus den Überschüssen des Lebens der vorherigen Geschlechter. Man schätzt z. B. das gesammte Besitzthum der Bevölkerung Gros-Brittaniens auf 2100 Millionen Pfund Sterling (14000 Millionen Thaler), so dass jeder der 30 Millionen Bewohner durchschnittlich 70 £ besitzt. Vor 2000 Jahren wird der Gesammtbesitz keine 100 Millionen £ werth gewesen sein und sind also die übrigen 2000 als die Überschüsse der Arbeit aller Menschen zu betrachten, welche in der Zwischenzeit auf diesem Lande lebten. Wie die Jetztlebenden nur durch ihr Erscheinen in der Welt ihren Anspruch auf diese Erbschaft erwarben, so steht auch jedem anderen Leben, welches im Bereiche des Landes entsteht, der gleiche Anspruch zu; es erlangt mit dem ersten Athemzuge das Anrecht auf die Erbschaft der Vorfahren, ist also, nach englischem Ausdrucke, 70 £ werth. Ob es die Erbschaft durch sein ferneres Leben mehren oder mindern werde, lässt sich nicht im Voraus ermessen: da aber die Menschenleben in ihrer Gesammtheit Überschuss

liefern, so muss jedes Neugeborene nach diesem Durchschnitte geschätzt werden, also gelten als Überschuss ergebend.

Ob ein neugeborenes Kind im bevorstehenden Leben Überschuss ergeben werde oder Unterschuss, hängt zunächst ab von dem zu erreichenden Lebensalter und demnächst von der Bildungstufe, zu welcher es am Gipfelpunkte gelangt. Das Leben des Menschen liefert auf seinen Altersstufen bezüglich seiner Einnahme und Ausgabe (§. 352) ganz verschiedene Ergebnisse: im ersten Jahrzehent grosen Unterschuss, im zweiten geringeren Unterschuss, im dritten, vierten und fünften Überschüsse und im sechsten wiederum Unterschuss, so weit die tausendfach verschiedenen Verhältnisse durch eine allgemeine Rechnung sich darstellen lassen. Je nachdem nun das Leben des Einzelnen früher oder später endet, liefert es als Ganzes berechnet der Menschheit entweder Unterschuss, wenn es in den ersten Jahrzehenden endend, nur Ausgaben verursachte oder selbige noch nicht durch die Überschüsse der späteren Jahre ersetzen konnte; oder es ergiebt einen geringen Überschuss, der sich alsdann steigert, je mehr die ertragsfähigen Lebensabschnitte nutzbar werden und nicht durch die Unterschüsse des nachfolgenden Alters wieder verloren gehen. Die Hebung des Menschenwerthes ist also nicht allein abhängig von der Mehrung der Zahl, weil jedes Neugeborene eine Werthsache bildet, sondern weit mehr von der Erhaltung des Lebens, denn vor dem ausgewachsenen Zustande liefert es Unterschuss, den erst die Überschüsse des nachfolgenden Lebenslaufes ausgleichen können; dazu kommt die erreichte Bildungstufe, indem der Lebensüberschuss um so höher sich stellt, je reicher die erlangte Bildung am Gipfel des Lebenslaufes. An der Bevölkerung Londons lässt sich am geeignetsten ein Beweis durch Zahlen führen, wobei mit annähernder Genauigkeit rundweg angenommen werden mag, dass wöchentlich 1800 Menschen geboren werden und 1200 Menschen sterben. Verglichen mit anderen Städten, in welchen die Zahlen der Geburten und Todesfälle gleich sind, hat also London wöchentlich 600 Menschenleben mehr und 600 Todesfälle weniger. Wenn nun jedes Leben nur zum niedrigen Satze von 100 Thalern geschätzt wird: so ergiebt sich schon eine Werthvermehrung von 60,000 Thalern wöchentlich oder 3,120,000 Thalern jährlich; wenn zudem jeder Todesfall in dem vorhergegangenen Verluste durch Krankheit und den nachfolgenden Beerdigungkosten ebenso hoch geschätzt wird, erwächst ihr eine andere Ersparung von ebenfalls 3,120,000

Thalern. In diesen beiden Beträgen liegt aber noch der geringste Theil; denn die Bevölkerung anderer Städte, deren Todesfälle an Zahl den Geburten gleich kommen, ist durchgehends krankhafter, hat einen gröseren Belauf an Krankheittagen im Jahre, deren Mehrkosten mindestens doppelt so viel betragen würden als jene beiden Zahlen zusammen. Dazu kommt, dass jeder Sterbende, der nicht seinen Lebenslauf so weit fortsetzt, dass er den Unterschuss seiner Jugend durch die Überschüsse der nachfolgenden Jahrzehnde ausgleicht, im Sterben der Menschheit einen Verlust zuzieht, einen fruchtlos aufgewendeten Kostenbetrag mit in das Grab nimmt. Diesen Verlust erspart jene Bevölkerung, indem wöchentlich 600 leben bleiben, und wenn man diesen durchgehends nur auf 150 Thaler berechnet, zeigt sich eine Ersparung von 4,680,000 Thalern. Wenn auch andere Nachtheile ausser Berechnung bleiben müssen, welche die öftere Krankheit und das verfrühete Sterben herbei führen, so genügen doch schon jene Berechnungen, um in den 23,400,000 Thalern des Gesammtbelaufes ihrer mäsigen Schätzungen, einen Anhalt zu geben zur Beurtheilung des Werthes der Menschenleben; namentlich denen, deren rückständige Bildung in Folge verfehlter Erziehung, sie unfähig macht, den Menschenwerth aus höheren Gründen angemessen zu schätzen.

Auch die Bildung der Menschen ist eine Werthsache, die sich ausdrücken lässt in einem Geldbetrage und deren Mangel also einen Verlust an Gütern der Bevölkerung bildet. Es zeigt sich bei den europäischen Völkern, dass je höher ihre Bildung stehe, desto ergiebiger ist das Leben der Einzelnen; denn die höher gebildeten tragen die Lasten ihrer künstlich und kostspielig eingerichteten Statsverwaltungen und werden reicher dabei; wogegen die vergleichsweise rückständigen bei geringeren Lasten verarmen. Der Vergleich zwischen der Volkszahl und den jährlichen Statseinnahmen aus Erträgen des Volkes, sowie der vorhandenen Statsschulden, stellt sich in allgemeinen Umrissen wie folgt:

Volk der	jährliche Steuer pr. Kopf	Statsschuld pr. Kopf
Engländer	$16,_{70}$ Thaler	178 Thaler
Franzosen	$15,_{00}$,,	98 ,,
Holländer	$14,_{60}$,,	176 ,,
Griechen	$5,_{50}$,,	66 ,,
Russen	$5,_{30}$,,	28 ,,
Östreicher (Kaiserthum)	$5,_{90}$,,	58 ,,

Volk der	jährliche Steuer pr. Kopf	Statsschuld pr. Kopf
Preussen	7,50 „	15 „
Übrigen Deutschen	8,90 „	34 „
Spanier	9,00 „	70 „
Belgier	8,50 „	20 „

Bekanntlich sind es die am wenigsten Ertrag ergebenden Russen, Griechen und Östreicher (Kaiserthum), welche am zahlreichsten Genossen rückständiger Bildung zwischen sich haben, und ungeachtet der niedrigen Sätze nicht im Stande sind, ihre Statsverwaltnng ohne Schulden zu bestreiten, noch weniger ihre vorhandenen Schnlden abzutragen. Ihre Leistungfähigkeit gilt am Weltmarkte geringer als diejenige anderer Völker, und gleich den Spaniern, welche ebenfalls unfähig sind, ihre Lasten zu tragen, müssen sie bei der Schliessung von Anleihen höhere Gefahrsätze (§. 354) bezahlen als die höheren Völker, trotzdem diese grösere Lasten tragen und meistens auch mehr Schulden haben. Die Bildung ist Macht und Geld; mit ihrer Steigerung hebt sich der Menschenwerth. Dieses erweist sich auch, wenn die Leistungen vorgeschrittener mit denen rückständiger Völker verglichen werden: das kleine Volk der Hellenen leistete erfolgreich dem grosen Volke der Perser Widerstand und siegte über die rückständige Menge; das kleine Volk der Holländer bekämpfte siegreich den gewaltigen König der Spanier, auch den der Franzosen; auch die Schweizer haben mannhaft ihre Unabhängigkeit gewahrt durch überlegene Bildung.

Es sind demnach zahlreiche nnd gebildete Völker am geeignetsten zur Hebung des Menschenwerthes; die Pflege dieser Eigenschaften wird auch fernerhin das Streben sein und die wachsende Erkenntniss der richtigen Weise zur steigenden Anwendung gelangen. In der alten Welt und zum grosen Theile in der Gegenwart zeigt sich das Bestreben, die Bildung nur in einem Theile der Völker zu hegen und zu fördern; dagegen den übrigen Theil zu vernachlässigen, nm solchen als Arbeitthiere zu benutzen und demgemäs in Beschränkung zn erhalten. Die alten und neueren Völker, welche eine einheimische Sklaven-Bevölkerung hielten, wie die alten Egypter und Inder, die Peruaner und Mexikaner des Mittelalters, die Sklavenhalter Amerikas in der Jetztzeit, pflegten sämmtlich die menschliche Bildung nur im Kreise der Berechtigten und sicherten diese Schranke durch harte Bestrafung Derjenigen, welche Bildung in die Kreise der Sklaven bringen

wollten (§. 383).* Während der Leibeigenschaft des Mittelalters galt Ähnliches in Europa, wenn auch dahin gemildert, dass die Bildung des Leibeigenen nicht verboten, aber vernachlässigt ward, und wie diese auch als Zwang sich äussern konnte, zeigte sich bei den russischen Leibeigenen, welche seit ihrer Befreiung durch den Kaiser Alexander 2. (1860) sofort Schulen für ihre Kinder anlegen, um das widerwillig Versäumte nachzuholen. Im milderen Mase wirkt bei den meisten Völkern die Vernachlässigung der Bildung der Mehrzahl, um diese desto mehr im Kreise einer begünstigten Minderheit zu pflegen und zwar sowol dort, wo der Stat dem Unterrichte seine Fürsorge widmet, wie auch bei anderen, wo er den Eltern die Sorge überlässt. Wo der Stat sorgt, wird es als selbstverständlich angesehen, dass den Bauern nur dürftige Schulen eingerichtet werden, weil ein Bauer höherer Kenntnisse nicht bedürfe; in den Städten werden besondere niedere Schulen für die Kinder der Armen eingerichtet oder wenn allgemeine Schulen vorhanden sind, diese so dürftig ausgestattet, dass jeder Nichtarme es vorzieht seine Kinder auf eigene Kosten unterrichten zu lassen, so dass jene zu Armenschulen werden. Es wird in allen solchen Fällen als selbstverständlich angesehen, dass ebenso wie die Kinder der Bauern auch die Kinder der armen Stadtbewohner, durch den dürftigsten Unterricht genügend gebildet würden. Auch die höheren Lehranstalten, namentlich die Hochschulen jeder Art für Fachgelehrte, Künstler, Offiziere u. a. werden derartig eingerichtet, dass die Kinder der Armen thunlichst ausgeschlossen werden; die Stellen im Statsdienste werden in solcher Weise besetzt, dass vorwaltend den Kindern der Armen die Mühen und Arbeiten bei kargem Gehalte zugetheilt werden, um der bevorzugten Minderheit die grosen Gehalte für geringe Mühen und Leistungen zu überweisen. An der Mehrheit haftet noch immer die Sklavenkette der Vorzeit, wenn auch gelockert. Bei anderen Völkern, namentlich dem englischen, wiederholt sich das Gleiche in anderen Formen: da die Sorge für den Unterricht meistens den Eltern überlassen ist, welche denselben erkaufen müssen, so können ersichtlich die Kinder der Armen am wenigsten empfangen, weil diese durchgehends die meisten Kinder bei den wenigsten Geldmitteln besitzen und deshalb den Unterricht gewöhnlich nicht bezahlen können oder es aus eigener Unkenntniss nicht wollen. Da der Stat es nicht als seine Pflicht erkennt, die Kinder vor den Nachtheilen der Armut oder Unwissenheit ihrer Eltern zu bewahren, sondern nur sie in kostspieliger Weise zu be-

strafen, wenn sie ihm zur Last fallen: so wird dort ungefähr 30 % der Bevölkerung vom Unterrichte ausgeschlossen. Auch die öffentlichen Anstalten zum höheren Unterrichte sind in der Weise eingerichtet, dass überwiegend die begünstigte Minderheit den Vortheil ziehe, und grose Anstalten, welche ausdrücklich für hilflose Kinder gestiftet und gesichert wurden, sind im Laufe der Zeit durch Diebstahl dieser Bestimmung entfremdet, um sie den Kindern einer begünstigten Minderheit dienstbar zu machen. Dort wie bei den meisten Völkern wird die Bildung als ein Bedürfniss und Vorrecht der Minderheit angesehen und der Mehrheit vorenthalten oder erschwert, weil man deren Erziehung zu höherer Bildung als überflüssig oder gar schädlich betrachtet.

Es liegt der ungerechten Vertheilung noch immer der Irrthum zum Grunde, dass die Menschheit, selbst in den Genossen eines Volkes gleicher Abstammung, aus verschiedenen Arten bestehe, aus Wesen verschiedener Bildungfähigkeit; dass es namentlich eine höhere Art gebe, deren Ausbildung sich lohne, wogegen die übrige niedere Art minder geeignet sei dazu. Obgleich die Erfahrung tausendfältig diesen Irrthum widerlegt, findet sich dennoch das Streben nach einer Kasteneintheilung allgemein und zumeist unter Denen welche zu verfügen haben. Die Zahl der Verbrechen so wie der Armen zeigt hinreichend, wie sehr jener Irrthum dem Gemeinwesen schade, indem er durch Hinderung der Ausbildung den Streit wider die Gesetze und die Hilflosigkeit der Vernachlässigten fördert. Dem Irrthume liegt allerdings eine richtige Beobachtung zur Seite, in so fern als die einzelnen Genossen eines jeden Volkes überaus verschieden sind in ihrer Bildungfähigkeit; auch die Kinder der Wohlhabenden durchgehends von einer höheren Stufe ihro Fortbildung beginnen als die der Armen und durch den Umgang so wie die Sorgfalt ihrer höher gebildeten Eltern begünstigt werden. Allein die Fähigkeit zur Fortbildung ist nicht nach den Vermögens-Umständen der Eltern abgemessen, sondern die Stufen derselben durchziehen sämmtliche Genossen gleichmäsig; der Ausgang von einer höheren Stufe ist ein geringer Vorsprung im Vergleiche zur Gesammtheit der zu erlangenden Fortbildung; auch der Vortheil der Sorge höher gebildeter Eltern geht meistens verloren dadurch, dass diese Sorge vorwaltend auf Äusserlichkeiten gerichtet wird, deren Einfluss auf allen nachfolgenden Stufen hemmend einwirkt. Die Beobachtung der Verschiedenheiten in der Befähigung der Einzelnen führt also bei richtiger Anwendung nicht zu dem

Schlusse, dass es rathsam sei, eine begünstigte Minderheit auszuwählen nach Rang und Vermögen, um deren Ausbildung auf Kosten der Mehrheit zu pflegen; sondern sie zwingt dazu, sämmtlichen Genossen die gleichen Mittel des Unterrichtes zu bieten, die Verschiedenheit der Befähigung sich frei entfalten zu lassen und die Fähigkeit nicht im Voraus erkennen zu wollen aus dem Range und Vermögen der Eltern, sondern sie zu ermitteln aus dem Verhalten der Kinder zum gebotenen Unterrichte. Nur auf diesem Wege lässt sich die zur Zeit grösstmögliche Hebung des Menschenwerthes erlangen. Die stärksten Beweise, welche die Geschichte aufbewahrt hat, liegen in der Entwicklung des Papstthumes: der Priesterverband enthielt anfänglich in seinen Mitgliedern Männer aller Bildungstufen und Verschiedenheiten der Abstammung, jeder gleich berechtigt und jedem die Fülle der Bildungmittel zur gleichen Verfügung. Seine Klosterschulen und Schriftensammlungen standen jedem Genossen offen, die verschiedensten Neigungen fanden ihre Befriedigung und der dürftigste Mönch ward als Befähigter gern zum Lichte der Mitwelt gefördert, zur Zierde der Kirche. Diese Gleichberechtigung der Ausbildung, verbunden mit der Muse welche dem danach Begierigen gestattet ward, gab dem Priesterverbande jene Menge hervorragender Männer, denen er die Höhe seiner Macht und die Ausdehnung seines Einflusses verdankte; jenes Übergewicht der Bildung, vor welchem Jahrhunderte lang die mächtigsten Fürsten der Christenheit sich beugten. Erst dann als der Priesterverband jene Gleichberechtigung vernichtete, seine Machtstellen auf enge Kreise beschränkte, verfiel er der Erstarrung, hemmte die bis dahin fortgeschrittene Ausbildung des Glaubens, sank durch Herrschgier des Fürstenthumes und rief die ausserhalb seines Kreises fortschreitende Wissenschaft (§. 229) zum Kampfe auf, in welchem der Priesterverband dem Untergange entgegen sinkt. Das gleiche Ergebniss wiederholte sich, als die Jesuiten (§. 212) ihre staunenswerthe Macht entwickelten: so lange sie ohne Ansehen der Geburt jeden Bildungfähigen in ihrem Verbande förderten, herrschten sie übermächtig durch ihre überlegene Bildung und Klugheit; als sie diese Grundlage ihrer Macht verliessen, verfielen sie der Beschränkung, Erstarrung, Üppigkeit und niederen Schlauheit, welche zur Unterdrückung des Ordens führte.

Bildung ist Macht und Macht verleiht Sicherheit. Jedes Volk und jeder Verband, der es verabsäumt, die Bildung in der zweckdienlichsten und raschesten Weise zu fördern dadurch, dass er seine Genossen lediglich

nach Masgabe ihrer Fähigkeit auszubilden sucht, verliert an Macht und Sicherheit anderen gegenüber, welche ihren Vortheil in dieser Beziehung besser verstehen. Wie der Einzelne durch höhere Bildung ein Übergewicht erlangt, so auch die Völker im Ganzen: gebildete Völker sind von jeher die mächtigsten, wohlhabendsten und glücklichsten gewesen; die rückständigen dagegen haben es niemals zu einer dauernden Macht bringen können, und wenn sie zu Wohlstand und Glück gelangten, geschah es erst dann, als sie höhere Bildung sich aneigneten. Es wird vielfach geltend gemacht, zum Glücke und zur Zufriedenheit genüge geringe Bildung und im Verhältnisse der Menschen zu einander sei Ehrlichkeit die Hauptsache, die durch Unterricht weit eher gefährdet als gefördert werde; wenn die Minderzahl die nothwendige höhere Bildung besitze, um leiten zu können, dagegen die Mehrzahl bei niederer Bildung zufrieden lebe, ehrlich und gehorsam sei, so könne das Gemeinwesen am besten gedeihen. Hierin liegen mehrere Irrthümer ausgesprochen: Ehrlichkeit ist allerdings eine nothwendige Eigenschaft für Jedermann, genügt aber nicht einmal für einen Schuhflicker, denn von diesem verlangt man ausserdem, dass er Bildung genug besitze, um gute Solen zu liefern; Unterricht gefährdet nicht die Ehrlichkeit, sondern fördert sie, indem er lehrt, dass der Mensch seinen eigenen Vortheil pflege wenn er ehrlich sei, denn die Unehrlichen erweisen sich gewöhnlich als rückständige und unglückliche Menschen; dass Jemand bei niederer Bildung zufrieden leben könne ist sicher, aber nur dann wenn er nicht zur höheren Bildung befähigt ist, denn sonst ist ein Missverhältniss vorhanden, welches seine Zufriedenheit stört; Gehorsam ist nothwendig in der Welt, wenn ein gedeihliches Zusammenwirken stattfinden soll, allein er kann nur auf Grund höherer Befähigung gefordert werden; diese ist über die Einzelnen des ganzen Volkes vertheilt, so dass ihr Vorhandensein nur erkannt werden kann durch Ausbildung aller Einzelnen, weil sie weder erblich, noch als Merkmal bevorrechteter Klassen vorhanden ist. Es lassen sich also Zufriedenheit, Ehrlichkeit und Gehorsam nur durch allgemeine und gleichberechtigte Förderung der Bildung aller Genossen erreichen; die Völker müssen im Ganzen gehoben werden, um die Fähigsten ermitteln zu können, und die neue Welt wird voraussichtlich dieses unbestreitbare Erforderniss zur überwiegenden Geltung bringen, so weit aus der Gegenwart auf die Zukunft geschlossen werden kann.

Die Hebung des Menschenwerthes vollzieht sich am auffälligsten

durch die Abnahme der rohen Arbeit. Unter allen Kräften, welche zur Beschaffung von rohen Arbeiten verfügbar sind, erfordern die menschlichen den grösten Aufwand zur Herstellung, der Art, dass die Verhältnisse im Allgemeinen sich stellen wie folgt:

für gleiches Geld kann einen Fus oder mètre hoch gehoben werden

durch Menschenkraft		600,000	Pfd.
„ Elektro-Magnet		900,000	„
„ Pferdekraft		3,600,000	„
„ Wind		30,000,000	„
„ Wasserfall		50,000,000	„
„ Dampfdruck	bis	60,000,000	„

Der Mensch hat von jeher in richtiger Erkenntniss dieses Verhältnisses sich bemüht, die rohen Arbeiten von sich auf andere minder kostende Kräfte zu übertragen: er bediente sich der Stiere oder Pferde zum Heben und Ziehen, sobald er zu höherer Bildung gelangte als der Süd-Afrikaner, welcher noch jetzt den Pflug durch seine Weiber ziehen lässt; er erfand späterhin Wind- und Wassermühlen, um das Korn zu zerreiben, was früher durch Sklaven und Weiber geschah, die es auch jetzt noch bei rückständigen Völkern verrichten müssen; er benutzte später jene Mühlen zum Sägen des Holzes, Hämmern der Metalle, Stampfen und Pressen, so wie zur Hebung von Lasten, was vordem durch Menschenarme geschah und auch jetzt noch vielfach geschieht; er bauete Dampfmaschinen, die in der Gegenwart rohe Arbeiten aller und jeder Art verrichten, von den grösten bis zu den kleinsten, welche Lasten heben und ziehen, Arbeitgeräte treiben, Eisenbahnzüge und Seeschiffe fortbewegen und so geschehen jetzt Heben, Rudern, Pumpen und Sägen, Ziehen und Stosen in der mannigfaltigsten Weise durch Dampf. Als dem Weibe das Pflugziehen und Kornmahlen abgenommen ward, erhob es sich zu höherer Geltung, und je mehr dem Manne die rohesten Arbeiten erspart wurden, desto stärker wendete er sich zu den höheren Leistungen der Gewerke und Künste. In Folge dessen ist nicht allein die Bildung um so mehr fortgeschritten, sondern der Mensch konnte sich auch um so leichter die Genussmittel zur Verschönerung seines Lebens schaffen und seinen Trieb nach höherer Bildung steigern. In den ältesten Zeiten wurden die Genussmittel, wie noch jetzt in Afrika, auf den Köpfen der Sklaven zu fremden Völkern geschafft; späterhin bediente man sich der Rinder, Kameele oder Pferde und anderer Thiere zum Tragen

derselben; dann entstand die Verwendung solcher Thiere zum Ziehen der Lastwagen und endlich das Ziehen der Wagen auf Geleisen mittelst Dampfmaschinen. Zu Wasser wurden die Waren anf Flösen oder Kähnen die Flüsse hinab getrieben; es entstanden Segelfahrzeuge und nur nebenher arbeiteten Menschen, um jene wider Strom und Wind vorwärts zu ziehen; es wurden späterhin Canäle gebaut, auf denen Lastkähne von Menschen geschoben oder durch Pferde gezogen wurden; auf Seeschiffen ward der Wind benutzt, um mittelst Segel nach entfernten Häfen getrieben zu werden, und im 19. Jahrhundert übertrug man auch diese Arbeit dem Dampfe, der trotz der Entgegenströmung des Wassers oder Windes die Lasten nach entfernten Stellen schafft. Der Einfluss dieser Verbesserungen ist gewesen, dass nicht allein dem Menschen jene rohen Arbeiten abgenommen wurden, sondern auch, dass ihm die Nahrung- und Genussmittel aller Erdstriche in groser Menge und Mannigfaltigkeit zu niedrigen Preisen verschafft wurden; so dass, während er einerseits durch den ermöglichten Übergang zu höheren Arbeiten sein Leben reicher verwerthete, andererseits sein Unterhalt und Genuss um so wohlfeiler zu erreichen waren. Im Mittelalter wurden die Erzeugnisse Indiens, durch die Kostspieligkeit und Langwierigkeit der Herbeischaffung, um das Vierfache ihres Einkaufpreises vertheuert, bevor sie zu den Verbrauchern kamen; jetzt dagegen gelangen sie auf dem Seewege nach Europa um $^1/_{10}$ und weniger ihres dortigen Werthes: statt der früheren 400 % jetzt nur 5 bis 15 %. Das Verhältniss zwischen der rückständigen Weise der Fortschaffung durch Lastthiere und der vorgeschrittenen durch Seeschiffe zeigt sich auffällig bei Valparaiso: die Waren, welche von New-York 10,000 Seemeilen weit in Segelschiffen nach dem Hafen von Valparaiso geschafft werden zu 5 Dollars die Ton, kosten an Fracht 35 Dollars die Ton, um auf Maulthieren 100 Seemeilen weiter geschafft zu werden nach St. Jago: das Verhältniss ist also wie 700 zu 1. In Europa wirken die schnellsten und wohlfeilsten Arten der Fortbewegung zusammen: auf den Eisenbahnen wird für gleiches Geld 1500 mal grösere Last fortbewegt als früher auf dem Rücken des Saumrosses und 10 mal so schnell; auf Canälen geschieht es noch viel wohlfeiler, allerdings weniger schnell. Die Folge davon ist, dass Nahrung und Genüsse um so weiter vertheilt werden können, Sättigung, Behaglichkeit und Zufriedenheit über grösere Bereiche sich verbreiten. Der Minderbegüterte, welcher früher zu Fus auf schmutziger Landstrase dahin keuchte, jeder Witterung preis-

gegeben, während der Reiche im vierspännigen, verschlossenen Wagen vorüberflog, behaglich gegen Regen und Kälte, wie Staub und Hitze geschützt, vermag es jetzt der Wanderer mit geringerer Kostenaufwendung im Eisenbahnwagen seinen Weg zurück zu legen und der Reiche muss denselben Zug besteigen, sein Gespann daheim lassen, denn sonst würde der Arme ihm voraus eilen. Der Menschenwerth hat um so viel gewonnen wie der Abstand sich minderte; Fürsten und Arbeiter reisen jetzt zusammen, vom Dampfe gezogen.

Indem der Mensch bei fortschreitender Bildung sich zum Herrn machte über alle anderen Wesen, das ihm Schädliche ausrottete und dagegen Nützliches pflegte, hob er seinen Werth über den alles anderen Daseins und veredelte seine Geltung in der Welt, wie auch die Wirkung ihrer Einflüsse. Die Zuchtwahl der Welt, welche als höhere Gestaltung der Schwere oder Anziehung ein wirksames Mittel der Fortbildung ist, ward stufenweise erhoben in dem Mase, wie der Mensch seine Stellung verbesserte. Anfänglich waren es wilde Thiere, welche den Menschen zur Entwicklung seiner Fähigkeiten trieben, welche die Schwachen und Missrathenen ausrotteten und dadurch den Starken Raum schafften, ähnlich wie die Gärtner und Viehzüchter ihre Pflanzungen und Herden durch Beseitigung der Missrathenen veredeln: es kam der Krieg hinzu, um starken und entwicklungfähigen Stämmen Raum zu schaffen durch Verdrängung und Ausrottung der Schwachen und auch in den Stämmen die Stärke und Klugheit mächtiger zu entwickeln; Hungersnoth und Seuchen durchzogen die Menschheit und tödteten Millionen der Schwächeren, rotteten die in Rückbildung befindlichen aus und schufen dadurch der Fortbildung um so weiteren Raum, so dass sehr oft ein beschleunigtes Gedeihen der gereinigten Völker die Folge war. In dem Mase, wie diese rückständigsten Weisen der Zuchtwahl sich minderten durch Steigerung der Bildung und des Menschenwerthes, machte als höheres Mittel die Lebensbewerbung sich geltend, das Ringen der Menschen im Erwerbe, welches nicht die rohe Leibesstärke zur Herrschaft erhob wie vordem, sondern die Ausbildung der Fertigkeiten und der Klugheit des Friedens, den Unterricht auf höhere Stufen erhob und die Zuchtwahl erreichte, indem sie die Faulen, Unvorsichtigen und Ungeschickten zurückdrängte zu Gunsten der höher Entwickelten. Gegenwärtig findet der Übergang statt zur Herrschaft des Verstandes der Gebildeten, zur Beschaffung der Zuchtwahl durch Überlegung, Ausrottung des Rück-

ständigen durch Unterricht und Auswahl der Befähigten; durch Schonung der ausgewählten Mannschaft, welche vordem den endlos wüthenden Kriegen geopfert wurden; durch Ausrottung der Verhältnisse, welche die Gesundheit der Völker schwächen und die Lebensdauer der Einzelnen verkürzen.

Die Hebung des Menschenwerthes nimmt ferner zu in dem Verhältnisse, wie die Einrichtungen zur Gleichstellung Aller fortschreiten und die Öffentlichkeit in alle Verhältnisse dringt. Je weiter die zur Verwaltung berechtigten Kreise sich dehnen, desto mehr fühlen sich die zur Verwaltung Berufenen gemüssigt, Jene zu heben und ihre Wohlfahrt zu fördern, weil sie nur dadurch das nöthige Vertrauen derselben gewinnen können. So lange und so weit zahlreiche Genossen eines Volkes von der Verwaltung ausgeschlossen sind, fühlen die Leiter sich nicht veranlasst, um die Hebung derselben sich zu kümmern, halten vielmehr dafür, dass es vorzuziehen sei, sie auf ihrer niedrigen Stufe zu lassen, damit sie um so leichter beherrscht werden können. Als der Adel die ganze Verwaltung der Völker führte, war das übrige unadelige Volk rechtlos, ward absichtlich elend erhalten durch Belastung und Unterdrückung, auch jeder Hebung entgegen gewirkt, damit es nicht an Sklaven mangele. Als späterhin das Bürgerthum zur Mitherrschaft gelangte, erfolgte die Hebung dieses gröseren Bereiches der Genossen; aber die ausserhalb stehenden Bauern und Arbeiter blieben thunlichst ausgeschlossen von den Vortheilen und ihre Hebung ward vernachlässigt oder offen gehemmt. Je weiter in der Neuzeit die Berechtigung zur Theilnahme an der Verwaltung erstreckt wird, desto gröser der Bereich der Hebung: in der Schweiz z. B. fühlt jeder Mündige und Unbescholtene sich berufen, für das Gemeinwohl zu sorgen; er hebt sich in seinem Werthe und weiss seine Würde geltend zu machen wo es dessen bedarf. Auch die Öffentlichkeit der Verwaltung wirkt zur Hebung des Menschenwerthes, indem sie die Verantwortlichkeit der Leitenden steigert, ihr Bemühen um Förderung des Gemeinwohles schärft und sie zur Werthschätzung jedes Genossen zwingt. Die Öffentlichkeit gestattet Jedem die Einsicht in die Handhabung des Rechtes und die Verwendung der Steuern, hebt sein Selbstgefühl und seinen Trieb zur Fortbildung. Die Einsichtnahme der Öffentlichkeit zwingt die Walter des Rechtes zur Gediegenheit, zur Unparteilichkeit, verhindert die Geltendmachung der Nachlässigkeit, des Hasses, der Willfährigkeit zum Gehorsame gegen äussere Gewalten

oder Zwecke, sowie der unverbesserlichen Trägheit, zu denen heimliche Gerichte weit mehr geneigt sind als öffentliche: sie erhöht also den Menschenwerth in den Richtern wie auch in den mit gröserer Gewissenhaftigkeit von ihnen Gerichteten. In gleicher Weise werden die Verwalter der Steuern durch die Aufsicht der Öffentlichkeit gezwungen fleissiger, schärfer und ehrlicher zu verfahren, denn Jeder scheut den öffentlichen Tadel und befürchtet um so eher Entdeckung, wenn die Öffentlichkeit waltet: es wird der Menschenwerth gehoben, indem jeder Einzelne sich veredeln muss, um vor der allgemeinen Aufsicht bestehen zu können. Die Öffentlichkeit bringt auch das Versteckte an das Licht, zwingt das üble Nachreden hervor zu treten und seinen Nutzen zu leisten, indem es entweder sich bewahrheitet und zur Einsicht und Besserung führt oder dem Angefochtenen Gelegenheit giebt sich zu rechtfertigen; sie stählt die Männer des öffentlichen Vertrauens, zwingt sie zum Fleisse, zur Uneigennützigkeit und zur Überlegung; sie scheidet die Rückständigen aus, welche in der Heimlichkeit gedeihen konnten und setzt Vorgeschrittene an ihre Stelle; sie beseitigt nicht alle Mängel, aber mindert sie und erzeugt das Bessere.

Der Mensch hebt seinen Werth auf allen Bahnen: er beobachtet die Bewegungen der Welt, berechnet ihre Läufe und prägt die Ergebnisse aus in Gesetzen; er blickt hinaus in das Unabsehbare, erweitert seine Vorstellungen und fühlt sich höher als vordem; er erkennt nicht länger Laune und Bosheit in den Weltvorgängen, sondern Ordnung und Schönheit; er steht nicht länger einem unerforschlichen Willen gegenüber, dem er als Sklave sich unterzuordnen habe, sondern erblickt ein gesetzlich geordnetes Ganze, dessen Verlauf er erkennen und zum eigenen Wohle lenken könne; ihn umringen nicht länger grimmige Mächte, leicht zu beleidigen durch vermeintliche Sünden und rachsüchtig in ihren Strafen, sondern er erblickt die freundliche Weltseite als überwiegend; er erkennt, dass jede Sünde eine Selbstbeleidigung sei, dass die Menschenliebe zum eigenen Vortheil diene, dass die Tugend gleich sei mit dem freudigen Einklange, aus welchem sowol das Glück des Einzelnen erwachse wie auch die Fortbildung der Menschheit.

§. 473.

Gleichzeitig mit der Hebung des Menschenwerthes steigert sich auch das Menschenrecht in seinen verschiedenen Anwendungen.

Die gleichzeitig lebenden Menschen haben als Erben ihrer Vorfahren den Schatz an Bildung und Gütern in Benutzung, den die Lebensüberschüsse der vorangegangenen Menschheit im Laufe der Jahrtausende angehäuft haben. Möge derselbe auch unter die Einzelnen in ungleichen Masen vertheilt sein, so gilt doch dieses nur für die zeitweilige Benutzung während der Lebensdauer; er gehört der Menschheit im Ganzen und verbleibt derselben, wenn auch die einzelnen Nutzniesser sterben und sich gegenseitig ablösen. Es folgt daraus, dass jeder entstehende Mensch, mit dem ersten Athemzuge in die Genossenschaft der Menschheit eintretend, unbestreitbare Ansprüche an die vorhandene Erbschaft besitze, namentlich aber das Recht habe zu verlangen, dass ihm ein menschenwürdiges Dasein gesichert werde, so weit der ererbte Schatz dazu ausreiche. Dass aber dieser genüge für alle Menschen, erweist die Erfahrung, denn der Bildungschatz ist unerschöpflich und verliert nicht durch seine Vertheilung, sondern gewinnt; der Schatz an Gütern reicht ebenfalls aus, denn alle Menschen leben und die stattfindenden Fälle des Mangels könnten ersichtlich ihre Ausgleichung finden im Vorhandenen. Die berechtigten Ansprüche eines jeden neuen Menschenlebens sind also erfüllbar und deshalb ist es auch die Pflicht der übrigen, ihnen zu genügen.

Der erste Anspruch, den der Neugeborene besitzt, ist auf die Sicherung seines Daseins und seiner Heranbildung gerichtet. Seinen Nährstoff hat er zunächst von der Mutter zu empfangen und seine Ernährung wird ihm aus den Lebensüberschüssen seiner Eltern gespendet, von denen er anfänglich auch die sonstige Sicherung seines Daseins empfängt; seine Heranbildung geschieht ebenfalls durch seine Eltern, denen in beiden Beziehungen der Verband (Stat oder Gemeinde) durch seinen Schutz und seine Einrichtungen Hilfe leistet. Der Verband hat aber bisher seine Hilfe nicht abgemessen nach dem sachlichen Erfordernisse und diesem in vollem Umfange zu genügen gesucht, sondern hat sie thunlichst beschränkt, um die Eltern zu zwingen, ihr Äusserstes zu leisten; auch hat er ohne Scheu das aufwachsende Leben seiner werdenden Genossen allen Gefahren und Entbehrungen

preisgegeben, welche aus dem Unvermögen der Eltern an Gütern und Bildung entstehen. Die Folgen dieser Vernachlässigung machen sich auffällig sichtbar im unverhältnissmäsigen Kindersterben, in der Kinderaussetzung und dem Kindermorde; alles Folgen jener Vernachlässigung, welche den neuen Theilhaber an der Erbschaft der Menschheit allen Gefahren aussetzt, statt seinem Daseine den nöthigen Schutz zu gewähren. Der Verband wähnt in seiner Kurzsichtigkeit, er spare seine Güter, wenn er die Eltern zwinge, ihr Äusserstes zu leisten für die Kinder; in Wirklichkeit aber verschwendet er sie, indem er die vermeintliche Ersparung durch daraus folgende grösere Verlüste wiederum einbüst; er würde grose Gewinne erzielen, wenn er seine Hilfe lediglich nach dem sachlichen Erfordernisse und im weitesten Mase darreichte. Das unverhältnissmäsige Kindersterben ist ein unmittelbarer Geldverlust für den Verband; denn das werdende Leben hat den Eltern Opfer anferlegt, Aufwendungen gekostet und mit seinem Tode wird ein Vermögenstheil an Gütern, Mühen und Arbeitlust begraben; ein Verlust, der nicht allein die Eltern trifft, sondern in geminderter Steuerfähigkeit und Ansammlung von Gütern, auch den Verband benachtheiligt. Es ist der Verlust einer Ernte, und wenn auch die meisten Verwaltungen der Gemeinden oder Staten solches nicht erkennen, weil ihre Bildung sie nur befähigt, einen Ernteverlust an Viehherden, Fruchtbäumen oder Getreidefeldern zu ermessen, so steht dennoch die Thatsache fest, dass jedes sterbende Kind einen Verlust für die Menschheit bildet und zunächst für den Verband, in dessem Kreise es vergeht. Die Einbuse prägt sich auch in den meisten Fällen in Geld aus; denn die Verbände lassen sich in der äussersten Bedrängniss Unterstützungen abringen und finden die Verwaltungen alsdann, dass häufig nur das Kindersterben und die vorangegangene Krankheit, sowie die daraus folgende Schwächung der Eltern durch Arbeitversäumniss, Nachtwachen u. a. die Quellen des entstandenen Elendes sind. Es zeigt sich in solchen Fällen, dass wenn der Verband durch seine Unterstützungen das Elend ausgleichen will, er viel grösere Kosten aufwenden muss, als die Verstopfung der Quellen des Elendes erfordert haben würde. Noch augenscheinlicher wird der Verlust des Verbandes in allen Fällen der Kinderaussetzung und des Kindermordes; denn in beiden Fällen scheidet ein entstandenes Leben als Verlust aus dem Verbande; die Findlinge gehen mit seltenen Ausnahmen zu Grunde und der Verband trägt überdies die Last und Kosten der Bestrafung jener Mütter,

welche aus mangelnder Fürsorge des Verbandes zu Verbrecherinnen wurden. Der Verband, indem er Elend und Schande auf die verlassene Mutter und ihr entstandenes Kind häuft, erzeugt unmittelbar das Verbrechen und bürdet sich Verlüste und Lasten auf, weit gröser als die Kosten, welche genügt hätten, um das Leben zu erhalten und das Verbrechen zu verhüten. Jede Verbrecherin kostet in der Untersuchung und Bestrafung dem Verbande ebenso viel, wie die ausreichende Unterstützung einer hilflosen Familie, und die übliche Zeit der Bestrafung jener Verbrechen ist weit länger als die Zeit der Unterstützung, welche ausgereicht haben würde das Verbrechen zu verhindern. Selbst wenn die Verwalter solcher Verbände roh genug sind, alle sittlichen Beweggründe zu verneinen, um Geld zu ersparen durch Weigerung zeitiger und vorbeugender Hilfe, müsste die wachsende Erkenntniss der Verlüste sie zwingen, ihre Menschenpflicht zu erfüllen. Die fortschreitende Bildung führt dazu, jedes entstehende Menschenleben als eine Bereicherung der Menschheit zu erkennen und den wohlverstandenen Eigennutz der Verbände zu pflegen durch Sicherung des Daseins und der Heranbildung eines jeden Neugeborenen.

Zu diesem Zwecke hat man seit Jahrhunderten Findelhäuser eingerichtet gehabt, in welche Mütter ihre Neugeborenen aussetzen können, so dass sie nicht durch Noth oder Scham getrieben werden, sie fortzuwerfen oder zu tödten. Diese Hilfe hat sich aber fast ebenso schlimm erwiesen wie das Übel; denn die Mehrzahl der aufgenommenen Kinder stirbt frühzeitig und die erhaltenen kosten das Leben vieler Ammenkinder, denen die Mütter entzogen wurden, um jene Findlinge zu ernähren. Das Findelhaus zu Moskau rettete in 20 Jahren von 37,000 Findlingen nur 1000 und dasjenige zu Dublin von 12000 nur 200, so dass man die Findelhäuser mehr oder weniger als Mordanstalten benennen könnte, die durch langes Siechthum den Tod erzielen, den sonst die zum Wahnsinn getriebene Mutter rasch herbeigeführt hätte. In anderen Städten sind Entbindung-Anstalten angelegt worden, in denen Mütter sorgfältige Pflege finden, aber nur auf kurze Zeit, um dann hilflos mit ihrem Säuglinge ausgewiesen zu werden; sie leisten Hilfe, aber unzureichend und heben deshalb nicht die Übel, sondern mindern sie nur in einem Theile, um sie im Übrigen fortbestehen zu lassen. Die Verbände erfüllten bisher nicht ihre Pflicht, gewährten dem entstandenen Leben nicht das Recht, auf welches es als Miterbe der Menschheit gerechten Anspruch hat; sie verlieren deshalb noch unausgesetzt den

vierten Theil ihrer Neugeborenen im ersten Jahre, ungerechnet die heimlichen Verlüste durch Unterdrückung und Mord. Die genügende Hilfe kann nur erreicht werden durch Entbindung-Anstalten, welche jeder Mutter offen stehen und in denen sie so lange mit ihrem Säuglinge zusammen bleibt, wie dessen Leben ihrer Gegenwart bedarf. Wenn demnächst die Mutter oder Eltern nicht im Stande sind, ausreichend für das junge Leben und dessen menschenwürdige Ausbildung zu sorgen, so wird der Verband diese Pflicht erfüllen, um zum eigenen Vortheile tüchtige Genossen heranzubilden, deren Leben den Schatz der Menschheit nicht durch Laster und Verbrechen mindert, sondern durch Bildung und Arbeit mehrt.

Der nächste Anspruch eines jeden Genossen ist derjenige auf Unterricht, auf volle Theilnahme an dem ererbten Bildungsschatze der Menschheit. Sein Antheil muss ihm werden, darf lediglich abgemessen werden nach seiner Fähigkeit und nur in deren Gröse seine Grenze finden; da überdies der Bildungsschatz unerschöpflich ist, so liegt keinerlei Grund der Sparsamkeit vor, um den Einzelnen zu beschränken. Das Dringlichste zur Befriedigung des gerechten Anspruches wäre: die Fürsorge des States erstreckt über jeden Zweig und jede Stufe des Unterrichtes; freie und unentgeltliche Benutzung des Unterrichtes jeder Art durch jeden Genossen; Einführung des Schulzwanges, um die Verfügung über den Unterricht der Kinder unabhängig zu machen von den Mängeln der Erkenntniss der Eltern; Auswahl der zur höheren Erkenntniss Befähigten und Bestreitung ihrer Ausbildung durch den Verband. Auf diesem Wege würde jeder Verband die in seinen Genossen vorhandenen Fähigkeiten am geeignetsten zur höchsten Stufe der Bildung führen, welche zur Zeit und unter den gegebenen Verhältnissen erreichbar ist; er würde dadurch jeden Einzelnen möglichst ergiebig machen für die Gesammtheit.

Im weiteren Verlaufe der Heranbildung des aufwachsenden Menschen erwächst der Anspruch auf Gestattung der Theilnahme an den Arbeiten der Gesammtheit, und zwar auf Beschäftigung in denjenigen Gebieten, auf welche die besonderen Fähigkeiten des Einzelnen ihn anweisen. Die gleichzeitig Lebenden haben als Erben ihrer Vorfahren nicht allein das Recht empfangen, den hinterlassenen Schatz an Bildung und Gütern zu benutzen, sondern damit auch die Verpflichtung übernommen, diesen Schatz bereichert ihren Nachkommen zu hinterlassen. Diese Pflicht erstreckt sich über jeden Einzelnen und er erlangt dadurch das Recht zum Verlangen, dass der Ver-

band ihn nicht hindere, seinen Theil zur Bereicherung beizutragen; dass er vielmehr ihm jede Bahn eröffne, auf welcher er seine besonderen Fähigkeiten zum Wohle der Gesammtheit geltend machen könne. Jede nützliche Arbeit dient jener Bereicherung und jeder Mensch besitzt seine besondere Befähigung für bestimmte Arbeiten; in seiner Abstammung oder äusseren Stellung liegt keine Richtschnur zur Erkenntniss derselben, sondern sie kann nur in der Ausbildung und Anwendung ihre Besonderheit bethätigen. Es folgt daraus, dass jeder Zweig der nützlichen Arbeit Jedermann offen stehen müsse, damit er in der für das Gemeinwesen vortheilhaftesten Weise gepflegt werden könne und zugleich jeder Einzelne auf die für ihn richtige Bahn gelange. Dazu ist erforderlich, dass jede Beschränkung aufgehoben werde, welche Bahnen verschliesst oder ihre Betretung erschwert, um sie einer bevorzugten Klasse oder Minderheit vorzubehalten: alle Hemmungen durch Zunftgesetze und Prüfungen, welche der Arbeit unnützer Weise Zwang auferlegen, werden hinfällig, sobald das Recht eines Jeden auf freie Anwendung seiner Besonderheiten zu nützlichen Arbeiten anerkannt wird. Es wird ferner jedes Hinderniss beseitigt werden müssen, welches dem Einzelnen das Aufsuchen der Gelegenheiten zur Anwendung seiner Kräfte erschwert: die Freizügigkeit muss gleichzeitig mit der Gewerbfreiheit jedem Genossen gewährt werden. Diese Rechte haben aber nicht allein auf die Gewerke sich zu erstrecken, sondern werden auf jeden Zweig der nützlichen Arbeit auszudehnen sein, also auch auf die Beschäftigungen der Priester, Ärzte, Anwälte u. a., zu deren Betreibung allerdings besondere Kenntnisse und Fähigkeiten gehören, aber nur wie zu jedem anderen, so dass es zu ihren Gunsten keiner besonderen Beschränkung bedarf, um die Ausübung einer begünstigten Minderheit zu sichern. Dass die Genossen jener Geschäfte nach einer Bevorzugung streben und das angebliche Erforderniss höherer Kenntnisse oder Zuverlässigkeit geltend machen, entspringt der gleichen Befangenheit, mit welcher die Genossen der zünftigen Gewerke das Gleiche erstreben mit denselben Gründen: beide Gattungen schützen vor, dass sie durch zünftige Beschränkungen ihre Mitbürger sichern wollen gegen schlechte Behandlung, wollen aber denselben Mitbürgern nicht die Entscheidung überlassen, ob sie dieses Schutzes bedürfen oder sich selbst schützen wollen; sie werfen sich unberufen auf zu Vormündern und wollen ihre Mitbürger zwingen, ihrem Schutze sich zu überlassen, unter dem Vorgeben, dass derselbe nothwendig

sei. Es liegt darin eine gemilderte Anwendung des Grundsatzes der Sklavenhalter; denn wie diese sagen: „Der Sklave ist nach unserer Meinung unfähig frei zu sein, folglich halten wir ihn in Sklaverei,“ so sagen auch die Zünftler (Priester, Anwälte, Ärzte, Gewerker u. a.): „Unsere Mitbürger sind unfähig, sich gegen mangelhafte Leistungen zu schützen, deshalb wollen wir sie bevormunden.“ Je mehr die Bildung zunimmt, desto mehr steigert sich das Gefühl der Mündigkeit, welches jede Bevormundung zurück weist: das Recht eines jeden Genossen auf ungehemmte Anwendung seiner besonderen Fähigkeiten zu nützlichen Arbeiten, wird zur Aufhebung aller wohl und übel gemeinten Beschränkungen zwingen, je mehr es zur Anerkennung gelangt.

Eine der wichtigsten Anforderungen des erwachsenden Menschen ist auf Freiheit der Ehe gerichtet. Die Erhaltung der Menschheit bedingt die Ehe als Vereinigung des geschlechtlich in zwei Hälften getrennten Menschen, und die Verjüngung der Lebenden durch den Nachwuchs kann am zweckmäsigsten geschehen, wenn die ganze Mannigfaltigkeit der Einzelnen zu jenem Zwecke wirksam ist. Dazu bedarf es zunächst der freien Liebeswahl, als alleinige Bedingung der Ehe, weil nur sie die ausreichende und tüchtigste Verjüngung der Menschheit zu sichern vermag. Hieraus ergiebt sich die Nothwendigkeit der Aufhebung aller Beschränkungen, welche die Eheschliessung hindern aus Gründen, die der Liebeswahl fern sind, oder welche die geschlossenen Ehen zusammen halten, auch wenn ihre Grundlage geschwunden ist und die Liebeswahl ihre Auflösung bedingt. Es sind allmälig die ehemaligen Beschränkungen gemindert worden und so wird auch mit zunehmender Bildung die Erkenntniss wachsen, dass es für die Zwecke der Menschheit nothwendig und vortheilhaft sei: die Ehe zur Alleinherrscherin im Geschlechtsleben zu machen, sie eintreten zu lassen ohne Rücksicht auf gesicherte Ernährung, sobald die naturgemäsen Vorbedingungen der Fähigkeit und Liebeswahl die Eheschliessung ermöglichen; ferner den Fortbestand der Ehe lediglich vom Vorhandensein der gegenseitigen Liebe abhängen zu lassen; und die Fortbildung des Nachwuchses, durch welchen nicht die Eltern, sondern der Verband verjüngt werden soll, durch Unterstützung der Eltern mittelst Steuerermäsigung u. a., sowie durch Unentgeltlichkeit des Unterrichtes zu fördern.

In der Ehe der Jetztzeit sind zumal die Rechte der weiblichen Menschenhälfte beeinträchtigt, welche darin wie in ihrer ganzen Stellung noch

die gemilderte Sklavenkette trägt, welche bei rückständigen Völkern in voller Härte auf ihr lastet und bis zur Gegenwart durch die Rohheit des Männerstates (§. 310) sich erhalten hat. Es walten noch jetzt die anfänglichen Gründe der Unterdrückung, wenn auch der fortgeschrittenen Bildung gemäs milder ausgesprochen: die mindere Muskelkraft der weiblichen Hälfte soll es noch jetzt wie vordem rechtfertigen, sie zu beschränken in ihrer menschlichen Geltung. Der Afrikaner spannt sie vor den Pflug, lässt sie Holz hauen, Korn mahlen u. a., weil er sich stark genug fühlt, um sie zwingen zu können, ihm diese rohe Arbeit abzunehmen; der reiche Morgenländer sperrt sie ein in seinen Harem, weil er stark genug ist, sie zwingen zu können; der Europäer schliesst sie aus von den meisten Zweigen nützlicher Thätigkeit, weil er die Gewalt besitzt sie auf häusliche Arbeiten oder verkümmerndes Faullenzen zu beschränken: alle jene Männer beflissen ihr eigenes Behagen als höchsten Grund geltend zu machen. Der weiblichen Hälfte wird nicht das Recht der Wahl eingeräumt; sie werden vielmehr gezwungen, nach männlicher Ansicht ihre Ausbildung zu beschränken, denn die Männer sind im Besitze der erforderlichen Gewalt, um den Zwang ausüben zu können.

Das männliche Übergewicht an roher Kraft hat längst aufgehört, in der Fortbildung der Menschheit eine hervor ragende Werthschätzung zu verdienen: der Krieg hat aufgehört, die höchste und dringendste Thätigkeit der Völker zu sein und die Friedensbeschäftigungen der Menschenkraft steigern sich immer mehr zu Arbeiten, welche Feinheit erfordern, also der Besonderheit der weiblichen Hälfte vorzugsweise entsprechen. Es liegt deshalb kein sachlicher Grund vor, um sie auszuschliessen von der Theilnahme an nützlichen Arbeiten; vielmehr bedingt es die Fortbildung der Menschheit, dass ihnen jede Möglichkeit eröffnet werde, ihre Fähigkeiten zu entwickeln und zu verwenden auf nützliche Arbeiten solcher Art, wie sie ihrer Besonderheit angemessen finden. Die Gründe, welche Männerrohheit dawider geltend machen, ähneln der Sklavenregel, welche dem Sklaven die Fähigkeit zur Freiheit abspricht und ihn deshalb, angeblich zum eigenen Wohle, ewig in Sklaverei halten mögte: sie besagen, dass weil die weibliche Hälfte bisher ihre Fähigkeit zu den Geschäften der Männer nicht erwiesen habe, auch zu schwach sei, um sich selbst leiten zu können, so müsste sie von den Geschäften ausgeschlossen und unter männlicher Vormundschaft verbleiben. Wie man dem Sklaven die Gelegenheit wehrt,

seine Fähigkeit zur Freiheit zu bethätigen, um dann aus dem Mangel an sichtbarer Fähigkeit die Nothwendigkeit seiner Sklaverei zu erweisen: so wehrt man auch der weiblichen Hälfte die Gelegenheiten, ihre Fähigkeiten zu bilden und anzuwenden, um alsdann aus deren Nichtbethätigung zu erweisen, dass sie unfähig sei. Dennoch hat die fortschreitende Bildung dazu geführt, die Sklaverei und Unterdrückung der weiblichen Hälfte allmälig zu mindern, ihr zu gestatten, an den Arbeiten der Männer Theil zu nehmen und selbständig über ihre Kräfte und Güter zu verfügen. Es befinden sich z. B. gegenwärtig in Nord-Amerika 256 weibliche Ärzte, welche allen Hindernissen zum Trotze sich vollständig ausgebildet haben, und neben den männlichen Ärzten ebenbürtig der Menschheit dienen, indem sie ihrem eigenen Geschlechte die zartere und willkommere Hilfe leisten. In Handelstädten, namentlich der Niederlande, haben oftmals Frauen an kaufmännischen Geschäften wirksamen Antheil. Wenn gar diejenigen Fälle der Geschichte betrachtet werden, in denen Frauen Völker beherrschten, zeigt sich durchgehends, dass sie der Aufgabe besser genügten als die Männer, welche in denselben Stellungen voran gegangen waren oder folgten. Die Erbfolge zu beschränken auf männliche Nachkommen hatte nur in rückständigen Zeiten einen scheinbaren Grund in der Kriegsherrschaft; in der Gegenwart würde, wenn eine einseitige Thronfolge geltend bleiben sollte, die weibliche Folge zweckmäsiger sein als die männliche: die Engländer und selbst die Spanier beklagen es nicht, von Königinnen beherrscht zu werden, und andere Völker hätten Veranlassung genug, um zu wünschen, diesen Weg der Verbesserung beschreiten zu dürfen.

Es sind in neuerer Zeit manche Beschränkungen aufgehoben worden, welche der weiblichen Hälfte auferlegt waren; allein es bleiben noch viele gesetzliche und noch mehr in den Sitten liegende Hemmungen, deren Walten die Fortbildung der weiblichen Menschheit hindert, ihr Recht schmälert und ihr Glück stört. Die Gesetzgeber haben sich gemüssigt gesehen, allein stehenden Frauen die Verfügung über ihre Kinder und Güter einzuräumen, ihnen zu gestatten die Geschäfte ihrer Männer fortzusetzen; auch die weibliche Menschenhälfte in Bezug auf Verbrechen in gleichem Mase zur Verantwortung zu ziehen wie die männliche. In den wichtigsten Beziehungen des Lebens, sowol in der Verfügung über ihr eigenes Lebensglück durch Eheversprechen, wie auch den Strafgesetzen gegenüber, werden kaum erwachsene Jungfrauen ebenso befähigt erachtet wie die Männer; aber thö-

rigter Weise hält man sie unfähig, über Gelder zu verfügen nnd zu der Verbesserung derjenigen Gesetze mitzuwirken, deren sie sich bewusst sein sollen: ihre Znrechnungfähigkeit wird ganz willkürlich eingeräumt oder abgeleugnet, ohne sachliche Begründnug. So haften an der weiblichen Hälfte noch die Überbleibsel der ehemaligen Leibeigenschaft, deren Vernichtung der nenen Welt obliegen wird, indem sio den Unterdrückten das Recht der Arbeit, der freien Liebeswahl und der vollberechtigten Theilnahme an allen öffentlichen Angelegenheiten einränmt. Der Denker Mill sagt hierüber: „Niemand behauptet jetzt noch, dass Franen in persönlicher Knechtschaft stehen, dass sie keine andern Gedanken, Wünsche und Beschäftigungen haben sollen, als die Lastthiere ihrer Gatten, Väter oder Brüder zu sein. Es ist verheiratheten Frauen gestattet und braucht noch wenig, um auch unverheiratheten gestattet zu sein, verfügbares Eigenthnm zu besitzen, auch Vermögens- und Geschäftsinteresse zu haben gleich den Männern. Man hält es nützlich und angemessen, dass Frauen denken, schreiben und unterrichten. Werden diese Dinge gestattet, so hat die politische Ausschliessung keinen Grund mehr, auf dem sie ruhen könnte. Die menschliche Gesellschaft darf nicht für den Einzelnen feststellen wollen, wozu er am geeignetsten sei oder wozu nicht, was zu thun man ihm gestatten dürfe oder was nicht.“ Es liegt wesentlich an den Frauen selbst, die ihrem Geschlechte gebürende Stellung zu erkämpfen, indem sie namentlich in den Sitten nnd ihrem Urtheile über einander, geltend machen, dass ihnen die Arbeitwege, Bahnen der Bildung und das Recht der freien Verfügung zukommen. Der auf ihnen lastende Druck der Vorzeit schmälert allerdings ihren Einfluss und ihre Kräfte; allein ihr Bemühen wird erfolgreich sein, so weit sie es darau wenden, und je mehr sie erreichen, desto leichter wird es ihnen werden das Weitere zu erlangen.

Die allgemeinste Forderung, welche der Einzelne au die Gesammtheit zu machen hat, ist die des gleichen Rechtes den Gesetzen gegenüber. Es sind Jedem zu gewähren: allgemeine Geltung der Gesetze, gleiche Verantwortlichkeit und Rechtsicherung aller Genossen, und Abmessung der Strafen nach den Verhältnissen gleicher Wirkung. Die Gesetze und Strafen haben den Zweck, die einzelnen Genossen zu verhindern, zum Nachtheile des Verbandes ihr Eigenwesen geltend zn machen: die Gesetze sollen jeden Einzelnen in Kenntniss setzen von den Beschränkungen, welche der Verband jedem seiner Genossen auferlegt; die Strafen dagegen sollen auf den

Willen der Einzelnen einwirken, der Erkenntniss Aller einen weiteren Beweggrund verleihen, um jene Beschränkungen inne zu halten. Jeder Genosse hat demnach das Recht zu fordern, dass genügende Einrichtungen getroffen werden, um ihm ausreichende Kenntniss zu geben von den Gesetzen, welche seine Lebensbezüge betreffen, dass ihm gelehrt werde, was der Verband von ihm verlange und welches Thun der Verband bestrafen wolle; denn ohne Erkenntniss ist es unmöglich das Befohlene zu thun und das Verbotene zu meiden. Diesem berechtigten und sachgemäsen Anspruche wird nirgends genügt, denn selbst bei den freiesten Völkern ist die Gesetzkunde kein Theil des allgemeinen Unterrichtes. Gleich wie man der Jugend die indischen Gewächse und afrikanischen Thiere kennen lehrt, aber nicht das Getreide und die Hausthiere der Heimat, so wendet man auch die Unterrichtstunden an, um ihnen die biblischen und hellenischen Sagen der Vorzeit einzuprägen, die Geschichte und Gesetze rückständiger Völker und Zeiten; aber nicht die Gesetze der Gegenwart, des Verbandes in welchem der Mensch lebt, die er zu seinem Theile genau kennen sollte, um deren Gunst benutzen und ihre Strafen meiden zu können. Auf das Unermessliche, Unendliche und Unerfassliche lenkt man den Blick der Menschen und lässt sie dabei stolpern über das vor ihren Füsen Liegende; unerforschliche Rathschläge sollen sie kennen lernen als Religion, aber nicht die begreiflichen Gesetze ihrer Genossen, von denen unmittelbar ihr Wohl und Wehe abhängt. Wie die Jugend, so werden auch die Erwachsenen in Unkenntniss erhalten über die herrschenden Gesetze: nirgends wird dafür gesorgt, in sachlich geordneter Weise die Gesetze zu sammeln, zu sichten und in gemein fasslicher Ausgabe Jedem zugänglich zu machen. Wer wissen will, was der Verband befehle oder verbiete, kann dieses nirgends durch eigene Einsichtnahme der Gesetze erfahren, und selbst wenn er sich an einen Rechtsgelehrten wendet, vermag dieser nur nach Durchstöberung des Wustes der Gesetze eine vorläufige Ansicht zu geben, deren Zutreffen er keineswegs gewährleisten mag. Eine so heillose Nachlässigkeit des Verbandes wäre schwer zu erklären, wenn nicht allenthalben die Gesetzgebung und deren Verwaltung in den Händen einer besonderen Genossenschaft von Rechtsgelehrten lägen, deren Nothwendigkeit einzig und allein auf der Verworrenheit der Gesetze und der allgemeinen Unkenntniss der Völker beruht, aus denen sie ihre Einnahmen erzielen müssen. Je zahlreicher, verworrener und widersprechender die Gesetze, desto mehr bedarf es der

Richter und Advokaten; in einer Beschäftigung, welche es nicht mit dem Rechte zu thun hat wie es im Rechtsbewusstseine und dem Verstande des Volkes ruht, sondern mit dem Wortlaute der zweideutigen Gesetze, darf man nicht erwarten, dass die edleren Beweggründe erwachsen, deren es bedarf, wenn eine besondere Menschenklasse sich selbst überflüssig machen soll. Die Richter könnten sich allerdings bewegen lassen durch die Absicht, ihre eigene Arbeit zu mindern, es stehen aber theils Geschäftsüberhäufung, theils Trägheit entgegen; von den Advokaten dagegen ist keine Abhilfe zu erwarten, denn daran gewöhnt, einseitig Jegliches zu verfechten, was ihnen aufgetragen wird, werden sie am wenigsten geneigt sein, wider ihren eigenen Vortheil zu kämpfen, dadurch dass sie die allgemeine Kenntniss der Gesetze fördern. Richter und Advokaten sind fast allenthalben bemüht, durch möglichst schwer verständliche Handhabung im Verfahren und der Urtheilfassung, ihren aussen stehenden Mitbürgern die Gesetzkenntniss geflissentlich zu erschweren, und deshalb darf auch die Abhilfe nicht von ihnen erwartet werden.

Auch die gleiche Verantwortlichkeit und Rechtsicherheit aller Genossen ist nicht vorhanden und wird noch weniger durch die Rechtsgelehrten gefördert. Die Verantwortlichkeit eines Verletzers kann sachlich nur bemessen werden nach dem Mase seiner Erkenntniss; denn ein Mensch, möge er den Jahren nach auch mündig sein, darf in Bezug auf Gesetze, die er nicht kennen lernen konnte, nicht als zurechnungfähig gelten. Demungeachtet wird der Unwissende ebenso verantwortlich gemacht wie der Kenntnissvolle, und der Verletzer muss büsen für die Nachlässigkeit des Verbandes, der ihn in Unwissenheit liess, und doch so bestraft, als ob er gleich Anderen die volle Erkenntniss besäse. Die Gleichheit der Rechtsicherung ist noch weniger vorhanden; denn nicht allein, dass Verletzungen des Eigenthumes, wie arme Genossen sie als Diebstahl u. a. verüben, weit schärfer bestraft werden als die besonderen Arten, welche Wohlhabende zu demselben Zwecke als Unterschleif, Betrug u. a. anwenden, sondern jene Eigenthums-Verletzungen werden in der Regel auch im Verhältnisse zu Verletzungen des Körpers Anderer übermäsig scharf bestraft. Auch wird jeder Schritt zur Sicherung des eigenen Rechtes so sehr mit Kosten erschwert, dass der Ärmere hier ebenso ungünstig gestellt ist wie im Morgenlande, wo er den Richter bestechen muss: wie dort der reiche Gegner gewinnt, weil er am meisten schenken kann, so hat er hier den Vorsprung, dass er

die Kosten am ehesten zu tragen vermag, wogegen der Ärmere zum Bettler werden kann, längst bevor es zur Entscheidung kommt. Was diesen Rechtsunterschied noch steigert, sind die Berufungen von niederen Gerichten zu höheren, welche es dem Vermögenden erleichtern, den Ärmeren zu Grunde zu richten. Dieser Instanzenzug soll dienen, um die Verworrenheit der Gesetze und die Unfähigkeit der meisten Richter möglichst unschädlich zu machen; er hat aber durch das Widersprechende der Entscheidungen die Verworrenheit gemehrt und der Unfähigkeit der Richter durch Minderung ihrer Verantwortlichkeit wesentlichen Vorschub geleistet. Die Rechtsicherheit ward überdies wesentlich beeinträchtigt im Verhafte: der Wohlhabende kann in vielen Fällen durch Bürgschaft dem Verhafte entgehen, aber der Ärmere muss seine Freiheit entbehren, so lange bis die Untersuchung seine Schuldlosigkeit herausstellt. Ihm wird das Elend der Haft zugefügt und seiner Familie der Versorger entzogen, um eines Verdachtes willen; über eine Familie herbe Strafe verhängt, bevor die Strafwürdigkeit erwiesen ist. In der Untersuchung macht sich dieselbe Ungleichheit geltend: der Ärmere findet selten einen erfahrenen Anwalt; die Richter dagegen sind meistens so sehr daran gewöhnt, Alles und Jedes von den Anwälten fertig bereitet geliefert zu empfangen und zu träge, um über Dasjenige hinaus zu gehen, was ihrer Bequemlichkeit unterbreitet wird, dass der Ärmere in zweifelhaften Fällen fast immer verliert. Dazu kommt, dass die Richter den vornehmeren Kreisen angehören, deren Vorstellungen theilen, zu ihnen sich neigen, und dagegen den Verhältnissen der Ärmeren fern stehen, manche Vorurtheile wider dieselben hegen und mehr oder weniger unbewusst ihr Recht schmälern; abgesehen von Fällen der Bestechung, in denen der Reiche jedesmal ein Übergewicht hat. Dazu kommt noch, dass den Rechtsfragen der Wohlhabenden, lediglich weil sie grösere Beträge ausmachen, höhere Gerichte angewiesen sind, ihnen grösere Sachkenntniss und sorgfältigere Prüfung gewidmet wird. Die Rechtsfragen der Ärmeren dagegen, wenn sie auch grundsätzlich für das Rechtsleben ebenso wichtig sind und für das Lebensglück der Betroffenen von viel gröserem Belange, werden unteren Gerichten oder gar der Polizei zugewiesen, um zerrüttend langsam und kostspielig oder in dürftiger und eilfertiger Weise abgemacht zu werden. Die Polizeien entscheiden häufig in wenigen Stunden über Wohl und Wehe der Ärmeren, während den gleichen Fragen, wenn sie einen Wohlhabenden betreffen, um des Geldbelaufes willen, von hohen Gerichten eine

dreimonatliche Prüfung gewidmet wird, mit Innehaltung aller Formen, um der sorgfältigen Erwägung jede Möglichkeit zu bieten und gegen Übereilung, Einseitigkeit oder augenblickliche Befangenheit das Urtheil zu sichern.

Bei allen Völkern waltet noch die Ungleichheit der Standesgerichte: der Adel hat vielerwärts seine besonderen Gerichte; die Richter und Advokaten haben nur bei höheren Gerichten ihren Gerichtstand; der Krieger untersteht auch im Frieden besonderen Kriegsgerichten; Priester vielerwärts ihren Priestergerichten u. s. w., woraus entweder eine Rechtsverkümmerung für Andere entsteht, die nicht dem Stande angehörig, dennoch als Partei ihr Recht dort suchen sollen, oder eine beabsichtigte Verschärfung für den Standesgenossen: also in beiden Fällen wissentliche Rechtsungleichheit. In der Gegenwart macht sich das Bemühen geltend, diese Begünstigungen und Verschärfungen als Abweichungen von der Rechtsgleichheit nach beiden Seiten zu beschränken und schliesslich zu beseitigen. Damit wird aber keineswegs die völlige Rechtsgleichheit erreicht worden sein, denn es liegen noch viel grösere Ungleichheiten in der Eintheilung der Rechtsfragen nach ihrem Geldbelaufe, in der ungerechten Begünstigung der Vergehen Wohlhabender, in der unverhältnissmäsigen Bestrafung der roheren Verletzungen des Eigenthumes, in der Kostspieligkeit und Verschleppung des Rechtsverfahrens, der Einseitigkeit der Richter in ihrer Bildung und ihren Lebens-Gewohnheiten u. s. w., sämmtlich zum Nachtheile Derer, welche nicht Bildung und Güter genug besitzen, um jene Hemmungen der Rechtsuchung überwinden zu können. Es bedarf eingreifenderer Mittel zur Herstellung wirklicher Gleichheit in der Rechtsverwaltung, denn die Anwendung gleicher Formen auf alle Genossen ohne Unterschied führt geradezu zur Ungleichheit, indem sie die Verschiedenheit der Einzelnen an Bildung und Gütern unberücksichtigt lässt. Solchen Mitteln hat bereits die Erkenntniss sich zugewendet, so dass ihre stufenweise Herbeiführung nicht ausbleiben kann; sie bestehen in der

Vereinfachung der Gesetze und des Rechtsverfahrens;

Öffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtsverhandlungen;

Entscheidung der Thatfragen durch Sachverständige und nach dem Rechtsbewusstseine der Gegenwart;

Abmessung der Strafe nach den Verhältnissen der Verantwortlichkeit des Schuldigen.

Die Vereinfachung der Gesetze und des Rechtsverfahrens wird erstrebt durch Schaffung neuer Gesetzbücher, welche die leitenden Grundsätze feststellen, nach denen Streitfragen zu beurtheilen sind, und das Verfahren vorschreiben, welches zu beobachten ist, um die richtige Entscheidung herbeizuführen, mit den geringsten Nachtheilen für den Verband und dessen bezüglichen Genossen. In der Gegenwart bilden bei den meisten Völkern die Gesetze in ihrer Gesammtheit ein verworrenes, weitmaschiges Gewebe, hie und da aufgestellt, um Übelthäter zu fangen, welche den Verband verletzten oder einzelne Mitgenossen. Fast alle feineren Verletzungen schlüpfen hindurch, und wer die Lücken kennt, entzieht auch gröbere Vergehungen dem Fange; wer genau weiss wie weit die Gesetze reichen, umgeht sie ungestraft, und bei unabsehbarer Weitschweifigkeit in ihren Einzelnheiten sind sie überaus leicht und locker in ihren Grundzügen. Statt leitender Grundsätze enthalten sie eine Unzahl besonderer Vorschriften, die aber keineswegs alle Fälle begreifen, dabei gegenseitig sich ergänzen sollen oder aufheben, die sich bestätigen oder widersprechen und allerorts so nachlässig gefasst, dass sie den widersprechendsten Auslegungen Begründung gewähren können. Die Unfähigkeit der Rechtsuchenden, aus diesem Gewirre die günstigen Vorschriften und entscheidenden Gesichtspunkte zu ermitteln, auch die Trägheit vieler Richter, welche die Mühe der eigenen Untersuchung scheuen, hat zur Verwendung von Sachwaltern geführt, deren Kenntniss darauf sich beschränkt, die Gesetze zu benutzen mit allen ihren Lücken und Zweideutigkeiten, deren Thätigkeit vornehmlich darauf sich richtet, ihre Partei mit allen Mitteln einseitig zu vertreten und nicht zur Erforschung der sachlichen Rechtsfrage zu dienen, sondern durch Benutzung aller Stärken und Schwächen der Gesetze ihrem zahlenden Auftraggeber zum Siege zu verhelfen. Ihre Stellung erfordert nicht, dass sie vom Rechte der vertretenen Sache überzeugt seien, sondern es ist damit vereinbar, dass sie das schreiendste Unrecht vertheidigen, indem sie solches wider die eigene Überzeugung als gesetzmäsig darstellen und geltend machen; auch werden ihnen keine Grenzen in der Anwendung der Mängel der Gesetze oder bezüglich der Wahrheit ihrer Behauptungen vorgeschrieben. In Folge dessen sind ihre Bemühungen keine Erleichterungen sondern Erschwerungen des Rechtsverfahrens, indem sie den Richtern die Ermittlung der Wahrheit durch Verdunkelungen und selbst Lügen schwer machen, den Rechtsuchenden überdies die Erreichung ihres Zweckes vertheuern, weil ihr eigener Vor-

theil es erheischt, jede Rechtsache so viel wie möglich in die Länge zu ziehen, um ihre Bemühungen um so einträglicher zu machen. Das eingerissene Unwesen, welches den ganzen Stand der Advokaten in Verruf gebracht hat, wird durch die fortschreitende Vereinfachung der Gesetze und des Rechtsverfahrens sich mindern; denn der Einzelne wird alsdann um so eher im Stande sein, sein Recht zu erkennen und selbst zu befürworten, auch die Richter werden gezwungen sein, ihre Fähigkeiten höher zu entwickeln und ihre Kräfte stärker anzustrengen, um der grösseren Verantwortlichkeit durch gründliche und dabei rasche Ermittlung der Entscheidungen zu genügen.

Das eingreifendste Mittel besteht in der Vereinfachung der Gesetze, und dazu bedarf es: erstens einer neuen geregelten Abfassung; zweitens der Vorkehrung, dass jede Ergänzung oder Änderung an der bezüglichen Stelle des Gesetzbuches eingefügt werde, nicht als gesonderte Verordnung nebenher bestehe; drittens der durchgehenden Überarbeitung der Gesetzbücher, in regelmäsigen Zeitabständen von 10 oder 15 Jahren. Die Einfachheit des Rechtsverfahrens würde sich schon ergeben, wenn statt der endlosen Aufzählung von Vorschriften für die Einzelnfälle, die gemeingiltigen Grundsätze gegeben würden; wenn Schwurgerichte und Fachgerichte die Urtheile fällten ohne Berufung, also die erschwerenden und Zeit raubenden Instanzenzüge aufhörten und doch die Rechtsicherheit sich mehrte; wenn ferner an die Stelle der vergilbten Bücherweisheit das Rechtsbewusstsein der Gegenwart in den Gesetzen zum Ausdrucke gelangte, damit die Rechtskenntniss Aller dadurch gefördert werden könnte. Die herrschenden Gesetzbücher, selbst die neueren, wie z. B. der Code Napoléon, sind so abgefasst, als ob es darum sich handele, Diejenigen ohne Ehre, Rechtsbewusstsein und Ersparnisse thunlichst zu schützen, dagegen den Ehrlichen, Zutrauensvollen und Arbeitsamen in der Rechtsuchung zu hindern, ihm die Hilfe der Gerichte thunlichst zu verleiden und den Advokaten die Gelegenheit zu bieten, die Rechtsfragen zu verwirren, die Gerichte zu täuschen und ihre Auftraggeber zu rupfen. Wenn die Parteien würfelten um ihre Rechtsfrage, würden sie ebenso grose Rechtsicherheit geniessen, wie in den meisten Gerichten und Gesetzbüchern, die im Wesentlichen dem Redlichen geringe Hilfe bieten, desto mehr aber dem Unredlichen, dem alle Mängel der Gesetze und Gewohnheiten dienen. Im Güterrechte wie im Strafrechte wird eine Besserung nur erreicht werden können, wenn die Gesetzbücher

nicht von Advokaten für Advokaten gemacht werden, sondern durch das Volk für das Volk.

Die Öffentlichkeit und Mündlichkeit haben bei allen Völkern, welche derselben sich bedienen, so sehr ihre Vorzüglichkeit erwiesen, dass man dort um keinen Preis sie aufgeben mögte; aber andere Völker, bei denen sie noch nicht eingeführt sind, danach verlangen. Die Vortheile begünstigen nach allen Seiten: die Öffentlichkeit dient als Sittenwächter für die Richter und Parteien, indem sie den Einfluss der niederen, die Rechtfindung erschwerenden Mittel mindert; sie erleichtert die Ermittelung der Wahrheit, welche durch unmittelbare Anschauung der Sache und Parteien leichter gewonnen wird als im heimlichen Gerichtsverfahren, aus den durch Lügen und Täuschungen verworrenen Schriftstücken, weil im Gerichte die meisten Lügner erröthen oder sich scheuen, wogegen das Papier nicht erröthet und die geschriebene Lüge keine Scham kennt; sie dient zur Verhütung der Vergehen, indem Manche aus Scheu vor der öffentlichen Blosstellung unterlassen, was sie dem heimlichen Gerichtsverfahren gegenüber ungescheut ausüben. Die Mündlichkeit in Gegenwart beider Parteien erleichtert wesentlich die Ermittelung des Thatbestandes, indem sie den Rechtsuchenden gestattet sich gegenseitig in Verhör zu nehmen und dadurch in wenigen Minuten festzustellen, was im schriftlichen Verfahren nur durch langwieriges Forschen ermittelt werden kann, wenn es nicht gar durch gelungene Verdunkelungen der Anwälte den Richtern gänzlich entgeht. Die Mündlichkeit verhütet überdies Vergehen, indem fast Jeder der seines Rechtes nicht gewiss ist, sich scheut, dasselbe mündlich rechtfertigen zu wollen; wogegen er beim schriftlichen Verfahren sich sicher fühlt, wenn er einen geschickten Anwalt sich verschafft, der für ihn alle Hilfmittel des Unrechtes aufbieten kann und durch Geschicklichkeit die rechtlichen Mängel der Sache zu ergänzen vermag.

Die Entscheidung der Thatfragen durch Sachverständige und nach dem Rechtsbewusstseine der Gegenwart, geschieht am einfachsten durch Fachgerichte und Geschworene. Diese haben allenthalben wo sie eingeführt worden sind, so sehr sich bewährt, dass ihre Beibehaltung gesichert wird und dort wo sie noch mangeln, ihre Einführung erstrebt wird. Die Vortheile der Fachgerichte haben sich am auffälligsten erwiesen in den Handelsgerichten, aus Kaufleuten zusammengesetzt, welche, vermöge ihrer täglichen Erfahrung, zur genauen Kenntniss der einschläglichen Verhältnisse gelangt

sind und die Fähigkeit der Beschlussfassung erworben haben, so dass sie weit mehr als die Rechtsgelehrten im Stande sind, rasch und zutreffend einen Endscheid zu fällen. Das Gleiche findet sich bei den Gewerbgerichten, welche aus Erfahrenen zusammengesetzt, binnen einer Stunde zutreffend beurtheilen, was bei gelehrten Richtern Monate zu den Verhandlungen erfordert, die nur zu oft in irrigen Entscheidungen enden. Je vielseitiger überhaupt das Leben der Völker sich gestaltet, je seltener der Einzelne das Ganze zu überschauen vermag und deshalb gezwungen ist, auf ein Fach oder einen engen Kreis sich zu beschränken, desto stärker tritt das Ungenügen der gelehrten Richter hervor, deren Kenntniss in einseitiger und beschränkter Weise, vorwaltend auf starre Formen und wörtliche Auslegung mangelhafter Gesetze sich richtet. Die sachliche Erkenntniss der ihnen vorliegenden Fragen kommt dagegen nicht zur Geltung, weil ihnen die Fähigkeit des Urtheiles mangelt, ihnen auch die Mittel unbekannt sind, durch welche die Sachkenntniss Anderer in zweckdienlicher und ausreichender Weise zur Hilfe genommen werden könnte. Die gelehrten Richter wollen nämlich der Regel nach ihren Mangel an Sachkenntniss dadurch ausgleichen, dass sie je nach dem Fache, zu dem die vorliegende Angelegenheit gehört, Sachverständige zu Rathe ziehen, denen aber einzelne Fragen vorlegen, welche nach ihrem Ermessen besondere Fachkenntniss erfordern; sie glauben dann, auf Grund der empfangenen Antworten im Stande zu sein, einen Endscheid zu fassen. Diejenigen also, welche selbstbewusst die Sache nicht kennen, wollen demungeachtet selbst darüber bestimmen, was ihnen zu ihrer Erkenntniss mangele, und wenn, nach der Meinung des Unwissenden, seine Unwissenheit ergänzt worden ist, dann dünkt er sich befähigt, urtheilen zu können. Die richtige Entscheidung ist jedenfalls viel treffender zu erlangen, wenn Sachverständige nicht durch Beantwortung einzelner Fragen des Unwissenden mitwirken, sondern die ganze Frage untersuchen, und diese Gewissheit wird immer mehr dazu treiben, die Rechtsgelehrten auf ihr besonderes Fach zu beschränken, ihnen das Formelle und die wörtliche Gesetzauslegung zuzuweisen, dagegen das Sachliche der verschiedenen Streitfragen in voller Ausdehnung durch Fachkundige ermitteln und entscheiden zu lassen.

Die Zurückdrängung der einseitigen Gelehrten in ihr besonderes Fach wäre die Wiederherstellung des Rechtszustandes unserer Vorfahren, der altarischen Einrichtungen des gesunden Menschenverstandes, welche im

Mittelalter durch die römischen Gesetze überwuchert wurden, deren Ursprung in den heissen Ländern bei Alt-Egyptern und Semiten liegt, in deren Orakeln und Prophetenthume vor Jahrtausenden ausgebildet. Die arische Ureinrichtung prägt sich am deutlichsten aus in den alt-teutonischen Schwurgerichten, welche bei den Engländern als sächsisches Erbtheil sich erhalten haben, wenn auch durch das eingedrungene römische Recht der Normannen theilweise beschränkt. Aus England haben im 18. Jahrh. die Franzosen das Schwurgericht entnommen, aber aus Unkenntniss vielfach verstümmelt; von ihnen haben Westdeutsche es empfangen und beibehalten, ohne das Wesen des eigenen Volkes darin auszuprägen oder demgemäs auf die sächsischen Einrichtungen zurückzugehen und diese zu verbessern. Trotzdem steht die verstümmelte Gestalt des Schwurgerichtes viel höher als die römischen Gelehrten-Gerichte, um so viel wie der gesunde Verstand höher steht als dumpfes Gedächtnisswissen, Sachkenntniss höher steht als Formenkenntnis, und das Rechtsbewusstsein des Volkes höher als die wörtliche Auslegung verworrener Gesetze früherer Zeiten. Das Volksgericht ist das einzige und geeignetste Mittel zur Gestaltung und Fortbildung des herrschenden Rechtsbewusstseines, wie auch am besten geeignet, Jedem ohne Unterschied sein Recht zu sichern und am ehesten zu verschaffen. Es haften allerdings an demselben manche Mängel wie an jeder menschlichen Einrichtung, und bleibt es in seiner Anwendung zurück gegen die Erwartungen; allein im Vergleiche zu den römischen Gerichten hat es übermächtige Vorzüge und gestalten sich selbst manche anscheinende Mängel zu Vortheilen, wenn vom Standpunkte des täglichen Lebens oder der Menschheit geurtheilt wird, ohne Rücksicht auf gewohnt gewordene formelle Grundsätze. Namentlich lassen sich als Vorzüge bezeichnen:

a) dass es die Rechtskenntniss im Volke fördert, indem Jeder, welcher verpflichtet ist, als Geschworener das Recht zu verwalten, sich bemühen wird um Rechtskenntniss; ebenso jeder Andere, weil er genöthigt sein kann, vor jenem Gerichte zu erscheinen und sich selbst zu verantworten; auch die Zuhörer gewinnen an Einsicht, da vor Volksrichtern in gemein verständlicher Weise verhandelt werden muss;

b) dass es die Rechtssicherheit stärkt, indem es die Gewähr leistet, dass jede Streitsache lediglich nach ihren eigenen Verhältnissen beurtheilt und entschieden werde, nicht nach einem Systeme von

vorgefassten Meinungen, früheren Entscheidungen und hartnäckigen Vorsätzen für bestimmte religiöse oder politische Zwecke, wie es so oft bei ständigen Gerichten der Fall ist;

c) dass es dem Einzelnen Selbstvertrauen und Fähigkeit zum öffentlichen Leben verleiht, indem es ihn aus dem engen Kreise der Rechts-Vormundschaft hinausführt zur Rechtsverwaltung, durch Steigerung seiner Verantwortlichkeit sein Selbstgefühl hebt und ihm lehrt, seine Fähigkeiten zum Gemeinwohle anzuwenden, um dem Rechte zur Herrschaft zu verhelfen;

d) dass es grösere Rechtsicherheit gewährt, indem es die Sachkenntniss zur Herrschaft bringt, den Unschuldigen rechtfertigt, indem es den Schuldigen blosstellt, auch nahezu unmöglich macht, die Rechtsfrage zu verwirren durch Benutzung der Befangenheit des Gerichtes oder Vertuschung der Sache im Einverständnisse mit dem Richter, wie es bei ständigen Gerichten nur zu oft der Fall ist;

e) dass es rascher und zutreffender zur Entscheidung führt, da die waltende Sachkenntniss und die gegenseitige Ergänzung der Kundigen die Entscheidung so sehr erleichtern, dass sie in kürzester Frist und mit gröserer Wahrscheinlichkeit des Richtigseins gefällt werden kann;

f) dass es dem Rechtsbewusstseine des Volkes den vollen Ausdruck verleiht und dem gesunden Menschenverstande zur gröseren Herrschaft verhilft, also die Fortbildung des Rechtes und der Menschheit überhaupt weit stärker fördert als im bestehenden Rechtsverfahren;

g) dass Volksrichter weit öfterer Milde walten lassen, indem sie den sittlichen Gründen gröseres Gewicht einräumen; dass sie weit mehr zum Freisprechen in Zweifelsfällen geneigt sind, wogegen ständige Gerichte vorwaltend zur Verurtheilung Neigung haben, einen Ehrenpunkt daraus machen, Niemanden entschlüpfen zu lassen und es fast als Schande betrachten, vergeblich gearbeitet zu haben, wenn ihre Mühen mit einer Freisprechung enden sollen.

Die ständigen Gerichte leiden meistens unter Einseitigkeit und Verknöcherung; ihr Grundzug ist durchgehends die Verwechselung der Gesetze mit dem Rechte; sie erstreben eine starre Unveränderlichkeit in der stätig wechselnden Welt und wollen meistens die Fortbildung des Rechtes

nicht eher anerkennen, als bis es in geschriebenen Gesetzen seinen Ausdruck gefunden hat. Sie werden von Standes-Vorurtheilen und Rücksichten auf Fortkommen beherrscht, von vorgefassten Glaubens- oder Statsansichten beeinflusst, und haben, ohne ihre Pflicht zn verletzen, in den Formen des Gerichtsverfahrens, sowie den Lücken und Zweideutigkeiten der Gesetze, ausreichende Mittel in Händen, dem Unrechte zu helfen, ohne znr Verantwortung gezogen werden zu können. Wer eine Richterstelle bekleidet mag sein Lebelang das gröbste Unrecht thun, wenn er nnr die Formen nicht verletzt; er kann aus Unwissenheit hnnderte Male falsche Urtheile fällen znm Nachtheile Anderer; denn wenn das höhere Gericht sie aufhebt, wird er nicht zur Verantwortung gezogen nnd abgesetzt, nnd wenn die Beschädigten keine Berufung einlegen, müssen sie die Nachtheile tragen, ohne dass Abhilfe stattfindet. In Collegial-Gerichten ist jeder einzelne Richter gegen Verantwortlichkeit gesichert, obgleich er einzeln arbeitet und durch die anderen keineswegs ausreichend beaufsichtigt wird. Die Verschleppung der Streitsachen zn höheren Gerichten hat nicht allein grose Verlüste an Zeit und Geld znr Folge, sondern schmälert auch das Recht statt es zu sichern; denn es braucht eine ungerechte Regierung nur das höchste Gericht mit Männern von besonderen Vorurtheilen oder groser Gefügigkeit zu besetzen, um jederzeit durch Berufung an dasselbe ihren ungerechten Absichten gesetzliche Geltung zu verschaffen. Deshalb werden eben Schwurgerichte so sehr gescheut, weil sie nicht als Werkzeug der Gewalt verwendbar sind, nnd selbst wenn solches in einzelnen Fällen gelänge, beim stäten Wechsel der Geschworenen keine bleibende Benntzung zuliessen.

Die Schwurgerichte sind zu allen Rechtsfällen geeignet, indem es weder im Sachenrechte noch im Personenrechte Fragen geben kann, die nicht besser durch den stätig sich fortbildenden Verstand entschieden werden könnten, als nach veralteten und lückenhaften Gesetzen. Die Streitfragen über Verbrechen wider das Leben und die Ehre anderer Menschen bieten viel weniger Mannigfaltigkeit als diejenigen über Sachen, und jene würden ihrer Allgemeinheit wegen nnd des minderen Erfordernisses an Fachkenntniss noch eher sich eignen für gelehrte Gerichte als die Streitfragen über Güter. Dennoch glaubt man weit eher die groben Verbrechen den Schwurgerichten überlassen zu können als die Rechtsfragen über Sachen, lediglich weil in England diese Eintheilung herrscht. Diese entstand aber nur aus äusseren Gründen, nämlich wegen der gröseren Dringlichkeit der

Entscheidnngen über Sachen, welche nicht den Aufschub gestatteten bis zur vierteljährlich wiederkehrenden Versammlung der Geschworenen, und nur deshalb ständigen Gerichten zugewiesen wurden. Je mehr die Engländer aus dem Landleben der Sachsenzeit zum städtischen Leben übergingen, desto mehr häuften sich die Fälle, in denen das Verschieben der Rechtsentscheidungen unanwendbar war, und um so mehr musste durch ständige Gerichte Abhülfe geschaffen werden, wenn man nicht die Schwurgerichte öfterer als vierteljährlich versammeln wollte. Dieser lediglich äussere Grund ist aber jetzt nicht masgebend, vielmehr bedürfen die Rechtsfragen über Sachen noch weit mehr der Schwurgerichte als andere, und wie die Handelsgerichte, Gewerkgerichte u. a. erweisen, lassen sich ständige Sachgerichte schaffen, welche die Vortheile der Schwurgerichte besitzen, ohne aus 12 Richtern zu bestehen und ohne diese jedesmal zu wechseln und einzuschwören. Die Zahl 12 war vor Jahrtausenden eine heilige und ward deshalb so vielfach angewendet; für die Gegenwart fehlt diese Bedeutung, wie auch die des jedesmaligen Eidschwures. Es lassen sich für alle Fälle Gerichte aus Besitzern des gesunden Menschenverstandes schaffen, die alle Vortheile der Schwur- und Fachgerichte bieten, ohne jener bedeutunglosen Nebensachen zu bedürfen; nur der öftere Wechsel der Richter müsste bleiben, um das Rechtsverfahren lebendig zu erhalten.

Die neue Welt wird diese, in der Gegenwart stattfindende Bewegung zu ihren Zielen führen, indem sie für einfache Gesetze und deren Anwendung sorgt; die Rechtsgleichheit ausbildet durch Aufhebung aller Vergünstigungen oder Benachtheiligungen einzelner Klassen; für die Kenntniss der Gesetze sorgt durch Unterricht und leichte Zugänglichkeit der Einsichtnahme; und den Rechtsentscheidungen das Walten der Sachkenntniss und des herrschenden Rechtsbewusstseines sichert, durch die Anwendung von Volks- und Fachgerichten auf alle Rechtsfälle ohne Ausnahme.

Unabhängig von jenen Fragen wäre diejenige der Strafabmessung. Sobald es in besondern Fällen sich handelt um Güter-Entschädigungen, ist eine sachliche Grundlage der Abschätzung gegeben in den Gütern, so dass die Verschiedenheiten der bezüglichen Menschen ausser Frage bleiben. Wenn dagegen Entschädigungen für Verletzung der Ehre zu beurtheilen sind, kommen die Verhältnisse des Beschädigers und des Beschädigten wesentlich in Betracht und der Richter muss demgemäs verschieden

abmessen. Je tiefer der Beleidiger steht an Erkenntniss oder in allgemeiner Achtung, desto geringer ist der Schaden, den seine Zunge anrichten kann, also auch geringer die Entschädigung abzumessen; je höher der Beleidigte steht, also gröser der Schaden, welcher ihm zugefügt werden kann, desto höher muss die Entschädigung abgemessen werden. Die Gesetzgeber und Richter sind hierüber seltener in Zweifel als in denjenigen Fällen, wann der Verband (Gemeinde oder Stat) der Beleidigte ist: es wird nicht nach der Stellung des Beleidigers gesehen, um danach die Sühne abzumessen, sondern es wird jedes Vergehen für sich abgeschätzt und demgemäs die Entschädigung (Strafe) erkannt, ohne Rücksicht auf die Stellung. In dieser formellen Gleichheit liegt augenscheinlich grose Rechtsungleichheit: einmal in dem gleichen Strafmase für das ungleiche Mas der Beleidigung, welches in derselben Handlung liegt, je nachdem die Stellung des Beleidigers verschieden ist; zweitens in der ungleichen Wirkung, welche das gleiche Strafmas auf den Bestraften hat, je nach der Bedeutung, die er der Strafe beimisst. Die gleiche Geldstrafe für das gleiche Vergehen wird für den Armen ungerecht hoch sein, wenn sie für den Reichen gerecht abgemessen ist, denn die Beleidigung durch den Armen ist viel geringer als die vom Reichen, und dagegen derselbe Betrag ungleich drückender für ihn; sie wird auch auf den Reichen viel geringere Wirkung machen, denn sie ist so geringfügig im Verhältnisse zu seinen Geldmitteln, dass er ihre Wirkung nicht spürt, wogegen sie vielleicht ausreicht, um die Geldverhältnisse des Armen auf lange Zeit zu zerrütten. Das Umgekehrte ist der Fall mit Haftstrafen: den Reichen trifft jede Haft viel schwerer als den Armen, um so mehr wenn Letzterer unverheirathet ist; sie hat auch auf den Reichen viel grösere Wirkung, weil er groses Gewicht legen muss auf die Schande der Haft und die Einbuse an Vertrauen seiner Genossen. Bei den meisten Völkern hat man nach einer Vermittlung gestrebt, indem die Strafumwandlung gestattet ward, der Art, dass der Arme statt der unerschwinglichen Geldstrafe eine angemessene Haft wählen dürfe, oder der Reiche die Haftstrafe mit einer Geldbuse abkaufen könne; auf beiden Wegen eine Aushilfe, welche die Strafe in ihrer Bedeutung wie in ihrer Wirkung beeinträchtigt, also den Zweck opfert, um dem Beleidiger dienstfertig zu sein. Der zweckmäsigere Ausweg ist derjenige des französischen Gesetzes, Haftstrafen und Geldstrafen zu vereinen, weil dadurch bei gleichen Sätzen für gleiche Vergehen, den ungleichen Verhältnissen der Beleidiger genügt

wird: den Reichen trifft die Haftstrafe schwerer, je leichter ihm die Geldstrafe ist, und beim Armen ist es umgekehrt, so dass in beiden Fällen der eine Theil der Strafe durch den anderen seine Ergänzung empfängt, also Jedermann im nahezu gleichen Verhältnisse bestraft wird.

Über den Zweck der Strafen herrscht noch allgemein grose Verschiedenheit der Ansichten: in manchen Beziehungen tragen sie noch das Gepräge der Rache, herstammend aus den rückständigsten Verhältnissen, als der Verband die Rache übernahm für den verletzten Einzelnen; andere haben den Zweck der Sühne, hervor gegangen aus den ehemaligen Vorstellungen der Beleidigung höherer Wesen; manche gelten als Entschädigungen, die dem Verbande geleistet werden für erlittene Beschädigungen oder verursachte Mühen; andere werden eingerichtet, um den Genossen zur Abschreckung zu dienen; viele haben die Bestimmung dem Bestraften als Warnung für die Zukunft zu gelten; nur wenige sind dazu bestimmt den Bestraften zu bilden. Es liegt hierin die ganze Stufenfolge der Vorstellungen, von den rückständigsten Verhältnissen der Urzeit bis zu den vorgeschrittensten der Gegenwart: von der thierischen Rache an durch den Glauben ansteigend zu Nützlichkeit-Grundsätzen, und weiter durch sittliche Beweggründe zu den Absichten der Menschenliebe, die den Bestraften als Verirrten betrachtet und behandelt. In der Gegenwart herrschen noch alle Stufen neben einander: die Todesstrafe für den Mord gehört der untersten an, indem sie lediglich die Blutrache ist, deren Vollziehung der Stat in der Vorzeit übernommen hat von den Nachkommen des Ermordeten, um die Selbstrache abzuschneiden, welche sonst die beiden Familien ausgerottet hätte (§. 113); den Vorstellungen von der Sühne gehören die Kirchenbusen an, welche vornehmlich bei den Katholiken herrschen; zu den Entschädigungen des Verbandes sind die Geldstrafen und Prozesskosten zu rechnen, welche Demjenigen auferlegt werden, welcher Schaden anrichtete und Mühen verursachte durch Unfug oder die Gerichte bemühte, um sein Unrecht durchzuführen; zur Abschreckung Anderer werden die Prangerstrafen und öffentlichen Hinrichtungen verhängt; zur Warnung des Bestraften die körperliche Haft in enger Zelle, die Peinigungen durch Hunger, Hiebe und ungewohnte Arbeit; der beabsichtigten Bildung soll die in neuerer Zeit versuchte Einzelnhaft dienen, mit Hilfe der Arbeit und der Ermahnungen gläubiger Priester.

Wenn auch zu allen Zeiten die Genossen eines jeden Volkes den ver-

schiedenen Stufen der Bildung angehören, so liegt doch darin kein Grund, um die Strafen der verschiedenen Stufen beizubehalten; denn der Stat, das Volk in seiner Gesammtheit, soll der jezeitig höchsten Stufe gemäs verfahren, geleitet von den höchsten Absichten seiner Zeit. Unter allen benannten Weisen gehört aber lediglich der sittliche Beweggrund der Strafe der höchsten Stufe an, nämlich die Behandlung des Verletzers der Gesetze als Verirrten; alle übrigen Arten der Bestrafung sind rückständig und deshalb unrichtig. Wenn der Verband den Mord durch Enthauptung straft, so mag er die Blutrache als Grund anführen oder die Befreiung der Gemeinschaft von einem gefährlichen Mitgliede, welches durch die überschüssigen Geburten leicht und besser ersetzt wird, oder er mag die Abschreckung Anderer durch den schauderhaften Anblick bezwecken, so wird er unter allen Umständen einräumen müssen, dass das Vorhandensein des Mörders sein eigener Fehler sei, dass er den Mörder geschaffen habe durch Mangel an Unterricht oder Duldung der Verwilderung dieses und anderer Genossen und dass er im Mörder seine eigene Pflichtvergessenheit bestrafe, den Hingerichteten zum Märtyrer für das Verschulden des States mache. Sobald die Verbände diese Überzeugung gewinnen, werden sie sich verpflichtet erachten, am Mörder das vordem Versänmte nachzuholen, ihn nachträglich zur Erkenntniss zu führen und der Verwilderung zu entziehen, damit er ein nützliches Mitglied werden und den angerichteten Schaden thunlichst ersetzen könne. Sie werden aber alsdann inne werden, dass es viel leichter gewesen wäre, diesen Zweck in der Jugend des Menschen zu erreichen, und dass der Verband nicht allein der Menschenliebe, sondern auch dem eigenen Vortheile am ausgiebigsten und wohlfeilsten diente, wenn er der Jugend des Menschen grösere Sorgfalt widmete durch Unterricht und Abwehr der Verwilderung. In den Beweggründen eines jeden Mörders (abgesehen vom Kriege) lässt sich die Verwahrlosung des Verbandes nachweisen, auch zutreffend bezeichnen, durch welche einfache und pflichtmäsige Mittel der Verband die Entstehung der Absichten dieses Mörders hätte verhindern können. Die Kirchenstrafen als Sühne des beleidigten höchsten Wesens entspringen derselben rückständigen Vorstellung; denn, wie dort der Verband, wäre hier das höchste Wesen als Urgrund der zu sühnenden Sünde anzusehen, indem es die Sünde zuliess und den Menschen mit der Neigung zur Sünde erschuf, also wissentlich und willentlich die Ursachen vereinigt hätte, aus denen die Sünde entstehen musste. Es ist bis jetzt den Theolo-

gen der verschiedenen Bekenntnisse nicht gelungen, ihr höchstes Wesen von der Mitschuld an der Sünde frei zu machen, und deshalb haben sie auch kein Recht, den Sünder zur Sühne zu verpflichten Dem gegenüber, in welchem der Urgrund der Sünde gesucht werden müsste. Die Geldstrafen, welche als Ersatz angesehen werden für Beschädigungen und Mühen, gehören zum grösten Theile den rückständigsten Stufen an, denn nur diejenigen sind gerechtfertigt, welche unmittelbaren Ersatz leisten für Beschädigungen des öffentlichen Eigenthumes; alle übrigen welche verursachte Mühen ersetzen sollen sind unangemessen, weil diese Mühen zu den Pflichten der Beamten gehören und als solche ihnen vergütet werden im Gehalte; in der Form von Prozesskosten sind sie sogar eine Bestrafung der Unschuldigen, die in Unkenntniss der Gesetze die Entscheidung des Verbandes nachsuchen, welcher sie dazu verpflichtet hat, als er ihnen die Selbsthilfe verbot; diese Strafe ist eine deutliche Verkümmerung des Rechtes, auf welches jeder Genosse des Verbandes begründeten Anspruch hat. Der Stat zwingt seine Genossen in Streitfällen seine Entscheidung anzurufen und derselben sich zu unterwerfen; sobald sie es aber thun, bestraft er sie durch Prozesskosten, weil sie ihm Mühe machen; ähnlich dem türkischen Kadi, welcher in schwierigen Fällen dem Kläger wie dem Beklagten ohne Weiteres Hiebe auf die Fussolen geben liess, weil sie ihm Mühe machten, und beim Hinauswerfen ihnen die Anweisung gab, sich zu versöhnen und nicht wieder zu kommen. Die Strafen zum Zwecke der Abschreckung haben längst als verwerflich erkannt werden müssen: die Absicht wird verfehlt und der schauderhafte Anblick öffentlicher Quälerei durch Hiebe, Brandmark u. dergl. oder öffentlicher Hinrichtungen hat lediglich als Förderungmittel der Rohheit sich erwiesen, auch nebenher als die Ursache lebensgefährlicher Nervenstörungen in Gesunden, bei denen die Aufregung, in welche bevorstehende Hinrichtungen die umwohnende Bevölkerung versetzen, Krämpfe und Frühgeburten oftmals die Folge gewesen sind. Diejenigen auf welche zum Guten gewirkt werden sollte, wurden verschlechtert und Unschuldige wurden in ihrer Gesundheit gestört. Andere Strafen, welche als Warnung dienen sollen, können nur in so weit nützen, wie sie die Erkenntniss bereichern, ihm und Anderen einen Beweggrund geben, den sie künftig bei ihren Erwägungen mit in Anrechnung bringen, um so eher die Entscheidung nach der Seite des Guten zu lenken. Diese Wirkung tritt aber nur dann ein, wenn die Erwägung stark genug

ist, um den Ausschlag zu geben, wenn nämlich die Ursachen beseitigt werden, welche zu dem bestraften Vergehen übermächtige Veranlassung gaben, wie namentlich Unwissenheit und Noth; wenn aber deren Übermacht die gleiche bleibt, wird die Warnnng ohne Wirkung sein, weil sie ein zu geringes Gegengewicht bildet. Die Erfahrung lehrt z. B., dass Gefängnisstrafen selten denjenigen Dieb warnen, welchen Unwissenheit oder Noth zwangen; denn sie wirken nach seiner Entlassung im verstärkten Mase und treiben ihn aufs Neue zu Diebstählen, denen wiederum die Strafe folgt, durch deren stufenweise Verschärfung aber ebenso wenig der Zweck erreicht werden kann, weil Unwissenheit und Noth stärkere Beweggründe sind als alle Gefängnisstrafen. Der Gewohnheitdieb lernt die Gefängnissstrafe als eine der Misslichkeiten betrachten, denen sein Geschäft ausgesetzt ist und die ertragen werden müssen, wie der Seemann das Stranden oder der Kaufmann den Bankerott zu erdulden habe; jedes Geschäft werde von unglücklichen Zufällen betroffen, also auch das seinige. Die einzige Strafart, welche ihren Zweck erreichen kann, ist die vorgeschrittenste, auf Besserung gerichtete, denn sie verstopft die Quellen der Verirrung, sobald sie die Unwissenheit und Noth des Verirrten beseitigt; die Strafe wird in diesem Falle eine Wohlthat, aus welcher der Bestrafte seine sittliche Hebnng, seine Fortbildnng zu höheren Stufen erlangt, und der Verband erreicht dadnrch die Sicherstellung gegen Wiederholung der Verirrung. Die Besserung ist schwierig, denn sie soll am erhärteten Baume nachholen was an der zarten Jngendpflanze versäumt worden ist; allein die darauf verwendeten Mühen und Kosten sind jedenfalls menschlicher und einträglicher angewendet als anf den Bau und die Erhaltung der grosartigen Gefängnisse, in denen die Verirrten gleich wilden Thieren in Käfigen erhalten werden, in schlechter Gesellschaft, bei zerrüttender Lebensart und ohne weitere Anleitung zur Hebung der Unwissenheit nnd Noth, als durch einige unverständliche Lehren über die aussersinnliche Welt, von welcher der salbungvolle Lehrer ebenso wenig weiss wie der unwissende Schüler. Die Menschenliebe kann sich der Aufgabe nicht entziehen, jeden Verletzer der Gesetze als Verirrten anzusehen und zu behandeln, dafür zu sorgen, dass er die Quellen seiner Verirrung erkenne und verstopfe. Wenn sie in der Unkenntniss liegen, muss dieser abgeholfen werden, nicht durch allgemeine, theologische Redensarten, sondern durch sachliche Berücksichtigung eines jeden Falles; wenn dagegen die Noth zur Verletzung führte,

muss dieser abgeholfen werden durch Eröffnung von Arbeitwegen oder Bildung zu ergiebigen Arbeitzweigen.

Augenscheinlich kommen diese Hilfen, so schätzenswerth sie auch an sich sind, in vielen Fällen zu spät und in den übrigen Fällen mindestens unvortheilhaft spät; dem Verirrten wie auch dem Verbande wäre viel besser geholfen gewesen, wenn man ihm die Hilfen geleistet hätte, bevor er Verbrecher ward. Es wird bei hinzurichtenden Mördern gewöhnlich grose Mühe aufgewendet um sie zur Reue zu bringen, auch als schöne That gepriesen, wenn sie zerknirscht zum Tode gehen. Dennoch kommen die Hilfen zu spät, denn beide Menschenleben, welche verloren gegangen sind, hätten erspart werden können, wenn dem Mörder vorher die Vorstellungen beigebracht worden wären, welche erst nachher in der Zerknirschung sich ausprägen: er hätte den Mord unterlassen, die Menschheit wäre um zwei nützliche Mitglieder reicher und der Verband hätte die Bestrafung erspart. Auch die Mittel zur Hebung der Noth wären weit zweckmäsiger vorher angewendet, denn dadurch wäre dem Genossen das Verbrechen und dem Verbande die Strafe erspart worden. Es ist aber nicht möglich, im Voraus jeden Einzelnen zu erkennen, welcher späterhin Verbrecher werden könnte; dagegen lässt sich wissen, dass vorzugsweise aus den Unwissenden und Nothleidenden die Verbrecher hervor gehen, und dass, wenn man durch Lehre und Arbeit ihrer Entstehung vorbeugt, man jedenfalls die Zahl der Verbrechen mindert, also um so weniger hinterher zu bessern brauche. Das Vorbeugen ist überaus leicht im Vergleiche zur nachherigen Hilfe: die zweckmäsige Unterhaltung und Besserung eines Verbrechers im Gefängnisse kostet mehr Mühe und Geld als die Erziehung von 10 Kindern zu nützlichen und schuldfreien Menschen; ein Gefängniss für 100 Verbrecher kostet mehr als die Schulen für 1000 Kinder; es gelingt um 10 Mal leichter dem empfänglichen Kinderverstande eine begreifliche und nützliche Lehre einzupflanzen als einem verhärteten Verbrecher, und 100 Kinder sind leichter zur Arbeit anzulernen und anzuhalten als ein in Faulheit aufgewachsener Landstreicher. Dennoch suchen die meisten Statsverwaltungen weit eher ihren Stolz zu befriedigen in grosen, festen und zahlreich bevölkerten Gefängnissen, als in geräumigen, wohl eingerichteten und allgemein benutzten Schulen; sie lassen lieber das Unkraut üppig empor wachsen, um sich als Helden in der mühsamen Vertilgung zu erweisen, als dass sie durch zeitige Ausrottung der Keime und Besämung des

reinen Landes mit nützlicher Frucht, vorbeugend den doppelten Vortheil in leichterer Mühe und gröseren Erfolg herbeiführten.

Zur Beseitigung der Unwissenheit bedarf es des Jugend-Unterrichtes, gerichtet auf Erwerbung der Hilfkenntnisse, welche die Fortbildung des Menschen zu höheren Stufen fördern können, indem sie den in Schrift und Wort vorhandenen Bildungschatz der Menschheit zugänglich machen; und der Gesetzkenntniss, welche jeden Genossen befähigt im Voraus zu wissen was er thun und lassen darf, damit er es nicht erst hinterher erfahre zum eigenen Schaden und dem des Verbandes. Zur Beseitigung der Noth bedarf es der Erziehung zur nützlichen Arbeit, der Eröffnung aller Arbeitwege für Jedermann, der Schaffung nährender Arbeit und der Ausgleichung entstehender Nothstände durch Rath und Hilfe. Auch hierin kommt der Vortheil zu Statten, dass die Mühe und Anfwendung im Vorwege viel geringer und erfolgreicher sind als bei nachheriger Anwendung: die Erziehung zur nützlichen Arbeit in den Schulen würde sich zum grösten Theile bezahlt machen, viel leichter als in den Gefängnissen; mit dem späteren Unterrichte in Waffenübungen verbunden, würde sie Kosten des Unterhaltes ersparen, indem die Soldaten lernten ihre Kleider, Geräte, Speisen und andere Sachen des Verbrauches selbst anzufertigen oder auszubessern; an anderen Orten in ländlichen Bezirken würde sie höhere Kenntnisse des Ackerbaues und der Gartenzucht einpflanzen. Die Eröffnung der Arbeitwege für Jedermann bedürfte lediglich der Aufhebung aller Hindernisse, die der Stat selbst erschaffen hat und die er durch kostspielige und verderbliche Einrichtungen aufrecht erhält in den Vorrechten, die er einzelnen Theilen seiner Genossen auf Betreibung besonderer Berufszweige verliehen hat. Die Schaffung nützlicher Arbeit geschieht durch angemessene Förderung der Unternehmungen, welche aus sachlichen Gründen dem Verbande obliegen, wie: Landstrasen, Wasserverbindungen, Flussregelungen, Urbarmachung der wüsten Ländereien des States u. a. Ferner durch Aufhebung der gesetzlichen Hindernisse, welche den Unternehmungen neuer Arbeiten entgegen stehen, z. B. die Untheilbarkeit von Landbesitzen, das Erstgeburtrecht, das Besitzrecht unwissender oder eigensinniger Menschen an Flächen, die zur höheren Verwendung nothwendig sind; durch fortgesetzte Eintheilung des Statsgrundes zur Ansiedlung kleiner Besitzer, welche ihre Arbeit auf Erzielung höherer Erträge verwenden. Die Ausgleichung entstehender Nothstände hat theils zu geschehen in der bisher gebräuchlichen

Weise durch Unterstützung der Armen mittelst Lebensunterhalt, anderentheils aber durch Rath und Anleitung. Die Armen-Unterstützung verhält sich zu letzteren Mitteln in gleicher Weise wie die nachherige Besserung der Verbrecher zur vorherigen Belehrung der Unwissenden: die Armen-Unterstützung ist ein an sich untadelhaftes, aber meistens zu spät angewendetes Mittel, welches nur für den Augenblick den Folgen einer Ursache abhilft, die der Verband vorher leichter und bleibend hätte vernichten können. Die meisten Nothstände der Menschen sind Folge einer augenblicklichen Hilflosigkeit, der ein höher Gebildeter durch einfachen Rathschlag oder eine geringe Hilfe, in Befürwortung oder Anweisung des richtigen Weges, bleibend hätte abhelfen können; in Ermanglung dessen die Hilflosen der Verzweiflung verfallen und in Unkenntniss der richtigen Mittel, auf Irrwege gerathend, zu Grunde gehen. Die Staten erhalten, über die ganze Erde verbreitet, eine Anzahl Stellvertreter (Gesandte, Consuls u. a.), um ihren Angehörigen im Auslande Rath, Hilfe und Rechtsicherheit zu gewähren; aber im Inlande sorgen sie nicht im Mindesten dafür, denn Niemand ist verpflichtet, Rath- und Hilflosen die fehlende Kenntniss und Anleitung zu geben, wie es der Consul im Auslande thut, auch ist Niemand gehalten, das Recht eines Verletzten kostenfrei bei allen Gerichten zu vertreten. Die Verwaltungen glauben im Inlande nicht zu dem verpflichtet zu sein, was sie im Auslande willig übernehmen; sie hindern vielmehr durch ihre Gesetze und Beschränkungen, die Erlangung des Rathes, der Hilfe und Rechtsicherheit, durch Vertheuerung und Erschwerung mehren sie die Hilflosigkeit, welche zur Armut und zum Verbrechen führt. Die Nothwendigkeit und verhältnissmäsige Leichtigkeit der Hilfe ist bereits hie und da zur Erkenntniss gelangt und hat zu verschiedenen freiwilligen Aushilfen Veranlassung gegeben, namentlich zu

Arbeit-Nachweisung-Anstalten,
Friedenstiftung-Vereinen, und
Unterstützung-Gesellschaften,

von denen jede in ihrer Art den Verlegenheiten abzuhelfen sucht, welche geschaffen werden durch die Unfähigkeit der meisten Menschen zur Erkundung und Benutzung der vorhandenen Verhältnisse.

Die Anstalten zur Nachweisung von Arbeiten besorgen die Vermittlung zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern; sie helfen der Verlegenheit ab, in welcher Arbeitende sich befinden, wenn sie in grosen Städten

Arbeit suchen wollen, ohne zu wissen, welche Arbeitgeber vorhanden sind. Mit geringer Mühe werden darin grose Hilfen gewährt und Tausenden durch Nachweisung vorhandener Gelegenheiten zur Beschäftigung die Noth erspart, in welche Arbeitlosigkeit die Unvermögenden versetzt.

Die Vereine zur Friedenstiftung dienen zur Vorbeugung der Prozesse, welche bei der herrschenden Unzweckmäsigkeit des Rechtsverfahrens, die Schlingen sind, in denen Menschenliebe, Vertrauen, Glück und Wohlstand gefangen werden, wobei beide Parteien Verlüste erleiden, ohne dass Rechtsicherung daraus erwüchse. Jene Vereine leisten ebenfalls mit geringer Mühe grose Hilfe, indem sie den zerrüttenden Prozessen vorbeugen durch freiwillige Vermittlung, und da ihre Mitglieder weder durch veraltete und widersinnige Gesetze noch durch frühere Entscheidungen (Präcedenzfälle) verhindert werden, den gesunden Menschenverstand walten zu lassen: so bieten ihre Entscheidungen grösere Rechtsicherheit als die der Gelehrten-Gerichte. Da sie überdies an keine Formen gebunden sind: so erfolgen ihre Entscheidungen viel rascher, und da sie unter ihren Mitgliedern jederzeit solche haben, die in den vorkommenden Streitfragen ihre besondere Sachkenntniss zur Geltung bringen können: so sind ihre Ermittlungen kein blindes Umhertappen wie bei den Gelehrten-Gerichten, sondern sofort auf die entscheidenden Punkte gerichtet, nach denen sie rasch und sicher den Endscheid feststellen. Da ihr Verfahren überdies versöhnlicher wirkt, indem sie den Parteien im Leben nahestehen und keine Veranlassung haben in Selbstüberhebung ein orakelhaftes Ansehen sich zu geben: so dienen sie auch der Erhaltung des Friedens in weit höherem Mase als die Gerichte, in denen nur zu oft Unkenntniss und Trägheit das Verfahren lenken. Die Friedens-Vereine sind überdies von groser sittlicher Wirkung: den nahestehenden Mitbürgern gegenüber sucht Jedermann im besten Lichte zu erscheinen, und selbst der Streitsüchtige beruhigt sich, Männern gegenüber, mit denen er im täglichen Verkehre steht; den Gerichten gegenüber hat diese Rücksicht keine Geltung und die Zwietracht mit ihrem hämischen Gefolge drängt sich nicht allein hervor, sondern wird gepflegt und entwickelt durch die Länge des Prozesses und die befangene Rechthaberei der Advokaten: die Verhandlungen vor dem Vereine mildern und erheben den Menschen, wogegen sie vor den Gerichten ihn verhärten, ergrimmen und niederbeugen. Wenn auch solche Vereine keinen gesetzlichen Zwang ausüben können, sondern die Nachsuchung ihrer Vermittlung und die Ge-

lebung ihrer Endscheide nur freiwillig geschehen kann, so ist doch ihre Einwirkung gros und heilsam; sie können nicht jeden Prozess verhindern, aber ihre Zahl ansehnlich mindern, und ihre Vorzüge kommen namentlich den Unvermögenden zu Gute, deren Rechtsuchung die Einrichtungen der Gelehrten-Gerichte so feindlich und verderblich sind, dass fast jeder Prozess sie in Noth versetzt, sofern sie Geld und Ehre besitzen. Derartigen Friedensgerichten könnten die Priester der verschiedenen Glaubensverbände mit besonderem Erfolge sich widmen, da sie die geeigneten Kenntnisse und das gebürende Ansehen besitzen; es wäre ihnen ein Feld nützlicher Thätigkeit und angewendeter Menschenliebe eröffnet, wo sie bildend und beglückend wirken könnten, dem frischen Leben und der Gegenwart angehörig und erlöst aus der dumpfen Finsterniss der veralteten Theologie. Allein nur an entlegenen Orten dienen die Priester als Rathgeber und Friedenstifter; in einträglichen Pfarren werden sie durch das theologische Geschäft zu sehr in Anspruch genommen und dürfen die Gebüren nicht versäumen, um der ertragslosen Friedenstiftung sich zu widmen; sie können nicht als Friedenstifter dienen, bevor nicht die Zeit raubenden laufenden Geschäfte ihnen abgenommen werden und ihre Gemeinden sie auf die Lehrthätigkeit beschränken, neben der ihnen alsdann die nöthige Zeit und Kraft zu gemeinnützigen Zwecken verbleiben würde.

Die Unterstützung-Gesellschaften sind älteren Ursprunges, hatten aber in früheren Zeiten überwiegend ein kirchliches Gepräge. In neuerer Zeit sind die Zwecke geschieden worden und neben den Gesellschaften, welche auf trennende Glaubensgrundlagen vorwaltend Gewicht legen, giebt es solche, die lediglich das Menschliche pflegen und ihre Hilfe rein sachlich abmessen. Diese Hilfen werden vorwaltend gewährt durch Ausgleichung des Mangels, sei es dauernd oder nur in vorübergehenden Fällen; sie gestalten sich als Almosenspende in der Gestalt von Geld oder Kleidung, Nahrung, Wohnung, Heilung und Pflege. So löblich diese auch an sich sind, so leiden sie doch unter dem erheblichen Mangel, dass sie meistens zu spät kommen, indem sie vorhandene Noth auszugleichen suchen, statt dem Entstehen der Noth vorzubeugen. Das Bemühen steht jedenfalls höher als die Abspeisung mit theologischen Trostgründen, indem es werkthätige Hilfe leistet; allein es wendet vorwaltend dem Hinfälligen und in Rückbildung Absterbenden die Hilfe zu, welche in Anwendung auf das Heranwachsende, Fortbildende weit gröseren Erfolg hätte, indem es der nahen

Zukunft die nützlichen Genossen mehrte nnd der späteren Zuknnft die Hinfälligen ersparte. Namentlich gilt dieses von den allenthalben vorhandenen Stiftnngen für das hilflose Alter, gewöhnlich grosartig eingerichtet und wohl ausgestattet, nm in kostspieliger Weise hilflose alte Leute zu unterhalten, bis sie sterben. Die darin bethätigte Menschenliebe ist ebenso hoch zn schätzen wie jede andere; allein sie ist minder zweckmäsig angewendet, als wenn die gleichen Mittel getheilt worden wären zwischen den hilflosen Alten und der hilflosen Jugend; in der Art, dass die Alten möglichst sparsam hingehalten würden, weil jede Aufwendnng ertragslos dem Grabe verfällt, und der dadurch erlangte Überschuss auf die ertragsfähige Pflege der Jngend verwendet würde. Derartige Stiftungen geschehen gewöhnlich von alten Leuten oder solchen, die dem hilflosen Alter besondere Rücksicht widmen, weil dessen Noth auffälliger erscheint als die der verwilderten Jugend, deren Rohheit sich glücklich fühlt und deshalb nichts weiter zu bedürfen scheint. Aus diesem Grunde ist nicht daranf zu rechnen, dass solche Stifter ihr Wohlwollen ausschliesslich der hilflosen Jugend widmen sollten; allein eine Verbindung beider Zwecke mögte zu erreichen sein und auch sachlich passend sich gestalten lassen, da alte Leute und Kinder sich gegenseitig ergänzen, nnd ihr Zusammenleben in einer Anstalt das beiderseitige Wohlergehen fördern würde: die Leitung des gebildeten und milden Alters würde im erhöhten Grade wohlthätig wirken auf die hilfbedürftige Jugend und dem Alter das drückende Bewusstsein ersparen, nutzlos dahin zu leben.

Die alte Welt zeigt sich darin einseitig, dass sie fast alle Kräfte und Einrichtnngen auf die Ausgleichung entstandener Übel verwendet und zu wenig auf die Vorbeugung der entstehenden. Sie ist stolz auf ihre Armen-Anstalten, Krankenhäuser, Gefängnisse, verwendet auch darauf grose Beträge; dagegen legt sie weniger Gewicht auf Masnahmen zur Arbeitschaffung, welche der Armut vorbeugt; auf die Gesundheitpflege durch Eheförderung, Unterricht, Baugesetze, Städteerweiterung, Wasserversorgung, Entwässerung u. a., zur Verhinderung der Krankheiten; auf die Belehrung aller Menschen über die Sitten und Gesetze, so wie die Wohlthaten des Verbandes in dem sie leben, wodurch den meisten Gesetzverletzungen vorgebeugt würde, die in den Gefängnissen gesühnt werden sollen. Sie lässt die Übel entstehen nnd üppig emporwachsen und schreitet erst dann dawider ein, wann sie lästig werden: sie wendet meist vergeblich die härtesten

und kostspieligsten Mittel an, um kräftig entwickelte Übel auszurotten oder zu dämpfen, denen sie hätte durch leichte und wohlfeile Mittel im Entstehen vorbeugen können. Es herrscht vorwaltend die rückständige Auffassung des Verbandes, welcher noch immer seine Aufgabe darin erblickt, seinen Genossen zu wehren und entgegen zu treten, ihnen zu verbieten, sie zu bestrafen; im Übrigen nur wohlthätig zu sein dem Unglücklichen, ihm Almosen zu geben aus Barmherzigkeit, sobald das Bedürfniss schreiend oder lästig wird. Die ganze Auffassung ist roh, indem sie nur diejenigen Eindrücke als masgebend anerkennt, welche stark genug sind, um durch ihre Auffälligkeit sich einzuprägen, wie namentlich Bettelarmut, Alterschwäche, Krüppelhaftigkeit, widerliche Krankheit und grobe Verbrechen; nur solchen sucht sie abzuhelfen durch Almosen oder Strafen und glaubt darin allen Anforderungen genügt zu haben.

Diesen Irrthum überzeugend nachgewiesen zu haben, ist ein Verdienst der Gegenwart, welche dargelegt hat, dass Armut und Verbrechen nicht nothwendige Übel seien, sondern wandelbare, denen durch zweckmäsige Einrichtungen vorzubeugen sei. Es wird voraussichtlich eine der wichtigsten Aufgaben der neuen Welt sein, diese Überzeugung zu stärken, sie augenfällig zu begründen durch den Nachweis, dass Armut, Krankheit und Verbrechen allmälig abnehmen, wenn der Verband ihrer Entstehung vorbeugt durch Schaffung nützlicher Arbeit, durch Gesundheitpflege und zweckdienlichen Unterricht; dass es also Übel seien, nicht ausser der Menschheit begründet sondern in derselben, als Folge der rückständigen Erkenntniss der Leiter des Verbandes, welche nicht wissen, durch menschliche Fürsorge sie auszurotten.

So zeigt sich die gebildete Menschheit auf allen Lebenswegen geschäftig, den Einzelnen zur menschenwürdigen Stellung zu verhelfen. Das Bewusstsein, dass jeder Neugeborene ein Miterbe am Schatze der Menschheit sei, dämmert auf; es wird erkannt, dass er Ansprüche an seine Mitlebenden habe, denen sie verpflichtet sind zu genügen, nicht allein zu seinem Wohle, sondern auch zu dem der Gesammtheit. Sein berechtigter Anspruch auf Sicherung des Lebens im Kampfe um das Dasein, auf Steigerung seines Genusses durch lohnende Arbeit und auf Fortbildung seines Menschenwesens, wird mehr und mehr anerkannt und zu befriedigen gesucht; auch die Mittel dazu, welche bisher in zersplitterter und in weiter Zerstreuung angewendet wurden, fliessen zur Vereinigung, da dass die Allgemeinheit

zur Geltung kommt. Wie das Menschenrecht im Einzelnen zur größeren Anerkennung gelangt, so auch in den verschiedenen Völkern: es bildet sich die Überzeugung heraus, dass auch diese berechtigte Ansprüche besitzen, denen genügt werden muss, wenn die Menschheit im Bewusstseine ihrer Vorgeschrittenen ihre Pflicht erfüllt haben wolle. Jedes Volk hat durch sein Dasein einen berechtigten Anspruch auf dessen Forterhaltung, so lange es nicht zum überwiegenden Nachtheile der Menschheit desselben sich bedient; es hat Anspruch auf alle Genüsse, welche ihm durch seine Arbeit erreichbar sind; ihm gehört sein Antheil an dem Bildungschatze der Menschheit und das Recht in seiner Besonderheit sich fortzubilden, wenn diese dem Gemeinzwecke der Menschheit nicht widerstreitet. Es folgt daraus, dass kein Volk berechtigt sei, ein anderes zu unterjochen, es zu beschränken in seiner Ausbildung, zu zwingen seine Volksthümlichkeit aufzugeben, seine Sprache, Sitten, Glaubensansichten u. a. Andrerseits folgt aber auch, dass kein Volk berechtigt sei, dem Gemeinzwecke der Menschheit zu widerstreben, deren Fortbildung aufzuhalten, sei es, indem das Volk Wüsten und wilde Zustände verewigen wolle, welche durch andere Völker fortgebildet werden können, oder durch Räubereien, Brandstiftungen u. a. die Besiedlung des Landes hindern; denn in solchen Fällen ist ihre Vertreibung und Ausrottung ebenso berechtigt wie die der wilden Thiere. Jedes Volk der Erde hat bei aller Verschiedenheit der Bildungstufen das gleiche Recht, denn es bildet einen Zweig der Menschheit, auf gleicher Grundlage, aber durch Verschiedenheit der Verhältnisse in ungleicher Weise fortgebildet; die mindere Bildung darf ein rückständiges Volk ebenso wenig seiner Rechte verlustig machen wie die rückständigen Genossen der vorgeschrittenen Völker. Aus diesem Rechte folgen aber auch Pflichten, denn jedes Volk als Zweig der Menschheit ist den Zwecken derselben untergeordnet, es hat deren Fortbildung sein Leben, seine Arbeit zu widmen; verletzt es diese Pflichten, so verfällt es der Rückbildung, welche zum Untergange führt, sei es durch Aussterben oder Ausrottung. Es liegt z. B. kein Grund vor, um ein reiches, schönes Land wüste liegen zu lassen, weil die darauf wandernden, rückständigen Horden unfähig sind dasselbe zu bebauen. Die Menschheit bedarf der Früchte zu ihrer Fortbildung, und wenn die Urbewohner diesem höchsten Zwecke sich nicht unterordnen wollen, so sind vorgeschrittene Völker berechtigt, dasselbe in Besitz zu nehmen und in einträglichster Weise anzubauen; denn der Menschheit dient

es mehr, wenn hundert Vorgeschrittene von der Quadratmeile Land sich ernähren und fortbilden, als wenn ein rückständiger Jäger darauf verbleibt, der zu seinem dürftigen Unterhalte derselben Fläche bedarf und ihrer Urbarmachung sich widersetzt. Die Geschichte der Menschheit lehrt, dass zu allen Zeiten der Mensch hat zurückstehen müssen gegen die Fortbildung des Menschenwesens. Jener ergab den Rohstoff zur Fortbildung (§. 399) und war in sofern die nothwendige Grundlage, musste aber auch als Rohstoff dienen zum Verbrauche, der gerechtfertigt war, wenn die Fortbildung des Menschenwesens den Verbrauch erforderte.

Die Überzeugung von dem Rechte der Völker an dem Bildungschatze der Menschheit prägt sich am stärksten aus in dem Bemühen der Glaubensboten, welche den rückständigen Völkern die Lehren der Bibel, des Korans oder der Buddhaschriften verkünden. Möge auch Beschränktheit der Lehrer, namentlich der christlichen, den Zweck vielfach verfehlen, oder Heuchelei und Scheinheiligkeit den Bedürftigen des eigenen Volkes die Früchte seines Fleisses entziehen, um sie bei fremden Völkern zu vergeuden: so lässt sich doch nicht verkennen, dass im Missionwesen die Anerkennung der verschiedenen Völker als Zweige der Menschheit, ihre höchste Form erhält und dass der uneigennützige Glaubensbote, der opferfreudige Lehrer unter fremden rückständigen Völkern das höchste Streben des Menschen bethätigt (§. 396) und der Träger des höchsten Rechtes der Menschheit sei.

Im allgemeinen Menschenrechte haben wir den Gipfel unserer Welt zu erkennen, von welcher unsere Sinne im Stande sind Eindrücke zu empfangen, die unsere höheren Fähigkeiten zu Vorstellungen und Begriffen verwenden. Die Begrenzung des Menschenwesens lässt ihn nur einen Theil der Welt auffassen; die Verschiedenheit der örtlichen Lebensverhältnisse lenkte seine Fortbildung auf getrennte Bahnen; die unterschiedliche Begabung der Einzelnen führte sie in verschiedener Beschleunigung zu den höheren Stufen, auf denen, als höchstes Gebilde des menschlichen Verstandes, die Überzeugung erwuchs von der Zusammengehörigkeit der Menschheit und dem Alle umfassenden Menschenrechte. Der Mensch mogte auf allen Stufen irre geleitet werden von seinen Sinnen und seinem Gedächtnisse (§. 6) oder von seinem Verstande (§. 14), dennoch unter allen Schwierigkeiten der Heranbildung (§. 29) rang er empor zu jener höchsten Gestaltung der Welt. Er suchte den Gipfel auf dem Wege der

Gottesvorstellungen, steigerte seine Erkenntniss von den Übermächten des Thierreiches (§. 33) durch eine Stufenreihe von Gottesvorstellungen (§. 61) zum Gottesbegriffe, um darin das All zu vereinen. Sein Verstand als Einbildung drang vor in die aussersinnliche Welt (§. 62), bevölkerte sie mit Gestalten (§. 82) und suchte durch Verbindung mit ihnen die Welt seiner Vorstellungen zu ergänzen, der Menschheit höheren Einfluss auf die Geschicke der Welt zu verschaffen. Er erhob das Menschenwesen in seinen Vorstellungen zur Unsterblichkeit (§. 88), indem er die Zusammengehörigkeit aller auf einander folgenden Menschen in ihrem gemeinschaftlichen Fortleben als Seelen (§. 92) zu gestalten suchte und darin das Recht der Menschheit ausprägte. Ihm ward das Menschenwesen die Grundlage der Erkenntniss von gut und böse (§. 111); von den rückständigsten Stufen des Thierrechtes, bildete er seine Vorstellungen fort zum Verbandesrechte, Völkerrechte und Menschenrechte (§. 118) und scheute nicht zurück vor einer vollständigen Weltspaltung (§. 120) in seinen Gedanken, um die Zwecke der Menschheit als gute Seite der Welt, den rückständigen Gestaltungen als böse Seite gegenüber zu stellen.

Es ward ihm Pflicht die Menschheit mit der übrigen Welt in Einklang zu setzen, mit den übermächtigen Wesen (§. 121) wie auch unter sich (§. 127) und das Urtheil seines Verstandes als Gewissen (§. 134) war sein Wegweiser auf den Bahnen des Strebens. Die Zusammengehörigkeit der Menschheit erkannte er an in seinen Vorstellungen über Lohn und Strafe (§. 139), als welche er allgemeinen Segen wie allgemeine Übel deutete, und das Menschenrecht suchte er in wandelbaren Gesetzen auszuprägen (§. 153). Die Menschheit vereinte er in seinen Hoffnungen auf einen Erlöser (§. 172) und ihr Recht gestaltete er als Anspruch auf Erlangung der vorgesetzten Lebensziele (§. 173). Im Christenthume suchte er Beides in allgemeinen Glaubenssätzen und Geboten durch Kirchenversammlungen (§. 189) zum Ausdrucke und zur Anerkennung zu bringen; die ganze Menschheit sollte im Christenthume vereint sein und gleiche Rechte besitzen, die der Papst zu Rom als Alleinherrscher über die Menschheit verwalten wollte (§. 201). Das Streben der Menschheit führte in der Wissenschaft (§. 224) zu weiteren Gestalten, zur Anerkennung der Menschheit und ihrer Rechte, zum Zurückdrängen der aussersinnlichen Welt (§. 238), um in der Sinnenwelt die Grundlagen zu erforschen. Der Mensch widmete sich den Naturwissenschaften (§. 244), suchte die Ordnung

der Welt zu erkennen (§. 255) und erhob die Wissenschaft an die Stelle der Theologie (§. 267) um den Glanben durch das Wissen zu ersetzen (§. 277).

Nicht länger in den weiten Gebieten des Aussersinnlichen, sondern in den Verhältnissen der Menschen zu einander, wurden die Grundlagen ihrer Zusammengehörigkeit und ihres gemeinsamen Rechtes erkannt: in den Verhältnissen der Liebe und Ehe (§. 281 u. f.) und in der Verjüngung der Menschheit durch den Nachwuchs (§. 319); in den Einrichtungen zum Leben im Verbande (§. 321 u. f.), den Rechten des States und seiner Genossen, den Eigenthumsverhältnissen und deren Regelung (§. 350 u. f.). Es wurden die Grundzüge des Lebens der gesammten Menschheit erkannt in ihrer Heranbildung der Zahl (§. 364) und der Fortbildung des Menschenwesens (§. 370) wirksam im Kampfe um das Dasein (§. 371), dem Streben nach Steigerung des Genusses (§. 382) und dem Streben nach höherer Bildung (§. 389); alle Strömungen in Fortbildung und Rückbildung neben einander verlaufend (§. 397), aber aus aller Zweiseitigkeit (§. 410) eine allmälige Fortbildung des Menschenwesens zu höheren Stufen erwachsend, eine langsame Ansammlung des Schatzes an Bildung und Gütern, dessen die Menschheit der Gegenwart sich erfreut.

Die Vorstellung von der Zusammengehörigkeit der Menschen war überdies erwachsen ans der Frage nach der Entstehnng der Menschheit (§. 411) und das Menschenrecht ans den Ansichten der Denker und Forscher über die Entstehung der Welt (§. 417), welche die Welt erkannten als Reihenfolge steigender Entwicklung (§. 427), deren Gipfel der Mensch sei (§. 438) und Träger des höchsten Rechtes. Seine Kräfte sind die Blüten der Erde (§. 442) und sein Wille gestaltet das höchste Gesetz (§. 444); alle Bezüge sind lediglich durch Klugheit zu leiten (§. 447), deren höchste Anwendung seine Freiheit ist (§. 449) gerichtet auf die Menschheit und ihre Zwecke, um auf diesem Wege das Glück des Einzelnen zn begründen im Streben für das Menschenwohl (§. 456).

Die Vergangenheit lässt auf den verschiedenen Bahnen den ferneren Verlauf der Menschheit im Vorausblicke erkennen, zeigt ihre Richtung und Mittel (§. 465) und die fernhin liegenden Ziele der neuen Welt (§. 466): wie immer mehr die Zusammengehörigkeit der Menschheit sie zur Vereinigung drängt (§. 471) und wie in der neuen Welt das Menschenrecht znm höchsten Ausdrucke gelangen wird in der Ehe (§. 468), im State (§. 469),

in der Würde der Arbeit (§. 470) und der Geltung des Einzelnen sowie der verschiedenen Völker (§. 473). Die Menschheit bei aller Verschiedenheit im Einzelnen, dennoch gleich im Rechte und zusammengehörig in ihrem Leben und ihren Zwecken. Die erweiterte Anerkennung und Durchführung dieser beiden Ergebnisse sind die Ziele der Fortbildung der Menschheit und damit auch diejenigen unserer Welt.

Damit wäre der vorliegende Versuch beendet, in der Geschichte der Menschheit den Verlauf ihrer Entwicklung und die stufenweise Fortbildung ihrer Erkenntniss nachzuweisen; auch auf Grund dessen versprochenermasen (§. 28) zu zeigen, dass der Mensch höher stehe als er dachte, besser sei als er glaubte und glücklicher als er meinte. Es ist erwiesen worden:

dass das Menschenwesen die höchste Gestaltung unserer Welt sei, nicht als zitternder Sklave einem unerforschlichen Willen gegenüber stehend, sondern als Blüte und Selbstbewusstsein der Erde, der Oberherr ihrer übrigen rückständigen Bildungen: der Mensch steht also höher als er dachte;

dass der Mensch nicht böse sei in seinem Wesen, sondern nur irrend in der Erkenntniss seines Verhältnisses zur übrigen Welt, dass es nicht einer unerforschlichen Gnade, sondern der zunehmenden Erkenntniss bedürfe, um ihn vom Bösen zu befreien, von Allem was die Vorgeschrittenen als das Rückständige des menschlichen Lebens bezeichnen: der Mensch ist also besser als er dachte;

dass die Menschen nicht zum Leide geboren seien, sondern durchgehends ein glückliches Erdenleben führen, in einer Abwechslung von Freude und Leid, deren es bedarf zum Glücke und zur Fortbildung der Erkenntniss; dass auch das Glück des Einzelnen abhange von seinem Bemühen, mit der übrigen Welt in Einklang sich zu setzen: der Mensch ist also glücklicher als er meinte.

Mögen diese Überzeugungen durch zunehmende Erkenntniss immer mehr zur Herrschaft gelangen und die Menschheit im Gefühle ihrer Zusammengehörigkeit, durch gleiches Recht einem Jeglichen das höhere Mas des Glückes bereiten, welches er als Miterbe der Menschheit verlangen darf!

Schlussfolgerungen.

§. 474.

Die Welt ist Selbstbildung.

Wir erblicken die Welt in unausgesetzter Bewegung, ihre Gestaltungen wechselnd, aber die vorhandenen Formen wiederholend, so sehr gleichartig und gleichmäsig, dass wir dieses in Gesetze zu fassen vermögen. Als Ursache einer jeden Bewegung ergiebt sich eine andere vorher gegangene und jede Wirkung zeigt sich wiederum als Ursache einer nachfolgenden Bewegung. Dem zufolge muss jede Gestaltung als eine zeitweilige Form der allgemeinen Weltbildung gelten, als ein Glied der endlosen Kette von Bewegungformen der Welt.

Der Grund alles Wechsels lässt sich erkennen als in den Gestaltungen liegend, in ihren Beziehungen zu einander, welche wir gewohnt sind als Kräfte zu bezeichnen, und deren Gleichmäsigkeit der Wirkungen wir als Gesetze ausprägen. Es liegt deshalb keine Nothwendigkeit vor, den Urgrund ausserhalb der Gestaltungen zu suchen, und alle desfallsigen Versuche werden erkannt als hervorgegangen aus dem Mangel an Erkenntniss der Welt und ihrer inneren Bezüge. Nur in Folge der Unkenntniss vom Grundzuge der Welt, suchte der Mensch die Ursachen ausserhalb derselben und, sein eigenes Wesen zum Masstabe nehmend, seine Unabhängigkeit von den Gestaltungen seiner Hände, deutete er die Welt als Schöpfung eines von ihr unabhängigen Wesens. Je rückständiger die Erkenntniss, desto weiter greifend, schwankender und unerforschlicher ward das Wirken des Schöpfers gedacht; je weiter die Erkenntniss fortschritt, desto mehr gestalteten sich die empfangenen Eindrücke als gesetzmäsige Vorgänge und um so enger ward der Bereich, den man der Willkür des Schöpfers

einräumte; in der Gegenwart ist in der Erkenntniss der Denker jede Deutung auf Willkür geschwunden, und es ist kein Anlass verblieben zur Annahme eines menschenähnlich schwankenden, ausserhalb der Welt stehenden Willens, als Geist gedacht.

Die unausgesetzte Selbstbildung der Welt erweist sich nicht als eine kreisläufige Umbildung, sondern als spiralige Fortbildung, als ein allmäliges Vorrücken zu höheren Gestaltungen. Am augenfälligsten erweist sich dieses in der Menschheit, der höchsten uns bekannten Gestaltung der Welt: sie hat nachweisbar von den rückständigsten Stufen der Bildung, die an und auch innerhalb der Grenzen des Thierwesens liegen, sich fortgebildet bis zu den höchsten Stufen der Gegenwart; sie hat einen Schatz an Bildung und Gütern angesammelt, den sie als Errungenschaft des eigenen Lebens ansehen darf. Auf den tieferen Stufen der Gestaltungen zeigen sich Spuren der im Laufe ungemessener Zeiten stattgehabten Fortbildungen: für die rückständigsten Stufen der anfänglichen Bildung der Erde erweist sich, als wahrscheinlichste aller Erklärungen, die allmälige Ballung der Erde aus unorganischen Stoffen, die im Weltenraume schwebten; so dass, von dieser Urgestaltung der Welt bis zu den jetzigen Gestaltungen der Erde, eine Kettenreihe von Fortbildungen angenommen werden muss, weil eine kreisläufige Umbildung nichts Anderes hätte ergeben können als einen Ball von unorganischen Stoffen.

Die Selbstbildung der Welt ergiebt sich demnach daraus:

dass die Welt erweislich den Grund ihrer Gestaltungen in sich trägt, den der Verstand des Menschen als Kräfte und Gesetze sich verdeutlicht;

dass sie in den rückständigsten (unorganischen) Gestaltungen der Urzeit, wie auch in der vorgeschrittensten Gestaltung der Neuzeit (der Menschheit) als eine Fortbildung sich erweist, welche demnach auch den zwischenliegenden Stufen zum Zwecke liegen muss.

Beides ist ausreichend zur Erklärung des Entstehens der zahllosen Verschiedenheiten der Gestaltungen aus den in der Welt liegenden Ursachen.

§. 475.

Die Welt ist im Einzelnen gleichzeitig fortbildend und rückbildend.

Die zeitweiligen Formen der einzelnen Gestaltungen, welche wir ge-

wohnt sind auf den vorgeschrittenen Stufen des Pflanzen- und Thierreiches als Leben zu bezeichnen, erscheinen uns jede als eine unausgesetzte Folge von Umbildungen (Lebensäusserungen), in denen ein fortbildendes Entstehen und ein rückbildendes Vergehen sich unterscheiden lässt. Jedes Einzelnwesen entsteht aus kleinsten Anfängen, wächst heran zur Gipfelhöhe seines Lebens und schwindet darauf rückläufig bis zum kleinsten Ende; in mehr oder minder gestreckten Bahnen aus dem Unorganischen aufsteigend und in dasselbe zurück sinkend.

Derselbe Vorgang wiederholt sich in der Ausbildung des Menschenwesens: aus dem kleinsten Eie wächst die Gestaltung heran zum athmenden Menschen, vom Säuglinge zum ausgewachsenen Mehrungfähigen, vom unbewussten Kinde zum selbstbewussten Menschen, der auf der Gipfelhöhe seines Lebens seine Fähigkeiten in ihrer höchsten Bildung offenbart. Darauf folgt der absteigende Theil des Lebens: die Fähigkeiten fallen der Rückbildung anheim und sinken zuletzt herab zum Unbewusstseine des Kindes, zum Tode und der Auflösung des Wesens in seine unorganischen Bestandtheile. Das Gleiche findet statt in der Grundform jedes Menschen, der Zelle: sie entsteht aus kleinsten Anfängen, wächst heran und bildet sich fort in ihrem Sonderleben bis zur Gipfelhöhe, verfällt alsdann der Rückbildung und kehrt zurück in das Urmeer des Lebens, das Unorganische. Auch im Leben der Familien, Stämme und Völker wiederholen sich Fortbildung und Rückbildung, Aufsteigen zur Lebenshöhe und Absteigen zum Untergange. Nur das Leben der Menschheit als Ganzes offenbart sich bis jetzt nur als Fortbildung, d. h. wir sehen dasselbe, ungeachtet der wechselvollen Fortbildung und Rückbildung der einzelnen Völker und Menschen, im Aufsteigen des Lebens; wir vermögen, bei der Unbegrenztheit der menschlichen Fähigkeit zur Fortbildung, keinen Gipfelpunkt zu erkennen, auf welchem die Rückbildung eintreten müsste.

Dieses fort- und rückbildende Leben im Einzelnen ist aber kein vergebliches oder ertragsloses Leben gewesen, kein endloser Rundlauf in gleichen Bahnen, so dass jene beiden Hälften sich ergänzt hätten gleich den Hälften eines Kreises, einerseits vom Ausgangspunkte fortbildend und hinausführend, und andererseits rückbildend wiederum heimführend; sondern jeder Lauf hat durchgehends einen Überschuss der Fortbildung über die Rückbildung ergeben, woraus allmälig Schätze sich ansammeln konnten. Alle in- und ausserhalb der Menschheit vorhandenen organischen

Wesen des Pflanzen- und Thierreiches sind demnach als Erzeugnisse des Lebens der Erde zu betrachten, als die Überschüsse, welche ihre Fortbildung über die gleichzeitige Rückbildung ergab. Besonders in der Menschheit sind die Schätze an Bildung und Gütern, deren die Lebenden sich erfreuen, die Erzeugnisse des Lebens der Menschheit, die Früchte des Lebens unserer Vorfahren, als Überschüsse der Fortbildung über die Rückbildung angesammelt, vererbt und gemehrt bis zur jetzigen Höhe.

§. 476.

Die Welt ist einheitlich und unendlich.

So weit der Mensch die Vorgänge der Welt zu erkennen vermag, zeigt sich ihm eine endlose Folge von Umbildungen, welche in so festem und gleichbleibendem Zusammenhange mit einander stehen, dass sie nur als Einheit vorhanden sein können, wenn auch in einer Flucht unzähliger Erscheinungen auf uns wirkend. Es ist nicht möglich, irgend eine der zeitweiligen, vorüber fliegenden Gestaltungen aus dem Zusammenhange zu lösen, um sie als Geschiedenes festzuhalten. Alle desfallsigen Bemühungen des Menschen, durch welche er sich Vorstellungen und Begriffe schafft, sind nur scheinbar gelungen; denn der Mensch, durch die Mängel seiner Sinne verleitet, fasst nur die innerhalb der Grenzen seiner Sinne fallenden Bewegungen auf, löst diese in Gedanken aus der rastlosen Flucht heraus und unterzieht sie der Thätigkeit seines Verstandes. Die Beschränkung seines Wesens macht diese Art der Auffassung nothwendig: er kann die Welt nur erkennen dadurch, dass er Einzelnheiten in Gedanken abgrenzt, um geschiedene Vorstellungen zu gewinnen, aus denen er wiederum Vorwaltendes und Gemeinsames in Gedanken ausscheidet, um Begriffe zu bilden. Diese Denkvorgänge sind aber lediglich Erzeugnisse seines Eigenwesens, nothwendig an sich, aber nicht die Grundlagen der Aussenwelt, sondern nur die der Innenwelt des Menschen, Hilfen deren er sich bedient und aus sich selbst schafft, um die Welt zu verstehen.

Zu diesen Hilfen gehören vornehmlich seine Begriffe, bezüglich Zeiten und Räume. Die einzelnen Eindrücke, welche er von seiner Aussenwelt empfängt, werden durch die verschiedene Auflösung des zurück geworfenen Lichtes, in seinen Augen zu farbigen Bildern, welche nach seinem Gehirne fortgepflanzt, dem Gedächtnisse als geschiedene Formen sich ein-

prägen. Die Erstreckung dieser gehegten Bilder benennt er als Räume der daraus gemuthmasten Gegenstände seiner Aussenwelt, und indem er sie vergleicht mit der gleichmasigen Erstreckung anderer Gegenstände (Längenmase), giebt er den einzelnen Räumen eine Bezeichnung; er denkt sich auch das Gleichartige seiner Geschiedenheiten als eine allgemeine Eigenschaft seiner Aussenwelt, als Raum. In gleicher Weise denkt er sich die Zeit, indem er, unterstützt durch die Mängel seiner Sinne, einzelne Eindrücke aus der unendlichen Bewegungfolge abscheidet und ihre Dauer als Zeit auffasst, sie auch durch Vergleichung mit anderen gleichmasigen Bewegungen mit Bezeichnungen belegt, und das Gleichartige seiner Geschiedenheiten zusammenfasst als allgemeine Eigenschaft seiner Aussenwelt, als Zeit.

Ausserhalb seiner Gedanken giebt es aber weder Raum noch Zeit: alle seine gedachten Räume grenzen unmittelbar an einander, so dass sie zusammen eine unabsehbare Erstreckung bilden, nicht einen Gesammtraum, sondern eine Raumlosigkeit; alle seine gedachten Zeiten ebenso, indem sie eine unermessliche Folge von Bewegungen bilden, nicht eine Gesammtzeit, sondern eine Zeitlosigkeit (Ewigkeit). Die Scheidung in Raum und Zeit liegt nur in seinen Gedanken begründet, ist lediglich die Geschiedenheit der Eindrücke, welche er neben und nacheinander auffasste; die wiederum ihren Grund hatte in den Mängeln seines Wesens, welche es verhindern, das Bild eines Gegenstandes und gleichzeitig auch seine Bewegung aufzufassen; einen Gedanken kann er nur aus einem dauernden Eindrucke hervorbringen, dessen Dauer er dadurch herstellt, dass er während dem die Eindrücke der Bewegung zurück weist. Die Scheidung ist eine absichtliche und zur Auffassung der Eindrücke nothwendige, aber lediglich ein Vorgang der Innenwelt des Menschen; sie ist nicht vorhanden in der Aussenwelt, welche vielmehr gleichzeitig beiderlei Eindrücke auf den Menschen macht, als Ausflüsse ihrer Einheit.

In gleicher Weise sind die anderen Scheidungen des Menschen nur sein Werk: was er unterscheidet als Sein und Bewegung, bezeichnet er auch als Stoff und Kraft oder Welt und Geist, in allen nur die Geschiedenheit der empfangenen Eindrücke durch Namen unterscheidend. Was er als Raum auffasste und durch Vergleichung mit anderen Raumerfüllungen mas oder wog, um das Verhalten zu erkennen, bezeichnet er auch als Sein oder Stoff oder Welt, und unterscheidet es von den anderen Ein-

drücken, welche er Bewegung, Kraft oder Geist nennt; lediglich weil er die beiderartigen Eindrücke nicht zusammen aufzufassen vermag, wiewol sie gleichzeitig auf ihn gemacht werden. Der Mensch muss, seinem beschränkten Wesen nach, jeden Eindruck von anderen scheiden, um ihn auffassen, sich einprägen und durch seinen Verstand zu Vorstellungen und Begriffen führen zu können. Er mag aber seine Eindrücke noch so vielfältig scheiden, danach gestaltet sich nur seine Innenwelt, nicht die Aussenwelt, welche in ihrer Einheit und Unendlichkeit besteht, wenn auch der Mensch ihre zahllosen Einwirkungen auf ihn als unterscheidbare Gestaltungen seiner sinnlichen und aussersinnlichen Welt sich denkt.

§. 477.

Die Erde ist unsere Welt.

Für uns Menschen ist die Erde die Welt; denn wenn auch die übrigen Sterne als Weltkörper die Erde vielfach übertreffen, so ist doch ihre Einwirkung geringfügig im Vergleiche zu den Einflüssen der Erde auf uns. Nur die Sonne waltet so sehr im Leben der Erde, also auch des Menschen, dass sie als Ursache aufgefasst werden muss; allein ihre Wirkung wird uns in den Haupt-Bezügen nur merkbar und verständlich durch die Erde, so dass diese, wenn auch von der Sonne beeinflusst und ihr dienend, als unsere Welt bezeichnet werden darf.

Der Erde entstammen wir: aus Erde baut sich unser Wesen auf und zur Erde kehrt es wieder zurück, nachdem der zeitweilige Lebenslauf des Einzelnen beendet und in uns liegt nichts, was nicht auf die Erde zurück geführt werden könnte und müsste. Die einfachen Stoffe der Erde gehen Verbindungen ein, welche in unserem Wesen als Salze, Kalke, Wasser u. a. in unorganischen Gestaltungen walten; sie verbinden sich im Pflanzenreiche zu Stärke, Säuren, Zuckern und Fetten, die in unser Wesen übergehen und in demselben sich vorfinden; sie gelangen im Thierreiche zur Gestaltung als Eiweiss, Fleischstoff, Nervenstoffe u. a., die im Menschen zur höchsten Form gelangen. Das sogenannte Leibliche ist aufgebaut aus den einfachen Stoffen der Erde und ihren vorhergegangenen Verbindungen; es lassen sich erkennen und ausscheiden: Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff, Kole, Kalk, Phosphor, Chlor, Natron, Kali, Eisen u. a.,

deren Verbindungen alle Bestandtheile des Leiblichen bilden, als Knochen und Horngebilde, Sehnen, Fleisch, Blut, Nerven, Rückenmark und Gehirn. Das sogenannte Geistige ist erkennbar als die vielgestaltigen Äusserungen der Bewegung im Menschen, als das Leben desselben, welches ihn von seiner Leiche unterscheidet. Diese Bewegung ist nachweisbar das Ergebniss der Umbildungen im Menschen, der Einwirkungen des Lebens der Erde auf das einzelne Wesen, welches sich äussert in Erzeugung der Wärme durch Athmung und Speise, im Aufbaue des Wesens durch Bildung und Anwachs der Zellen, in Entwicklung und Erregung der Nerven mit ihren Ausläufen im Rückenmarke und Gehirn. Die Quelle dieser Bewegungen ist zunächst irdisch: der Mensch empfängt sie aus und von der Erde; ohne Licht und Wärme der Erde, ohne Wahlverwandschaft ihrer Stoffe wären nicht möglich die Bewegungen im Menschenwesen, welche wir sein Leben, seinen Geist nennen. Jenseit der Grenzen unserer Sinne mag allerdings noch Vieles verborgen liegen, was wir entweder zur Zeit nicht erkennen können, weil unsere Fähigkeiten noch nicht so weit entwickelt sind, oder welches uns vielleicht für alle Folgezeit verborgen bleiben wird, weil die Fähigkeiten zu ihrer Auffassung nicht in unserem Wesen enthalten sind. Allein mit diesem Unbekannten haben wir zur Zeit nichts zu schaffen: wir bestreben uns zu erforschen, ob Solches vorhanden sei, und wollen es dann erkennen lernen; aber so lange wir nicht wissen, ob dieses der Fall und möglich sei, kennen wir es nicht, ist es nicht da für uns, und alle bezüglichen Gestaltungen unserer Einbildung sind entweder erhebende oder niederbeugende Selbsttäuschungen.

Der Mensch lernt jedoch als ein zeitweiliges Erzeugniss der Erde sich höher zu schätzen, wenn er seinen Zusammenhang mit der Menschheit und dadurch mit der Erde betrachtet. In der Menschheit liegt die Unsterblichkeit jedes Einzelnen, und wie er das Erzeugniss der vor ihm Lebenden ist, deren Bildung in ihm zum Ausdrucke gelangt, so setzt sich auch sein Leben fort in den Nachkommenden, in den Früchten die er vererbt, seien es Kenntnisse oder Güter die er ererbte oder schuf. Was er als Überschuss seines Lebens zum Schatze der Menschheit beiträgt, ist sein Wesen, das Bleibende und Unsterbliche seiner zeitweiligen Erscheinung, der Kern seines Lebens, ewig fortbestehend, aber ohne das Vergängliche seiner Gestaltung, welches zum Unorganischen zurückkehrt.

An der Erde haftet unser Leben, aus ihr quillen unsere Freuden und

Leiden; in ihrem Leben erkennen wir unsere Bestimmung, und deshalb ist auch die Erde unsere Welt.

§. 478.

Der Urzustand der Erde lässt sich erkennen in Weltkörperchen.

Die Beobachtungen haben gelehrt, dass alljährlich eine unzählige Menge kleiner Körper auf die Erde fallen, aus Stoffen zusammen gesetzt, welche Hauptbestandtheile unserer Erdrinde bilden. Die Geschichte verschiedener Völker berichtet, dass solches auch in früheren Jahrhunderten stattgefunden habe, und grose Blöcke, welche in Sibirien, Mexiko u. a. liegend, als derartige herabgefallene Körper sich andeuten durch ihre ähnliche Zusammensetzung, lassen schliessen, dass solche Fälle auch geschehen seien vor aller geschichtlichen Zeit. Es darf deshalb als wahrscheinlich gelten, dass zu allen Zeiten derartige Körperchen (Sternschnuppen, Feuerkugeln, Ärolithen), von der Erde angezogen, auf sie herabfielen, dass also diese, je nach der Zeitdauer, welche man sich denkt, entweder einen Theil des Erdkörpers oder auch den ganzen Ball zusammen ausmachen müssen. Da nun in der Vergangenheit jede Zeitdauer angenommen werden darf, und anderweitige Beobachtungen längst daran gewöhnt haben, Millionen Jahre als geringfügig im Leben der Erde zu betrachten, auch nicht bezweifelt werden darf, dass die Erdkugel durch solche angezogene Körperchen gebildet werden konnte, wenn man den dazu erforderlichen Zeitraum als möglich erweist: so steht nichts der Erklärung entgegen, dass auf dem bekannten und ausreichenden Wege der Zusammenfügung kleiner Weltkörper, der Erdball sich gebildet habe und noch ferner fortbilde. Dass die in der Gegenwart herabfallenden nur die schwerer schmelzbaren oder fester zusammenhaltenden Stoffe Eisen, Nickel, Schwefel u. a. enthalten, nicht aber die leichteren Metalle, findet seine Erklärung durch die Lichterscheinungen und das Funkensprühen, welche gewöhnlich solche Fälle begleiten; diese erweisen, dass ein Glutzustand beim Durcheilen unserer Lufthülle erzeugt wird, welcher zu Schmelzungen, Oxydationen und Abfliegen der Verbindungen Veranlassung giebt, welches nach bekannten Gesetzen die leichteren Metalle am ehesten und vollsten treffen muss, so dass diese sich abtrennen, bevor der Körper zur Erdoberfläche herab gelangt.

Die Entstehung der Erde aus kleinen Körperchen führt zu der Annahme, dass solche allenthalben im Weltraume vorhanden seien und dass jedes einzelne seine Eigenbewegung besitze in dem Gasgemenge, welches aller Wahrscheinlichkeit nach in unendlicher Erstreckung die Welt erfüllt; dass aber diese Eigenbewegung abgelenkt werde durch die gegenseitige Anziehung, welche wirkt im einfachen Verhältnisse des Gewichtes und dem umgekehrten Verhältnisse des Quadrates der Entfernung. Sobald demnach ein Körper in den Bereich der Anziehung eines anderen gelangt, der übermächtig genug ist, um jenen durch Überwindung des Widerstandes der Gase gänzlich anzuziehen, hebt er dessen Eigenbewegung auf und zwingt ihn sich anzuschliessen, d. h. auf ihn herab zu fallen. Je mehr ein solcher übermächtiger Körper durch Anschlüsse der kleineren anwuchs, desto weiter ward sein Bereich der Anziehung, desto zahlreicher also die Anschlüsse; und so konnten anfängliche geringe Unterschiede, durch zunehmende Steigerung des Gewichtes also des Anziehung-Bereiches, zu der grosen Mannigfaltigkeit führen, welche unser Sonnensystem aufweist: von der übermächtigen Sonne an, durch die grosen und kleinen Planeten und deren Monde, bis zu den ungeballten Kometen und den noch getrennt umher schwebenden Einzelnkörperchen, durch deren Anschlüsse die übermächtigen noch unausgesetzt sich vergrösern.

Die Kleinheit der Körperchen in Vergleich zu den Entfernungen, in denen sie sich bewegen, lässt sie dem menschlichen Auge nicht sichtbar werden, bevor sie nicht so weit genähert sind, dass sie die Lufthülle unter Lichterscheinungen durcheilen. Die Kleinheit der Planeten, im Vergleiche zu ihren Zwischenräumen, lässt vermuthen, dass erst ein geringer Theil der Körperchen in den Planeten und Monden sich geballt habe und die unausgesetzte Vergröserung dieser Sterne ohne absehbares Ende sich fortsetzen könne; jeder Stern anwachsend in dem Verhältnisse wie seine zunehmende Gröse den Bereich seiner Anziehung erweitert.

§. 479.

Die Erde hat sich fortgebildet durch allmälige Zunahme.

Die unausgesetzte Vergröserung der Erde durch den Anschluss von Weltkörperchen mehrte ihr Gewicht und demgemäs ihre Fähigkeit zur An-

ziehung der ferner schwebenden; damit wuchs auch die Geschwindigkeit ihres Umlaufes um die Sonne, also die Fähigkeit zur Einholung derjenigen Körperchen, welche mit ihr dieselbe Bahn dahin ziehen, aber wegen der Reibung des Weltgases mit minderer Geschwindigkeit. Die gesteigerte Fähigkeit in Anziehung und Lauf, vergröserte also ihren Körper um so mehr durch Anschlüsse; ihre Ballung musste mit wachsender Beschleunigung fortschreiten.

Je mehr die Erde zunahm, desto stärker wurde der Druck, den die Theile auf einander übten, von der Oberfläche nach dem Schwerpunkte zunehmend. Demgemäs ward gebundene Wärme frei und die Erdkugel erhob sich aus dem niedrigen Wärmezustande des Weltenraumes allmälig zu einem Wärmemase, in welchem die Wahlverwandschaften wirken konnten zur Verbindung der einfachen Stoffe. Gleichzeitig mit den Weltkörperchen zog die Erde auch einen Theil des sie umgebenden Weltgases an und bildete daraus eine ihr zugehörige Lufthülle, gegenwärtig hauptsächlich bestehend aus Stickstoff und Sauerstoff, aber nach dem späterhin aus Gasen gebildeten Wasser zu schliessen, anfänglich mit reichlichem Wasserstoffe gemischt. Diese Lufthülle ward gleich der Erdkugel, allmälig aus den kleinsten Anfängen zur jetzigen Höhe und Dichte fortgebildet, anfänglich die Zwischenräume der zusammen geballten Körperchen ausfüllend, dann hoch über ihren Umfang sich erhebend, so wie durch Zunahme der Anziehung die angeeignete Gasmenge gemehrt ward, bis in der Gegenwart die Erde bei 1717 Meilen mittlerem Durchmesser und dem Eigengewichte von $5_{,68}$ des Wassers, eine Lufthülle von mehr als 25 Meilen Höhe besitzt, deren Druck an der Meeresfläche gleich ist einer Quecksilbersäule von etwa $0_{,760}$ mètre, und die, ihrer Höhe nach, in Abständen von je 5500 mètres um die Hälfte an Dichtigkeit abnimmt.

Je mehr die Erwärmung zunahm, desto stärker und reicher ward das Wirken der Wahlverwandschaften, bis die Verbindung von Sauerstoff und Wasserstoff stattfinden konnte, um Wasser zu bilden. Dieses mogte anfänglich in der Kristallisation der Oxyde des Kiesels u. a. gebunden werden; bei zunehmender Menge durchdrang es die Zwischenräume, beschleunigte die Umsetzungen und ward späterhin reichlich genug, um auf der Oberfläche sich zu sammeln, allmälig anwachsend, bis es gegenwärtig etwa $^2/_3$ der ganzen Oberfläche der Erde mit einem Meere bedeckt.

Je mehr die Lufthülle zunahm durch Anziehung der Weltgase, im

Verhältnisse wie die wachsende Erde ihre Fähigkeiten steigerte, desto stärker ward die Dichtigkeit der Luft an der Erdoberfläche und um so gröser ihre Lichtfähigkeit. Die im Weltenraume herrschende Dunkelheit ward auf der anwachsenden Erde allmälig zur Erleuchtung gesteigert; im Laufe ungemessener Zeiten ward die waltende Nacht zur beginnenden Dämmerung, und diese steigerte sich langsam zur Helle wie wir sie empfinden. Die Erleuchtung der Erde ist fast ausschliesslich die Wirkung der von der Sonne ausgehenden Bewegungen, welche wellenförmig nach allen Seiten sich verbreiten, und ausser dem Lichte, auch als Wärme, Elektricität, Magnetismus und Stoff umsetzend (chemisch) wirken.

Vom Anbeginne her musste die Erleuchtung und Erwärmung des werdenden Erdballes auf seiner Oberfläche verschieden wirken, weil die Richtung seiner Umdrehung (der Gleicher) schief steht zur Ebene seines Umlaufes um die Sonne, auch während des Umlaufes die Eigenbewegung unverändert sich fortsetzt, so dass die Erde nicht dieselbe Seite der Sonne zukehrt, wie der Mond unserer Erde, sondern abwechselnd die zu beiden Seiten ihres Gleichers vorhandenen Theile. Diese Grundverhältnisse haben aller Wahrscheinlichkeit nach von Anfang her gewaltet und ihre Wirkung musste sein, dass die Licht- und Wärme-Verhältnisse am Gleicher viel stärker gesteigert wurden als an den Polen; dass also von jeher wirksame Verschiedenheiten herrschten, ähnlich wie jetzt, aber um so geringer je rückständiger die Erdbildung. Diese Verschiedenheit musste Bewegungen auf der Oberfläche erzeugen, indem die grösere Wärmemenge am Gleicher die Luft verdünnte, welche dadurch leichter geworden, aufstieg und nach den Polen abfloss, während von dort her die kältere also dichtere Luft nach dem Gleicher drängte. Dieser Bewegung folgten auch die mit der erwärmten Luft aufgestiegenen Dünste, welche auf dem Wege nach den Polen verdichteten und als Regen, oder Schnee und Hagel niederfielen, auch in der Folge wie sie den Polen sich näherten, bis unter den Gefrierpunkt abkühlten. In denselben Richtungen entstanden frühzeitig Strömungen des Meeres, welches, am Gleicher erwärmt, an der Oberfläche nach den Polen abfloss, wogegen von dort her kältere Strömungen unterhalb jener nach dem Gleicher vordrangen, theils aber auch auf der Meeres-Oberfläche vollständige Rundläufe sich herstellten zu beiden Seiten des Gleichers.

Der ununterbrochene Anwachs des Erdballes steigerte allmälig alle diese Bewegungen: die Eigenwärme der Erde wuchs an, ihre Lufthülle nahm

zu an Höhe, Dichte, Wärme- und Lichtfähigkeit, Elektricität und Magnetismus; die Wahlverwandschaften wurden mächtiger, die Umsetzungen der Verbindungen reichhaltiger, die Strömungen der Luft und des Meeres wirkten gewaltiger, die Stoffverbindungen wurden einerseits durch Druck verdichtet, andererseits durch Luft und Wasser gelöst oder zerstört und fortgeführt. Es bildeten sich Kristallgesteine und aus ihren Trümmern Schichtgesteine oder lose Trümmerlagen; die Schichten änderten ihre Lage in Folge der Mehrung ihres Inhaltes durch zugeführte Stoffe oder Minderung desselben durch fortgenommene, durch anwachsende einseitige Belastung oder durch stattfindende Selbstentzündung ihrer Bestandtheile: so wurden im Laufe der Zeit durch Hebungen und Senkungen der Erdoberfläche die Runzelungen hervorgebracht, welche sie in ihrer gegenwärtigen Gestalt aufweist. Die genannten Bewegungen nehmen sämmtlich noch in der Gegenwart ihren Verlauf: die Luft- und Wasserströmungen zwischen dem Gleicher und den Polen bringen Verdunstung und auch Niederschläge mit sich, treiben Stoffe und Wärme-Mehrung oder -Minderung über die ganze Oberfläche, verändern die Meeresküsten durch Abreissungen oder Anschwemmungen, zernagen durch Wasser die Oberfläche des Landes und führen die Trümmer in das Meer, bringen Schichten-Hebungen und Senkungen zu Stande. Es verändert sich allenthalben die Erdrinde durch Umsetzung der Stoffverbindungen und Änderung der Gleichgewicht-Verhältnisse, durch Zerstörung und Neubildung, gleichzeitig wirkend.

§. 480.

Die Bestandtheile wurden lebensfähig und bildeten sich weiter,

Die Zerlegung der Gestaltungen unserer Erde hat etwa 70 unterschiedliche einfache Stoffe erkennen lassen, von denen drei unter den herrschenden Verhältnissen gasig sind (Wasserstoff, Stickstoff, Sauerstoff), einer in Dampfform (Brom), ein anderer tropfbar flüssig (Quecksilber) und die übrigen fest bei verschiedener Dichte. Diese Körperzustände ändern sich je nach den masgebenden Verhältnissen: die festen Stoffe werden durch Steigerung ihrer Wärme tropfbar flüssig (geschmolzen), das schwierigst schmelzbare Platin bei muthmaslich $+ 2800^{0}$, bis zum Phosphor hinab, der bei $+ 45^{0}$ flüssig wird. Das tropfbare Quecksilber wird umgekehrt durch

Wärmeminderung fest, indem es bei — 39° als festes Metall gehämmert werden kann. Die Gase können wahrscheinlich, nach Vergleich mit anderen Versuchen zu schliessen, durch gesteigerten Druck flüssig gemacht und durch Minderung ihrer Wärme zum festen Körperzustande gebracht werden. Jeder der vorhandenen Stoffe verbleibt nur unter den zur Zeit herrschenden Verhältnissen in dem uns gewöhnlichen Zustande, und kann entweder gasig, flüssig oder fest sein, wenn die bedingenden Verhältnisse dem entsprechend sich ändern.

Aus den zahlreichen Stoffen sind nur wenige von wesentlicher Bedeutung gewesen für die Fortbildung der Erde, vor allen anderen die drei Gase. Der Wasserstoff verband sich mit dem Sauerstoffe zu Wasser; der Sauerstoff verband sich mit den leichteren Metallen zu Erden, welche als Thon, Kiesel und Kalk fast alle Gesteine ausmachen, ausserdem als Pottasche und Soda wesentlich in Betracht kommen. Der Sauerstoff verband sich mit Stickstoff zu Amoniak, Salpetersäure u. a., mit der Kole zu Kolensäure, mit Schwefel zum Schwefelsäurigen u. a., welche Verbindungen wiederum unter sich und mit vielen der anderen Stoffe Verbindungen eingingen, so dass eine Anzahl von Gestaltungen aus zwei, drei, vier und mehreren Stoffen entstanden. Die verschiedenen daraus entstandenen Gesteine waren beständigem Stoffwechsel ausgesetzt, gaben an das durchziehende Wasser Lösungen als Ausscheidungen und empfingen von demselben zugeführte Stoffe, je nachdem die Wahlverwandschaft es bedingte; die Luft führte Wärme, Stoffe und Verbindungen zu und nahm dagegen andere fort: so dass die Grundlagen des Lebens, im Thierreiche als Stoffaufnahme und Athmung benannt, schon in den unorganischen Verbindungen begannen.

Die Lufthülle auf der Erde musste ihre gröste Dichtigkeit erlangen am Grunde der Tiefbecken, der Mulden in der gerunzelten Rinde, und als diese mit Wasser gefüllt wurden, war auf dem Meeresgrunde die zur Zeit dichteste Luft vorhanden. So weit sich erkennen lässt an den verhältnissmässig geringen Überresten der Vorzeit, entstand das Leben zuerst im Meere, und wenn berücksichtigt wird, dass dazu nöthig waren: ein bestimmtes Mas von Luftdichte, das Vorhandensein von Wasser und ein mindestes Mas an Wärme, so ergiebt sich, dass am frühesten in den tiefsten Becken unter und neben dem Gleicher die Bedingungen zum Entstehen des Lebens vorhanden sein konnten. In welcher Gestaltung der Übergang aus dem Unor-

ganischen zum organischen Leben sich vollzog, ist zur Zeit unaufgeklärt; die Beschaffenheit der untersten Stufen lässt jedoch darauf schliessen, dass die anfänglichen Gestaltungen die Eigenthümlichkeiten der Pflanze und des Thieres in sich vereinten. Als niedrigste Gestaltung beider Reiche wird zur Zeit die Zelle erkannt, ein häutiger Sack mit einem Safte erfüllt, in welchem Körnchen schwimmen. Es hat jedoch nicht gelingen wollen, die einfacheren Gestaltungen zu ermitteln, aus denen jene zusammengesetzte sich anfbaut, durch Verbindung der drei Gase mit der Kole, unter Beifügung von Kali, Natron, Schwefel u. a. in kleinen Mengen. Da die Bedingungen zur Entstehung höherer Stufen in den Tiefbecken am Gleicher am frühesten vorhanden sein mussten, so würden die einfachsten Gestaltungen unter Verhältnissen zu ermitteln sein, wie sie ehedem dort herrschen mogten, also weit verschieden von denen, die jetzt irgendwo auf Erden walten und wahrscheinlich nur noch künstlich nachzuahmen sind.

Die gegenwärtig auf Erden vorhandenen Pflanzen und Thiere erweisen sich als die Überbleibsel zahlloser Bildungen, welche in dem wechselvollen Leben der Erde entstanden sind, zum Theile sich erhalten haben, zum anderen aber ausstarben. Die gegenwärtigen erscheinen als zerstreuete Glieder einer Kettenreihe, deren Zusammenhang um so schwieriger zu ermitteln ist, als nur die bisher aufgefundenen Überreste ehemaliger Wesen zur Verfügung stehen, deren Entdeckung in der Erdrinde sehr langsam fortschreitet und überhaupt nur den geringsten Theil der vergangenen Wesenarten wird ergeben können, da die meisten der niederen Gestaltungen zu vergänglich sind, um irgendwie Spuren zurück zu lassen. Man hat deshalb bei der Anordnung der Wesenreiche nach äusseren Merkmalen, die vorhandenen Lücken benutzt, um dort Scheidungen zu denken und danach das Vorhandene in drei Reiche zu theilen: Steinreich, Pflanzenreich und Thierreich, dabei letzteren beiden das Leben (Organische) beizumessen, zum Unterschiede vom Leblosen (Unorganischen) des Gesteines u. a. Allein es hat sich erwiesen, dass zwischen dem Pflanzen- und Thierreiche keine durchgehende Scheidung bestehe, dass sie in ihren untersten Gestaltungen (Schwämmen, Polypen u. a.) vereinigt sind, also nur als die beiden Äste eines Grundstammes zu gelten haben, welche bei höherer Entwicklung allmälig auseinander gingen, bis wesentliche Verschiedenheiten entstanden.

Dass solche Fortbildungen der Erde in ihren Gestaltungen stattgefunden haben müssen, ergiebt sich aus der mit groser Wahrscheinlichkeit

gefolgerten Annahme, die Erde habe sich durch Zusammenballung unorganischer Körper gebildet und sei anfänglich wüste und leer gewesen; ferner aus der sicheren Überzeugung, dass ihr höchstes Gebilde, die Menschheit, im Laufe der Jahrtausende sich fortgebildet habe und noch fernerhin sich zu höheren Stufen erhebe. Die zwischen beiden Enden liegende Wesenreihe kann demnach nur durch Fortbildung der ursprünglichen Gestaltung der Erde erklärt werden, da dieses die einzige im Wesen der Dinge liegende Begründung ist; jede andere Erklärung von aussen her, legt nur der eigenen Unwissenheit einen fremden Namen bei, um der Erklärung sich zu entziehen. Wie diese Fortbildung habe stattfinden können, lässt sich aus zweien auch jetzt herrschenden Grundverhältnissen schliessen, welche sich darin äussern:

dass jedes Wesen seine Besonderheit vererbt auf seine Nachkommen;

dass jede Besonderheit im Einzelnleben sich verändert nach Masgabe der wechselnden Verhältnisse zur übrigen Welt.

Es ergiebt dieses die tägliche Erfahrung; denn Pflanzen und Thiere übertragen ihr Wesen auf ihre Nachkommen, ändern sich aber, je nachdem zwingende Einflüsse es bedingen, so dass zahllose Wandlungen eintreten und sich vererben. Solche Einflüsse sind: reichere Ernährung, grösere Anstrengung, höhere Wärme, gesteigertes Licht, bildende Einwirkung des Menschen, und Zuchtwahl unter den verschiedenen Nachkommen des gleichen Elternpares. Das Vorhandensein dieser Bedingungen in der Vorgeschichte der Erde lässt sich folgern aus ihrer allmäligen Zunahme, denn das Anwachsen des Erdkörpers musste seine Eigenwärme steigern, indem der Druck gebundene Wärme in fühlbare umwandelte; die Zunahme der Lufthülle musste ihre Lichtfähigkeit und Erwärmung durch die Sonne erhöhen; die durch Luft und Wasser fortschreitende Zersetzung der Oberfläche lieferte reichere Ernährung; die Mehrung der Zahl steigerte die Mitbewerbung und zwang zur gröseren Anstrengung; die Auswahl unter den Nachkommen, die Zuchtwahl zur Vererbung der vorgeschrittenen unter den Ablegern eines Elternpares, ergab sich in dem unausgesetzten Kampfe um das Dasein, aus welchem am ehesten diejenigen Nachkommen siegreich hervorgingen, welche in der Vererbung am besten gerathen waren oder ihre Fähigkeiten am stärksten entwickelt hatten. Das Walten dieser Einflüsse lässt sich nicht allein an Pflanzen und Thieren nachweisen, welche der Mensch willkürlich fortbildet, indem er jene Vorbedingungen wirken lässt;

sondern auch im unabhängigen Leben der Wesen an Blumen und Früchten, wie an Fröschen, Kröten, Raupen u. a.; am überzeugendsten aber im Leben der Menschheit, deren Völker und Einzelne die vielgestaltigen Erscheinungen der Vererbung und Fortbildung offenbaren, und dadurch erkennen lassen, wie jene Einflüsse der im Leben der Erde waltenden Grundbedingungen umgestaltend einwirken.

§. 481.

Durch Fortbildung und Rückbildung entstanden Verschiedenheiten.

Die Aufeinanderfolge der Erdbildungen hatte einen durchgehenden Zug des Beharrens, vermöge der Vererbung, welche das Wesentliche forterhielt in dem unausgesetzten Wechsel der Einzelnwesen. Die Vererbung stellt aber in den Nachkommen nicht genaue Abbilder des Elternpares her, sondern Wesen die von den Eltern und auch unter sich verschieden sind, so dass sie an Fähigkeiten theils höher, theils niedriger stehen. Am auffälligsten erweist sich dieses bei den Menschen, sehr deutlich auch bei den höheren Thieren, bei deren Fortpflanzung und desgleichen der Gewächse, von den Menschen die Verschiedenheiten zwischen den Nachkommen derselben Eltern, zur Zuchtwahl benutzt werden, um nach Willkür neu entstandene Besonderheiten bleibend sich fortpflanzen zu lassen. Diese Zuchtwahl findet aber auch ohne menschliche Einwirkung statt in dem steten Kampfe um das Dasein, den jedes Wesen des Pflanzen- und Thierreiches wider die unorganische und organische Welt führen muss. Diejenigen Nachkommen gleicher Eltern, welche höher standen, also Fortbildungen derselben waren, hatten grösere Wahrscheinlichkeit des Fortbestehens als ihre Eltern; die anderen dagegen, welche Rückbildungen waren, gingen um so eher zu Grunde. Jene fortgebildeten vererbten ihre höhere Stufe auf die Nachkommen, in denen der gleiche Vorgang sich wiederholte, mit Fortbildung und Rückbildung; wobei jedoch nicht jedesmal die Vertilgung der niedriger stehenden eintrat, sondern diese in glücklichen Fällen unabhängig und getrennt ihr Geschlecht fortsetzten. Nicht alle Nachkommen derselben Eltern sind den gleichen Gefahren und Kämpfen ausgesetzt: es kann geschehen, dass die fortgebildeten vertilgt werden und die rückständigen dagegen sich erhalten, so dass stattgehabte und in einer

langen Aufeinanderfolge gesammelte Fortbildungen der Rückbildung verfallen, niedere Gestaltungen bilden oder verloren gehen. Diese Bildungen aufwärts und abwärts wirken noch jetzt in der Menschheit, wie in Thier- und Pflanzenreiche und es liegt kein Grund vor zur Annahme, dass es jemals anders gewesen sei.

Eine zweite Ursache liegt in der Verschiedenheit der auf Erden waltenden Lebensverhältnisse, die zu allen Zeiten herrschte: in der Jahreswärme und der Vertheilung der Wärme über das Jahr; in dem Regenfalle und der Verdunstung, allenthalben örtlich verschieden; in der Bodenbeschaffenheit, deren Mischung und Löslichkeit den Pflanzenwuchs bedingte, von welchem wiederum besondere Thiere abhängig waren. Wie die Pflanzen noch jetzt durch das Verwehen des Samens nach entfernten Gegenden vertrieben werden, so musste sich von jeher das Leben vom Gleicher nach den Polen verbreiten, weil die vorherrschenden Winde diese Richtung halten, zumal auf der nördlichen Erdhälfte Südwest und Südost. Diese Wanderungen führten Pflanzen und Thiere nach fremden Gegenden, wo sie unter wesentlich verschiedenen Verhältnissen in der Fortbildung und Rückbildung andere Richtungen nahmen: wie es noch in neuester Zeit mit Pflanzen der Fall gewesen, die aus Australien in Europa eingeführt worden sind und in den letzten Jahrhunderten mit den Pferden, welche die Spanier nach Amerika brachten. Von ähnlicher Wirkung waren die Änderungen, welche die Verhältnisse derselben Stelle erlitten, wie z. B. Ost-Europa und West-Asien beim Durchbruche des Uralmeeres (§. 378): weite öde Steppen wurden blosgelegt, wo ehedem das Meer wogte; dieselben Winde, welche vordem die Meeresdünste mit sich führten und als Regen fallen liessen, strichen nachher als dürre Steppenwinde über das Land und steigerten seine Verdunstung. Die vorhandenen Pflanzen und Thiere mussten sich den veränderten Verhältnissen gemäs verhalten: ein Theil mogte aussterben, ein anderer nach feuchteren Gegenden wandern; die übrigen, welche sich erhielten, mussten verschieden werden, um unter den veränderten Verhältnissen den Kampf um das Dasein zu bestehen.

Noch stärker, wenn auch allmälig und gleichmäsig wirkend, musste die unausgesetzte Zunahme der Erdkugel zur Fortbildung führen: stärkerer Luftdruck, grösere Wärme, mehr Licht, verstärkte Strömungen der Elektricität und des Magnetismus, verbunden mit dem reicheren Walten der Wahlverwandschaften, hatten erhöhetes Leben zur Folge. Die Beob-

achtung der vorgehenden Bildungen zeigt, ebenso wie die Ergebnisse absichtlicher Versuche, wie jene unorganischen Lebensäusserungen der Erde auf die Gestaltung der Pflanzen und Thiere einwirken, wie verschieden die Entwicklung desselben Wesens sich gestaltet (z. B. des Frosches) je nach dem Mase des Lichtes welches dazu mitwirkt. Wenn man in Gedanken die jetzigen Zustände stufenweise sich mindernd denkt, so würde man in allgemeinen Umrissen eine Folge des Verschwindens der Thiere und Pflanzen voraussagen können: die Luftverdünnung würde Thieren und Menschen nach vorliegenden Erfahrungen erträglich sein, bis sie nahezu auf die Hälfte herab gesunken wäre; die damit eintretende Wärmeabnahme würde dagegen zuerst sämmtliche Pflanzen der heissen Zone vertilgen, demnächst diejenigen des gemäsigten Gürtels und zuletzt die Pflanzen des Nordens bis auf eine Anzahl von Flechten und Mosen, nebst Alpenpflanzen, die gegenwärtig in 5500 mètres Höhe wachsen. Luftdruck und Wärme würden nicht allenthalben gleich sein, denn so wie jetzt würde die Schneegrenze am Gleicher höher liegen, als entfernt von demselben, so dass dort selbst bei halbem Luftdrucke noch Getreide wachsen könnte, wie gegenwärtig in Tibet auf der entsprechenden Höhe. Der Mensch und die höheren Thiere wären auf kleine Flächen begrenzt, könnten nur in kleiner Zahl leben und würden bei fortschreitender Abnahme aussterben müssen. Die Erkaltung und Lichtabnahme würden sich mehren, bis alles Landleben ausgestorben wäre; die Schnee- und Eisbildungen rückten von den Höhen zu den Niederungen vor und in das Meer; das gefrorene Meer dehnte sich immer weiter von den Polen nach dem Gleicher und das allmälig geminderte Leben im Meere würde am Ende gänzlich vertilgt, endend in den untersten Gestaltungen, welche unter den mindesten Verhältnissen der Lufthülle, der Wärme, des Lichtes u. a. noch zu leben vermögten.

In der umgekehrten Folge mögen wir uns die Fortbildung des Lebens denken, anhebend von jenen untersten Gestaltungen der Urzeit bis zu den höchsten Gestaltungen der Jetztzeit, und zwar zu einer Mannigfaltigkeit, wie die Fortbildung begleitet von der Rückbildung solche hervor brachte, unter dem Einflusse der zahllosen Wechselfälle des Lebens auf Erden und der Verschiedenheit der Lebensverhältnisse in der Zeitfolge von Millionen Jahren.

§. 482.

Das Vorhandene ist Ergebniss der Fortbildung in ihren Ausläufen.

Was wir Rückbildung nennen, ist nur in unseren Gedanken der Fortbildung entgegen gesetzt; in Wirklichkeit ist sie ebenfalls Fortbildung, indem sie in einer begonnenen Richtung die Bildung fortsetzt, wenn auch zur Verkümmerung oder zum Untergange; in manchen Fällen aber auch nur zur Verkleinerung der Gestalt, die den Kampf um das Dasein besteht, während die grösere Gestaltung ausstirbt.

Die Fortbildung des Lebens konnte von jeher in den gleichzeitigen Einzelngestalten nur mit verschiedenen Geschwindigkeiten geschehen, weil die auf der Erde waltenden Verhältnisse zu allen Zeiten in unzähliger Mannigfaltigkeit herrschten. Die Bedingungen des Lebens, wie Luftdruck, Wärme, Licht u. a., waren verschieden je nach der örtlichen Lage zwischen Gleicher und Polen, je nach der Höhe über dem Meere, d. h. des Hinaufragens in die Lufthülle, und je nach den Verhältnissen, in welche Gestaltungen durch das Wandern gelangten. Pflanzen, welche bei zunehmender Wärme vom Gleicher nach den Polen vorrückten, mogten nahezu unverändert bleiben, während die zurück gebliebenen sich fortbildeten; oder wenn jene aus der Ebene in die Berge wanderten, wo sie die gewohnten minderen Wärmeverhältnisse vorfanden, konnten sie ebenso ihre Wesen unverändert erhalten, wahrscheinlich aber wurden sie durch den geringeren Luftdruck, veränderte Beleuchtung, Luftströmungen u. a. fortgebildet, verschieden von denen der Ebene und den fortgewanderten, so dass dreier lei Bildungen sich schieden von ihren Vorgängern und bleibend aus einander gingen. In der Meerestiefe mogten die Urgestalten sich erhalten, wenngleich die anwachsende Erleuchtung der Erde fortbildend einwirken konnte; denn die Wassermenge auf Erden nahm gleichzeitig zu, die Tiefbecken wurden höher angefüllt und die dickere Wasserschicht liess das Licht nicht stärker als zuvor in die Tiefe dringen. Wurde dagegen ein Theil der Urgestalten durch Strömungen nach seichteren Stellen geschleppt, wo sie der Lichtwirkung stärker ausgesetzt waren und grösere Wärme empfanden, so war die Fortbildung ermöglicht. Wenn von diesen fortgebildeten Pflanzen oder Thieren späterhin durch dieselbe oder andere Strömungen, nach entlegenen Gegenden geführt wurden, fand dort das Walten der Fortbildung

in anderen Richtungen statt und aus dem gleichen Urstamme entwickelten sich Ansästungen nach verschiedenen Seiten.

Die verhältnissmäsig geringe Ausbeute an vorweltlichen Pflanzen und Thieren hat dennoch eine Menge verschiedener Gestaltungen erkennen lassen, welche gegenwärtig nicht mehr vorhanden sind oder nur mit mehr oder minder starken Abweichungen; einzelne der ausgestorbenen (Labyrinthodoten u. a.) tragen sogar Merkmale in sich vereint, die gegenwärtig nur noch zerstreut in verschiedenen Wesen vorhanden sind. Es ist also bereits erwiesen:

dass die vorhandenen Pflanzen und Thiere nur einen Theil der jemals auf Erden entstandenen Mannigfaltigkeit bilden;

dass es Stämme gegeben hat, deren mehrzählige Eigenthümlichkeiten durch Ausästungen sich vereinzelten und einseitig fortbildeten.

Wenn demnach in der Gegenwart die Reihenfolgen unterbrochen sind, so dass Anhalt gegeben war, die Gestaltungen in Reiche, Arten u. s. w. einzutheilen, so wird dadurch nicht diese Eintheilung als Grundlage der Wesenreihe erwiesen, sondern es erscheinen die Klüfte nur als Lücken, welche der wechselvolle Weltlauf in die geschlossene Reihenfolge gerissen hat; die ferner auch entstehen mussten, sobald die Stammthiere ausstarben und die Nachkommen durch einseitige Fortbildung verschiedener Eigenthümlichkeiten immer weiter aus einander gingen. Die Gestaltungen konnten in solcher Weise, im fortschreitenden Leben der Erde immer mannigfaltiger werden, wobei aber ihre Reihenfolge zerrissener und lückenhafter ward. Wie gros die Mannigfaltigkeit schon im kleinen Kreise werden konnte, lehren die zahlreichen Sorten der Hunde, Tauben, Autilopen u. a., die gröstentheils ohne menschliche Einwirkung durch Ausästungen sich gebildet haben, deren Mannigfaltigkeit keine Grenze gesetzt ist, wenn der Mensch die Spaltungen leitet.

§. 483.

Die Menschheit ist höchste Gestaltung der Erde.

Des Beweises dafür bedarf es nicht, da diese Folgerung nirgends angezweifelt wird; wol aber ist die Stellung zu erörtern, welche der Mensch zu den übrigen Gestaltungen der Erde einnimmt.

Vom Gesichtspunkte der stufenweisen Fortbildung der Erde, sind alle aussermenschlichen Gestaltungen zu betrachten als die rückständigen Stufen, deren Wesen theils auf derjenigen Bahn stehen, welche zum Menschen

hinauf führt, theils aber durch die zahllosen Ausästungen in Seitenbahnen geriethen, wo sie einseitig sich fortbildeten. So fand schon auf der untersten Stufe vom Pflanzenthiere, eine Ausästung des Pflanzenreiches statt, welche für alle Folgezeit eine Mannigfaltigkeit von Gestaltungen schuf, die niemals zum Menschen führen konnten. Nur der zweite Ast, welcher einseitig zum Thierreiche sich fortbildete, nahm diese Richtung; aber auch in dieser Bahn führten die meisten Ausästungen seitwärts, nur der Mittelstamm trieb hinauf zum Menschenwesen. So entstanden die Nebenläufe der Weichthiere, Kerfe und Vögel, wie auch die meisten Gestaltungen der Fische, Lurche und Säugethiere, welche nur Ausästungen von dem Hauptstamme sind, der im Menschenwesen seinen Gipfel, seine Blüte entwickelte.

Jene grosen Äste, die nach verschiedenen Seiten auszweigten vom Hauptstamme, lassen sich allerdings im Allgemeinen bezeichnen; dagegen ist der Stamm selbst, die Folgenreihe, welche zum Menschen führte, zur Zeit nicht mit Sicherheit nachzuweisen. Derselbe mögte wahrscheinlich am ehesten aufzuspüren sein, wenn die niedrigste Gestaltung des Lebens im Menschen zum Ausgang genommen würde, nämlich das Gedärm an sich, dessen Wurmleben unmittelbar dem Leben der Weichthiere sich anschliesst. Den Wurm auf die einfache Zelle zurück zu führen, ihn als gestreckte, durchbohrte Zelle zu deuten, bietet geringe Schwierigkeit; dagegen jene Grundform zum Menschen hinauf zu führen durch lebende oder vorhanden gewesene Gestaltungen ist sehr unsicher. Der Wurm hat im Laufe der Zeit durch Fortbildung ein Gebiss erlangt, hat seinen Schlund mit einem Magen ausgerüstet, hat aus seinen Faserringen Muskel, Rippen und Rückgrat entwickelt, aus den oberen Wirbeln des Rückgrates das Kopfgerüst mit Gehirn und Sinnen, aus häutigen Auswüchsen zuerst Schwimmflossen, daraus Beine, dann Arme und endlich sich empor gerichtet zum aufrecht gehenden Menschen. Die einzelnen Wesen dieser Reihe zu bezeichnen, vermögen wir nicht; die meisten Bestandtheile dieses Hauptstammes werden in den ausgestorbenen Wesen der Vorzeit verborgen liegen, welche verschwanden, nachdem sie die höhere Stufe im Hauptstamme gebildet hatten und nebenher eine oder mehrere Ausästungen zu Seitenläufen. Wendet sich die Betrachtung rückwärts, so lässt sich allerdings die Menschheit durch ihre rückständigsten Genossen mit den höheren Affensorten verbinden; auch lassen sich die Affen zu den Faulthieren hinab-

führen. Aber dann steigern sich die Schwierigkeiten, denn die Forschung gelangt zu einer Vorzeit, aus der keine zum Beweise geeigneten Gestaltungen vererbt sein werden, nämlich so wie sie damals waren; desto eher aber in Fortbildungen, die seitwärts gingen, aus denen man durch Rückbildungen in Gedanken zu Gestaltungen jener Zeit gelangen könnte, also auf einem Wege, der zu unsicher ist, um überzeugende Nachweisungen zu ergeben. Dagegen zeigen sich in den Forschungen am unreifen Menschen einige Andeutungen vom gröseren Werthe: es deutet sich an, dass der Hauptstamm durch die Wasserthiere und Fische führt, denn im unreifen Menschen bilden sich vorübergehend Kiemenbögen und Schwimmhäute zwischen den Fingern; dagegen fehlen Bezüge zu den Vögeln, denn die Augenlidfalte, welche an die Schlafhaut der Vogelaugen gemahnt, lässt sich auch von Wasserthieren herleiten. Die Vögel bilden demnach wahrscheinlich im Ganzen einen Seitenast, der vom Hauptstamme sich abzweigte in den fliegenden Säugethieren der Vorzeit, aus denen durch einseitige Fortbildung des Fluges die Vögel sich bildeten, andererseits durch beschränkte Fortbildung die Flederthiere der Jetztzeit wurden. Die Wasserschlangen führten durch die Eidechsen der Vorzeit hinauf zum Faulthiere, den Affen und Menschen; oder da vom Flederthiere der Vorzeit zu den Fischen hinab nur der fliegende Fisch bleibt, müsste dieser zu den Wasserschlangen hinab geführt werden, um zur Wurmgestalt zu gelangen, die zur Ur-Zelle hinab reichte. Es wäre so viel gewiss, dass die meisten der entstandenen Wesen ausgeschlossen würden von der Hauptbahn: zunächst das ganze Pflanzenreich, dann, mit wenigen Ausnahmen die unzähligen Infusionsthierchen, aus denen das ebenfalls ausgeschlossene Reich der Kerfe abzuleiten wäre; die meisten Fische, Lurche und Säugethiere, namentlich Wale, Dickhäuter und Katzenarten wären ebenfalls als Seitenäste zu deuten. Der Überblick der ganzen Fülle und Mannigfaltigkeit würde der Betrachtung die Form eines Baumes bieten, der aus seinen Wurzeln einen Stamm treibt, welcher sofort sich trennt in zweie, von denen der eine (das Pflanzenreich) seitwärts mit geringer Erhebung sich fortbildet, wogegen der andere (das Thierreich) senkrecht empor treibt, aber im fortgesetzten Aufwachsen eine Anzahl Seitenäste auszweigt, welche gröstentheils nach kürzerer oder längerer Zeit absterben; die übrigen bilden sich einseitig fort in verschiedenem Mase, wogegen der Hauptstamm gerade empor wächst, bis er in der Menschheit seine Spitze erreicht.

§. 484.

In der Fortbildung der Menschheit liegt das Ziel der Erdbildungen.

Jede stufenweise Anordnung der Gestaltenreihen führt dazu, in der Menschheit den Gipfel aller anzuerkennen; die Vorstellung von der stufenweisen Heranbildung führt überdies zur Überzeugung, dass auch das Ziel aller Erdbildungen in derselben liege.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Weichthiere tiefer stehen als die festen Thiere; dass unter Letzteren die durch Lungen athmenden höher stehen als die durch Kiemen oder Röhren athmenden; dass unter den Lungenathmern die Säugethiere am höchsten stehen; und dass diese sich ordnen je nach dem Übergewichte, welches das Nervenleben hat über das Fleischleben. Diesen Vorbedingungen genügt das Menschenwesen am meisten, und wenn auch nicht in allen Beziehungen, so doch in den wichtigsten zeigt der Mensch die höchsten Stufen. Manche Thiere haben Vorzüge der äusseren Ausrüstung, sind stärker an Leibeskraft, rennen und schwimmen besser, haben schärfere Sinne und raschere Entwicklung; dagegen ragt der Mensch hervor durch sein gesteigertes Nervenleben und durch das Vorwalten des Gehirnes über das Rückenmark, des höheren Lebens über das niedere. Durch sein Gehirn hat er alle Mängel ausgeglichen und sein Wirken weit über die Leibeskraft des grösten Thieres erhöht: er fährt zu Lande und Wasser im Ausdauern schneller als rennende und schwimmende Thiere, und hat seine Sinne geschärft durch Geräte weit über die Fähigkeit der Thiere hinaus.

Die Ausästungen haben ebenfalls ihre Besonderheiten zu Gipfeln geführt, wie z. B. die Kerfe in den Bienen und Ameisen solche Endpunkte erreichten, in denen das höhere Leben des Astes sich am stärksten ausprägte; die Vögel haben in den Adlern, Paradiesvögeln, Kolibris, Störchen u. a. die Stärke, Schönheit und Klugheit hoch ausgebildet; unter den Säugethieren finden sich zahlreiche Fortbildungen zu Gipfeln, in Kunstfertigkeiten der Biber u. a., der Voraussicht, Klugheit, Gelehrigkeit und des Ehrgefühles zu solcher Höhe, dass in manchen Beziehungen der Mensch auf rückständigster Stufe übertroffen wird. Allein alle solche Spitzen stehen zurück gegen den Menschen auf seiner Höhe, und so stellt sich nu-

zweifelhaft heraus, dass die Heranbildung des Menschen das Ziel der zahllosen Bildungen gewesen sein müsse, von denen aber nur die wenigsten dem Hauptstamme angehören, dessen Gipfel das Menschenwesen ist.

Dass der Mensch das jüngste Wesen der Erde sei, ergiebt sich aus der Thatsache, dass nur in den spätest entstandenen Schichten der Erdrinde seine Überreste und die Spuren seines Daseins gefunden worden sind: niemals in den unterliegenden älteren Schichten, aus denen zahlreiche Reste anderer Wesen, zumeist von längst ausgestorbenen Gestaltungen hervor geholt worden sind, aber keine Menschenknochen oder Spuren. Auch daraus folgt, dass in ihm das Ziel der Umgestaltungen lag, dass in den zahllosen Durchkreuzungen der Fortbildung und Rückbildung, auch am Grunde der zunehmenden Ausästungen der Hauptzug zum Menschenwesen allmälig fortrückte; dass der senkrechte Stamm allmälig höher wuchs, auf jeder Stufe die Spitzen der gleichzeitig fortwachsenden Seitenäste überragend, bis er zum Menschenwesen gelangte und in diesem seine Blüte trieb.

§. 485.

Die Menschheit bildete sich fort in Zahl und Wesen.

Wann das Menschenwesen zuerst auf Erden erschienen sei, wird um so weniger ermittelt werden können, als die Übergänge vom Affen zum Menschen so allmälig gewesen sein werden, dass selbst, wenn Überreste (z. B. Schädel) gefunden würden, die unterste Menschenstufe schwerlich als solche von den Affenschädeln zu unterscheiden wäre, um so weniger, als auch die Affenschädel grose Verschiedenheiten bieten. Die Übergänge würden auch wahrscheinlich nur am Gleicher zu finden sein, wo die Fortbildung der Erde zu allen Zeiten durch Licht und Wärme begünstigt ward und auch jetzt die grosen Affenarten leben, die dem Menschenwesen am nächsten stehen. Es ist nicht unbedingt daraus zu folgern, dass der Mensch von den jetzt vorhandenen grosen Affen stamme; denn die Abscheidung wird schon lange her sein und das gemeinschaftliche Stammthier hat in den jetzigen Affen eine seitliche Ansästung getrieben, die höher oder niedriger stehen kann, je nachdem die Bildung steigend oder sinkend sich gestaltete. Jedenfalls ist der Mensch von jeher Ausrotter seines Geschlechtes gewesen: die rückständigen Völker der Jetztzeit sterben zuse-

hends aus; in der Geschichte sind zahllose Völker verschwunden, und da diese Ausrottungen auf den rückständigen Stufen der Bildung noch mehr geschehen sein werden als jetzt: so lässt sich schliessen, dass der Mensch von jeher durch Ausrottung der unteren Stufen seines Wesens, die Lücke zwischen sich und den Affen erweitert habe. Die Menschen und Affen der Gegenwart sind fortgesetzte Bildungen eines Stammthieres, welches entweder höher oder tiefer stand als die jetzt lebenden Affen; in welcher Beziehung die Wahrnehmung, dass die jetzt lebenden Affen in ihrer Jugend höher gebildet sind als auf der Lebenshöhe, darauf hindeuten mögte, dass sie seit jenem Stammthiere in der Rückbildung befindlich sind: denn durchgehends wiederholt sich in der Entstehung und dem Aufwachsen eines jeden Wesens zunächst die Vorgeschichte seiner Gattung (§. 437).

Wann der Mensch auf Erden erschien, d. h. eine Lücke zwischen Menschen und Affen entstand, gros genug um Kreuzungen zu verhindern, wird sich nicht ermitteln lassen; denn die Möglichkeit war schon vorhanden, als die Lufthülle nur $^{3}/_{4}$ ihrer jetzigen Dichte hatte, weil damals schon Pflanzen und Thiere am Gleicher leben konnten, von denen der Mensch sich ernähren mogte und er selbst noch jetzt in solcher dünnen Luft (z. B. in den Anden) zu leben vermag. Das Vorhandensein jener Luftdünne in der Tiefebene am Gleicher führt aber viel weiter zurück in die Urzeit als das muthmasliche Alter der Schichten, in denen unzweifelhafte Menschenreste gefunden wurden, und deshalb mögte anzunehmen sein, dass die Ansästung der Affen von jenem Stammthiere erst später geschah, dass also zur Zeit der $^{3}/_{4}$ Dichte noch das Stammthier lebte.

Immerhin steht so viel fest, dass der Mensch auf sehr niedrigen Stufen seine Fortbildung begonnen habe; denn die rückständigsten Völker der Gegenwart, welche gleich weit entfernt sind vom hochgebildeten Europäer wie vom höchsten Affen (§. 426), leben auf so niedrigen Stufen der Bildung, dass geschlossen werden darf, die vordem vorhanden gewesenen, aber ausgerotteten, noch tiefer stehenden Menschen, seien in Bezug auf Bildung grösstentheils innerhalb des Thierreiches befindlich gewesen, in mancher Beziehung noch unter den höheren Thieren stehend. Von dieser tiefen Stufe hat die Menschheit, gedrängt durch die Ungunst ihrer äusseren Ausstattung, sich erhoben zur Menge und Bildung der Gegenwart. Auch der Rückblick in die Vorgeschichte der Europäer lehrt: dass dieselben von Jahrhundert zu Jahrhundert zugenommen haben an Zahl und Wesen; dass

die Millionen heranwuchsen und gleichzeitig das Menschenwesen sich hob mit seinem ererbten Schatze an Bildung und Gütern; dass stufenweise der Kampf um das Dasein erleichtert ward, das Streben nach Genuss sich veredelte und das Streben nach höherer Bildung reichere Befriedigung fand.

Wie die Vorgeschichte der jetzigen Bildungvölker, so leitet auch die Vergleichung der gleichzeitig auf Erden lebenden Völker, zur Erkenntniss der Stufenfolgen menschlicher Heranbildung: es zeigt sich, wie der Mensch auf unterster Stufe, als nackter, wehrloser Allesfresser zerstreut umherirrend, von den gröseren Raubthieren als Wild gejagt und getödtet wird, und in ihnen seine angebeteten Übermächte erkennt; wie er auf höheren Stufen zu Horden sich vereinigt, welche ihr Leben sichern durch vereinte Kämpfe wider jene Thiere und fremde Menschen; wie sie nächstdem zu wandernden Hirten-Stämmen heranwachsen, welche den thierischen Übermächten und dem Thierdienste sich entziehen, um in stärkeren Übermächten (Wüstensturme, Waldfeuer, Meer, Wolkenhimmel u. a.) ihre Verehrungwesen zu erkennen und mittelst der Einbildung zu gestalten als Elohim, El, Jave (Jehovah), Moloch, Poseidon, Indra, Theos, Zeus, Deus, Tiud, Bog u. a.; wie sie an Bildung zunehmend, zu geschlossenen Völkern wurden, ansässig und Ackerbau treibend, an Dichtigkeit der Bevölkerung und Höhe der Bildung rasch zunehmend und zur Verehrung der Alles befruchtenden Sonne sich erhebend, diese steigernd in der Lieblichkeit der Frühlingsonne (Horus der Egypter = Har das Kind) dem Mithras der Perser, Mithrasch der Inder, des Adonai der Chaldäer und Israeliten, dem Apoll und Adonis der Hellenen, dem Baldur der Nordländer u. a.), bis endlich der erhabene Sternenhimmel (Bel-Zebaoth) zum Verehrungwesen ward, aus dessen Merkmalen die höchsten Wesen der Christen, Mosaiten und Muhammadaner vervollständigt wurden, und der Mensch seine Alles umfassende Gottesvorstellung bildete.

In der Gegenwart offenbart sich in den Europäern und ihren Ablegern die höchste Fortbildung der Menschheit, sowol an Zahl wie an Wesen: der Kampf um das Dasein hat hier vergleichsweise zur grösten Sicherheit des Lebens geführt, das Streben nach Steigerung des Genusses ist hier am stärksten veredelt worden und das Streben nach höherer Bildung zum höchsten gesteigert: zur Aufopferung für das Wohl der Menschheit. Nirgends, mit alleiniger Ausnahme der Japaner und Chinesen, ist die Dichtig-

keit der Bevölkerung, bei gleichzeitiger Steigerung der Bildung, zu solcher Höhe geführt worden: Alles was im Menschenwesen als das Höchste erkannt worden ist, findet hier seine zur Zeit erhabenste Gestaltung; auch die herrschenden Gottesvorstellungen gehen allmälig in den Gottesbegriff über, durch Entkleidung von allem daran haftenden Menschenartigen.

§. 486.

Die Bildung ist stufenweise mit verschiedener Geschwindigkeit fortschreitend.

In den unzähligen Völkern, Stämmen, Horden und Familien, welche die Erde bewohnen, zeigt der Vergleich nicht allein, dass diese unter sich verschieden sind an Bildung, sondern dass auch die einzelnen Genossen jener Verbände auf verschiedenen Bildungstufen stehen; nicht allein getrennt durch Verschiedenheit des Alters, sondern auch der Fähigkeiten und der erlangten Ausbildung, sowol in derem Gesammtwerthe, wie auch in ihrer Erstreckung über die unterschiedlichen Gebiete der Bildung. Es lässt sich erkennen, wie die höher stehenden Völker durch Gunst der Verhältnisse rascher fortschreiten konnten als die rückständigen und so geschwinder zu den höheren Stufen gelangten; wie ebenso in den einzelnen Völkern ein Theil der Genossen, begünstigt durch Einflüsse, in beschleunigter Fortbildung die höchsten Stufen ihrer Gegenwart erreichen, während ihre Mitlebenden in absteigender Reihenfolge hinter ihnen zurückbleiben, stufenweise abwärts reichend bis zum Stande rückständiger Völker oder Zeiten. Die Menschheit bildet einen keilförmigen Zug bergan steigend: die wenigen Höchstgebildeten voran, die Zielpunkte des erhellten Gipfels im Blicke festhaltend; hinter ihnen und tiefer die folgende Menge, an Zahl und Breite des Zuges nach unten sich vergrösernd, bis sie fernab im Thale im Nebeldufte dem Rückblicke entschwindet. Der Zug ist in steter Bewegung, allmälig vorwärts und höher dringend, mögen auch die Einzelnen fallen; die Verschiedenheit der Geschwindigkeit lässt die Einzelnen in ihren Lebensläufen grösere oder geringere Strecken der Bahn zurücklegen, und je nachdem sowie der Ausgangsstufe ihres Lebens, gestaltet sich ihre Stellung in der Menschheit.

Es lässt sich erkennen, wie der dauernde Aufenthalt der Völker in dem gemäsigten Erdgürtel sie rascher zu den höheren Stufen der Menschen-

bildung führen musste, als das Leben anderer Völker im heissen Gürtel einerseits, wie auch im kalten Gürtel andererseits. Im kalten Gürtel unter dürftigen Lebensverhältnissen nimmt der Kampf um das Dasein so sehr das Leben und seine Ergebnisse in Anspruch, dass zur Ausbildung durch Steigerung des Genusses und des Strebens nach höherer Bildung nur ein Geringes übrig bleibt, also die Fortbildung um so langsamer geschieht. Auch im heissen Gürtel findet unter den dürftigen Verhältnissen der Wüsten und Steppen das Gleiche statt, an den übrigen üppigen Stellen dagegen nimmt das Streben nach Steigerung des Genusses durch Ruhe, so sehr das Leben und dessen Ergebnisse in Anspruch, dass für das Streben nach höherer Bildung sehr wenig verbleibt. Die Fortbildung schreitet auch hier nur langsam fort oder, wenn sie in einzelnen Theilen der Völker (Alt-Egypter, Chaldäer und Inder) begünstigt ward, eilte sie mit gleicher Geschwindigkeit wie im Aufblühen auch dem Verfalle zu. Nur in dem gemäsigten Erdgürtel fanden sich die Vorbedingungen vereint, um den drei Richtungen des Menschenwesens den Einklang zu sichern, so dass weder der Kampf um das Dasein, noch das Streben nach Steigerung des Genusses einen unverhältnissmäsigen Theil des Lebens in Anspruch nehmen: dass vielmehr dem Streben nach höherer Bildung die Fähigkeiten und Mittel zur beschleunigten Fortbildung verblieben und hier die höchsten Stufen erreicht werden konnten, welche zur Zeit in der Menschheit walten. Dazu kam noch, dass in dem nördlichen gemäsigten Gürtel die gröste Landfläche der Erde liegt, so dass die hier wohnenden Völker am stärksten sich ausbreiten und verdichten konnten; dass sie, im Norden und Süden durch Wüsten gehindert, gezwungen waren in ihrem Gürtel sich auszubreiten. So walteten die günstigen Verhältnisse bleibend in diesem Menschenzuge, der von Mittelasien aus Europa bevölkernd, auf seinem arischen Wanderzuge die Einflüsse der höheren südlichen Bildung sich aneignete, ohne die günstigen Verhältnisse des gemäsigten Gürtels zu verlassen. In Europa fiel ihm der Vortheil zu, dass im Süden ein weites, warmes Meer sich erstreckte, auf dem die Früchte südlicher Bildung zugeführt wurden, und dass im Westen der warme Golfstrom die Küsten bespült und den Ländern Wärme und Feuchte zuführend, die Herstellung des Einklanges zwischen den drei Richtungen erleichterte. Wie sehr diese Verhältnisse zurückwirken im Kreise der Arier, erweist sich z. B. beim Vergleiche zwischen den Italiern, Engländern und Russen, dem Volke des warmen, heiteren Mittel-

meeres, mit dem des warmen, feuchten Golfstromes und dem entfernt von beiden wohnenden Volke des kalten, trockenen Binnenlandes: die Fortbildung jener beiden Völker musste in gröserer Geschwindigkeit stattfinden als die der Russen und rascher zu höheren Stufen führen. An beiden Enden zeigen sich überdies die stärksten Hemmungen: der Kälte, welche in Nord-Russland die Erfordernisse des Kampfes um das Dasein unverhältnissmäsig steigert; und der Hitze in Süd-Italien, welche das Streben nach Steigerung des Genusses durch Ruhe zur ungebürlichen Geltendmachung bringt: in beiden Fällen bleibt für das Streben nach höherer Bildung um so weniger übrig und in Folge dessen schreitet diese um so langsamer fort.

Im Leben der Einzelnen machen sich in ähnlicher Weise Verhältnisse geltend, welche die Geschwindigkeit der Fortbildung bedingen: die Abstammung kommt zunächst in Betracht, jedoch weniger in Bezug auf die Ererbung von Fähigkeiten, als auf die Art der dadurch erreichbaren Mittel zur Fortbildung, namentlich der anfänglichen Anleitung dazu. Demnächst macht sich das Verhältniss derjenigen Bildungstufen geltend, in deren Mitte der Einzelne lebt und ob er es vermag diesen sich zu entziehen, um in höhere zu gelangen; ausserdem die Verhältnisse, welche seinen Kampf um das Dasein genügend erleichtern, um dem Streben nach höherer Bildung Zeit und Mittel zu lassen, aber auch nicht so sehr ihn der nothwendigen Anstrengung entziehen, um das Streben nach Steigerung des Genusses übermächtig zu entwickeln und darin jenen Gewinn an Zeit und Mitteln zu vergeuden. Je nachdem diese bedingenden Verhältnisse einzeln oder zusammen wirken, mit einander oder sich durchkreuzend, steigert sich die Fortbildung der Einzelnen in verschiedenen Geschwindigkeiten, und da die gröste Beschleunigung von der vereinten Wirkung mehrerer jener Vorbedingungen abhängt: so wird erklärlich, wie die höchste Bildung der Zeit immer nur von einer Minderzahl erreicht werden könne, da in solchen Fällen die Wahrscheinlichkeit des nicht Zusammentreffens ungleich gröser ist als diejenige, dass alle Vorbedingungen in günstigster Weise in einem Menschenleben zusammen wirken. Weil aber die Fortbildung stufenweise in verschiedenen Geschwindigkeiten fortschreitet, so müssen die gleichzeitig Lebenden auf weit verschiedenen Stufen der Bildung stehen.

§. 487.

Fortbildung und Rückbildung wirken neben einander.

Im Leben jedes einzelnen Menschen und in jeder seiner Gestaltungen wirken Fortbildung und Rückbildung in unendlicher Mannigfaltigkeit. Vom ersten Keime des entstehenden Lebens bis zum letzten Zerfallen der Bestandtheile, durchkreuzt sich in unzähliger Folge das Entstehen neuer Gebilde und das Vergehen der alten: jede Zelle zum Aufbaue des werdenden Wesens erwächst aus aufgenommenen Stoffen, bildet sich fort zum Gipfel ihres Daseins, verfällt alsdann der Rückbildung und löst sich am Ende auf in einfache unorganische Verbindungen. Im unreifen Leben wie im reifen waltet derselbe Vorgang; in jenem findet nicht allein der Stoffumsatz statt durch Fortbildung und Rückbildung der Stoffverbindungen, sondern es bilden sich auch vorübergehend Zwischenstufen der Heranbildung in Knorpeln, Kiemenbögen, Schwimmhäuten u. a., die der Rückbildung verfallen und schwinden vor der Geburt. Im reifen Leben waltet in gleicher Weise der Stoffumsatz in beiden Richtungen; auch erscheinen Zwischenbildungen als Milchzähne, die nach wenigen Jahren durch Rückbildung verschwinden, und ihre Nachfolger wie auch die Hare verfallen gewöhnlich noch vor dem sie tragenden Menschen. Am auffälligsten zeigt die Lebensbahn des reifen Menschen die Fortbildung und Rückbildung in seinem Wachsthume: aufsteigend vom Säuglinge zum Erwachsenen und sich fortbildend bis zur Lebenshöhe; darauf absteigend zum Greise und kindisch sich rückbildend zum Tode.

Im Leben der Völker wiederholt sich der Vorgang mehr oder minder auffällig, sei es im Gesammten ihres Daseins oder in einzelnen Zügen. Unzählige Völker der Geschichte haben ihr Leben in der Vorzeit beschlossen, sich fortgebildet bis zu ihrer Höhe und sind dann durch Rückbildung zerfallen, entweder spurlos verschwunden oder in verkümmerten Nachkommen ein kindisches Greisenleben führend. Manche darunter, wie die alten Egypter, Chaldäer und Perser, gelangten durch Fortbildung zu einer reichen und gewaltigen Lebenshöhe, wogegen andere Völker nur niedrige Gipfel hatten; jene hinterliessen der Menschheit einen reichhaltigen Überschuss ihres Lebens an Bildung und Gütern, wogegen diese verschwanden,

ohne eine nennenswerthe Erbschaft zu hinterlassen. Je nach dem Werthe, zu dem Fortbildung und Rückbildung sich erhoben und dem Verhältnisse, in welchem sie zu einander standen, gestaltete sich das Leben der gestorbenen Völker und der Belauf ihrer Überschüsse: aber in allen Fällen wirkten beide Richtungen der Bildung neben und mit einander.

Auch an der Bevölkerung einzelner Länder erweist sich der gleiche Vorgang. Die Halbinsel Italien z. B. ward um 1000 vor Chr. G. von verschiedenen arischen Stämmen bevölkert: Latinern, Volskern, Umbrern u. a., zwischen denen die Bewohner der Handelstadt Rom an der Tiber, aus kleinen Anfängen sich fortbildeten zu einem mächtigen Volke, welches nach und nach alle Völker Italiens unterwarf und seine Herrschaft unablässig ausbreitend, ein Reich bildete, welches in seiner weitesten Ausdehnung um Christi Geburt vom Kaukasus bis an das Atlantische Meer reichte und von Schottland bis an Nubien. Neben dieser Fortbildung an Gewalt, nahm die Rückbildung der bürgerlichen Freiheit ihren Verlauf und ward so übermächtig, dass die Römermacht von jener Höhe zur Zerrüttung herabsank und eine Beute der Teutonen ward. Die nachfolgende Bevölkerung, durch die Überwinder gestärkt, begann einen neuen Bildunglauf, wuchs und gedieh auf anderen Bahnen, und vom zehnten Jahrhunderte an stehen die Italier wiederum auf der Höhe der Zeit, voran die Römer, auf dem Glaubensgebiete ihre Herrschaft erstreckend durch Priester, wie 1000 Jahre früher durch Krieger. Diese Macht wuchs bis zum 16. Jahrh. und breitete ihren Einfluss aus über die ganze bekannte Erde, bis nach Grönland im Norden und Abessynien im Süden, nach Amerika und Ostasien, trachtend alle Völker in ihren Bereich zu ziehen. Von diesem Gipfel sank sie allmälig durch innere Rückbildung, verlor weite und reiche Gebiete durch den Abfall der Evangelischen, büste auch ihre Macht ein unter den Katholiken. Dazu kam der gleichzeitige Verfall des italischen Handels, seitdem der Seeweg nach Ostindien entdeckt war und dem indischen Handel weit entlegene, aber günstigere Bahnen eröffnete: die Handelstädte verfielen, der Reichthum sank und die Bewohner Italiens verzehrten nach und nach die Früchte früherer Jahrhunderte, bis im 18. Jahrh. ihr Verfall auf allen Bahnen offenkundig vorlag. Im 19. Jahrh. begannen sie auf neuer Bahn die Fortbildung: sie strebten zur Einheit, um die bisherigen herben Verlüste der Zersplitterung künftighin zu sparen, und befinden sich augenscheinlich aufs Neue im Aufsteigen, mühsam und langsam zwar, aber

vorrückend und dem Ziele sich nähernd. Wann und wo sie den Gipfel erreichen, auf welchem die Rückbildung eintritt, das muss die Zukunft lehren.

Die Menschheit zeigt in den verschiedensten Bahnen ihrer Bildung den gleichen Verlauf: es entstanden Vorstellungen in unzähliger Mannigfaltigkeit, wurden fortgebildet bis zum Äussersten, verfielen alsdann der Rückbildung und sanken dahin, um anderen Raum zu geben, denen es im Laufe der Zeit ebenso erging. Wie mühsam haben sich nicht im Laufe der Jahrtausende die Gottesvorstellungen empor gerungen, durch niedere Formen zur höchsten, die ganze Welt erfüllenden Gestaltung; auf dieser Höhe verlieren sie mit ihrer Menschenähnlichkeit auch ihre Fasslichkeit, hören auf Vorstellungen zu sein und werden Begriffe, in denen sie, als Vorstellungen betrachtet, durch Rückbildung verschwinden. Die andere Vorstellung vom Vorhandensein einer Seele im Menschen und von ihrer Unsterblichkeit, hat in den alten Egyptern stufenweise sich fortgebildet, zur Gestaltung ihres Wesens und der Art ihres Fortlebens in Abbildungen des Erdenlebens: die Seele als Dunstwesen in der Gestalt des ehedem lebenden Leibes und das Fortleben als Steigerung oder Erniedrigung des Erdenlebens mit seinen Beschäftigungen, Freuden und Leiden. Allmälig erhob sich ihre Fortbildung in den Europäern dahin, dass die Sichtbarkeit der Seele undenkbar ward, dass Himmel und Hölle mit ihren dem Erdenleben nachgebildeten Zuständen aufgegeben wurden, so dass jede Fasslichkeit verloren ging und nach Erreichung des Gipfels die Rückbildung eintrat, welche jene egyptische Vorstellung zum Dahinschwinden führt. In gleicher Weise ist es Gesetzen und Einrichtungen ergangen: die Gesetze lösen sich unausgesetzt ab, entstehen, gewinnen an Geltung und sinken alsdann hinab, bis neuere Gesetze sie tilgen; neue Einrichtungen werden getroffen, ihr Einfluss dehnt sich aus über weite Gebiete, um endlich durch Rückbildung in Vergessenheit zu sinken. Das Lehnswesen mit seinen Gesetzen und Einrichtungen, in der Vorgeschichte der Europäer entstanden, bildete sich fort bis zur Höhe, auf welcher es mit wenigen Ausnahmen bei allen Völkern galt und das gesammte Statsleben derselben gestaltete; darauf begann die Rückbildung, der Adel verlor seine Macht, die Gemeinsamkeit des Lehnsverbandes schwand dahin, und in der Gegenwart leben nur noch dürftige Spuren. Das dem Lehnswesen folgende Geburtrecht der Fürsten (die Legitimität) bildete sich darauf fort, bis zur grösten

Höhe in der Vorstellung vom Gottesgnadenthume und dem Besitzrechte der Fürstenhäuser an bestimmten Ländern und den darauf lebenden Menschenherden, welche, rechtlos durch die Gnade des Fürsten lebend, vertauscht, verkauft, vererbt, erworben oder verloren werden könnten gleich Viehherden. Von dieser Höhe ist die Legitimität im 19. Jahrh. durch gesteigerte Erkenntniss abwärts geführt worden und befindet sich in der Rückbildung, denn es haben die Länder und Völker aufgehört, Besitztheile zu sein, welche verschenkt werden könnten; sie werden noch vererbt, aber ihre Zusammengehörigkeit wird anerkannt, und in neuerer Zeit stimmten Völker ab über ihre Fürsten, sandten sie fort und erwählten andere. Auch das Kriegsleben der Völker hat durch Fortbildung und Rückbildung seine Geltung geändert: aus den anfänglichen Stammesfehden erwuchsen Völkerkriege und diese nahmen zu an Geltung, bis Kriegsherren an die Spitze der Völker gelangten, welche alle Einrichtungen derselben auf Kriegszustände baueten und den Krieg zur höchsten Aufgabe der Völker erhoben, der alle Mühen und Kräfte der Zwischenzeiten des Friedens gewidmet sein sollten. Auf diesem Gipfelpunkte trat die Rückbildung ein: die Friedensaufgaben der Völker gewannen an Geltung, der Krieg verlor sein hohes Ansehen, der Kriegsherr ward minder nothwendig, seiner Unbeschränktheit, die für den Krieg eine Grundbedingung gewesen war, erwies sich nachtheilig für die vorwaltenden Friedenszustände: so sinkt die Bedeutung des Krieges und seiner Einrichtungen durch Rückbildung hinab zur Nebensache.

Auf allen Bahnen des Lebens der Menschheit schreiten Fortbildung und Rückbildung neben einander, in einem beständigen Wechsel: die Einrichtungen und Erfindungen, Vorstellungen und Handlungweisen entstehen und vergehen wie die Zellen im Thiere oder der Pflanze; auch die Menschheit bildet sich beständig um durch unausgesetzte Mauserung, aber jedesmal stralt aus der abgestreiften Hülle ein neuer Kern hervor.

§. 488.

Der Mensch fasst die Eindrücke der Welt in Vorstellungen und Begriffe.

Als eine der Gestaltungen der Welt steht der Mensch in Wechselbeziehungen mit allen übrigen, die nach Zeit und Umständen auf ihn einwirken oder seiner Einwirkung unterworfen sind. Er empfängt unausge-

gesetzt Eindrücke durch seine Sinne des Gesichtes, Gehöres, Geruches, Geschmackes und Gefühles, und pflanzt diese durch seine Nerven fort zum Gehirne, wo er, je nach der Art des empfangenen Eindruckes, sich Vorstellungen bildet über jede der Gestaltungen ausser ihm, der er einen besonderen Eindruck beimisst. Aus der Fülle der Eindrücke, welche die auf einander folgenden Menschen empfingen, haben sie durch ihren Verstand nach und nach eine Unzahl von Vorstellungen sich gebildet, welche dem Gedächtnisse eingeprägt und von Eltern und Genossen auf die nachfolgenden Menschen vererbt, durch diese gemehrt wurden zum jetzigen Schatze. Von diesen Vorstellungen haben Begabtere, aus engeren und weiteren Gruppen, das Gemeinsame in Gedanken hervor gezogen und dieses als „Begriff" bezeichnet, dessen Bedeutung und Werth in jedem einzelnen Falle verschieden ist, je nach den Vorstellungen, welche als Grundlage dienten und je nachdem das Hervorgezogene (Abstrahirte) in den bezüglichen Vorstellungen das Vorwaltende bildete oder nicht.

Die Vorstellungen und Begriffe machen den Bildungschatz der Menschheit aus, der vom Anbeginne her aus kleinen und dürftigen Anfängen zur jetzigen Fülle herangewachsen ist durch Vererbung der Neubildungen, welche die höher Gebildeten aller Zeiten und Völker schufen und hinzu fügten. Jeder Einzelne hat einen Theil dieses Schatzes durch Mittheilung und Selbstschaffung in sich aufgenommen und daraus seine Innenwelt gebildet. Ausserdem einen Theil derselben, je nach den empfangenen Eindrücken, ausser sich versetzt an gemuthmaste Stellen und daraus seine Aussenwelt gebildet; deren Bestandtheile er unterscheidet nach Form, Farbe, Schwere, Wärmeäusserung, Ton, Geruch, Geschmack u. a., um sie als Sinnenwelt zu fassen; wogegen er andere Bestandtheile, die er hierin nicht einzuschliessen vermogte, zu einer aussersinnlichen Welt gestaltete, deren Wesen der Verstand, als Einbildung wirkend, sich bildlich darstellte.

Es bethätigten sich darin die dem Menschenwesen inne wohnenden Fähigkeiten und Mängel. Seine Sinne sind mannigfaltig und vermögen unterschiedliche Eindrücke anfzufassen; jeder derselben ist aber beschränkt, denn die Forschungen des Verstandes haben erkennen lassen, dass es Grenzen der Stärke, Dauer und zeitlichen Trennung giebt, welche die Fasslichkeit eines Eindruckes bedingen und jenseit welcher die Fähigkeiten zur Auffassung nicht ausreichen, also die Eindrücke nicht erfolgen. Ausserdem mag es Äusserungen der Welt geben, zu deren Auffassung uns die

Sinne fehlen, so dass wir keinerlei Eindrücke davon empfangen; diese Seite der Welt ist nicht da für uns und wir können weder Vorstellungen noch Begriffe daraus bilden, auch nicht durch Ahnungen dieselbe kennen lernen, denn sie bietet dem Menschenwesen keine Möglichkeit irgend welcher Verbindung. Die Mängel des Menschenwesens liegen nicht allein in der Begrenztheit seiner Sinne, sondern auch in den Schwankungen seines Gedächtnisses und den Fehlgriffen des Verstandes. Sein Gedächtniss vermag nur einen Theil der empfangenen oder selbst gebildeten Vorstellungen und Begriffe aufzubewahren, um sie jederzeit wach rufen zu können; dieser Theil prägt sich auch nicht ein nach seinem Vergleichswerthe, so dass nur die minder wichtigen ausgeschieden würden, sondern nach augenblicklichen oder bleibenden Stimmungen, so dass die jezeitig im Gedächtnisse eines Menschen aufbewahrten Vorstellungen und Begriffe einen mannigfaltigen Vorrath bilden, aber in jedem Einzelnen verschieden. Sein Verstand wirkt nicht minder mangelhaft, indem er zunächst nicht die Wesen der Aussenwelt zur Grundlage seines Wirkens nehmen kann, sondern sich begnügen muss mit den Eindrücken, welche sie auf die Sinne machten: nur aus diesen vermag er die Vorstellungen und Begriffe zu bilden. Um ihre Werthe zu ermitteln durch messen und wägen, muss er sich der Geräte bedienen, welche wie alles Andere in unausgesetzter Bewegung sind, unaufhörlich sich ändern während des Gebrauches und zu den Mängeln seiner Sinne und seines Gedächtnisses auch diejenigen seiner Geräte fügten. Nachdem der Verstand einerseits die Eindrücke unterschieden hatte, bemühete er sich andererseits ihren Zusammenhang zu erforschen, zunächst zur Schaffung der Begriffe und demnächst zur Aufstellung von Ursach-Verhältnissen, mittelst welcher er die wiederholt beobachtete Aufeinanderfolge zweier Bewegungen bezeichnete, von denen er die vorhergehende als Ursache und die nachfolgende als Wirkung benannte. In dieser Anwendung seines Verstandes geschahen um so mehr Fehlgriffe, als der Mensch bei diesen Zusammenfügungen alles Dasjenige unberücksichtigt liess, was ausserhalb der Grenzen seiner Sinne lag, also keinen fassbaren Eindruck auf ihn gemacht hatte; indem er ferner meistens mit den Eindrücken sich begnügte, welche das Äussere der Gegenstände auf ihn machte; dass er Alles was nicht als Äusseres erschien, auch nicht durch Forschung ermittelte, sondern durch Einbildung in Bilder und Vorstellungen auszuprägen suchte; wie er auch mit allem Anderen verfuhr, was er nicht durch un-

mittelbare Auffassung sich zu verdeutlichen wusste, also seiner aussersinnlichen Welt zurechnete.

Das unausgesetzte Wirken der Fähigkeiten und Mängel des Menschenwesens in den auf einander folgenden Menschen und Völkern, ist allerorts und jederzeit durchkreuzt worden von den zerstörenden Einwirkungen der Welt, die in der Menschheit, durch zahllose Unterbrechungen des Verlaufes ihrer Heranbildung, die Vererbung der erworbenen Bildnug störten, die Strömungen unterbrachen oder ablenkten, auch oftmals den Faden der Erkenntniss abrissen, so dass den Nachfolgenden nur vereinzelte Ergebnisse überliefert wurden, ohne die Kenntniss ihrer Entstehung. Dazu kam, dass in Folge der ungleichmäsigen Geschwindigkeit der Fortbildung, die Menschen ungleich fortschritten, nicht allein die verschiedenen Völker weit auseinander standen an Bildung, sondern auch die gleichzeitig lebenden Genossen eines jeden Volkes. Es war jederzeit eine lange Folgenreihe von Bildungstufen in der Menschheit wirksam, mit allen daran haftenden Vorstellungen, Begriffen und Einbildungen, mit der Zeit anwachsend und in der Gegenwart mannigfaltiger als je zuvor.

Der gegenwärtige Bildungschatz der Europäer ist das vielgestaltige Ergebniss des Lebens der Menschheit in den verflossenen Jahrtausenden. Er enthält Bruchstücke des Wirkens der menschlichen Fähigkeiten und Mängel in den vorgeschrittensten wie den rückständigsten Völkern des Alterthumes: es mengen sich die Gestaltungen aus der arischen Heimat unserer Vorfahren in Mittel-Asien, mit denen der alten Semiten und Egypter Afrikas; das Wissen der alten Hellenen und Römer, mit dem der Inder, Chaldäer und Perser; mit den Kenntnissen der Araber des Mittelalters die in Europa neu gebildeten Gestaltungen des Christenthumes verbunden; die heidnische Vielgötterei der Israeliten des alten Testamentes verschlungen mit den heidnischen Vorstellungen Mittelasiens im neuen Testamente; die Götter des Moses übertragen in das Christenthum und verbunden mit dem arischen Himmelsherrn Theos, Deus, Gott, Bog u. a. zum Christengotte; der egyptische Unsterblichkeitglaube, neben dem mittelasiatischen Teufels-, Gespenster- und Höllenglauben; in Künsten und Wissenschaften, Gesetzen und Einrichtungen ein buntes Gemenge aller Zeiten und Völker, zerrissen und verworren, aufgehäuft aus Trümmern und Neugestaltungen, in solcher Menge, dass der Fortschritt der Menschheit sich behindert fühlt.

Der wachsende Zwiespalt zwischen den Anforderungen des beschleu-

nigten Fortschrittes der Menschheit und den auf allen Wegen hinderlichen Anhäufungen von Vorstellungen und Begriffen rückständiger Stufen der Bildung, hat mehr und mehr dazu gedrängt, eine Sichtung derselben vorzunehmen, um den auf Irrthümern früherer Zeiten oder rückständiger Menschen sich stützenden Theil auszuscheiden und der Rückbildung zu übergeben. Dieses Streben entstand unter den Europäern mit dem Erwachen des alten Hellenenthumes im 15. Jahrh., wendete sich im 16. Jahrh. zunächst wider das bestehende Christenthum, soweit es über den Inhalt der Bibel hinaus sich gebildet hatte; späterhin nahm es die Bibel im Ganzen zum Gegenstande, und im 18. Jahrh. begann die Untersuchung aller Grundlagen des Wissens. Dabei ward vorwaltend verneinend verfahren, weil man zunächst die Geltung irriger Vorstellungen und Begriffe untergraben musste, um Räume zu gewinnen zur Bewegung und für nothwendige Neuschöpfungen, welche die anwachsenden Forschungen an die Stelle des Veralteten setzten.

§. 489.

Nach den Eindrücken ward die Welt in den Vorstellungen gespalten.

Der Mensch als begrenztes Wesen war gezwungen, jeden Eindruck von anderen zu scheiden, um ihn auffassen zu können; also die Welt, so weit er in Wechsel-Beziehung mit ihr stand, durch Nachdenken in Einzelnheiten zu zerlegen, weil er nur in dieser Weise sie seinem Gedächtnisse einprägen und durch seinen Verstand verarbeiten konnte.

Das Bedürfniss nach Übersichtlichkeit zwang ihn aber das Geschiedene möglichst weit zu vereinen, wobei er die Ähnlichkeiten der empfangenen Eindrücke und der daraus gebildeten Vorstellungen und Begriffe oder Einbildungen zur Grundlage nahm: sein Wesen ward also bestimmend für das zu Schaffende. Da der Mensch inmitten der Welt steht, in Zuständen lebt, die nur innerhalb fester Grenzen schwanken, so mussten seine Vorstellungen sich unterscheiden oder auch vereinen in zwei getrennten Weisen, je nachdem sie nämlich den Zuständen seines Wesens angemessen waren oder nicht. Je nach seinen Wärmezuständen unterschied er Eindrücke als warm oder kalt, obgleich alle, vom härtesten Froste bis zur Glühhitze, nur Abstufungen der Wärme sind. Er schuf sich Trennungen zwischen Sichtbarem und

Unsichtbarem, je nach der Grenze seiner Sehfähigkeit; bildete sich eine Sinnenwelt und eine aussersinnliche Welt, je nachdem die Eindrücke ihm fasslich genug waren oder nicht. Was ihm begrenzte und gleichartige Bilder gab, versetzte er ausser sich als Gestaltung seiner Sinnenwelt und setzte diese zusammen aus den Eindrücken der Ausdehnung, Farbe, Schwere, Härte u. s. w.; wogegen er den übrigen Eindrücken besondere, durch seine Einbildung geschaffene Gestaltungen gab, nach der Ähnlichkeit mit anderen fassbaren Eindrücken gebildet, und aus diesen Gestalten seine aussersinnliche Welt der Geister und ihrer vermeintlichen Einwirkungen schuf. Was ihm angenehm oder nützlich war und seiner Fortbildung diente, bezeichnete er als gut, das Übrige nannte er böse, und die demgemäsen Handlungen der Menschen unterschied er als sittlich oder auch unsittlich, ihre Handlungweise als Tugend oder Laster, und in Bezug auf höhere Wesen als Pflichterfüllung oder Sünde.

Es entstand eine Zwiespältigkeit seiner Innenwelt, welche er in die Aussenwelt hinaus versetzte und dadurch diese ebenso gespalten dachte. Er verband auch die auf gleicher Seite stehenden Eindrücke mit einander, verknüpfte sie zu Ursach-Verhältnissen, mogten beide seiner sinnlichen oder seiner aussersinnlichen Welt angehören oder auch in beiden ihren Grund haben. So suchte er die Ursachen des ihn treffenden Bösen entweder in der Sinnenwelt und erkannte sie im Willen von Thieren oder Menschen, oder aber er vermuthete sie in der aussersinnlichen Welt und mas es bösen Geistern zu, deren Gesammtheit er in das Bild eines bösen Weltbeherrschers zusammenfasste (Tiube, Jave-Asasel, Wischnu, Ariman, Satan, Teufel u. a.) sobald er dazu gelangt war, die ihm ungünstige Weltseite in Eines zu fassen. Diesem setzte er das ihn treffende Gute entgegen, und wenn er dessen Ursache nicht im eigenen Thun oder anderen Wesen seiner Sinnenwelt entdecken konnte, vermuthete er sie in der aussersinnlichen Welt und mas es guten Geistern zu, deren Gesammtheit er in das Bild eines guten Weltbeherrschers vereinte (Osir, Adonai, Brama, Ormuds, Woden u. a.) um die Ursache der ihm günstigen Weltseite in ein Bild zu fassen. Auch als der Verstand über die bildlichen Gestaltungen hinaus ging, schied er die Welt in Stoffliches und Geistiges, Materielles und Spirituelles, je nachdem die Eindrücke seinen Sinnen erschienen. Als dem Verstande klar ward, dass seine Geisterwelt nicht aus luft- oder hauchartigen Stoffen bestehe, führte er diese Spaltung allgemein durch, schied seine Welt in Gott und Natur,

wie das eigene Wesen des Menschen in Geist und Leib, so dass Gott und Geist denjenigen Theil der Eindrücke bezeichneten, welcher nicht als bildliche Gestaltung von ihm erfasst ward. Er führte die Spaltung auch in anderer Weise durch, indem er aus den endlosen Umgestaltungen der Welt nur diejenigen auffasste, welche innerhalb der Grenzen seiner Sinne vor sich gingen, stark genug waren, um von ihm erfasst werden zu können: diese bezeichnete er als Bewegung oder Leben und alle anderen nicht erfassten als Erstarrung, Regungsloses oder Tod. Er gelangte auch hier wiederum zur Vorstellung eines Stofflichen, womit er das vermeintlich Starre bezeichnete, unterschieden von der Kraft, als welche er das Bewegende im Bewegten (Lebenden) deutete, den Unterschied welchen er entdeckt zu haben glaubte zwischen Bewegtem und Bewegunglosem.

So entstanden im Laufe der Zeit eine Menge Spaltungen in den Vorstellungen der Menschen, welche je nach den Bildungständen der Einzelnen in grösserer oder geringerer Ausdehnung das Gebiet ihrer Erkenntniss zerklüfteten. Die Gegenwart bietet, wegen der vielfach abgestuften Bildung der gleichzeitig Lebenden, die ganze Fülle der rückständigen Vorstellungen mehrerer Jahrtausende, aus denen Jeder Alles was ausserhalb seiner besonderen Bildungsstufe liegt, als Aberglauben oder Irrthum bezeichnet, geschieden auf seiner Stufe von demjenigen, was seinen Glauben oder seine Überzeugung bildet. Es leben noch die Vorstellungen von guten und bösen Geistern, Engeln, Teufeln und Gespenstern; von Himmel und Hölle, Seligkeit und Verdammniss, Gott und Teufel u. s. w. neben den Vorstellungen von der Vereinigung aller Ursachen in einem höchsten Wesen; auch diese Vorstellung wiederum erweitert zum Einschlusse aller Wirkungen in dieselbe, so dass die Welt nicht gespalten bleibt in Gott und Natur als zwei verschiedene Wesen, sondern als Eines, als ein Gott-Allsein. Zum ähnlichen Ergebnisse lenkt das Streben nach Einheit auf dem anderen Wege, ausserhalb des Gebietes der Gottesvorstellungen: die fortschreitende Erkenntniss hat gelehrt, dass die Unterschiede zwischen Starrem und Bewegtem nicht vorhanden seien, dass es keinen Stoff gebe geschieden von Kraft, dass vielmehr Alles und Jedes in Bewegung und Umwandlung sich befinde, im unendlichen Zusammenhange; dass Stoff nur eine Bezeichnung der Raumerfüllung sei und Kraft die der Raumveränderung, welche nicht im Wesen getrennt seien, sondern nur vom Menschen als geschiedene Eindrücke aufgefasst würden, weil die Beschränktheit seines Wesens solches erfordere.

Es vereinigen sich auch hier die in den Vorstellungen der Menschen gespaltenen Bezüge: Stoff und Kraft, Raumerfüllung und Raumveränderung, werden Eines, nämlich die einheitliche und unendliche Welt.

§. 490.

Die Grundlage der Menschheit ist gleichartig, beeinflusst durch örtliche und zeitliche Verschiedenheiten.

Die Geschichte der Menschheit zeigt durch alle Zeiten und Völker die Gleichartigkeit der Grundlagen sämmtlicher Lebensäusserungen derselben: mogten die örtlichen und zeitlichen Einflüsse sie noch so verschieden gestalten, so führt die Erforschung der Ursachen in allen Fällen auf die Fähigkeiten und Mängel des Menschenwesens zurück.

Zuvörderst sind durch die ganze Menschheit, bei aller sonstigen Verschiedenheit, die fünf Sinne gleichartig in Einrichtung und Begrenzung, so dass jederzeit und allerorts die Eindrücke in derselben Weise aufgefasst wurden. Desgleichen war das Gedächtniss gleicher Art und unterstand denselben Mängeln, fasste jedesmal nur einen Theil des Wissens und bewahrte es je nach Umständen mehr oder weniger getreu. Der Verstand wirkte in allen Menschen, wenn auch in weit verschiedenen Masen, so doch in ähnlicher Weise durch Vergleichung der Vorstellungen, Ansziehung von Begriffen und Erforschung von Ursach-Verhältnissen. Durchgehends war es derselbe Mensch, welcher allerorts und jederzeit zur übrigen Welt in Beziehung trat, ihre Eindrücke empfing und verarbeitete in gleichartiger Weise.

Dagegen waren verschieden in den einzelnen Menschen: das Mas der Wirksamkeit seines Wesens und die Gestaltungen der Aussenwelt, welche Eindrücke auf ihn machten. Jeder Mensch hatte seinen gesonderten Bereich der Wechsel-Beziehung: sein Lebenslauf bildete nur einen kleinen Theil des Weltlaufes, entwickelte und vollendete sich an besonderen Orten, inmitten eines Stammes oder Volkes eigenthümlicher Art, war auch in seinem Wesen verschieden befähigt; so dass die Eindrücke, welche er empfing, wie auch die Ergebnisse ihrer Verarbeitung durch seinen Verstand von anderen sich unterschieden. Der Mensch unter dem Gleicher empfing andere Eindrücke als sein Bruder in Grönland und Beide wiederum verschieden von denen

des gemäsigten Gürtels: die Fähigkeiten und Mängel eines Jeden waren gleichartig, aber die Gestaltungen ihres Verstandes, ihrer Innen- und Aussenwelt, mussten verschieden werden. Dennoch gingen auch in dieser Richtung allgemeine Grundzüge, welche über die ganze Erde die Aussenwelt gleichartig gestalten: z. B. der allgemeine Wechsel von Tag und Nacht, der Himmel über dem Haupte der Menschen und der gähnende dunkle Abgrund der Klüfte, der jährliche Wechsel zwischen den Zeiten gröster und geringster Wärme, so wie des höchsten und tiefsten Sonnenstandes, die jährlich wiederkehrende Erneuerung des Pflanzenlebens, der monatliche Mondeswechsel u. a., so dass in vielen Beziehungen auch die Gestaltungen der Aussenwelt durchgehende Ähnlichkeiten bieten.

Dennoch mussten die örtlichen Unterschiede, wenn auch klein bei einmaligem Einflusse, grose Verschiedenheiten in der menschlichen Fortbildung bewirken durch die unausgesetzte Häufung kleiner Abweichungen. Der Bewohner des Wüstengürtels, welcher Nord-Afrika, Arabien und Persien durchzieht, so wie anderer heisser und dürrer Länder, von Sandstürmen, Spiegelbildern der Wüste, Hungersnoth und Wassermangel bedroht, empfing andere Eindrücke und bildete sich eine andere Aussenwelt als der Bewohner des gemäsigten Gürtels in Asien, wo dem Menschen in regelmäsiger Folge der Jahreszeiten, ein mäsiges Gedeihen zufliesst, nicht zwischen üppiger Fülle und herbem Mangel schwankend, sondern der harten Arbeit ausreichende Früchte ergebend. In den Marschen des Nils und Euphrat-Tigris mogten die Menschen in Üppigkeit schwelgen, während die Bewohner Libyens, Nubiens, Arabiens und Palästinas in Dürre und Hungersnoth verschmachteten, dagegen der Arier in Mittel-Asien aus seinen Herden sicheren aber mäsigen Unterhalt gewann: Jeder empfing andere Eindrücke auf gleiche Weise, verarbeitete sie auch gleichmäsig, aber seine Aussenwelt sinnlich wie aussersinnlich, ward verschieden gestaltet.

Der Wüstenbewohner bildete die Spiegelbilder der ungleich erwärmten Luftschichten, welche den verschmachtenden Wanderer mit Seen und Palmenhainen täuschten, zu bösen Geistern und wie noch jetzt der Araber sie „serab“ nennt, kannte sie schon der Israelit vor 3000 Jahren als „seraphim“; die Wüstenwolke, wirbelnd daher eilend, den zitternden Wanderer mit seiner Herde verschüttend oder gnädig vorüber fahrend, war der „Herr Israels“ in der Wüste, der grimme „El“, vor dem Moses sich beugte mit seinen zitternden Horden, der „Asasel“, dem sie am Versöhnungtage den

zweiten Bock in die Wüste sandten; der alte Wüstenherrscher, dem Jakob bereits den Opferstein zu Beth-El (Zelt oder Aufenthalt des El) geweihet hatte und der durch alle Zeiten bei den Israeliten in Verehrung blieb; auch noch von Jesus am Kreuze angerufen: „Mein El, mein El, warum hast du mich verlassen.“ Das Leben in der Wüste, allen drohenden Gefahren des Wüstenherrn ausgesetzt, der in jedem Augenblicke ohne vorherige Anzeichen das ganze Volk verderben konnte, musste im Volke einerseits die Beweglichkeit erhöhen durch stete Furcht, andererseits die Unterwerfung unter den unerforschlichen Willen des Wüstenherrn und das Streben diesen Willen zu ergründen. Diese Ausbildungen offenbaren sich bei allen dorther stammenden Semiten: sie durchweben die alten Geschichtbücher der Israeliten mit Aufruhr und Jammer und beugen noch jetzt die muhammadanische Welt blindlings unter den Willen Allahs; sie führten Moses dazu durch Verzückungen den unerforschlichen Willen der aussersinnlichen Welt zu erkunden, mit Jave zu reden im Orakelzelte, wie es noch jetzt die Propheten der Hirtenvölker Ost-Afrikas thun; sie gaben den Semiten die grösere Beweglichkeit, die den Araber kennzeichnet, auch den Mosaiten in unserer Mitte; sie verliehen der Menschheit den Wunderglauben, der unter den dortigen Verhältnissen sich erzeugen musste, wo der Mensch rathlos den stätig schwankenden Zuständen gegenüber stand.

Ganz verschieden davon waren die Eindrücke, welche die arischen Vorfahren der Europäer in der Urheimat empfingen, in Baktrien und dem oberen Industhale. Der Wolkenhimmel spendete Regen und Gewitter im regelmäsigen Wechsel der Jahreszeiten und hinderte das Verdorren durch Sonnenhitze: er ward als Himmelsherr die anerkannte und verehrte Übermacht, zuverlässig und gerecht dem Arbeitsamen mäsiges Gedeihen schenkend; er spendete weder dem Müssigen unverdiente Fülle, noch dem Fleissigen unverschuldetes Elend; dem Menschen drohete kein unvorhergesehenes Unheil und sein Leben wandelte hin in regelmäsiger Folge. Diesen Eindruck verewigten die alten Weden-Gesänge, weit verschieden von den Eindrücken der Israeliten, welche das alte Testament wiedergiebt: der Arier vertrauensvoll und wissbegierig; der Semit unaufhörlich schwankend, misstrauisch und wundergläubig. Der Arier, von Mittel-Asien nach Europa wandernd, verblieb im gemäsigten Erdgürtel, unter der Herrschaft seines Himmelsherrn, dessen Allmacht, Güte, Gerechtigkeit und Zuverlässigkeit die Grundzüge verblieben der höchsten Verehrungwesen ihrer Nachkom-

men: der Tyros, Zeus und Theos der Hellenen, der Janus, Jupiter und Deus der Römer, wie der Tyr, Tiud, Ziu der Teutonen trugen sämmtlich jene Grundzüge. Diese blieben auch im nachfolgenden Christenthume herrschend, so sehr, dass dem höchsten Verehrungwesen selbst die heidnischen Namen Theos, Deus, Gott, Bog u. a. verblieben und die semitische Bibel keinen hervorragenden Zug der mosaischen Götzen zur Geltung bringen konnte; vielmehr die in Europa eingewanderten Israeliten ihren semitischen Adonai mit den Zügen des arischen Himmelsherrn ausrüsteten, an die Stelle der Züge seines Wesens als prangende Frühlingssonne.

Die alten Israeliten dagegen zeigten, nach den Berichten der Bibel, zu allen Zeiten ein wirres Haschen nach Nothhelfern, und nur der ursprüngliche Wüstenherr El konnte sich dauernd erhalten, weil sie auf ihren Wanderungen der Wüste nahe blieben. Die Folgenreihe der Götzen in der Bibel mag zutreffen, wenn auch die ersten Bücher viel später verfasst worden sind: zuerst verehrten sie die Elohim (Mehrheit von Eloa), als Schöpfer der Welt (1. Mos. 1. 1) dargestellt; späterhin sind sie mit den anderen Semiten (Babelonern, Syrern u. a.) zur Einheit des El gelangt, dem Jakob (1. Mose 28) nach einer Traumerscheinung den Stein weiht zu Beth-El (Stätte des El); der El verblieb auch zur Zeit Moses, welcher (2. Mose 18. 4) seinen Sohn El-Isr nannte, weil der „Gott seines Vaters“ seine Hilfe gewesen sei. Neben und gleichgeltend mit ihm, verehrten sie unter Moses Leitung den Jave (sogen. Jehova), dem das Orakelzelt geweiht war, und der mit dem durch betäubende Räucherungen verzückten Moses vom Gnadenstule herab redete. Beide Verehrungwesen, der Jave und El (Azaz-El) stehen neben einander im Versöhnungopfer; denn Moses verordnet (3. Mose 16. 8) nach dem Wortlaute der Urschrift: „Und Aron soll das Los werfen über die zwei Böcke, ein Los für Jave und das andere für Azaz-El“ (Azaz = Macht oder Gewalt). Ausserdem baut Moses (2. Mose 17. 15) einen Altar dem „Herrn Nissi“ (Dio-Nysos?) und errichtet die eherne Schlange (4. Mose 21) zur Verehrung, den Seraph oder egyptischen Tiube den „Widersacher“, welcher 400 Jahre lang Verehrungwesen blieb (2. Kön. 18. 4). Nebenher ist fortwährend vom Moloch (Herrn, Kämpfer, Kriegsgotte) die Rede; überdies erwähnt der Prophet Amos (5. 26) des Kijun, und späterhin Stephanus (Apostelg. 7. 43) erwähnt des Remphan als Götzen auf dem Wüstenzuge, so dass unter Moses Leitung unzweifelhaft die Vielgötterei herrschte. Erst der Nach-

folger Josua (24. 14) will den Jave zur Herrschaft bringen. Zur Zeit Davids ist der Bal höchstes Verehrungwesen, denn er benennt nach ihm die Stätte eines Sieges (2. Sam. 5. 20); nachher wird von Salomo der chaldäische Adonai an die Spitze gestellt, die jugendlich prangende Frühlingssonne, der milde aber siegende Sonnenheld, dem er den grosen Tempel weiht mit allen Einrichtungen des Sonnendienstes; in den Schriften der Propheten steht der Herr des Sternenhimmels (Zebaoth) an der Spitze, während das Volk den alten Göttern treu blieb. Neben diesen herrschte eine Menge alter und neuerer Götzen, vor allen und unausrottbar der Moloch, der Feuerherr und Kriegswalter, dem das geängstigte Volk seine Kinder opferte, wie es auch die übrigen Semiten thaten. Ein älterer Götzenname deutet sich an in der Bezeichnung ihres Festtages, des Sabbath (Bath- oder Beth = Zelt), also Tag dem Zelte oder der Verehrung des Sab, Seb oder Set geweiht, den die Israeliten, nach egyptischen Berichten, bei ihrer Flucht aus Egypten verehrten und im Bilde des Wüstenesels mit sich führten. Es zeigt der geschichtliche Verlauf des Volkes unter Leitung seiner Propheten, Hohenpriester und Könige, ein unaufhörliches Wechseln der Götter: das unsichere Leben und die Unbeständigkeit des Wüstenvolkes zeigte sich im tappenden Haschen nach Nothhelfern, von denen jeder nur so lange galt, bis Unglück eintraf, worauf jene Leiter oder das Volk es mit einem anderen versuchten. Die alten Israeliten waren zu allen Zeiten Heiden, wurden erst nach Jesu Zeiten Eingottgläubige (Monotheisten), als Anbeter des chaldäischen Adonai; sie hatten vordem nicht einmal dahin gelangen können, gleich den Hellenen und Römern, einen ihrer Götter dauernd an die Spitze zu stellen, weil nämlich die Unbeständigkeit ihres älteren Völkerlebens in der Wüste und des späteren auf der Völkerbrücke Palästina, eine bleibende Anordnung unmöglich machte. Die irrige Vorstellung, als ob die Israeliten unter Moses Eingottgläubige gewesen seien, ist nur durch unrichtige Übersetzungen der Bibel entstanden, welche alle Götzennamen (Elohim, El, Jave, Adonai u. a.) ohne Unterschied bezeichnete durch den Namen „Gott", obgleich sie sämmtlich viel weiter vom Gotte der Christen entfernt standen als Zeus der Hellenen und Jupiter der Römer, denen gemeinschaftlich der arische Himmelsherr zum Grunde liegt.

Diese Wirkungen der örtlichen Verschiedenheiten verblieben auch in der Folgezeit: der Semit heiss, beweglich, mit vorherrschender Einbil-

dung und wundergläubig; der Arier kül, schwerfälliger, mit vorherrschendem Verstande und begierig nach Einsicht. Die Schriften der Semiten (altes und neues Testament) sind voll von Wunderberichten, Weissagungen und Gesichten Verzückter; die Schriften der Völker aus Mittel-Asien (Chinesen, Arier, Perser, Hellenen, Römer u. a.) voll von Lehren, Gründen und Erläuterungen des Verstandes. Schon Paulus fand in seiner Erfahrung diese hervor stechende Unterscheidung (1. Kor. 1. 22), indem er sagt: „die Juden fordern Wunder; die Griechen fragen nach Weisheit". Noch in der Gegenwart lässt sich die Nachwirkung in den Europäern erkennen, nicht allein an den darunter befindlichen Mosaiten, sondern auch an den Völkern des Mittel-Meeres, deren Vorfahren semitische Beimischungen empfingen: die Einbildung mit ihren Wundern, Weissagungen und Träumen herrscht im Mittelmeer-Becken; nördlich der Wasserscheide waltet der küle Verstand.

Bei aller Verschiedenheit kommt dennoch in beiden Zweigen das Gleichartige des Menschenwesens zur Geltung: auch der Arier erkannte Vorgänge, die er nicht zu erklären wusste und deshalb auf Wunder deutete; er fand, dass erleuchtete Männer durch Vorausblick kommende Begebenheiten im Voraus verkündeten und glaubte an Weissagungen; er hörte von Ehelosen beiderlei Geschlechtes, welche durch Fasten ihre Nerven überreizten, dass sie von Erscheinungen im Wachen und Träumen heimgesucht würden und lernte dadurch an Verzückungen glauben. Als die Semiten ihnen neue Lehren brachten, konnten Hellenen wie Römer deren Götter Kronos, Apoll, Adonis, Saturn, Merkur u. a. aufnehmen, wie auch ihre Helden (Herakles, Prometheus u. a.) ihre Wundersagen, Weissagungen und Verzückungen. Das Gleiche wiederholte sich, als den Nachkommen das Christenthum mit der Semiten-Bibel gebracht ward, und so entstand eine Mischung von Arischem und Semitischem auf gemein menschlicher Grundlage, wie es im christlichen Glaubensbekenntnisse auffällig sich darstellt, wenn man die Bestandtheile auf ihren Ursprung zurück führt: wie z. B.

„Ich glaube an"	ist rein menschlich
„Gott Vater"	ist arisch
„Schöpfer"	ist egyptisch
„Himmels und Erde"	ist arisch
„Jesus" (Jeschua)	ist semitisch

„Christos“ (Maschiach)	ist semitisch
„Sohn Gottes“	ist arisch (hellenisch)
„Heiligen Geist“	
als Weissager	ist semitisch
als Weisheitspender	ist arisch (persisch).

In den Glaubens-Vorstellungen (der Religion) und Allem, was damit zusammenhängt an Redensarten, Gebräuchen, Tempeln und deren Einrichtungen, Farben, Musik, Gesang, Bildern, Heilsmitteln u. a., ist vorzugsweise solche Mischung der Gestaltungen heisser Länder mit denen der gemäsigten, des Egyptischen und Semitischen mit dem Arischen vorgegangen. Letzteres kannte keine Götterbilder und angebetete Überreste (Reliquien), keine Tempel, Altäre, Weihwasser, heilige Gefäse u. s. w., sondern empfing sie über Hellas und Rom aus Egypten. Der jetzige Bischofstab stammt vom Osir, dessen Farben (weiss, roth und gelb) auch die Priestergewänder schmücken; die dreifache päpstliche Krone ist der Hut der ehemaligen Sonnenpriester, Bild des dreitheiligen Jahres; der Abendmahl-Kelch ist der ehemalige Isiskelch mit dem heiligen Nilwasser, bedeckt vom stralenden Sonnenbilde des Osir u. s. w. Alles dahin Gehörige des Christenthumes ward dem arischen Wesen der Europäer aus Egypten zugeführt, dem Lande des Wunderglaubens und der Pracht.

So weit die Erde bewohnt ist von Menschen, erblicken wir das gleiche Wesen mit seiner Furcht und seinen Hoffnungen, in örtlichen und zeitlichen Verschiedenheiten auf gleicher Grundlage fortgebildet. Auf rückständigen Stufen ist es die bedrohliche Weltseite, deren Eindrücke er fasst und in seinen Vorstellungen ausprägt, alle gräulich und Schaudern erregend, vom Wischnu der Inder und dem Ariman der Perser, bis zum Teufel der Europäer. Gespenster durchweben allerorts das Leben, bei jenen alten Völkern, wie unter den jetzigen Indianern Amerikas und den Negern Afrikas, oder den Bewohnern der Sundinseln und den Samojeden am Eismeere: die Dunkelheit, in welcher das Auge den Menschen im Stiche lässt, verursacht ihm allenthalben Grauen, und Jegliches, was er nicht erklären kann, gilt ihm als Unheil drohend. Bei zunehmender Bildung erhebt er sich zum freudigen Bewusstseine, erkennt die günstige Weltseite und gestaltet seine Vorstellungen demgemäs in gütigen Göttern, freundlichen Geistern, Engeln des Lichtes und Lebens, Bekämpfern der Finsterniss, Sonnenhelden und ritterlichen Heiligen, Heilanden und Erlösern, die der dankbare Mensch

zu Göttern erhebt. In Allem waltet der Mensch mit seinen Fähigkeiten und Mängeln, durch Willen und That sich fortbildend zu höheren Stufen.

§. 491.

Im Menschen wird der Wille der Welt bewusst.

Die Heranbildung der Welt in einer Reihenfolge von Stufen und Ausläufern vermögen wir uns am einfachsten als Bethätigungen des Willens zu verdeutlichen, der von seiner einfachsten Wirkung als Anziehung der zerstreuten Weltkörperchen, allmälig seine Gestaltungen höher bildete, bis sie im Menschen den Gipfel des Lebens der Erde erreichten. Fast alle Bildungzüge, welche in der Fortbildung der Wesen verfolgt werden können zu ihrer stufenweisen Erhöhung, gelangen im Menschen zur erhabensten Gestaltung; höher als alle anderen steigert sich in ihm die Erkenntniss zum Selbstbewusstseine, zur Überschau des Vorhandenen und zum Einblicke in sich selbst.

§. 492.

Das Menschenwesen enthält alle Stufen des Weltwillens.

Die rückständigste Wirkung des Weltwillens offenbart sich in der Anziehung, welche die einfachsten Gestaltungen an einanderfügt: sie waltet im Menschen, sowol in seiner Stellung zum Schwerpunkte der Erde, dem aufrechten Gange und dem Haften an der Erde, wie auch in allen Äusserungen seines Lebens, der Athmung, Ernährung, dem Blutumlaufe, der Aufsaugung und Ausscheidung. Als höhere Äusserung des Weltwillens zeigt sich die Wahlverwandschaft, welche die einfachen Stoffe bei ihrer Anziehung zu Verbindungen überführt und diese umgestaltet: sie wirkt im Menschen als Stoffumsatz, zur unausgesetzten Umgestaltung seines Wesens, die wir als Lebenslauf des Einzelnen bezeichnen. Die höchsten Äusserungen lassen sich erkennen als Wärme, Licht, Magnetismus und Elektricität, die unter sich, wie auch mit den tieferen Stufen zusammenhängen und in allen Vorgängen der Welt als die Erreger und Fortbildner erscheinen: sie walten am stärksten im Menschen, bedingen nicht allein sein Leben überhaupt, sondern auch dessen höchste Gestaltung im Nervenwesen, zumal dem Gehirne, dessen Thätigkeit zum Selbstbewustsseine führt, zur höchsten Gestaltung des Weltwillens.

§. 493.

Die Menschheit bethätigt ihr Wesen in der Ehe, den Verbänden und als Gesammtheit.

Die ursprüngliche Gestaltung der Menschheit war die Ehe, die Verbindung zweier Menschen verschiedenen Geschlechtes zur gegenseitigen Fortbildung und zur Verjüngung der Menschheit durch Nachwuchs. Sie ward fortgebildet vom zufälligen zeitweiligen Vereinen zum dauernden Anschlusse, getragen von anhaltender Zuneigung; die weibliche Hälfte ward, durch Entdeckung des Feuers, erhoben von einer lästigen Gefährtin zur nützlichen Gehilfin; aus der Arbeitsklavin, zur rohen Arbeit verwendet, ward die Ehehälfte Hüterin des Herdes, Erzieherin der Kinder und Pflegerin des Mannes. Die Kinder, auf den rückständigsten Stufen die Speisevorräthe ihrer Eltern für Zeiten der Hungersnoth, späterhin verkäufliche Ware zur Erlangung von Genüssen, jeder Willkür der Eltern preisgegeben, wurden allmälig erhoben und geschützt in ihrem Dasein und ihrer Fortbildung, anerkannt in ihrer Menschenwürde und angeleitet durch Unterricht. So gestaltete sich die Ehe stufenweise in Eltern und Kindern zur jetzigen Höhe.

Die Verbände begannen als der Mensch, seine ursprüngliche Ungeselligkeit überwindend, mit seines Gleichen, namentlich seinen nächsten Verwandten sich verband zum Schutze und Trotze. Es entstanden die Sippen, aus diesen die Stämme und so im Laufe der Zeit die Völker, als Verbände solcher Genossen, die durch Sprache, Sitten und gleiche Bahnen der Fortbildung, in starken Bezügen zu einander stehen. Diese Verbände richteten die Verwaltung ihrer gemeinsamen Angelegenheiten verschieden ein, je nachdem die Kriegszustände vorwalteten oder nicht: im ersteren Falle unterstellte sich der Verband dauernd einem gewählten Kriegsherrn; im letzteren Falle waren die Erfordernisse der Friedenszustände überwiegend und wurden zur Verwaltung die erfahrensten und klügsten Männer aus und von der Gesammtheit aller Waffenfähigen erwählt. Diese Grundverschiedenheit pflanzte sich fort durch alle Zeiten und Völker, und je nachdem die Zustände eines Volkes sich änderten, ward die eine oder andere Einrichtung herrschend. Als die arischen Stämme in Europa einwanderten, führten die unaufhörlichen Kriegszustände der Wanderung, Eroberung und

Ansiedlung zur Kriegsherrschaft, zur Gliederung des Wanderzuges nach den Erfordernissen des Krieges, zur Herrschaft der Führer und Unterordnung der Übrigen, zur ungleichen Beutetheilung und zur verschiedenen Wohlhabenheit. Nach geschehener Eroberung ward das Land vertheilt: in den Verbänden freier und gleichberechtigter Sippen zu gleichen Theilen (Gehöften) und unbeschränktem Eigenthume; in den Verbänden ungleich Berechtigter zu ungleichen Theilen, aber nicht zum Eigenthume, sondern geliehen (zum Lehn). Im letzteren Falle theilten die Anführer (der Adel) das Land unter sich und jeder verlieh entsprechende Antheile seinem Gefolge in Unterlehen; alles Land nur zum zeitweiligen Gebrauche und unter bestimmten Fällen an die Gesammtheit zurückfallend. Zur Vertretung der Gesammtheit wider jeden Einzelnen erwählte der Adel aus seiner Mitte einen durch Fähigkeiten hervorragenden Genossen zum Vormanne (Fürsten), der nach gesetzlichen Vorschriften das Allgemeine zu vertreten hatte, so lange es der Adel angemessen erachtete; anderufalls setzte er den Fürsten ab, verjagte oder tödtete ihn, wie die Geschichte aller europäischen Völker an zahlreichen Beispielen bis in die Neuzeit erweist (§. 341). Das ursprüngliche Lehnsverhältniss ward frühzeitig vielerwärts zerrüttet durch Verschwörung des Fürsten und Adels wider das Volk: Jene raubten das Land der Gesammtheit, wandelten die Lehen um in unbeschränkten Besitz, der unbehindert vererbt ward, wogegen der Adel dem Wahlfürsten seine Würde erblich verlieh. Es entstand das erbliche Fürstenthum und daraus erwuchs, durch allmälige und unausgesetzt betriebene Erweiterung der Fürstenmacht, die Vorstellung vom Besitzrechte der Fürstenhäuser an Land und Leuten, die Legitimität mit ihren Vortheilen und Nachtheilen. Je nachdem es den Fürsten gelang, den Adel zu schwächen und den Widerstand der anwachsenden Städte zu überwinden, wurden sie mehr oder weniger, früher oder später unbeschränkt; je mehr es ihnen gelang, andere Fürsten zu unterjochen oder zu beseitigen, desto weiter dehnten sie den Bereich der Herrschaft ihres Fürstenhauses. So entstanden nach und nach die Königreiche England, Frankreich und Spanien; das Deutsche Reich gelangte nicht zur Unterjochung der Fürsten, sondern hatte nur ein wählbares Oberhaupt (Kaiser) an seiner Spitze; Italien blieb zertheilt in gleichberechtigte Fürstenthümer ohne Oberhaupt; in Polen erhielt sich die ursprüngliche Zersplitterung in gleichberechtigten Adel.

Der zunehmende Wohlstand und das wachsende Vorwalten der Frie-

denszustände, brachte deren Erfordernisse zu Geltung und es erwuchs das Streben, die Verwaltung der gemeinsamen Angelegenheiten einer Mehrzahl von erwählten Männern zu übertragen. Es entstand (im 14. Jahrh.) die freistatliche Verfassung der Schweizer, die ähnliche der Niederländer, späterhin (im 17. Jahrh.) in England die Republik unter Cromwell und 1793 die französische, welche sich 1848 wiederholte. In anderer Weise äusserte sich das gleiche Streben nach Beschränkung der Fürstenmacht durch Einführung und Feststellung von Verfassungen, welche die Rechtsverhältnisse aller Genossen eines Verbandes regeln sollen, dem Fürsten die Verwaltung erleichtern, aber auch seine Willkür beschränken. Diese mannigfaltigen Gestaltungen des Lebens der Menschheit im statlichen Verbande walten noch in der Gegenwart neben einander.

Ausserdem wirken die Menschen in zahllosen Verbänden, welche zu beschränkten und zeitweiligen Zwecken geschlossen werden. Die ältesten sind die Jagd-Verbände zur Tödtung der Thiere des Landes oder Meeres; Raub-Verbände zur Plünderung anderer Stämme oder Erlangung von Sklaven; Handels-Vereine, Versicherung-Gesellschaften, Zünfte, Banken und sonstige Verbände zur Sicherstellung der Genossen oder zur gemeinsamen Betreibung von Geschäften. Es entstanden frühzeitig Arbeit-Verhältnisse, indem Diejenigen, welche kein Land besasen zur ausreichenden Ernährung, ihre Arbeit Anderen liehen, welche mehr Land hatten als sie selbst bearbeiten konnten, woraus im Laufe der Zeit die Landsklaverei sich entwickelte. Ähnliches entstand in den Besitz-Verhältnissen der beweglichen Güter: die Besitzlosen, genöthigt sich zu ernähren durch ihre Arbeit, mussten diese den Besitzern der Arbeitstoffe leihen und geriethen durch eigene Unkenntniss in die Geldsklaverei. Beiden Arten suchte die Menge sich zu entziehen durch Gewalt: die Landsklaverei führte schon in früheren Jahrhunderten zu den Bauernkriegen; die Geldsklaverei in neuerer Zeit zu Arbeiter-Unruhen, Weigern der Arbeit und Aufständen. Jene ward gemindert durch die Aufhebung der Leibeigenschaft und grösere Vertheilung des Bodenbesitzes; dieser wird in der Gegenwart abgeholfen durch Unterricht zur höheren Verwerthung der Arbeit, durch Spar- und Leihcassen und Vereine zur gegenseitigen Hilfe der Genossen.

Auf allen Wegen bethätigt die Menschheit ihr Wesen in Fortbildung und Rückbildung neben einander; aber Erstere überwiegend und Überschüsse ergebend, welche sich im Laufe der Jahrtausende angesammelt

haben zu einem reichen Schatze an Bildung und Gütern. In der Verwendung der Bildung für die Einzelnen erweist sich das Wissen als Gemeinbesitz Aller, denn die Wissenschaft steht Jedermann zur Verfügung, unbeschränkt nutzbar und für Jeden unerschöpflich. In der Verwendung der Güter herrscht jedoch der Eigenbesitz: Jeder hat nur einen Theil, gesondert von denen der anderen Menschen und diesen nicht verfügbar; auch ungleich vertheilt, den meisten viel weniger als sie bedürfen, dagegen einer Minderzahl viel mehr als ihr Leben erfordert. Mit dem Schatze an Bildung waltet die Menschheit als Gesammtheit; den Schatz an Gütern hegt und mehrt sie dagegen als Einzelnwesen und in ungleichen Theilen.

§. 494.

Die Fortbildung ist unbegrenzt zunehmend in festen Bahnen.

Die Fortbildung der Menschheit an Zahl und Wesen erscheint unbegrenzt: wir kennen den bisherigen Gang und die Verhältnisse ihrer Zunahme und vermögen keine Grenze abzusehen, bei derem Erreichen die Fortbildung stocken und in Rückbildung übergehen müsste. Das gegenwärtig in Europa herrschende Verhältniss der Mehrung, um etwa $^{1}/_{100}$ jährlich, kann nach vorliegenden Erfahrungen vielfach sich erhöhen, und die bisherige verhältnissmäsig geringe Ausnutzung der Erdoberfläche erweist, dass eine viel grösere Bewohnerzahl auf der Erde gesicherte Ernährung finden könnte. Die Fortbildung des Wesens vermag ebenfalls unbegrenzt zu geschehen: die Sicherung des Daseins kann noch vielfach gemehrt werden; das Streben nach Steigerung des Genusses kann keine Grenze finden, weil es unersättlich ist und bleibt, auch die Möglichkeit gesteigerter und erhöheter Befriedigung vorliegt; das Streben nach höherer Bildung wird nie erlahmen, denn es ist der Grundzug der Welt und das Gebiet der Bildung ist unbegrenzt.

Die Fortbildung bewegt sich in festen Bahnen und da diese durch die Eigenthümlichkeit des Menschenwesens bedingt werden, in seinen Fähigkeiten und Mängeln begründet liegen: so wird sie auch in diesen ihren ferneren Verlauf nehmen. Voran steht nach herrschender Ansicht die Bahn der Religion, der Vorstellungen über die Bezüge der Menschen zur aussersinnlichen Welt, zu denjenigen Vorgängen, welche der Mensch deutete als

Wirkungen von Ursachen, die ausserhalb oder über seiner Sinnenwelt lägen. Der Fortschritt auf dieser Bahn hat allmälig das Gebiet der Sinnenwelt erweitert und das Aussersinnliche erobert: der Glaube an die Wirksamkeit der Orakel und Opfer hat sich verloren, die vom Gebete gehoffte Wirkung auf aussersinnliche Übermächte schwindet, ebenfalls die Sühngebräuche und Verehrungweisen, auch der Glaube an Menschenähnlichkeiten im Willen der aussersinnlichen Welt. Der Glaube an hauchartige Geisterwesen ist dahin; damit geht der Gottesglaube in den Gottesbegriff über und die Vorstellung von einer trennbaren Seele des Menschen schwindet, seitdem das Aufhören des Gespenstigen jedes Seelenwesen unfassbar gemacht hat. Die ehemals als aussersinnlich gedachte Welt mit ihren durch die Einbildung geschaffenen Gestaltungen verduftet, denn ihr Walten ist zur Erkenntniss gelangt und sinnlich wahrnehmbar geworden: die Religion verliert ihren geheimnissvollen Inhalt und schwindet dahin.

Die Wissenschaft schreitet dagegen unablässig weiter, vertieft und erhöht sich nach allen Richtungen, ergründet und erweitert ihr Gebiet unaufhörlich. Die ganze Welt ist ihr Bereich und deshalb ist ihr Streben unendlich: möge sie hinaus dringen in den Weltenraum und durch Verschärfung der Fernröhre entlegene Nebelflecke auflösen in Sternenhaufen, jedenfalls werden stets neue Nebelflecke auftauchen, den Nachfolgern zur Lösung; möge sie sich vertiefen in die Welt des Kleinen, ihr Nahrohr schärfen, um die Einrichtungen der kleinsten Wesen zu ergründen, es eröffnen sich um so mehr die Reihenfolgen kleinerer Gestaltungen mit ihren Besonderheiten. Die Mannigfaltigkeit der lebenden Wesen überhaupt ist unergründlich: wir kennen bisher nur die allgemeinen, auffälligsten und zugänglichsten Bezüge; die Besonderheiten sind noch am wenigsten bekannt. Die Einflüsse der übrigen Welt auf das Leben kennen wir nur zum kleinen Theile; noch weniger das dem menschlichen Daseine vorher gegangene Leben auf der Erde und dessen Bedingungen; die Geschichte der Erde bietet der Forschung ein unendliches Gebiet, dessen Erkundung schwierig aber lohnend sein wird. Das Menschenwesen, als höchste und reichste Bildung der Erde, eröffnet der Betrachtung die gröste Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, um so näher liegend, als der Denker und das Bedachte dasselbe sind. In allen diesen Bahnen ist der Fortbildung ihr Weg vorgezeichnet: kühles Erforschen der Bewegungen unter steter Berücksichtigung der Mängel des eigenen Wesens, Vergleichen der erkannten

Thatsachen nach allen möglichen Seiten, Unterscheiden und demnächst Einordnen derselben in Folgereihen, Bezeichnung des Vorwaltenden in ihrem Daseine, und Zusammenfassung des Gemeinsamen verschiedener Wesen, um daraus Begriffe zu bilden. Die Wissenschaft wird dadurch zur tieferen Erkenntniss gelangen, zum Verbindenden und Durchgehenden in den zahllos unterschiedenen Gestaltungen, zu den Grundformen und den Lebensbedingungen, welche aus einfachen Anfängen die unendliche Fülle des Lebens gestalteten.

Im Verbandesleben sind der Menschheit ebenfalls ihre Wege vorgezeichnet: es richtet sich bei zunehmender Bildung und anwachsendem Wohlstande immer mehr auf Friedenszustände ein, und wird in diesem Streben die Kriegsherrschaft ersetzen durch Friedens-Einrichtungen, durch eine Verwaltung, welche die fähigsten Genossen verwendet in den geeigneten Kreisen und das Wohl aller Genossen zum Ziele setzt. Die anwachsende Kenntniss der Entstehung der Staten und Fürstenherrschaft wird die Vorstellung beseitigen, als ob die Fürstenhäuser Eigenthümer besonderer Theile der Erdoberfläche (Länder) seien, auf denen Menschenherden (Unterthanen) durch ihre Gnade lebten, um jederzeit bereit zu sein, ihr Leben und ihre Güter herzugeben, wenn das Wohl des Fürstenhauses solches verlange. Die Völker lernen einsehen, dass es nicht der erdrückenden stehenden Heere bedürfe, um sicher und glücklich zu leben, dass die Furcht der Fürstenhäuser vor der Raubsucht anderer keinen Grund abgebe für die Völker, um ihre besten Kräfte dafür herzugeben; dass vielmehr die Völker sämmtlich dabei betheiligt seien, den Frieden zu wahren, auch alle geneigt dazu sind, so dass nur in den Fürstenhäusern der Grund der drückenden Kriegslasten ruhe. Die Fürstenmacht befindet sich augenscheinlich in der Rückbildung, denn sowol im Kreise der Fürsten wie in den übrigen Genossen verändern sich die Verhältnisse dahin, dass Jene um so seltener den Anforderungen genügen können. Die Spärlichkeit hervorragender Mitglieder der Menschheit überhaupt, die Unvererblichkeit ungewöhnlicher Fähigkeiten, die Mängel der Erziehung und die Abgeschlossenheit des Lebens, auch manche unwürdige Genossen auf dem Throne, geben starke Gründe wider die Erblichkeit der Fürstenwürde und die Beschränkung derselben auf einzelne Familien. Das Anwachsen der Erfordernisse des States drängt vielmehr zur Wahl, um aus der grosen Zahl der Genossen den Fähigsten hervor zu heben, und auch aus diesem nur den Abschnitt seiner Lebens-

höhe zu verwenden. Die Verhältnisse nehmen, abgesehen von Übertreibungen nach beiden Seiten, in ihrer mittleren breiten Entwicklung einen derartigen Verlauf, als ob das 19. Jahrhundert das letzte der Fürstengewalt unter den Europäern sein sollte; zumal scheint in manchen Fürstenhäusern nach dieser Voraussetzung verfahren zu werden.

Unabhängig davon dehnen sich die Machtbefugnisse des Verbandes seinen Genossen gegenüber: es giebt keine Bahn des menschlichen Lebens, auf welcher nicht die Gesammtheit durch Gesetze waltet, fördernd und verlangend, oder hindernd und verbietend; gegenwärtig mehr als je zuvor. Sie besitzt dazu unzweifelhaft die Befugniss und Gewalt, denn Gemeinwohl ist höchstes Gesetz, und die Gesammtheit muss bei zunehmender Erkenntniss immer weiter das Gemeinnützige im Leben der Einzelnen erkennen und zur Geltung bringen. Dagegen führt die Fortbildung in den einzelnen Genossen zur Erkenntniss, dass die Gesammtheit neben und mit jenen Rechten auch Pflichten gegen die Einzelnen zu erfüllen habe; dass sie verpflichtet sei, Jedem nach seiner Fähigkeit Einfluss zu eröffnen auf die Schaffung und Abänderung der Gesetze, denen er folgen soll; dass sie Jedem gleiches Recht gewähre und geeignete Mittel zur Fortbildung; dass sie die zum Gemeinbesten erforderlichen Lasten vertheile im richtigen Verhältnisse zu den Wohlthaten, die Jeder vom Verbande empfängt; dass, wenn einzelne Genossen aus sachlichen Gründen mehr leisten müssen als andere, die Gesammtheit sie entschädige, nicht allein wenn sie ihre Güter (Land, Häuser u. a.) hergeben zu öffentlichen Anlagen, sondern auch wenn sie ihre Zeit und Kräfte zum Kriegsdienste im Frieden oder Kriege herzugeben gezwungen werden. Der Verband hat das Recht, zu Zwecken des Gemeinwohles aus sachlichen Gründen die Leistungen der Genossen ungleich zu vertheilen, übernimmt aber damit auch die Pflicht, die Mehrbelasteten zu entschädigen. So erfordert es die Gerechtigkeit und überdies die Sparsamkeit; denn je mehr der Verband für Kriegszwecke entschädigen muss, desto mehr wird er die Mannszahl unter Waffen auf das Nothwendigste beschränken, also seinen Genossen Zeit und Kräfte sparen, wird dabei auch ungeneigter sein zu Angriffkriegen. In Betreff der Leistungen, welche jeder Genosse dem Verbande schuldet, hat sich die Vorstellung heraus gebildet, dass jeder Genosse verpflichtet sei zur Vertheidigung gegen fremde Angreifer, weil Jeder gleichen Schutz für sein Leben verlangt; dass also jeder Kriegsfähige in den Waffen geübt werden sollte und zu dem Ende allgemeine Wehrpflicht

herrschen müsse; dass aber diese Verpflichtung nicht weiter erstreckt werden dürfe, als zur Einübung nöthig sei, also jede andere Verwendung, namentlich zum Polizeidienste im Frieden, missbräuchlich geschehe, weil dazu Beamte genommen werden sollten. Bezüglich der übrigen Leistungen der Genossen gelangt der Grundsatz zur Geltung, dass sie abgemessen werden nach dem Werthe der Güter, für welche Jeder den Schutz des Verbandes in Anspruch nimmt; und da diese Güter zweierlei Art sind, nämlich festes Eigenthum und bewegliche Einnahmen: so sei es erforderlich, sämmtliche Steuern über beide Arten von Gütern zu vertheilen, in der Form von Eigenthums- (Vermögens-) Steuern und Einnahme- (Einkommen-) Steuern. Demnächst folgt aber auch aus der Steuerpflicht der Einzelnen, das Recht derselben zur Mitverwaltung: wie die Verbände sich bisher genöthigt sahen, den Kreis der Wähler und Wahlfähigen zu erweitern, so werden sie auch fernerhin dem Drange nachgeben müssen, um schliesslich allen Genossen, welche im Waffentragen oder in Geld u. a. zu Leistungen angehalten werden, die Befugniss einzuräumen zur Einwirkung auf die Verwaltung nach Masgabe ihrer Fähigkeiten.

Auch das Leben der kleinen Verbände schreitet fort in festen Bahnen: die Erwerb-Verbände haben allmälig die Bereiche ihres Wirkens ausgedehnt, die Versicherung-Vereine ihren Schutz über zahlreichere Zweige des Lebens verbreitet, sind auch aus den engen Kreisen der Begüterten zu den weiteren der Arbeiter gelangt, welche die größeren Unsicherheiten ihrer Lebensbahnen durch Sparcassen, Vorschuss-Vereine, Arbeit-, Ankauf- und Verkauf-Vereine, Kranken- und Todtenladen u. a. auszugleichen suchen, in gegenseitiger Hilfe die nöthige Stütze findend für manche Fälle. Dieses Zusammenstehen und Arbeiten muss voraussichtlich über kurz oder lang zum völligen Zusammenleben kleinerer und grösserer Verbände führen, deren Genossen nicht an einer Menge gesonderter Vereine sich betheiligen, sondern Alles und Jedes durch gegenseitige Hilfe im eigenen Kreise suchen und finden. Es bereiten sich allmälig die Wege dazu: es wächst die Neigung zum Vereinen, es steigert sich die Verträglichkeit und hebt sich die Fähigkeit zur Leitung der eigenen Angelegenheiten; so dass auf ruhigem und gesetzlichem Wege die Einführung völliger Gemeinschaft sich vorbereitet.

§. 495.

Die Fortbildung der Menschheit ist die Frucht des Lebens aller Menschen.

Die Menschheit hat von den kleinsten Anfängen an Zahl und Gesittung sich fortgebildet zur jetzigen Höhe, durch die zahllos einander folgenden Einzelnleben, deren Überschüsse allmälig den Schatz an Bildung und Gütern anhäuften, dessen die gegenwärtige Menschheit sich erfreut. Ob der Beginn von einem oder mehreren Elternparen, an einem oder verschiedenen Orten ausging, ist gleichgiltig; denn es genügt die Thatsache, dass der Anfang in jeder Beziehung dürftig war, dass die Menschheit begann an der Grenze des Thierreiches, in Erkenntniss sogar innerhalb desselben stehend, und dass sie mühsam zur jetzigen Höhe sich heran bilden musste.

Die Bildung ist aus unzähligen Irrthümern heran gewachsen, denen der Mensch durch die Mängel seiner Sinne, seines Gedächtnisses und Verstandes ausgesetzt war. Jeder Verstorbene hat seinen Theil dazu beigetragen und in den gleichzeitig Lebenden waren jedesmal alle zurückgelegten Stufen der Bildung herrschend, von den weit rückständigen hinauf zur höchsten der Zeit. Die Beiträge der Einzelnen waren verschieden, die Lebensüberschüsse der Meisten sehr gering, zum Theile sogar Unterschüsse das Ergebniss; aber bei allen Schwankungen im Einzelnen war der Gewinn allmälig zunehmend. Die Menschheit ist herangewachsen an Zahl zu mehr als 1300 Millionen; die Bildung hat sich gesteigert zu einer Ausbreitung des Wissens wie nie zuvor; die Güter haben zugenommen an Werth in solchem Masse, dass der Menschheit der Gegenwart ein reicheres Leben geboten ist, als jemals ihre Vorgänger genossen haben: Alles die Frucht der Mühen sämmtlicher vorauf gegangener Geschlechter, vom dürftigsten Menschen der umher streifenden Horde der Urzeit, bis zu unseren eigenen Eltern heran.

§. 496.

Jeder Lebende ist Erbe am Schatze der Menschheit.

Nicht unsere Eltern, sondern die Menschheit im Ganzen hat uns Bil-

dung und Güter vererbt, zum Genusse und zur weiteren Vererbung auf die Nachkommenden. Jeder hat nur den kleinsten Theil seiner Erkenntniss von seinen Eltern empfangen, den grösten vielmehr von anderen Seiten; selbst was er von seinen Eltern empfing, war im Wesentlichen von der übrigen Menschheit herrührend. Liebe und Sorgfalt mogten ihr eigenstes Vermächtniss sein, aber ihre Kenntnisse waren überwiegend Erzeugniss Aller, von ihnen bewahrt und überliefert.

Jeder Lebende ist ein Glied der in Allen fortlebenden Menschheit, eine Zelle im Gesammtwesen, entstehend, mitwirkend und vergehend, aufgenommen und nach vollbrachtem Lebenslaufe wieder ausgeschieden gleich einer Zelle. Als Theil des Ganzen durch sein Leben und seine Leistungen, hat er auch Theil an dem Inhalte des Ganzen, lebt in demselben und aus demselben. Jeder Andere ist ihm gleichberechtigt, so dass er dessen Leben in der Gesammtheit nicht stören darf; aber auch er hat gleiches Recht mit jedem Anderen und gleichen Anspruch auf das Erbe der Menschheit, welches dem Wirken aller Vorlebenden entstammt und allen Nachlebenden bereichert hinterlassen werden soll.

§. 497.

Das Menschenrecht ist höchste Gestaltung der Welt.

Das Menschenwesen erweist sich als die Spitze des Lebens der Erde, als meist entwickelte Gestaltung derselben: im Menschen offenbart sich das Selbstbewusstsein als vornehmste Thätigkeit seines Wesens, und als das höchste Erzeugniss seines Selbstbewusstseines erweist sich das Menschenrecht, welches stufenweise vom Thierrechte sich heranbildete, durch das Verbandesrecht und Völkerrecht zum gleichen Rechte aller Menschen.

Jeder Mensch, welcher auf Erden entsteht, befindet sich in einer Genossenschaft, welche die hinterlassenen Schätze ihrer Vorgänger als Erbschaft ergreift und benutzt; er ist mitberechtigter Erbe, um Theil zu nehmen an der Bildung und den Gütern, welche als Erzeugniss und Eigenthum der Menschheit in ihrem Leben verbleibt und sich mehrt, mögen auch die einzelnen Genossen im steten Wechsel von Leben und Tod sich ablösen. Als Miterbe hat jeder entstehende Mensch ein Recht auf Mitbenutzung der Hinterlassenschaft der Menschheit und darf dieses äussern in folgenden als berechtigt anerkannten Forderungen:

dass ihm sein Dasein gesichert werde, so weit es der Hilfe der Gesammtheit bedürfe;

dass ihm der Bildungsschatz der Menschheit zugänglich und nutzbar gemacht werde durch Unterricht, lediglich abgemessen nach seinen Fähigkeiten;

dass die Fortbildung der Menschheit in seinem Wesen ihm gestattet und erleichtert werde, sowol in der auf Hebung der Zahl wie auf Fortbildung des Menschenwesens gerichteten Bahnen;

dass sie seiner Eigenthümlichkeit im Glauben und Wissen vollständige Freiheit zur Entwicklung lasse, und nur auf sein Thun leitend und zwingend einwirke;

dass die Gesammtheit seine Pflichten nach seinen Rechten abmesse.

Dazu benöthigt es der allgemeinen Fürsorge zur Entstehung des Lebens, und da die Ehe das ergiebigste Mittel dazu ist, so bedarf es der Förderung und Sicherung des Ehelebens, durch Freiheit des Waltens der Liebeswahl in Schliessung und Scheidung der Ehen, durch Erleichterung der Kinderlast mittelst Steuerkürzungen nach Masgabe der Kinderzahl, durch Zurückdrängen der Wildniss in ihren Gestaltungen der Vielweiberei, Vielmännerei und Unnatur. Da die Menschheit des verjüngenden Nachwuchses bedarf zum Fortleben: so ist auch sie weit mehr als die Eltern verpflichtet für denselben zu sorgen, zunächst durch Abschaffung der frevlen Furcht vor Übervölkerung und demnächst durch Förderung der Ehe und ihrer Zwecke.

Das entstandene Leben ist ein Werthbesitz, welchen die Menschheit nicht allein zu erhalten, sondern auch fortzubilden hat, damit es für denjenigen Theil, den es aus der Erbschaft der Menschheit einstweilen entnehmen muss zu seinem Aufbaue, derselben nachher ausreichenden Ersatz geben könne in seinen Früchten. So weit diese Fortbildung nicht durch die Eltern geschehen könne, hat die Gesammtheit dafür zu sorgen, in rein sachlicher Weise, nicht nach den Eltern, sondern den Fähigkeiten der Kinder abgemessen. Sie hat jeden Einzelnen zu zwingen sich fortzubilden, aber seiner Eigenthümlichkeit Raum zu lassen, weil nur durch Mannigfaltigkeit der Bestrebungen die Fortbildung der richtigen Bahn ermittelt werden kann.

Die Geltung des Einzelnen in der Menschheit ist lediglich nach seinem Menschenwerthe abzumessen und sein Wirken in derselben nach Masgabe seiner Fähigkeiten, so dass ererbte Vorrechte und Begünstigungen aus

anderen als sachlichen Gründen unstattnehmig sind. Die Pflichten jedes Einzelnen sind nach dem Umfange seiner Rechte abzumessen und ist ihm die Theilnahme an Jeglichem einzuräumen, wo er nützlich wirken kann. Auch muss dieses Recht über die weibliche Hälfte erstreckt werden, deren Zurücksetzung und Unterdrückung aufzuheben ist, um ihr das gleiche Recht mit der männlichen Hälfte zu gewähren, zur Ausbildung auf allen Wegen und zur Anwendung ihrer Fähigkeiten in allen Richtungen, für welche die Besonderheit ihres Wesens sie befähigt.

§. 498.

Die Freiheit des Menschen liegt in seiner Erkenntniss.

Jeder Mensch ist täglich gezwungen Entschlüsse zu fassen, zwischen verschiedenen Wegen des Thuns zu wählen und darin seine Freiheit zu äussern, ähnlich den Thieren, aber höher nach Masgabe der Stufe seiner Erkenntniss. Das Dasein ist einfache Äusserung des Willens der Welt, wirkend in der ganzen Gestaltungreihe der Welt; die Fortbildung von den tiefsten Stufen zur höchsten steigert den Willen zur Erkenntniss, und damit zur Freiheit der Wahl im Thun. Der Mensch kann nicht aufhören ein Theil des Weltganzen zu sein, nicht den Wechselbeziehungen mit der übrigen Welt sich entziehen, bleibt also ihren Einwirkungen unterworfen in allen seinen Lebensäusserungen. Aber je nach dem Stande seiner Erkenntniss besitzt er Voraussicht und Urtheil, und vermag dadurch den Äusserungen des Weltwillens in solchen Gestaltungen sich zu entziehen, welche ihn mit Schaden bedrohen, oder dieselben zu benutzen, so weit sie ihm vortheilhaft sind. Je nachdem er die Ziele und Zwecke der Menschheit erkennt und seine Fähigkeiten zur Förderung derselben, vermag er sittlich zu handeln, seine Freiheit als Sittlichkeit zu gestalten: je rückständiger seine Erkenntniss, desto enger und niedriger das Gebiet seiner Freiheit, nur von Zielen und Zwecken der Selbsucht erfüllt und zwischen diesen wählend; je vorgeschrittener dagegen die Erkenntniss, desto mehr wird die Rücksicht auf die Menschheit herrschend und seine Wahl trifft nunmehr die sittlichen Mittel zur Hebung der Menschheit. Auf den untersten Stufen der Menschenbildung herrscht der Wille in einfachster Gestalt als Raub und Mord, denn die Erkenntniss ist nicht weiter gelangt und bietet

keine weitere Wahl; auf höheren Stufen erhebt sich der Wille zur Menschenliebe, die Erkenntniss eröffnet ein weites die ganze Menschheit umfassendes Gebiet und die Freiheit hat die Wahl unter unzähligen Zwecken und Mitteln höherer Art. Je nach der Erkenntniss ist der Bereich abgegrenzt, auf welchem die Freiheit ihre Wahlen vollzieht und in niederen oder höheren Gestaltungen sich äussert.

§. 499.

Der Einzelne gilt nur als Theil der Menschheit.

Jeder Mensch ist in seinem Wesen, seiner Erkenntniss und seinem Thun ein Erzeugniss der Menschheit, welche vor ihm sich fortbildete und mit ihm lebt. Seine Gestalt mit allen ihren Eigenthümlichkeiten ist das Ergebniss der Fortbildung einer Menschenreihe, die durch seine Voreltern bis zum Stammpare führt, welches die erste Stufe des Menschenwesens über das Thier gewann. Die Erkenntniss des Einzelnen, möge sie hoch oder niedrig sein, ist mühsam gewonnen worden durch die zahllosen Geschlechter, welche im Laufe der Jahrtausende das wachsende Gehirn der Erde ausmachten: geschaffen und verändert unterm Gleicher wie auch in Mittelasien, in Hellas und dem alten Rom wie bei den Arabern des Mittelalters und den Europäern der Neuzeit; es haben schwarze, braune, gelbe und weisse Menschen beigetragen, Propheten und Dichter wie Forscher und Denker gewirkt und gelitten, um die Erkenntniss zu erringen, welche der Jetztlebende mühelos in sich aufnimmt. Auch das Thun des Menschen ist Ergebniss der Bildungstufe, welche die Menschheit in ihm erreichte, also das Erzeugniss der Vor- und Mitlebenden. Der Einzelne ist demnach Alles und Jedes nur in und durch die Menschheit: ihr verdankt er sein Leben, seine Bildung und seine Güter; nur in der Menschheit ist es möglich sich fortzubilden und sein Leben zu geniessen: nur als Theil der Menschheit kann er Geltung beanspruchen.

§. 500.

Das Glück liegt im Streben nach Fortbildung der Menschheit.

Der Mensch erstrebt vom ersten bis zum letzten Athemzuge das

Glück, die Erreichung der Ziele, welche er sich vorgesetzt hat. Er sucht es in der Ehe, seiner Stellung im Verbande, als Entdecker und Erfinder oder Forscher, als Lehrer und Lenker, aber findet selten sein Genügen; und wenn er auch sein Ziel erreicht, eilt er rastlos weiter, neuen, höher gestellten Zielen zugewendet. Das Glück, welches er sucht, liegt im Streben, und da das höchste Streben nur die Fortbildung der Menschheit zum Ziele haben kann: so ist das Glück des Einzelnen nur auf diesem Wege zu finden. Alles und Jedes was diesem Zwecke dient und durch den Einzelnen vermöge seiner Fähigkeiten erreichbar ist, birgt für ihn das Glück: er strebe danach, so wird er das Glück empfinden; er führe der Menschheit den Gewinn zu, so wird er unsterblich fortleben in dem was er schuf, wenn auch sein Name verschwindet wie seine Asche.

Altona. $^{3}/_{12}$. 1863.

C. Radenhausen.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Feuerbach, Fr. Gedanken und Thatsachen. Ein Beitrag zur Verständigung über die wichtigsten Bedingungen des Menschenwohles. 10 Sgr.

Inhalt: Menschenliebe. Sittenlehre. Die Hauptquellen menschlichen Elendes. Ueber Perfectibilität. Erziehung. Erkenne dich selbst. Geist und Natur. Die christliche Moral. Der Reiche im Evangelium. Spiritualismus des Christenthums. Himmel und Hölle im Herzen der Menschen. Einfluss der Lehre vom Himmel auf unser irdisches Wohl. Die sittliche Bedeutung der Geschichte. Der Christ und der Mann von Weltbildung. Sitte und Lebensart. Sprache. Arm und Reich. Volk und Regierung. Der Regierungen beste Stütze. Die Theologie. Ueber Vorsehung und unmittelbares Eingreifen eines höchsten geistigen Wesens in das Menschenleben.

Liebert, G. Milton. Studien zur Geschichte des englischen Geistes. 1 Thlr. 15 Sgr.

— — **Ludwig Uhland.** Eine Skizze. 2. Aufl. 10 Sgr.

Meyer, Dr. J. B. Die Idee der Seelenwanderung. 10 Sgr.

— — Ueber Fichte's Reden an die deutsche Nation. 10 Sgr.

Mystagogos. Eine christliche Vorschule. Neue Folge. 1 Thlr. $7^1/_2$ Sgr.

Inhalt: Die verschiedenen Sagenkreise der Evangelien-Erzählung. — Zur Geschichte des Teufels. — Propyläen zur Ethik. — Freiheit und Einheit. — Christliche Kunst. — Anmerkungen.

Die öffentliche Meinung wie die Kritik haben den Verfasser des „Mystagogos" als einen der gediegensten und geistvollsten Schriftsteller über die christliche Dogmatik und christliche Gewohnheitsanschauung anerkannt.

Die „Neue Folge" wird dieses Urtheil nicht nur von Neuem bestätigen, sondern auch durch ihren reichen Inhalt Gelehrten wie Laien eine Fundgrube trefflichen Materials eröffnen, die der Leser nur auszubeuten braucht, um über die schwierigsten Fragen und Zweifel der christlichen Religion mit sich zum Abschluss zu kommen.

Proudhon, P. J. Die Gerechtigkeit in der Revolution und in der Kirche. Neue Principien praktischer Philosophie. Uebersetzt von L. Pfau. 2 Bände. 3 Thlr. 10 Sgr.

Redlich, Dr. C. Der Astronom Meton und sein Cyklus. Ein Beitrag zur griechischen Chronologie. 12 Sgr.

Scholl, C. Die Messiassagen des Morgenlandes nebst vergleichenden Auszügen aus seinen heiligen Büchern. 1 Thlr. $7^1/_2$ Sgr.

Inhalt: I. Die Messiassagen. 1. China: Confucius. — Der grosse Heilige am Ende der Tage. — 2. Indien: Buddha. — Rama und Krischnas. — Die Erwartung eines anderen Buddha und die letzte Wiederkunft Wischnus. — 3. Persien: Zoroaster. — Mithra. — Sosiosch, der Erwartete. — 4. Aegypten: Moses. — Der Messias. — 5. Palästina: Jesus. — Die Zukunft des Menschensohnes. — 6. Arabien: Mohammed. — Mohammed, der Wiederkommende. — II. Auszüge aus den heiligen Büchern. 1. Lün-Yü etc. (Chinesische Religion). 2. Ssanang-Ssetsen, Sangermano etc. (Buddhaismus). 3. Zend-Avesta (Persische Religion). 4. Bücher Mosis (Judenthum). 5. Evangelien (Christenthum). 6. Koran (Islam).

Weigelt, G. Zur Geschichte der neueren Philosophie. 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Kant. — Fichte. — Jacobi. — Schopenhauer. — Schelling. — Hegel. — Feuerbach.

Hamburger Nachrichten. R. H. Ein Werk das dem Leser die Arbeit eines ernsten Studiums abverlangt, aber ihn für seine Anstrengung auch durch die lichtvollsten, naturwissenschaftlichen, religionsgeschichtlichen und philosophischen Aufschlüsse belohnt. Der Plan des Verfassers rechtfertigt den ausserordentlichen Umfang eines Buches, das auf Popularität der Wirkung Anspruch macht. Ein Schriftsteller, der den Inhalt der menschlichen Vorstellungen von Grund aus in dessen Urbestandtheile zerlegen, die Keime derselben nachweisen und das Wachsthum der Hauptbegriffe in deren Erweiterung und Umbildung bis auf die Gegenwart herabführen will, kann seine Aufgabe schwerlich in gedrängterer Form lösen. Die Massenhaftigkeit wird durch das Thema bedingt, in welchem so ziemlich Alles eingeschlossen ist, was wir mit Menschheit, Glaube, Natur, Wesen und Erscheinung der geistigen und körperlichen Elemente bezeichnen. Woher und mit welchen Mitteln schöpfen wir unsere Vorstellungen und Begriffe? Wie bewahrt und berichtigt sie der einzelne Mensch und auf welchen Bahnen überträgt die Menschheit im Ganzen die Summe ihrer Erfahrungen, Urtheile und Irrthümer auf das heutige Gesammtbewusstsein? Die Erörterung dieser Fragen hat bei der Naturwissenschaft zu beginnen, von den Organen des Menschen und der Art ihrer Verwendung zu handeln und dann die verschiedensten Gebiete der Geschichte zu betreten, um so zu zeigen, wie die geistigen Lebensmächte aus sinnlichen Anschauungen entsprungen, nach dem wechselnden Bedürfnisse der Erdstriche und Jahrhunderte ausgebildet und durch den Charakter der Nationen zu den verschiedenartigen Bedeutungen erhoben worden sind, die sie heute in der Welt einnehmen. In Summa sucht der Verf. zu beweisen, dass der Menschheit nichts von aussen und nichts von oben herab in den Kreis ihrer Vorstellungen getreten ist, sondern dass sie vielmehr auch dasjenige, was wir mit Religion oder Offenbarung zu benennen pflegen, aus sich selbst heraus entwickelt hat, dass auch den höchsten und heiligsten Begriffen zuletzt irgend ein sinnlicher Eindruck zum Grunde liegt, der nach und nach eine erweiterte Gestalt bis zu seiner jetzigen annahm. Das Verfahren, mittelst dessen die Erörterungen der „Isis" zu diesem Ergebnisse hingeleiten, ist ein einfach natürliches und geschichtliches. Der Verfasser versetzt sich in die Urzustände der Menschheit und geht dem Leben derselben unbefangen, aber mit scharfsichtiger Beobachtung nach, nachdem dasselbe mehr und mehr zu einem historisch erkennbaren geworden. Seine Untersuchungen halten überall an der Wirklichkeit fest. An der menschlichen Natur und an den Bedingungen derselben im Allgemeinen, so lange die Zeit noch dunkel und ohne geschichtliche Urkunden ist. Sowie sie aber auch nur mit einer Sage, einer Ueberlieferung, einem hergebrachten Begriffe in das Hellere rückt, hat der Verfasser eine gelehrte Belesenheit von erstaunlichem Umfange zur Hand, womit er seine Naturgeschichte der Menschheit und ihrer Ideen weiter führt und historisch begründet.

Die „Isis" scheint ihrer Idee nach durch den „Kosmos" hervorgerufen worden zu sein. Sie möchte das Wissen von der geistigen Welt in gleicher Vollständigkeit zusammenfassen, wie sich im „Kosmos" das Wissen von der Körperwelt abspiegelt.

Freischütz. V. Der zweite Band bestätigt die günstige Meinung, die wir beim Erscheinen des ersten Bandes über das Werk aussprachen. Der Verfasser ist an die schwierige Aufgabe, eine Uebersicht und Bilance der auf mühsamem Wege errungenen Resultate des religiös-philosophischen Denkens zu geben, mit bedeutenden Mitteln herangetreten und er führt seine Aufgabe mit Sachkunde, Fleiss und Ge-

schick aus. Der zweite Band fällt in die Kapitel: Pflicht, Sünde, Gewissen, Lohn und Strafe, Erlösung, Christenthum, Wissenschaft und Religion, Gespräch über Gott und Unsterblichkeit. Auch in diesen Kapiteln, die tief in die dogmatische Theologie eingehen, beherrscht der Verf. seinen Stoff sehr gut und verliert über die Masse von kirchengeschichtlichem Material den Faden der Entwicklung nicht aus der Hand. Vor allem machen wir den Leser aufmerksam auf das Gespräch im letzten Kapitel. Es ist ein Dialog zwischen Vater und Sohn, der die Ergebnisse der bisherigen Darstellung in populärer und allgemein verständlicher, aber durchaus edler und auf wissenschaftlicher Forschung ruhender Form resumirt. Das Gespräch giebt eine so treue und vollständige Anschauung der in dem religiös-philosophischen Gebiete einander gegenüber stehenden Gegensätze, wie sie in einem für Laien berechneten Werke nur irgend möglich ist.

Fortschritt. W. Der Verfasser der „Isis" stellt sich die Aufgabe, die Welt der Begriffe, in die wir, wie in die sinnliche, hineingeboren werden, aufzuklären: nicht indem er, sie einzeln betrachtend, ihren Gehalt auseinander legt, sondern indem er diese gewordenen Lebensmächte von ihrem Ursprung an bis auf die Gegenwart verfolgt. Ein Gewordenes aber in seiner Entwicklung Schritt vor Schritt begleiten, heisst dasselbe erklären, es aus einem Mysterium zu einem Bekannten machen. Wer sich diese Aufgabe stellt, wird von der Ansicht geleitet, dass die genannten geistigen Lebensmächte nicht von oben oder aussen dem Menschen gebracht sind, wie Th[illegible] der Religion behaupten, auch nicht der Seele eingeboren sind, wie philosophi[illegible]chulen lehren. Vielmehr, was in seinem Ursprung aufzufinden und in seine[illegible]twicklung zu verfolgen ist, muss innerhalb des menschlichen Geschlechtes selbst entstanden sein. Mit der Voraussetzung, dass der erste Ursprung auch der weitesten, höchsten und heiligsten Begriffe irgend eine sinnliche Anschauung ist, geht der Verfasser an die Lösung seiner Aufgabe; er hat damit einen soliden Standpunkt eingenommen; der feste Erdboden verschwindet ihm unter den Füssen nicht, wie das bei Untersuchungen dieser Art oft zu geschehen pflegt. Wer also sein Buch zum Studium zur Hand nimmt — wer bloss Lectüre wünscht, lasse es liegen — der hat nicht zu befürchten, dass sein Gehirn durch Operationen mit unklaren Begriffen gemartert, oder dass ihm zugemuthet werde, die Reise in ein Land zu machen, das jenseit dieser Sinnenwelt gelegen ist, wo aber alle Theologen und viele Philosophen vorgeben, zu Hause zu sein.

Das neue Hamburg. Das Werk stellt sich, sowohl was das gesammelte Material in quantitativer und qualitativer Beziehung, als auch was dessen Gliederung, Behandlung betrifft, als ein vorzügliches Erzeugniss bedeutender Gelehrsamkeit und unermüdlichen Fleisses, verbunden mit historischem Scharfblicke, praktischer Menschenkenntniss und combinatorischem Geschick vor die Augen des Lesers, als eine Lektüre interessantester und zugleich instructivster Art, als ein Hausschatz gediegenster Kunde in social-politischer, religiös-geschichtlicher, naturwissenschaftlicher Hinsicht, dessen Werth durch die lichtvolle, durchsichtige, im besten Wortsinne populäre Vortragsweise noch erhöht wird.

Jedem, dessen geistiges Streben nach einem höheren Ziele, als dem einer oberflächlichen Salonbildung geht, empfehlen wir die Anschaffung dieses Buches aus aufrichtiger Ueberzeugung von seinem Werthe.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.